England.

Erklärung der Vignetten.

1) Die Weisheit bestimmt die Wahl eines reisenden Jünglings zwischen England und Italien für England. Italien, als ein jugendlich blühendes Weib personificirt, liegt an einer ausströmenden Urne gelehnt, hält in der über dieselbe hingelegten Hand einen Kranz und hebt die andere winkend empor. Um sie her stehen alte römische Paniere. Ihr Kopf ist bekränzt, in ihrem Schooße liegt die päbstliche Krone, und zu den Füßen eine Maske. England, als eine reife weibliche Schönheit gebildet, auf einem Füllhorn sitzend, den dreyzackigen Zepter des Neptun in der einen Hand haltend, hebt mit der andern eine Wage, deren Schalen gleich schweben, und in deren einer die Gesetztafeln und in der andern ein Hut, als das Bild der Freiheit, liegen; in ihrem Schooße aber liegt der goldne Apfel, den Paris der Schönsten unter den Göttinnen zuprach.

2) Britannien, welches die schönen Künste in seinem Schooße aufnimmt.

England und Italien

von

J. W. von Archenholtz,
vormals Hauptmann in K. Preuß. Dienſten.

Erſten Bandes erſter Theil.

Leipzig
im Verlage der Dykiſchen Buchhandlung
1785

G.H. BIBL. N. WEIMAR.

Zueignungsschrift.

An

Herrn Hofrath

Wieland

in Weimar.

Theuerſter Freund!

Ich weihe hier der Freundſchaft ein Werk, deſſen Bruchſtücke Ihrer Aufmerkſamkeit nicht unwürdig ſchienen. Es iſt die Frucht vieljähriger Reiſen und einer nicht gemeinen

Thätigkeit. Erhält es Ihren Beyfall, so ist mein stolzester Wunsch befriedigt. Ich würde ihn nicht hoffen können, wenn nicht manches neue, mühsam entdeckte, den sittlichen Menschen betreffend, dem größten Menschenkenner angenehm seyn müßte. Wie klein ist dieser mein Danktribut gegen das, was ich Ihnen, verehrungswürdiger Mann, schuldig bin! Eine Schuld, die jeder durch Ihre unsterblichen Werke belehrte Deutsche, wenn er solche im ganzen Umfange ihres Werths zu schätzen weiß, mit mir zugleich trägt. Hätte aber ein jeder Ihrer Verehrer den Vorsatz, es nicht bey einer kalten Bewunderung bewenden zu lassen,

ſondern nach Möglichkeit durch Handlungen ſeine Dankbarkeit für Ihren vergnügenden Unterricht zu beweiſen, ſo würden Sie noch lebend diejenigen Belohnungen genießen, die eine mehr dankbare Nachwelt Ihren Enkeln gewiß als eine Nazionalſchuld mit Wucher ertheilen wird. Dies ſind die Geſinnungen und Wünſche eines Sie höchlich verehrenden Freundes, der durch eine äußerſt ſeltne Erfahrung und ein unermüdetes Beſtreben nach Kenntniſſen gelernt hat, Ihre erhabenen Verdienſte ganz zu ſchätzen. Je mehr man das menſchliche Herz und die große Welt kennt, je mehr man die beſten Dichter aller Zeiten und Völker ſtu-

dirt und fühlt, deſto mehr muß man Ihre vortreflichen Schriften anſtaunen. Der Grad der Achtung, den man für dieſelben zeigt, iſt in meinen Augen der ſicherſte Maaßſtab von Geſchmack, Gefühl, Einſicht und Menſchenkenntniß.

Ihre Freundſchaft gehört zum Glücke meines Lebens, und mit dieſen angenehmen Empfindungen unterzeichne ich mich

Ihr

Leipzig,
den 15ten April
1785.

Freund und Verehrer
v. Archenholtz.

Vorbericht.

Ich habe in meinem Journale, Litteratur und Völkerkunde, einige auf meinen Reisen gemachte Bemerkungen in Fragmenten bekannt gemacht: da diese nun dem Publikum nicht mißfallen haben, so liefre ich hiemit das Ganze zwey berühmte Länder betreffend, die sich in jedem Betrachte so ähnlich sind. Es sollen eigentlich nur zwey Skizzen seyn, die sich ein jeder nach eigner Erfahrung und Kenntniß ausmalen kann. Ich bin zweymal in Italien gewesen, in den Jahren 1775, 1779 und 1780, und habe daselbst einen Aufenthalt von drittehalb Jahren gemacht; in England hingegen habe ich in drey verschiedenen Perioden sechs Jahre lang gelebt, und zwar den größten Theil des Zeitraums von 1769 bis 1779, in welchem leztern Jahre ich diese schöne Insel zulezt verließ. Keine einzige Reisebeschreibung hat meine Bemerkungen geleitet, weil ich dafür halte, daß derjenige Reisende zu beklagen ist, der, gewisse physische Gegenstände allein ausgenommen,

die Beobachtungen Anderer zu seinen Urtheilen nöthig hat. Die meinigen waren größtentheils das Resultat selbst gesehener Thatsachen, daher ich bey beiden Ländern, vorzüglich aber bey England, so viele Beyspiele anführe, um meine Leser in den Stand zu setzen, die Richtigkeit meiner auf Erfahrung gebauten Behauptungen selbst zu prüfen. Aufmerksam auf alles, was einen Reisenden interessiren kann, und nicht unvorbereitet zu diesem Endzweck, war doch der Mensch immer in seinen mannichfaltigen, sowohl sittlichen als politischen Verbindungen und Verhältnissen, der Hauptgegenstand meiner Beobachtungen. Ich bemühte mich beständig das Charakteristische auszufinden, und diesem nicht ganz mißlungenen Versuche zu folge, erscheint hier so vieles Neue und Sonderbare, das mancherley Betrachtungen veranlassen dürfte. Italien liefert diesen moralischen Stof bey weitem nicht in dem Maaße wie England, daher ich mich auch über dieses leztere Land weiter verbreitet habe.

Inhalt.

Erster Band. Erster Theil.

Erster Abschnitt.

Von Großbritannien überhaupt. Denkungsart der Engländer. Freiheiten des Volks. Gerichtshöfe. Herzogin von Kingston. Oberster de la Motte. Parlamentswahlen. Vorrechte des Königs. Ministerial-Entwürfe. Gleichheit. Ehre und Schande. Luttrels Betragen im Parlament. General Burgoyne und Saratoga. S. 1

Zweiter Abschnitt.

Nationalstolz. Höflichkeit. Vortreflichkeit des englischen Charakters. Sonderbare Scene deutscher Emigranten in London. Aufklärung. Preßfreiheit. Zeitungen. Junius-Brief. Prediger Horne. Pranger mit Blumen bestreut. Hofzeitung. Mißbrauch der öffentlichen Blätter zu sinnreichen Betrügereyen. Großer und mannichfaltiger Nutzen dieser Papiere. Wilkes Charakter und höchstmerkwürdige Geschichte. Lord Major Crosby in dem Tower und im Triumph; ein großes Gemälde der englischen Freiheit. 48

Dritter Abschnitt.

Land und Clima. Produkte und Flor von Großbritannien. Industrie. Große Societäten der Künste in London und Wallis. Kanal des Herzogs von Bridgewater. Merkwürdige Beyspiele von Erfindungskünsten. Wedgwoods Manufaktur in antiken Formen. Cox, Mechanikus. Doctor Grahams Gesundheitstempel. Mrß. Abingston, Modekönigin. Nägel-Künstler. Vornehme Bettler. Calas. Obrister von Champigny. Strassen-Bettler, deren Lebensart und Clubs. Diebs-Clubs, in St. Giles. Zauberer. 91

Vierter Abschnitt.

Größe von London. Kontrast zwischen der City und dem westlichen Theile der Stadt. Das Eigenthümliche der Häuser und öffentlichen Plätze. Steinpflaster. Aussenseite. Nächtliche Erleuchtung. Paulskirche. Westmünster-Abtey. Außerordentliche Anekdote von Karl I. Adelphi-Gebäude. Palast des Lord Majors. Brücken. Bank-Gebäude. Prächtige Laden. Magistrat der City. William Beckfords Patriotismus. S. 125

Fünfter Abschnitt.

Ueber den Religionszustand in England. Toleranz. Katholiken. Klerisey. Puritaner. Methodisten. Withfield. Straßenprediger. Sonntagsfeyer. Märtyrer-Tag Karls I. Quäker. Herrnhuter. Deismus. Williams deistischer Gottesdienst. Selbstmord. Sonderbare Vorbereitung zum Tode eines vornehmen Engländers. Lord Clive. Juden. Doctor Falkon, ein sogenannter Kabbalist. Goldmacher. Linguets Charakter und Belehrung der Engländer. 169

Sechster Abschnitt.

Public Spirit oder Nationalgeist, ein Charakterzug der Britten. Hospitäler und Stiftungen. Patriotische Belohnungen. General Wolf. Der französische Herzog von Nivernois betrogen und gerächt. Dankbarkeit der Kaiserin Maria Theresia gegen die englischen Damen. Großer Patriotismus eines unbekannten Bürgers. Herzog von Athol. Seltenheit der Patrioten unter den englischen Ministern. Lord Chathams Charakter, öffentliches und Privat-Leben, Beredsamkeit, Tod und Leichenbegängniß. 204

Siebenter Abschnitt.

Handel der Engländer. Streit des Herzogs von Bedford mit dem Herzog von Choiseul. Englische Kaufleute. Minister-Sporteln. Häusliche Gebräuche der Engländer. Banquiers. Ritter Colbrook. Bank von England und deren Einrichtung. Französischer Entwurf, sie zu ruiniren. Andere merkwürdige Vorfälle diese berühmte Bank betreffend. Dreds, eine die Menschheit entehrende Begebenheit. S. 274

Erster Band. Zweiter Theil.

Achter Abschnitt.

Vollziehung der englischen Gesetze. Feyerliche Prozesse des Grafen von Ferrers und der Herzogin von Kingston. Staatsprozeß des Banquieur Sayre. Charakter des berühmten Ritters d'Eon, seine Ritterzüge in London und zweifelhaftes Geschlecht. Morande, der geharnischte Zeitungschreiber. Die Hinrichtung des Predigers Dodd und dessen rührender Brief an den Grafen von Mansfield Kampf der Gesetze mit der Menschheit, eine höchst merkwürdige Anekdote. Englische Henker. Grausame Bestrafung in Schottland gewisser Verbrechen. Sonderbare Gesetze in Ansehung der Weiber, der Flüche und der Thiere. Constable Großkanzler. Freymäurer-Akte. Buchstäbliche Beobachtung der Gesetze. 473

Neunter Abschnitt.

Leichtigkeit in England Schulden zu machen. Bailifs oder Gerichtsdiener. Sonderbare Prozeduren beym Verhaftnehmen. Schuldbürgen, ein eignes Gewerbe. Gesetzmäßige Transportirung von ei-

nem Gefängniß ins andre. Die King's Bench ein Schuldgefängniß, deſſen innere Einrichtung, Geſetze und erſtaunenswürdige Verfaſſung. Unterhalt der Schuldner. Gnadenakte und deren außerordentliche Folgen. Militairperſonen dem Civilgericht unterworfen. General Ganſel. S. 324

Zehnter Abſchnitt.

Polizey in London und deren vortrefliche Anſtalten. Straßenräuber zu Pferde und zu Fuße. Einbrechende Diebe, ein abgeſondertes Gewerbe. Sonderbare Scene einer ſchönen Diebsgehülfin. Taſchendiebe, eine von den vorigen ganz verſchiedene Menſchenklaſſe. Diebs-Maximen. Engliſche Betrüger. Freudenmädchen mancherley Gattungen, deren Lebensart und Grundſätze. Miß Fiſher, eine berühmte Prieſterin der Venus. Verführungsmethode junger Frauenzimmer in England. Auffallende Ausſchweifungen alter Weiber und Kinder. Freudenhäuſer für Hofleute. Bagnios. Merkwürdiges Bacchanal eines reichen Engländers. Catalogus öffentlicher Nymphen. Allgemeiner Abſcheu gegen die Pederaſtie. Händedruck, eine brittiſche Sitte. 357

Eilfter Abſchnitt.

Lebensart der Engländer. Kaffeehäuſer und deren mannichfaltiger Gebrauch. Lloyd's Kaffeehaus, ein Gegenſtand der Bewunderung. Societät der Aſſecuranten. Häusliche Gebräuche. Kontraſt engliſcher und franzöſiſcher Mahlzeiten. Hausthüren in London. Kochkunſt. Getränke. Brod. Diätetiſche Regeln. Kleidung und Putz der Mannsperſonen. Wunderliche Bittſchrift der Londner Perückenmacher an den König. Dienende Stände. Bediente. Aufwärter in Kaffeehäuſern und Tavernen. Mägde. Kammermädchen. Nähe-

rung der Stände unter einander. Bureaux für Gesinde, Kaufmannsdiener und Ehelente. Sonntagsfeyer. Gutmüthigkeit des englischen Pöbels, durch auffallende Beyspiele bewiesen. Außerordentliche Herablassung des Königs. Faust-Kämpfe. Die Box-Kunst und ihre Regeln. Kampf zwischen dem Marschall von Sachsen und einem Karrenführer. Duelle. Gebrauch der kalten und warmen Bäder. König von Bath. S. 394

Zwölfter Abschnitt.

Charakter des englischen Frauenzimmers, dessen Lebensart und Sitten. Adel. Bisarre Handlungen; eine Eigenheit der Britten. Sehr merkwürdige Beyspiele davon. Lord Montague. Lotterie. Wett-Comptoirs. Sonderbare Wetten verschiedener Art. Leidenschaft zum Diebstahl. Gastmahl in Wallis für achttausend Personen. Ehestands-Prämie in Essex. Lord Baltimore. Schornsteinfeger-Prozessionen. Leichenbegängniß der Magna Charta. Emigrationen nach Neu-Seeland, eine sehr wenig bekannte außerordentliche Unternehmung. Reise nach O'Tahiti, ein romanhafter Entwurf. Verstümmelte Bildsäule Karls I. Sonderbare Mißhandlung eines Spaniers. Haß der Engländer gegen die Franzosen. Brittisches Vorurtheil wider anatomische Operationen. Privat-Narrenhäuser. Gedruckte Anzeigen mannichfaltiger Art. Waarenlager von Mrs. Philipp, das einzige dieser Gattung in der Welt. Gassenlieder. 436

Dreyzehnter Abschnitt.

Lustbarkeiten der Engländer. Theater in Drury-Lane, Coventgarden und Haymarket. Italienisches Opern-Theater. Zustand der englischen Schaubühne. Entertainments, eine besondere

Gattung Schauspiele. Jubildum, zur Ehre des Shakspear. Eigenheiten des englischen Theaters. Tumult im Schauspielhause in Drury Lane wider den Dichter O'Kelly. Verschiedenheit der französischen und englischen Schauspieler. Brittische Theater-Freiheit. Foote, der englische Aristophanes. Garrick. Sadlers Wells, ein sonderbares Sommerschauspiel. Kleine Schauspiele. Stevens satyrisch-komische Vorlesungen. Verunglückte Versuche, französische Schauspiele in London einzuführen. Konzerte. Ranelagh. Vauxhall. Attische Versammlung. Madame Cornely's prachtvolle Feste. Das Pantheon. Maskeraden. Thee-Gärten. Spaziergänge. St. James Park, Green Park und Hyde-Park. Der Garten zu Kensington. Englische Jagd. Ball- und Kugelspiele. Wettrennen von Pferden, Eseln und Läufen. Hahnengefechte. Clubs und Societäten sehr verschiedener Art. Große debattirende Societät und deren sehr merkwürdige Einrichtung. Außerordentliche Scene daselbst, zur brittischen Charakteristik gehörig. 477

Vierzehnter Abschnitt.

Betrachtungen über den jetzigen Zustand Englands, in Rücksicht auf Finanzen, Staatsverfassung und Freiheit. Defensive Verfassung. Vortreflichkeit der englischen Marine. Matrosenpressen. See-Invaliden Haus zu Greenwich. Sonderbare Matrosensitten. Admiral Keppel. Landtruppen. Feldarmee. Nationalmiliz, ein politisch-philosophisches Phänomen, in allen seinen Theilen bewundernswürdig und einzig. Lager bey Coxheath. Englische Ehrentitel. Ostindische Compagnie. Einige Bemerkungen, Wissenschaften und Künste in England betreffend. Brittisches Museum und andre Kunst- und Naturalien-Sammlungen. Englische Gartenkunst. Beschluß. 556

Erſter Abſchnitt.

Von Großbritannien überhaupt. Denkungsart der Engländer. Freiheiten des Volks. Gerichtshöfe. Herzogin von Kingſton. Oberſter de la Rothe. Parlamentswahlen. Vorrechte des Königs. Miniſterial-Entwürfe. Gleichheit. Ehre und Schande. Luttrels Betragen im Parlament. General Burgoyne und Saratoga.

Großbritannien, dieſe Königin der Inſeln, iſt in Anſehung der Regierungsform, der Geſetze, Sitten, Gebräuche, der Art, wie ihre Einwohner denken, handeln und überhaupt leben, ſo ſehr von allen andern Ländern in Europa unterſchieden, als wenn dieſe ſonderbare Inſel nicht zu unſerm Welttheile, ſondern zum Südmeer gehörte. Beſonders iſt der Kontraſt äußerſt auffallend, wenn man aus Frankreich nach England kommt. Man glaubt in einen andern Planeten verſezt zu ſeyn, da dieſe Veränderung nicht allmälig, oder nach langwierigen Reiſen, ſondern in wenig Stunden geſchieht. In der That iſt kein Land auf unſerer Erde für den philoſophiſchen Beobachter ſo ſehr in-

teressant, als diese nicht genug gekannte Insel; eine Behauptung, die jedermann bestätigen wird, der sich lange daselbst aufgehalten, die Landessprache versteht, und, mit den gehörigen Kenntnissen versehn, alles unbefangen beobachtet hat.

Die Revolution, die seit den zwey lezten Jahrhunderten in Ansehung der Sitten, der Wissenschaften, der Künste, des Handels, der Religion, und vorzüglich in der politischen Verfassung dieser Insulaner vorgegangen, ist ganz erstaunenswürdig. Ungeachtet der längst errungenen Vorrechte, die man in den finstern Zeiten Freiheit nannte, war die englische Regierung in vieler Betrachtung ganz tyrannisch, wovon besonders die Jahrbücher der Regierung des despotischen Heinrich VIII. und seiner grausamen Tochter Maria die stärksten Beyspiele liefern. Man machte in einem kurzen Zeitraum den Uebergang von der äußersten sowohl weltlichen als geistlichen Unterdrückung zu der ungebundensten Freiheit in politischen und Religionssachen.

Aus diesem ganz zwanglosen Zustande entstehn die Eigenheiten des Charakters, die uns so sehr bey den Engländern auffallen. Der wohlhabende und überhaupt der unabhängige Bewohner dieses Lan-

des kennt keine andre Richtschnur seiner Handlungen, als die Gesetze und seinen eignen Willen; übertritt er jene nicht, so bleibt ihm unverwehrt alles zu thun, was ihm nur einfällt. Alle andre europäische Nationen, denen diese sogenannten Thorheiten nicht erlaubt sind, wundern sich darüber, weil sie die Quelle nicht kennen, oder nicht untersuchen. Billig aber müßte man sich wundern, daß solche bisarre Handlungen nicht noch weit häufiger sind. Das Qu'en dira-t-on? das allenthalben so mächtig wirkt, kommt hier in keine Betrachtung. Man zieht blos seinen eigenen Verstand zu Rathe, und sezt sich ganz über die Urtheile von Personen weg, die einem weder nutzen noch schaden können. Man lacht über Bisarrerien hier so gut wie anderswo, allein man zeigt dabey mehr Nachsicht, und schäzt einen sonst rechtschaffenen Mann deswegen nicht geringer, vorausgesezt, daß er Niemand durch seine Einfälle Schaden thut. Denn dieses ist das Charakteristische der englischen Thorheiten, daß man fast nie die Gesetze dabey aus den Augen verliert. Wie sehr diese zum Wohl des Ganzen hier herrschen, werde ich in der Folge durch höchst merkwürdige Beyspiele beweisen. Diese Eigenheit, ganz für sich zu denken und zu

handeln, haben die Engländer auch in ihren Schriften eingeführt, und ihr allein haben wir viele kühne Entwürfe, und manche große Wahrheit zu verdanken, womit ihre Philoſophen und Mathematiker das menſchliche Geſchlecht beſchenkt, desgleichen die hohen Genieflüge und die neuen Bahnen, die ihre Dichter und Geſchichtſchreiber ſich gebrochen, und dadurch die Ideenwelt gleichſam erweitert haben.

Dieſes Land hat ſolche Reize, daß in unſern Zeiten es kein Fremder betreten kann, ohne davon gefeſſelt zu werden. Nur ſetze ich nothwendig voraus, daß er die engliſche Sprache verſtehe, und mit dem Nöthigen, in einem theuren Lande zu leben, wohl verſehn iſt. Das Alter des Fremden, ſeine Neigungen und Denkungsart, mögen beſchaffen ſeyn, wie ſie wollen, ſo findet er hier alles, was er wünſcht. Es fehlt ſehr viel, daß man ein gleiches von Paris ſagen kann. Dieſer Reiz erſtreckt ſich auf alle Stände, vom niedrigſten bis zum höchſten. Man bot alle Künſte auf, den jetzigen König von Dänemark bey ſeinem Aufenthalt in Frankreich zu vergnügen; man gab ihm nie geſehene Feſte, als eine Jagd bey Nachtzeit in einem illuminirten Walde; jedes Bonmot, das er ſagte, wurde beſungen; kurz die ganze Nation beeiferte

ſich, ihm ihr wundervolles Paris zum Elyſium zu machen, und dennoch fand er in London viel mehr Vergnügen, wo alles dieſes fehlte, und ihm kein Matroſe auf der Straße aus dem Wege ging. Dieſe Erinnerung an ihre Menſchlichkeit, wenn ſie aus der Natur der Dinge entſpringt, ſcheint oft den Großen der Erde eben nicht zu mißfallen, wie viele Beyſpiele beweiſen. Ein großer deutſcher Reichsfürſt, der England vor wenig Jahren beſuchte, und der ſich ſonſt nur zu oft an ſeinen Stand erinnerte, fand natürlich die Engländer nicht ſo ehrerbietig gegen ſeinen Rang, als ſeine Unterthanen; da er nichts anders erwarten konnte, ſo beſchied er ſich gern, vergnügte und zerſtreute ſich, und ob er gleich mit dem Hofe nicht ſehr zufrieden war, ſo hinderte dieſes ſo wenig, als der Mangel an Ehrfurcht der andern Inſulaner, daß er den Aufenthalt in England nicht höchſt angenehm fand. Die Engländer kennen den Werth ihres Landes auch ſo ſehr, daß Verbrecher, wenn ſie nur die geringſte Hofnung haben dem Tode zu entgehen, ſich lieber einem Criminal-Prozeß unterwerfen, als aus England entfliehn, ſie ſehen die Verbannung von ihrer Inſel als eine Art von Tod an, der beynahe ſo ſchrecklich in ihren Augen, als ein

gewaltsamer ist; daher auch viele hingerichtet werden, denen es vor der Verhaftnehmung nicht an Mitteln fehlte, aus England zu entweichen. —

Da diese Insel in so vielen Dingen so sehr von andern Ländern unterschieden ist, und vorzüglich eine Staatsverfassung besitzt, die nach dem Montesquieu kein Volk der Erde je so vortreflich gehabt hat, so trifft dieses Land das Loos nicht selten, selbst von philosophischen Köpfen nicht genug gekannt zu seyn, ja oft vorsezlich verkannt zu werden; daher die unphilosophischen Zweifel über den Vorzug eines uneingeschränkten monarchischen Staats und einer eingeschränkten Monarchie, wie die englische. Es ist keinem seine Kette zu beneiden, die er gern trägt; sie mag Vergleichungsweise noch ein Glück für ihn und küssenswerth seyn, er thut aber Unrecht, wenn er durch Sophistereyen oder Unwissenheit den Zustand eines monarchischen Unterthanen mit der Freiheit eines Engländers vergleicht. Man lese die vielen auffallenden Thatsachen, wodurch in diesen Bemerkungen Staatsverfassung, Gesetze, kurz alles, was das Glück dieser Insulaner ausmacht, dargestellt werden. Vielleicht wird man sodann den Ausdruck eines Nabobs von Arcot nicht übertrieben finden, der mit

dem englischen Obersten Smith dem siegreichen Subah von Decan aufwartete, und ihm folgende Anrede hielt: „Großer Subah! sieh hier mein „Geschenk; ich bringe dir diesen Krieger und mit „ihm die Freundschaft der Engländer, ein Volk, „das aus Königen besteht.“

Ungeachtet der innerlichen Unruhen, die von einem Freystaat*) unzertrennlich, ja zu dessen Erhaltung durchaus nöthig sind, da sie dem Geiste desselben Nahrung geben, und Leben und Thätigkeit verbreiten; ungeachtet des so unglücklich geendigten amerikanischen Kriegs, der ungeheuren Nationalschuld, und aller Mängel und Unvollkommenheiten, die zum Loos der Menschheit gehören, genießen die Einwohner Englands einer beneidenswerthen Glückseligkeit, deren Umfang von andern Nationen durchaus verkannt wird, da es schwer ist, selbst unter der sanftesten monarchischen Regierung, sich einen wahren Begriff von Nationalfreiheit zu machen, die auf die großen Rechte der

*) Man erlaube mir dieses Wort, ob es gleich nicht der pedantischen Classification gemäß ist, nach welcher Algier und Tripolis Freystaaten genennt werden, England aber, weil es einen König hat, nicht dazu gerechnet wird.

Menſchheit gegründet iſt. Nichts war den Engländern lächerlicher, als der Ausdruck in dem franzöſiſchen Manifeſt beym Anfange des lezten Kriegs, „daß der König ſich genöthigt ſähe, den in ihren „Rechten und Freiheiten gekränkten Amerikanern „beyzuſtehn.“ Man äußerte auch von engliſcher Seite in dem Gegenmanifeſt nicht wenig Verwunderung, daß man ſich Wörter bediente, von denen man in Frankreich keine Begriffe habe. Es iſt eine ausgemachte Wahrheit, daß kein aufgeklärtes Volk je ſo frey war, als es die heutigen Engländer ſind; ein Urtheil, dem jeder beypflichten wird, der die Verfaſſungen der vornehmſten alten und neuen Freyſtaaten genau kennt. Nur dem Patriotismus iſt es verzeihlich, wenn ein Holländer, oder ſelbſt ein Schweizer wähnt, ſo frey wie ein Engländer zu ſeyn. Eine kleine Darſtellung der engliſchen Freiheiten wird dieſes anſchaulich machen, und die Vergleichungen erleichtern.

Außer einer Menge Vorrechte und Privilegien aller Arten, welche die Engländer theils durch ihre Magna Charta erhalten, theils bey den verſchiedenen Revolutionen und günſtigen Zeitumſtänden errungen haben, kann man die Hauptvorrechte dieſes Volks in fünf Rubriken bringen. 1) Die Preß-

freiheit. 2) Die Habeas Corpus-Akte. 3) Die öffentlichen Tribunäle. 4) Die Prozeßurtheile durch Geschworne, und 5) die Repräsentation im Parlament.

Die Engländer nennen mit Recht die Preßfreiheit das große Palladium ihrer politischen Freiheiten. Der Mißbrauch derselben, wodurch oft schändliche Pasquille gemacht und verbreitet werden, wird unendlich von dem großen Nutzen überwogen, den der gute Gebrauch dem gemeinen Wesen gewährt. Der kühnste Minister, der im Kabinet und im Parlament mit schamloser Stirne der Nation schädliche Entwürfe vorträgt, beleidigende Widersprüche und Vorwürfe mit Kaltblütigkeit erduldet, hat keinen andern Damm gegen seine Unternehmungen, als die öffentliche Stimme des Publikums. Diese Stimme hat noch nie ein englischer Minister aus den Augen gesezt, noch verachten können. Hierdurch werden Anschläge und Absichten oft in der ersten Geburt erstickt, und sehr wohl ausgesonnene Maaßregeln mit einemmale über den Haufen geworfen. Es wäre unmöglich, daß dieses Reich, wo der König die Quelle aller Ehrenstellen, Würden, und zum Theil auch aller Reichthümer ist, bis zu unsern Tagen ein Frey-

ſtaat geblieben wäre, wenn es die wohlthätige Preßfreiheit nicht bewirkt hätte. Eine dem Anſehn nach geringfügige Unternehmung eines Miniſters, wenn ſie nur auf die entfernteſte Weiſe als ein Eingriff in die Nationalfreiheit ausgelegt werden kann, ſezt ſogleich alles in Bewegung; das Volk wird beunruhigt; der Miniſter erſchrickt und giebt die Sache auf. Wäre man nicht ſo aufmerkſam auf Kleinigkeiten, ſo würde die Krone unvermerklich ihre Vorrechte ausdehnen, und endlich ihr großes Ziel, die abſolute Gewalt, erreichen.

Der König wünſchte im Jahr 1771, daß ein zum Tode verurtheilter Verbrecher nicht zu Tyburn, ſondern außerhalb der Stadt, vor dem Hauſe wo das Verbrechen begangen war, aufgeknüpft würde. Dieſes königliche Verlangen wurde den Sherifs der Grafſchaft Middleſex durch den Staatsſekretär kund gethan. In andern Ländern würde man es für ſehr gleichgültig halten, an welchem Orte ein Delinquent hingerichtet würde; in England hingegen dachte man ganz anders. Die Sherifs weigerten ſich zu gehorchen. Ein neuer verſtärkter Befehl that keine beſſere Wirkung, veranlaßte aber eine ehrerbietige Vorſtellung an den König, worin man wegen der Weigerung ſehr triftige Gründe anführte.

Es hieß darin, wenn man den Hinrichtungsort nach Gefallen bestimmen könnte, so würden nach und nach solche Mißbräuche daraus entstehen, welche die Grundgesetze des Reichs untergrüben. Diese Hinrichtungen könnten sodann bald auf dem Lande, bald in der Stadt auf einem Marktplatze, oder in irgend einer Straße, endlich gar in einem Hause geschehen, wodurch denn die in einem freyen Reiche so nöthige öffentliche Verfahrungsart ganz aufhören würde. Die Sheriffs bestanden hierauf, und gaben nicht nach; ein Betragen, das ihnen den Beyfall des ganzen Landes verschaffte.

Die Habeas Corpus-Akte sichert einen jeden Engländer gegen die Unterdrückung der Großen und Mächtigen des Reichs. Dieser Akte zufolge darf kein Engländer auf Befehl eines Ministers, oder selbst des Königs arretirt werden, ohne daß man in wenig Tagen die Ursache seines Verhafts anzeigt, und ihm seinen Ankläger in einem öffentlichen Tribunale vor die Augen stellt. Auf diese Weise ist der niedrigste Mensch gegen alle Unterdrückung eines mit der höchsten Autorität bewafneten Ministers völlig gesichert. Nichts macht einen größern Kontrast als diese Akte, die seit der Revolution noch nie verletzt worden ist, mit den so

berüchtigten Lettres de cacher, womit das französische Ministerium von jeher so freygebig gewesen ist. Es war genug, den Sous-Commis eines Commis irgend eines Ministers beleidigt zu haben, um in die Bastille gesandt zu werden, und daselbst lebendig zu verfaulen. Wenn wir Linguet glauben, so ist diese teuflische Etiquette noch immer Mode. Dieser sonderbare Mann bemühte sich aus allen Kräften, bey seinem ersten Aufenthalt in London, die Freiheiten der Engländer in seinen Annalen weg zu räsonniren. Nunmehr, durch die Bastille belehrt, denkt er anders, und hält England für den sichersten Zufluchtsort auf der Erde. Er bereut öffentlich seinen närrischen Patriotismus, und versichert, daß die ausgestandene Kur radikal gewesen sey. Bey der in Deutschland zum Theil vergessenen, zum Theil sehr unbekannten Wilkesschen Geschichte, die ich in der Folge anführen werde, da sie höchst merkwürdig und durchaus verkannt ist, werde ich Gelegenheit haben, die großen Vortheile dieser Akte anschauend darzustellen.

Die öffentlichen Tribunäle gehören durchaus zu der Verfassung eines wohlformirten Freystaats. Alle Prozesse und Streitsachen wurden schon im alten Griechenland und in Rom öf-

ſentlich vorgetragen und entſchieden. Da iſt es ſchwer, augenſcheinlich ungerecht zu ſeyn, wo man das Volk zu Zeugen hat, die geringſte Handlung genau beobachtet, und jedes Wort ſcrutinirt wird. Nur ein Decemvir Appius hatte die Frechheit, in einem öffentlichen Tribunal, offenbar ungerecht zu handeln, und einem ganzen Volke zu trotzen. Die Folgen davon ſind bekannt. Bey dem Prozeß der Herzogin von Kingſton in London im Jahr 1777 ereignete ſich ein merkwürdiger Vorfall, der die Vortreflichkeit der öffentlichen Rechtspflege in ein helles Licht ſezte. Da die Herzogin die Wittwe eines Pairs war, ſo war es vor dem ganzen Oberparlament, daß dieſe Sache unterſucht wurde. Alle Pairs von England waren hier Richter, unter dem Vorſitz eines Lords Steward's, den der König zu dieſem Endzweck ernannt hatte; deſſen vielbedeutende Würde aber mit dieſem Prozeß ſich auch endigte. Der Schauplaz war in Weſtmünſter-Hall, deſſen außerordentliche Größe dennoch für die zahlloſen Zuſchauer zu klein war. Der vornehmſte Zeuge der Herzogin war ein alter Mann, der bettlägerig war, und nicht aus dem Zimmer gebracht werden konnte. Indeſſen war ſein Zeugniß zum Vortheil der Herzogin äußerſt nothwendig, daher

ſie um die in England ganz ungewöhnliche Gunſt bat, durch eine Deputation von ihren edlen Richtern dieſen Zeugen in ſeinem Hauſe abhören zu laſſen. Dieſe Bitte zu gewähren, ſchien vielen Pairs höchſt billig zu ſeyn, die daher auch ſogleich ihre Stimmen zur Bewilligung gaben. Allein dieſes währte nicht lange. Der Graf von Mansfield, Lord-Oberrichter von England, trat auf, ein Mann, der die tiefſte Rechtskenntniß mit einem durchdringenden Verſtand und einer Ciceroniſchen Beredſamkeit verbindet; er verſicherte ſeine Bereitwilligkeit, der Beklagten alle nur thunlichen Mittel zu ihrer Rechtfertigung zu bewilligen, (hiebey iſt zu bemerken, daß er hier nicht als Lord-Oberrichter, ſondern blos als Pair redte, der bey dieſem großen Tribunal nichts weiter als ſeine einzele Stimme hatte) ſchilderte aber mit den lebhafteſten Farben das Nachtheilige, das die Folge einer ſolchen Gunſt ſeyn würde. Da Beyſpiele bey den engliſchen Gerichtshöfen von großem Gewicht ſind, ſo würde man in der Zukunft dergleichen Bitten oft geſtatten, ja geſtatten müſſen; bey allen wichtigen Prozeſſen würde es kranke Zeugen geben, die heimliche Abhörungen verlangten: wie leicht wäre eine kleine Anzahl abgeordneter Perſonen zu hintergehn und

zu beſtechen? ja man würde oft ſelbſt die Wahl dieſer Abgeſchickten zu lenken wiſſen. Er endigte mit der Verſicherung, daß hiedurch die engliſche Freiheit untergraben, das in dieſer Inſel geheiligte Recht des Eigenthums preisgegeben, ja ſelbſt das Leben der Einwohner blosgeſtellt werden würde. Um dieſes zu verſtehn, muß man wiſſen, daß die Urtheile bey allen engliſchen Tribunälen nach der Zeugen Ausſage gefällt werden, wo ein Zeuge mehr gilt, als ganze Kaſten voll Documente. Die Rede des Lords Mansfield machte den gröſsten Eindruck. Die Pairs, welche die wärmſten Freunde der Herzogin waren, ſtanden ſogleich von ihrem Verlangen ab, und ſelbſt ihre ſehr beredten Advokaten ſchwiegen. Eine Scene, die für jeden philoſophiſchen Zuſchauer das höchſte Intereſſe hatte.

Die Urtheile bey allen Tribunälen in England werden durch zwölf Geſchworne gefällt, die man die Jury nennt. Dieſes ſind die eigentlichen Richter, die losſprechen und verdammen. Zwar iſt gemeinhin einer, auch mehrere von den verordneten und beſoldeten Richtern gegenwärtig, allein ſie dienen blos als Zeugen der geſezmäßigen Prozeduren, und um die Geſchwornen auf gewiſſe Umſtände des Prozeſſes aufmerkſam zu machen; hernach erklä-

ren ſie das Urtheil nach den Geſetzen. Ein jeder Einwohner in England, der in einem Kirchſpiel ein Haus zwey Jahr lang bewohnt hat, iſt verbunden, ein Kirchſpielamt gratis zu übernehmen. Hierunter iſt auch das Amt eines Geſchwornen, das ſelbſt Fremde, die nicht naturaliſirt ſind, verwalten müſſen. Da die zu jedem Prozeß gehörigen zwölf Männer aus einer viel größern Anzahl erwählt werden, ſo ſind Beſtechungen unmöglich, auch hat man kein Beyſpiel von Verſuchen dieſer Art. Auf dieſe Weiſe werden die Prozeſſe ſchleunig und mit großer Unpartheylichkeit entſchieden. Linguet, der ſich vor ſeiner Züchtigung durchaus vorgeſezt hatte, alles in England herab zu würdigen, war gleichſam wider ſeinen Willen gezwungen, dieſen Rechtsgebräuchen die höchſte Bewunderung zu zollen. Man lieſt ſeine beredten Urtheile hierüber in den Annalen mit Vergnügen, beſonders da er hier ganz in ſeinem Fach iſt. In Criminalſachen, wenn der Beklagte ein Ausländer iſt, wird die Jury aus ſechs Engländern und ſechs Ausländern zuſammengeſezt; die Namen derſelben werden vorher ihm zugeſchickt, damit, wenn er einen gegen ihn feindlich geſinnten Mann darunter findet, er ihn ohne weitere Erklärung als Richter verwerfen könne.

Nichts iſt auffallender, als die menſchliche und äußerſt ſanftmüthige Art, wie man hier einen Verbrecher vor Gericht behandelt; er ſey ein Dieb, Mörder oder Mordbrenner, und ſein Verbrechen auch ganz unleugbar. Man ſollte glauben, daß ſich Advokaten, Geſchworne und Richter vereinigt hätten, den Beklagten zu retten. Man ſucht, ob nicht in dem Formular der Anklage Fehler befindlich ſind, die ſie zweydeutig machen; ein Umſtand, der ſogleich den ganzen Prozeß endigt. Die Advokaten vertheidigen ihn mit Eifer; die Zeugen gegen ihn werden äußerſt ſcharf, und oft ungeſtüm befragt. Sein eigen Geſtändniß wird nicht verlangt, und iſt ſogar von keinem Gewicht, wenn der Beklagte durch die Ausſage der Zeugen nicht überführt werden kann; und zwar aus dem philoſophiſchen Grundſaz, daß eine Anklage oder ein Zeugniß gegen ſich ſelbſt wider die menſchliche Natur ſey; ein Grundſaz, der ſehr ſeltſam mit den Maximen derjenigen Tribunäle kontraſtirt, welche die Folter für ihr beſtes Hülfsmittel halten. Iſt alles geſchehen, ſo erlaubt man ihm noch, ſich mündlich zu vertheidigen, wobey man die größte Aufmerkſamkeit beobachtet. Wird er für ſchuldig erkannt, ſo erklärt der vorſitzende Richter ihm in ei-

ner Anrede die geſezmäßige Strafe, und zwar in anſtändigen Ausdrücken, wobey nie ein Schimpfwort oder der geringſte Vorwurf gebraucht wird. Der 1782 in London hingerichtete franzöſiſche Spion Obriſter de la Mothe, der als ein Staatsverbrecher der erſten Größe in ſeinem Vaterlande wie ein Wurm behandelt worden wäre, war ganz erſtaunt über die Nachſicht, mit der ihm hier begegnet wurde. Man ſchickte ihm die Punkte ſeiner Anklage im Gefängniß zu, damit er Zeit hätte, ſie gehörig zu beantworten; groſſe Advokaten übernahmen ſeine Vertheidigung ohne alle Belohnung; man legte ihm die Liſte der Geſchwornen zu ſeiner Muſterung vor; kurz man ging mit ihm um, als wenn an ſeiner Rettung das Wohl des Landes läge. Der präſidirende Richter erinnerte ihn im Tribunal mit vielem Glimpf an dieſe Nachſicht, und endigte mit dieſen Worten: „So ſind Sie, mein Herr, in einem Lande behandelt worden, wo Sie nicht die „geringſte Nachſicht erwarten konnten; ſo ſind die „Gebräuche eines Landes, deſſen vortrefliche Conſtitution zu vernichten, Sie ſo groſſe Bemühungen angewandt haben.“ Solche Beyſpiele ſind nothwendig, um das pöbelhafte und unſinnige Vorurtheil auszurotten, als ob die Sitten der Engländ-

der überhaupt wild wären. Hier ist nicht die Rede von einzelnen Personen, sondern von der Nation in ihrer Verfassung, Sitten, Gebräuchen, Gesetzen, u. s. w. Man untersuche Thatsachen, und zwar genau wenn man kann, und alsdann urtheile man.

Nach der Reichsverfassung hat jeder Engländer, der zwey Pfund Sterling von seinen liegenden Gründen Einkünfte hat, das Recht, seine Stimme bey Parlamentswahlen zu geben, die in seiner Grafschaft, in seiner Stadt oder Flecken geschehn; außerdem aber haben die Bewohner vieler Städte auch das Recht, Repräsentanten zu wählen, wenn sie gleich kein Grundstück besitzen. Ein solches Privilegium haben auch die beiden Universitäten Oxford und Cambridge. So sehr auch Bestechungen bey Parlamentswahlen dem Hofe nothwendig sind, so hat er doch nicht unter der Regierung des vorigen Königs verhindern können, daß die Patrioten wider diesen schändlichen Mißbrauch ernstliche Gesetze machten; allein man hat doch Mittel gefunden, sie ungestraft zu übertreten. Z. B. der Candidat geht bey den Landleuten herum, kauft ihnen allerhand Kleinigkeiten ab, und bezahlt sie sehr theuer; er giebt für ein Huhn drey auch vier

Guineen. Der Landmann verſteht den Wink, nimmt das Geld, und giebt dafür ſeine Stimme. Da dieſes bloße Speculationeu der Candidaten ſind, ſo geſchieht es ſehr oft, daß ſie ungeheure Summen vergebens verſchwenden, wenn der Mitcandidat einen größern Einfluß hat. Der vormalige große Banquier in London, Fordyce, der im Jahr 1778 fallirte, verlor bey einem ſolchen Plan 30,000 Pfund Sterling; denn da er glaubte, daß ihm Unrecht geſchehen ſey, fing er einen ſehr koſtbaren Prozeß an. Es wurden viele hundert Landleute mit Extrapoſt nach London geholt, um als Zeugen zu erſcheinen. Dieſe Speculation fehlte abermals, und trug nicht wenig zu ſeinem nachherigen Ruin bey. Das große Anſehn, in dem ein Parlamentsglied ſteht, und der Einfluß in den öffentlichen Angelegenheiten, der ihm gewiß iſt, wenn er Rednertalente beſitzt, ein Mittel das in England zu den höchſten Ehrenſtellen führt, alles dieſes hat mächtige Reize für einen Engländer, und muntert ihn auf, alles anzuwenden, um einen Sitz in dieſem Senat zu erlangen. Eine Haupturſache der Venalität der neuern Parlamenter iſt dieſe, daß alle Nabobs (ein Name, den man ſpottweiſe den Engländern giebt, die ſich in Oſtindien

bereichert haben, bey ihrer Zurückkunft nach England, ſich ſogleich ins Parlament drängen, und deshalb keine Koſten ſcheuen; dieſes iſt auch die Urſache, daß die Gräuel in Indien bisher ungeſtraft geblieben ſind.

Der außerordentliche Kontraſt zweyer cultivirter Völker, der in dieſem Werke durch Nebeneinanderſtellung höchſt auffallend iſt, zeigt ſich in allem, was nur eine Nation auf irgend eine Art von der andern unterſcheiden kann. Jede Seite dieſer Bemerkungen liefert davon den Beweis. In Italien ſieht man täglich religiöſe, und in England politiſche Feſte. Dieſe leztern ſind den Italienern ſo unbekannt, als die erſtern es den Engländern ſind. Die feyerlichen Zuſammenkünfte, Prozeſſionen und Freudensbezeugungen, ſind auf dieſer Inſel ſehr häufig, und für jedermann, der die Gegenſtände derſelben kennt, höchſt intereſſant. Nichts aber iſt ſo hinreiſſend als die Parlamentswahlen, die ein außerordentliches Schauſpiel darſtellen. Vor dem beſtimmten Wahltage ſieht man hier dieſelben Scenen, die man im alten Rom ſah, wenn Magiſtratsperſonen erwählt werden ſollten. Vornehme Männer, die durch ihre Geburt, Reichthümer und Talente oft zu den Größten des Staats

gehören, ſollicitiren hier bey jedem gemeinen Bürger um ſeine Stimme; ſelbſt die ſchöne Herzogin von Devonſhire hat ſich bey der lezten Parlamentswahl 1784 herabgelaſſen, in eigner Perſon für Herrn Fox Stimmen von den geringſten Einwohnern in Weſtminſter zu erbitten, die das Wahlrecht hatten; ein Schritt, den ſie nicht ſowohl ſich dieſen unruhigen Mann, ſondern vielmehr den Prinzen von Wallis zu verbinden that, der ſich für die Wahl des Fox ſehr intereſſirte.

Am Wahltage theilet ſich die ungeheure Anzahl der Wählenden in Corps, die ſich unter beſondern Fahnen verſammlen. Die Candidaten erſcheinen jeder in Prozeſſion von ihren Freunden begleitet, die ſich alle durch farbige Bänder an den Hüten von den andern Wahlparteyen auszeichnen. Vor ihnen her werden Fahnen getragen, worauf der Name des Candidaten und ſein Wahlſpruch geſtickt iſt. Solche Aufzüge von tauſenden animirten Menſchen, die zumal in London hunderttauſende zu Zuſchauern haben, geſchehen ganz ohne Soldaten und Gerichtsdiener, die man anderswo durchaus bey Volksverſammlungen nöthig glaubt, und die oft mehr Schaden anrichten, als ſie Gutes bewirken.

Die Candidaten besteigen auf dem Marktplaz ein für sie errichtetes Gerüste, das mit Tapeten bedeckt ist. Hier halten sie Reden ans Volk, so wie die römischen Redner auf dem Foro thaten. Die Wählenden lassen sodann ihre Namen und Stimmen öffentlich aufschreiben, ohne Unterschied von Alter und Stand, und die Mehrheit derselben bestimmt den Mann, der durch seine neue Würde Theil an der königlichen Gewalt und an dem großen Recht nimmt, Gesetze zu geben, sie abzuschaffen, und für das Glück und die Sicherheit der Nation zu wachen. So außerordentlich auch bey solchen Vorfällen der Tumult eines freyen Volks ist, so geschehen hier doch sehr selten blutige Auftritte. Es ist ein Unterschied zwischen Menschen, die ungehindert ihre Gemüthsbewegungen zu äussern gewohnt sind, und solchen, die unter einem despotischen Joche schmachten', und daher bey der geringsten Gelegenheit, wo die Ketten schlaff werden oder zerreissen, sich den zügellosesten Ausschweifungen überlassen. Auch werden auf diesen politischen Kampfplätzen in England nie Degen und Pistolen gebraucht, so groß auch die Erbitterung der Parteyen oft ist.

Nach geendigter Wahl wird der Erwählte im Triumph nach Hauſe gebracht. Ich kann hier der Verſuchung nicht widerſtehn, die ſchöne Beſchreibung zu überſetzen, die Linguet in ſeinen Annalen von dem Foxſchen Triumphe im Jahr 1784 macht, wovon er ein Augenzeuge war. Es iſt nicht mehr der die Engländer haſſende und verſpottende Linguet, ſondern der durch die Baſtille belehrte Schriftſteller, der hier ſeine Bemerkungen mittheilt:

„Da Herr Fox endlich den Sieg erhalten hatte, „ſo fanden ſich ſeine Anhänger noch weit zahlreicher „als den erſten Wahltag ein, um ſeinen Triumph „zu verherrlichen. Ein Trupp Reiter fing den „Marſch an, hierauf folgten die Fahnen aller „Kirchſpiele, deren Stimmen die Wahl des Can„didaten bewirkt hatten, begleitet von den vornehm„ſten Wählenden dieſer Kirchſpiele, alle zu Fuße, „und mit langen weißen Stäben in den Händen. „Nach dieſen Fahnen wurden des Herrn Fox ſeine „getragen, unter denen ſich eine neue von weißem „Atlas auszeichnete, mit dieſer Inſchrift: Sa„cred to female Patriotism (dem weiblichen Pa„triotismus geweiht.) Dieſes war eine Huldigung, „welche die Dankbarkeit für den Eifer der Herzogin

„von Devonshire erzeigt hatte, eine Rechtfertigung „ihres Betragens, und eine billige Schadloshal„tung für die Unannehmlichkeiten, die sie hatte er„tragen müssen.“

„Ein andrer Trupp Reiter führte den Zug ei„nes mit Lorbeern gekrönten Haufens, vermischt „mit musikalischen Banden. Hierauf folgte der „Triumphator in einem mit Lorbeerzweigen be„flochtnen Lehnstuhl, der von einer Anzahl starker „Männer getragen wurde. Hinter ihm kamen „leere Kutschen, mit sechs Pferden bespannt, eben„falls mit Lorbeerzweigen festonartig besezt, die „durch die Bedienten-Livreyen die großen Fami„lien zu erkennen gaben, zu denen sie gehörten. „Der Zug wurde durch eine noch zahlreichere Rei„terey beschlossen, die wie die vorhergehenden aus „Bürgern aller Stände bestand, welche alle, durch „gemeinschaftliche politische Gesinnungen vereinigt, „den Unterschied des Ranges vergaßen, nur blos „für den allgemeinen Ausdruck der Freude und der „Gleichheit Gefühl hatten, und mit dem zahllosen „Haufen, der die Straßen und Fenster der Häuser „anfüllte, ein so sonderbares als interessantes „Schauspiel darstellten. Alle Herzen öfneten sich, „alle Augen waren von jenen sanften Thränen be-

„nezt, welche die sichersten Symptomen der innerli-
„chen Zufriedenheit sind. Ich habe nie ein Schau-
„spiel gesehn, das mich mehr gerührt hätte, und
„das mir nach meiner Erfahrung so fähig zu seyn
„schien, die Seele zu erheben."

„Die Zufriedenheit war bey denen noch leb-
„hafter, welche überlegten, daß diese öffentliche
„Huldigung einer bloßen Privatperson geschah,
„ohne Würden, ohne Macht, nur allein durch sei-
„nen Muth und den Eifer seiner Freunde unter-
„stützt; daß eben dieser Mann, der Gegenstand
„dieser Feyerlichkeiten und dieser Ehrenbezeugun-
„gen, womit man seine Ergebenheit fürs Volk und
„seine Opposition gegen das Ministerium belohnte,
„in allen andern Ländern unglücklich gewesen wäre,
„daß er vielleicht seine Tage in einem Kerker geen-
„digt hätte; daß anstatt dieses Pomps, der ihn
„über die Menschheit zu erheben schien, er durch
„einen despotischen Befehl mit Schmach bedeckt in
„die Abgründe der Bastille und von Spandau ge-
„stürzt, oder in die Wüsten Siberiens verbannt
„worden wäre: Abgründe und Wüsten, wo nicht
„allein die Freundschaft zu ohnmächtig gewesen
„wäre, ihm beyzustehn, sondern wo sie selbst ge-
„zittert haben würde, sich für ihn zu verwenden

„wo es dem Unglücklichen nicht einmal erlaubt ge„wesen wäre, seine Existenz, oder seine Vernich„tung kund zu machen.

„Welch ein Text! Wie sehr rechtfertigt er den „Stolz der Engländer! Wie sehr entschuldigt er „den Vorzug, den so viele rechtschaffene Menschen, „selbst unfreywillig, ihrer Staatsverfassung „vor allen andern einräumen müssen!"

So weit Linguet, der seine Sinnesänderung auf folgende Weise rechtfertigt: „Ich habe seit „meiner Zurückkunft nach England über viele „Punkte meine Meynung geändert, nachdem ich „über die Vollkommenheit, zu der die menschliche „Gesellschaft gebracht werden kann, ein sehr trau„riges Licht bekommen habe; nachdem ich gezwun„gen worden bin, zwey von meinem Leben abge„schnittne Jahre ganz der Meditation zu widmen, „und zwar durch eine Gewalt, wider welche die „Einwohner dieses Landes zu sichern das erste al„ler Gesetze ist. Ich kann daher nicht unterlassen, „ihrer Gesetzgebung die Reparation zu machen, die „ihr vorzüglich von einem Manne gebührt, der ein „Opfer derjenigen Unterdrückungen gewesen ist, die „sie nicht zuläßt."

Diese Parlamentswahlen müssen natürlich den Stolz der Engländer erhöhen, und ihnen gewisse Begriffe von Gleichheit einflößen. Ich wohnte unter andern zu Newcastle einer solchen Wahl bey, da sich ein besondrer Vorfall ereignete. Zwey Candidaten hatten sich eingestellt, um Repräsentanten dieses Orts zu werden. Der eine war ein Freund und Verwandter des Herzogs von Northumberland, der persönlich zugegen war, das Interesse seines Freundes zu befördern. Der andre hatte einen Einwohner aus London, Namens Smith, zum Beschützer, der einen starken Kohlenhandel trieb, und sich hiedurch mehr als 100000 Pf. St. erworben hatte. Vermöge seiner Geschäfte hatte er große Verbindungen an diesem Orte, wo bekanntlich die Kohlenschiffe befrachtet werden. Der Herzog von Northumberland, der, außer seinem Rang und Reichthümern, die ersten Würden des Staats bekleidet hatte, glaubte nicht, daß ein solcher Mann mit Vortheil gegen ihn auftreten könnte, ward aber bey seiner Ankunft den Irrthum gewahr. Er ließ daher diesen Mr. Smith zu sich einladen, erhielt aber die stolze Antwort: daß er nichts bey ihm zu suchen habe; hätte aber der Herzog etwas bey ihm zu suchen, so möchte er zu ihm kommen

Der Herzog bequemte ſich hiezu, und that den Antrag: Smith ſollte ſeinen Candidaten für dieſen Ort aufgeben, dagegen wollte er ſich auf das feyerlichſte verbinden, daß derſelbe bey einer andern Wahl, die einer gewiſſen Grafſchaft bevorſtünde, unfehlbar gewählt werden ſollte; weil er daſelbſt viele Güter hätte, und die Wahl dort ganz von ihm abhinge. Smith ſchlug dieſes Anſuchen rund ab, und ſagte: er hätte ſeinem Candidaten das Wort gegeben, Repräſentant dieſes Orts zu werden, und wäre gewohnt genau ſein Wort zu halten. „Wohlan denn," erwiederte der Herzog, „ſo müſſen wir es probiren," wobey er ſich entfernte. Smith war ſtolz genug, ihn beym Abſchiede zu erinnern, ſein Beſtes zu thun. Er that es, allein vergebens; der andre wurde erwählt, und der geringe Einfluß des Herzogs verſpottet.

Dies ſind Mißbräuche, denen am beſten durch eine gleichere Repräſentation abgeholfen werden würde; denn in den großen Städten hört aller Einfluß bey den Wahlen auf, oder iſt doch ſehr unbedeutend. Wer iſt im Stande, eine ungeheure Anzahl, theils wohlhabender, theils reicher, ja oft unermeßlich reicher Leute zu beſtechen? Ein wahrhaft patriotiſches Unternehmen war es daher von

dem würdigen Sohne des großen Pitts, im Jahr 1782 und 1783 auf eine beßre Einrichtung bey der Repräsentation zu bringen. Nichts scheint dem gesunden Menschenverstande auffallender zu seyn, als daß Städte von 40000 und mehr Einwohnern gar keine Repräsentanten haben, weil sie zur Zeit der Magna Charta noch nicht existirten, da hingegen elende Flecken, die oft nur von Tagelöhnern bewohnt werden, die Wahlfreiheit beybehalten haben, weil sie vor einigen hundert Jahren ansehnliche Städte waren. London ist die einzige Stadt, die vier Personen ins Parlament schickt, da sie doch verhältnißweise wohl vierzig Repräsentanten haben müßte. Die großen Manufakturstädte, als Manchester, Birmingham, und andere, die so viel zum Flor des Königreichs beytragen, dürfen gar keine hinschicken. Der Entwurf des vortreflichen Pitts war daher äußerst nothwendig, der sinkenden Staatsverfassung aufzuhelfen; allein Lord North und Consorten verhinderten es, weil das Bestechungssystem dadurch vernichtet worden wäre, auf dem damals ihre ganze Größe gebaut war. Der König würde nichts dabey verlieren, wenn er anders die Rechte der Krone nicht gesezwidrig erweitern wollte. Unter der glorreichen Administration

des unsterblichen Chatham wurde kein Ministerial-Einfluß angewandt, und keine Bestechung fand statt. Nie ging es den Engländern so nach Wunsch, und nie kannte man weniger Zwistigkeiten.

Man irrt sich, wenn man die Lage des Königs von England für sehr unangenehm hält; im Gegentheil, wenn das unglückliche Loos einer Krone jemand beglücken könnte, so würde ein englischer Monarch, wenn er wollte, dieses vorzüglich empfinden. Seine Vorrechte sind, wie bekannt, außerordentlich, und gröser, als je das Oberhaupt eines freyen Volks in alten und neuen Zeiten besessen hat. Man vergleiche, um nur von den neuern zu reden, die Statthalter von Holland, die vorigen Könige von Schweden, und die Könige von Polen, mit den Königen von England, um den auffallenden Unterschied recht zu beurtheilen. Der brittische Monarch kann ohne das Parlament, vermöge der Staatsverfassung, Allianzen, Krieg und Frieden machen, Gesandten annehmen und abschicken, wie auch Truppen anwerben lassen; er hat die Freiheit, nach seinem Wohlgefallen ein Parlament zusammen zu rufen, es zu prorogiren, wo er hin will zu verlegen, oder es ganz aufzuheben. Ohne ihn ist kein Gesez gültig; wenn es gleich

durch beide Parlamentshäuſer gegangen iſt, kann er allein, ohne eine Urſache anzugeben, durch ſeine zurückhaltende Genehmigung es vernichten. Er hat allein die Wahl aller Land- und Seeoffiziers, Magiſtratsperſonen, Staatsbeamten, Kronrichter, Biſchöfe und andrer geiſtlichen Würden; er kann nach Gefallen den Adel ertheilen, Verbrecher begnadigen, und von zuerkannten Geldſtrafen losſprechen; er kann Univerſitäten, Collegia, Spitäler, Jahrmärkte anlegen; er allein kann Proklamationen machen; er iſt der Vormund aller unſinnigen Menſchen im Reich, und der Erbe aller Verlaſſenſchaften, zu welchen ſich keine andere Erben melden. Alle Waaren, welche die See bey Schiffbrüchen ans Ufer wirft, und deren Eigenthümer man nicht weiß, gehören dem Könige; wie auch alles Land, das man von der See gewinnt. In Kirchenſachen kann er geiſtliche Geſetze machen, Ceremonien einſetzen, National- oder Provinzialſynoden halten laſſen, u. ſ. w. Wenn ein König von England ſich mit dieſen großen Vorrechten begnügt; ſo kann er ruhig die Verwaltung den Miniſtern überlaſſen, die für alles haften müſſen. Die große engliſche Staatsmaxime iſt: Der König kann kein Unrecht thun; daher wird Er auch

nie im Parlament geradezu, sondern blos seine Minister angegriffen. Da diese Angriffe, die oft in persönliche Ausfälle ausarten, das unzertrennbare Ministerialloos sind, so ist ein gutes Phlegma keine kleine Ministertugend in diesem Lande. Lord North besitzt diese Tugend in einem hohen Grade, und hatte während seiner unseligen Administration den Grundsatz des Herzogs von Orleans, Regenten von Frankreich, angenommen: pourvû qu'on me laisse faire, je les laisserai dire. Indessen ist eine Oppositionspartei im Parlament durchaus nöthig, daher auch der große englische Staatsminister Walpole zu sagen pflegte, daß, wenn sich keine Gegenpartie von selbst fände, man sich eine durch Geld selbst verschaffen müßte.

Die geringste persönliche Beleidigung, die man dem Könige zufügt, ist Hochverrath. Er kann seine Vorrechte so uneingeschränkt ausüben, daß, wenn er einen Matrosen auf einmal zum Großadmiral von England, oder den geringsten Dorfpfarrer zum Erzbischof von Canterbury machen wollte, niemand was dagegen einwenden könnte. So unumschränkt er indessen Gutes thun kann, so sehr sind ihm durch die Gesetze die Hände gebunden, Böses zu thun. Ohne diese vorsezlich zu übertre-

ten, darf er nicht einmal einen ſeiner Stallknechte prügeln laſſen. Er hat das Begnadigungsrecht ohne die mindeſte Einſchränkung, allein er kann die dem Verbrecher zuerkannte Strafe nicht erhöhen. Dieſe politiſche Linie iſt vielleicht das gröſte Meiſterſtück, das die Staatskunſt aufweiſen kann. Dadurch, daß der König die ausübende Gewalt in Händen hat, können die Angelegenheiten der Nation mit Geſchwindigkeit und Nachdruck betrieben und die Geſetze vollzogen werden. Man betrachte dagegen den langſamen Gang der holländiſchen Staatsgeſchäfte, ſo wird der Vorzug der engliſchen Verfaſſung deſto auffallender.

Es iſt jedoch gewiß, daß ſeit der Revolution in England nie ſo viele und bisweilen nicht unglückliche Verſuche gemacht worden ſind, die königliche Gewalt auszudehnen, als unter der jetzigen Regierung. Vom Anfang derſelben bis Lord Norths Abdankung 1782 war das Parlament beſtändig der Krone ganz ergeben. Alles was die Miniſter vortrugen, wurde durch die Mehrheit der Stimmen genehmigt. Nie hatte man noch eine ſo fortdaurende Nachgiebigkeit des Parlaments erlebt, und zwar zu einer Zeit, wo die ganze Nation mißver-

gnügt war. Die Urſache davon lag in dem Charakter des Königs. Ein eigner Zug deſſelben, der bey Privatperſonen ſelten, und auf dem Thron faſt nie angetroffen wird, gab wahrſcheinlich Lord Buts den Gedanken ein, ihn nach Möglichkeit zu benutzen. Dieſer Mann wurde gleich nach dem Regierungsantritt des Königs an die Spitze des Reichs geſtellt, und ſeinen Rathſchlägen hat man alles Unglück zu verdanken, das England ſeit zwanzig Jahren betroffen hat. Der König hat nämlich eine Abneigung gegen den Luxus, und iſt dabey nichts weniger als freygebig, ohne jedoch das Geld zu lieben. Kein König in Europa ſpeiſet und wohnt ſo ſchlecht wie er, und keiner wendet ſo wenig auf Vergnügungen. Die Frugalität des Hofes geht ſo weit, daß ich an einem Hofball zu St. James in den königlichen Vorzimmern Talglichter habe brennen ſehn, da ſie längſt in London aus allen vornehmen Gemächern verbannt ſind. Bey ſo bewandten Umſtänden würde man aufgehäufte Schätze vermuthen, an derer Stelle aber finden ſich bey 900,000 Pf. St. Einkünften, die zur Civil-Liſte gehören, wozu noch an 300,000 Pf. St. andre kommen, beſtändig doch ungeheure Schulden, die das Parlament von Zeit zu Zeit bezahlen muß.

Auf dieſe Weiſe löſt ſich das Räthſel von ſelbſt, und bedarf keiner weitern Erklärung.

Lord North verfolgte den Plan des Grafen von Bute, und brachte in den eilf Jahren ſeiner ſchändlichen Adminiſtration das Königreich von dem höchſten Gipfel des Flors zu dem unglücklichen Zuſtande herab, worin es ſich jezt befindet. Dieſer Mann beſitzt keine wahre Beredſamkeit, noch weniger große Einſichten; allein er beſitzt gewiſſe Rednerkünſte, und Talente zu Intriguen in einem ſehr hohen Grade. Hiedurch beherrſchte er das Parlament, und bewirkte alles; beſonders da ſeine Bundsgenoſſen im Miniſterio ihn getreulich unterſtüzten. Sie waren ihres Führers vollkommen würdig, und vielleicht hätte man unter dem ganzen Adel nicht ein zweytes Miniſterium dieſer Gattung zuſammen bringen können. Jedermann kannte die ausgezeichneten Charaktere eines durch das Kriegsgericht entehrten Germaine, eines Sandwich, Rigby und andrer, nur dem Könige allein ſchienen ſie unbekannt. In einem berühmten Journal lieſet man einen Aufſatz, worin die jetzige gegenſeitige Abneigung zwiſchen dem Könige und Lord North durch weit hervorgeſuchte Gründe und ſehr ſonderbare Anekdoten erklärt wird. In der That

ist es wohl unnöthig, geheime und ganz außerordentliche Vorfälle da vorauszusetzen, wo die Bewegungsgründe vor aller Welt Augen liegen, und sehr einfach sind. Der König hielt Lord North für einen rechtschaffenen Mann, und wollte durchaus das Gegentheil nicht glauben, so lange er am Ruder war; kaum aber hatte er das Ministerium verlassen, als der Monarch solche Beweise von dem schlechten Charakter dieses Mannes erhielt, die keine Zweifel übrig ließen. Die königliche Achtung verwandelte sich daher in Verachtung, die dem Lord desto unerträglicher war, da sie ihm die Hoffnung raubte, wieder Minister zu werden. Er zog daher die Larve ab, wie bekannt ist, und zeigte sich nach der Coalition in seiner wahren Gestalt.

Das Bewußtseyn der Freiheit und des Schutzes der Gesetze verursacht natürlich, daß der gemeine Mann gegen Vornehme, ja selbst gegen die ersten Männer des Staats nur geringe Achtung zeigt, es sey denn daß sie sich durch ihr Betragen Popularität erworben haben. Das Volk erinnert sich nur zu gern an die Gleichheit, in welche die Natur alle Menschen gesezt hat. Die Schranken, welche Ehrenstellen und Reichthum veranlassen, sind nicht stark genug, um diese Ideen von Gleichheit

zu vernichten. Sogar gegen die königliche Würde wird oft wenig Achtung bewiesen. Man sieht den König als die vornehmste Magistratsperson an, die von der Nation bezahlt wird.

Der Adel erwartet aber auch keine Unterwürfigkeit, die dieser Stand in allen andern Ländern fodert. Der Geist der Freiheit, den die Lords gleichsam mit der Muttermilch einsaugen, lehrt sie, solche als ein angebornes Recht jedes Menschen zu betrachten. Ein Minister, von dessen Willen oft das Schicksal ganzer Staaten abhängt, erwartet hier nicht, so wie überhaupt kein Großer des Reichs, daß ihm ein gemeiner Mann auf der Straße ausweiche. Dennoch gehn diese Minister täglich zu Fuße in den volkreichsten Strassen von London, wo sie gedrängt werden, und manchen Stoß erhalten, ohne sich zu beklagen. Der stolzeste Engländer geht oft ganz vertraut mit geringen Leuten um, und nimmt an ihren Vergnügungen Theil; ja bisweilen sieht man Zweykämpfe von Personen sehr ungleichen Standes, weil man hier den Abstand der Stände nicht mit unserm Maaßstabe mißt. Der Vornehme hat auch oft den Geringern zu seinen ehrgeizigen Absichten nöthig. Bey Parlaments- und andern Wahlen empfängt

der niedrigste Bürger Briefe von allen vornehmen Candidaten, die in sehr höflichen Ausdrucken um seine Stimme bitten, und wenn sie solche erhalten, durch neue Briefe, förmlich unterzeichnet und besiegelt, aufs verbindlichste dafür danken. Hat man doch kürzlich, wie ich bereits oben erwähnt habe, die Herzogin von Devonshire gesehn zu diesem Endzwecke Geld und Küsse verschwenden, eine Dame, die, nach dem Urtheil der berühmten Angelica Kaufmann, das größte Ideal einer Grazie ist, das sie je gesehn hätte.

Diese freywillige Herablassung des Adels, die Ausländern so auffällt, ist der Natur eines Freystaats gemäß; auch thaten die Griechen und Römer, so lange sie Republikaner waren, ein gleiches. Vielleicht ist auch dieser gemischte Umgang die Hauptursache, daß der englische Adel aufgeklärter wie alle andre in Europa ist. Er lebt vertraulich mit Gelehrten und Künstlern, und belohnt ihre Talente reichlich. Was diesen Adel aber vorzüglich auszeichnet, ist die ruhmwürdige Art, womit ein vornehmer Engländer die Ungnade des Hofes erträgt, nebst der großen Anhänglichkeit, die ihm seine Freunde bezeigen, die fortdaurende Achtung seiner Bekannten, die, weit entfernt ihn wegen

der verlornen Gunſt zu verlaſſen, ihm vielmehr noch mehr Ergebenheit als zuvor beweiſen. So wurde Chatham, da er gleich nach dem Regierungsantritt des Königs das Staatsruder verließ, von dem Volke, das ihn vorher ſchon geliebt und hochgeſchäzt hatte, nunmehr beynahe vergöttert. Sein Bildniß wurde als das eines Hausgotts in allen Häuſern aufgeſtellt; Straßen, Tavernen, Kaffeehäuſer und Theegärten wurden mit ſeinem Namen benannt, die noch exiſtiren, und durch pompöſe Inſchriften an den Wohlthäter der Nation erinnern.

Die Begriffe von Ehre und Schande ſind überhaupt bey den Engländern ſehr verſchieden von denen, die in ganz Europa angenommen ſind. Der Verhaft eines Mannes gereicht hier nicht zum Schimpf, ſo wenig wie die Hinrichtung eines Delinquenten der hinterlaſſenen Familie Schande bringt. Der vorlezte Herzog von Ancaſter heurathete die Tochter eines Pferdehändlers, die noch vor wenig Jahren als verwittwete Herzogin lebte; ſeine Ehre blieb dabey ungekränkt, und ſie hatte den Zutritt bey Hofe ſo gut, wie andre Damen. Ein Mann vom Stande wird von einem andern geſchimpft, er ſchimpft wieder, oder verzeiht ihm,

ohne ſich zu rächen, oder ſich mit ihm zu ſchlagen. Der lezte Herzog von Bedford, nachdem er die höchſten Ehrenſtellen des Staats bekleidet hatte, erhielt bey einem Wettrennen tüchtige Prügel. *) Dieſe hinderten aber nicht, daß er bald darauf 1762 den ehrenvollen Auftrag erhielt, den berühmten Frieden zu Verſailles zu ſchließen. Der Pöbel der Ausländer, der von der Ehre ganz andere Begriffe hat, ſchreibt alles dieſes ohne Bedenken dem Mangel an Delicateſſe und rauhen Sitten zu; der Philoſoph hingegen, der dieſe Delicateſſe in andern Dingen hier nicht vermißt, ſondern ſie vielmehr oft aufs höchſte getrieben findet, und der nichts weniger als rauhe Sitten bey dieſem ſo aufgeklärten Volke gewahr wird, ſieht dieſe Ehrenſa-

*) Der König Georg II. verſtand die engliſche Sprache nur ſehr unvollkommen. Eines Tages beym Lever hörte er den Ausdruck a fine drubbing, welches ſo viel ſagen will, als eine hübſche Tracht Schläge: da er die Bedeutung davon nun nicht wußte, ſo frug er den berühmten Grafen von Cheſterfield darum, der des Herzogs von Bedford Feind war, und daher auf ihn zielte, weil er ſich auch gegenwärtig befand, mit der Verſicherung, daß dieſer Sr. Majeſtät die beſte Erklärung davon machen könne.

chen in einem ganz andern Lichte. In einer Monarchie zittert ein jeder für alles, was nur im geringſten ſeiner Ehre nachtheilig ſeyn kann. Eine unbedeutende Handlung, ein Wort, ein bloßer Verdacht ſind oft vermögend, ihn um ſein Brod, ja um Vermögen und Leben zu bringen. Seine Exiſtenz, das Wohl ſeiner Familie, hängt bisweilen von einem geringfügigen Umſtande ab, der nach der angenommenen Meynung die Ehre kränket. Man iſt auf ſeiner Hut, ſich ſelbſt zu verwahren, iſt aufmerkſam auf andre, beunruhigt ſich bey einer üblen Nachrede, und ſucht ſie zu rächen, oder ſich zu rechtfertigen. Hieraus entſtehen ſehr natürlich die verfeinerten Begriffe von Ehre. In einem Freyſtaat aber iſt es ganz anders, wo dieſe Begriffe bey weitem nicht ſo groß ſind, und wo der Bürger viele Rückſichten nicht kennt, die der monarchiſche Unterthan nicht einen Augenblick aus den Augen verlieren darf. Ich berufe mich hier wieder auf Griechen und Römer, die zur Zeit ihrer höchſten Verfeinerung ganz gleichförmig mit den Engländern über den Artikel der Ehre dachten.

Die Verſtellung hingegen wird bey den Engländern für Schande gehalten; daher ihre Frey-

müthigkeit, die, wenn sie nicht in künstlichen Worten eingekleidet ist, oft für Grobheit gelten muß. Indessen haben sie dieser Freymüthigkeit, mit Muth und Standhaftigkeit verbunden, ihre vortrefliche Staatsverfassung zu verdanken. Es fallen oft Worte in den Tribunälen und im Parlament, wobey man glauben sollte, daß nur Blut und Tod sie rächen könnte; allein solche Heftigkeiten haben höchst selten Folgen, weil sonst kein englisches Parlament existiren könnte. Der Ausländer, der diese Heftigkeiten verdammt, hat nicht über die Natur eines freyen Senats nachgedacht, wo das Anständige dem Nützlichen weichen muß; wo man keine kaltblütigen Ceremonien-Reden erwarten kann; und wo es dem wahren Patrioten unmöglich ist, bey höchst wichtigen Gegenständen im Feuer seiner Rede sich genau in den Schranken der Anständigkeit zu halten. Es ist wahr, daß diese bisweilen zu weit überschritten werden, aber lauter und allgemeiner Tadel ist sodann auch die Folge davon.

Einer der heftigsten Parlaments-Redner, der diese Schranken oft zügellos überspringt, ist der Hauptmann Luttrel, der jüngere Bruder der Herzogin von Cumberland. Er verging sich 1777 so

weit in ſeiner Rede, daß er öffentlich wünſchte, die martervollen Todesſtrafen andrer Länder in England eingeführt zu ſehn, weil ſodann Lord North dem Rade nicht entgehn könnte, und daß, wie er ausdrücklich ſagte, er mit großem Vergnügen deſſen Knochen vom Henker zerſchmettern ſehn würde. Dieſe rhetoriſche Figur revoltirte jedermann; der anweſende North aber ergriff mit ſeinem gewöhnlichen Phlegma das Wort, und ſagte lächelnd, „er müßte eilen zu reden, bevor er gerädert würde.“ In dem darauf folgenden Jahre hatte dieſer Luttrel einen andern Parlaments-Auftritt mit dem Lord Germaine. Dieſer Mann, der nach der Schlacht bey Minden durch ein förmliches Kriegsgericht entehrt, allein unter der jetzigen Regierung wieder hervorgezogen wurde, war damals zum Unglück für England Miniſter, und machte in dieſem Poſten den unſinnigen amerikaniſchen Operations-Plan für den General Burgoyne, der den Verluſt des ganzen Corps bey Saratoga nach ſich zog. Luttrel warf ihm im Parlament ſeine geſetzmäßige Entehrung, und ſeine weibiſche Feigherzigkeit im Kriege vor. Er würzte dieſe Vorwürfe mit allen Floſkeln, die ihm ein ſo reichhaltiger Gegenſtand darbot, und ſezte dadurch den alten

Germaine in Wuth, der, vom Zorn hingeriſſen, ihn einen Elenden (wretch) nannte. Dieſes war unparlamentariſch, und ſezte das ganze Haus in Bewegung. Luttrel, der die Folgen davon vorher ſahe, verließ ſogleich den Saal, und verbarg ſich auf der Gallerie unter den Zuhörern, um ein Zeuge des weitern Vorgangs zu ſeyn. Der Sprecher bat darauf das Parlament, ihm beizuſtehn, damit die Sache beygelegt würde. Germaine bezeigte ſich hiezu willig, allein Luttrel war nicht mehr da; hiedurch wurde die Unruhe vermehrt, bis man ihn oben entdeckte. Man nöthigte ihn, herunterzukommen; er kam, widerſtand aber allem Bitten wegen einer Entſchuldigung; worauf ein Parlamentsglied den Antrag trat, ihn nach der Tower zu ſchicken, wenn er ſich nicht dazu bequemen wollte. Da nun ein jeder Antrag im Parlament, bevor darüber geſtimmt wird, von einem Mitgliede wenigſtens unterſtüzt werden muß, und ſich hier niemand fand, ſo rief Luttrel ſelbſt: „I ſe„cond the motion! Ich unterſtütze den Antrag.“ Wiederholtes Zureden bewirkte indeſſen Entſchuldigungen von beiden Theilen, und ſo wurde die Sache geendigt.

Sonſt ſieht man nicht ſelten Perſonen, die heftig gegen einander geredet haben, freundlich und vertraut zuſammen ſprechen, ſobald ſie außer dem Parlamentshauſe ſind. Nur die Häupter der Parteien allein verfahren hiebey nach Grundſätzen, und meynen es mit ihrem Unwillen ernſtlich. Der berühmte Redner Burke, der bis zur Coalition ſich als ein rechtſchaffner Mann zeigte, erſchöpfte in dem amerikaniſchen Kriege alle Metaphern, die ihm ſein fruchtbares Genie nur eingab, und endigte einſt eine donnernde Rede mit den ſchrecklichſten Verwünſchungen gegen die Miniſter, und mit der Verſicherung, daß die erſten Worte, die er ſeinen ſäugenden Enkeln ſtammeln lehren würde, ähnliche Verwünſchungen auf ihre geweiheten Häupter ſeyn ſollten. Mit dieſem Segen verließ er die Verſammlung.

Kein Verluſt im amerikaniſchen Kriege ging den Engländern ſo nahe, wie die vorerwähnte Uebergabe eines ſtreitbaren Heers bey Saratega, da man ſich von demſelben und deſſen Feldherrn große Dinge verſprochen hatte. Auch hatte dieſes Unglück die Folge, daß Frankreich die Larve abzog, und die Amerikaner für frey erklärte. Burgoyne kam ſelbſt nach Europa, ſich zu vertheidigen, ob er

gleich noch ein Gefangner war. Man bediente ſich dieſes leztern Umſtandes, ihm den Zutritt zum Könige zu verwehren, ja man wandte alles an, ihn, wo möglich, auch vom Parlament, deſſen Mitglied er war, zu entfernen. Dieſes leztere aber gelang nicht. Burgoyne trat auf, rechtfertigte ſich aber nur überhaupt, weil er die Miniſter noch ſchonen wollte. Dieſe hingegen hielten ſich ihrer eignen Erhaltung wegen in keinen Schranken mehr, und nöthigten den unglücklichen General, der unter die kleine Zahl der engliſchen Offiziers gehört, die mit der Taktik bekannt ſind, alle ſeine Chargen zu reſigniren. Nunmehr appellirte er an die ganze Nation in einer vortreflichen Schutzſchrift, deren Inhalt ſo wichtig als rührend war, und die ſowohl die Unfähigkeit als Bosheit der Miniſter in das hellſte Licht ſezte. Er hatte Vorſtellungen wegen der abſoluten Unmöglichkeit gethan, mit ſeinem Corps durch die amerikaniſchen Wüſten zu dringen. Man hatte ſie nicht angehört, ſondern durch wiederholte und ganz beſtimmte Ordres die Unternehmung befohlen. Burgoyne mußte als Soldat gehorchen, ſo gewiß er auch ſeinen Untergang voraus ſahe. In dieſer Lage ſtellte er ſich vor, daß man durchaus die Abſicht haben müßte,

durch die Aufopferung ſeiner kleinen Armee höhere Abſichten zu erreichen. Als Bürger des Staats kam ſein perſönliches Wohl in keine Betrachtung; und als Krieger mußte er ſich mit dem Schickſale tröſten, das, ſo wie ihn und ſeine Truppen, auch die beiden im Kriege berühmteſten Völker der alten und neuen Zeit bey Caudinum und Maxen betroffen hatte. Dieſe auf ſchriftliche Beweiſe gegründete Schutzſchrift blieb ohne Antwort.

Zweiter Abſchnitt.

Nationalſtolz. Höflichkeit. Vortreflichkeit des engliſchen Charakters. Sonderbare Scene deutſcher Emigranten in London. Aufklärung. Preßfreiheit. Zeitungen. Junius-Brief. Prediger Horne. Pranger mit Blumen beſtreut. Hofzeitung. Mißbrauch der öffentlichen Blätter zu ſinnreichen Betrügereyen. Groſſer und mannichfaltiger Nutzen dieſer Papiere. Wilkes Charakter und höchſtmerkwürdige Geſchichte. Lord Major Crosby in der Tower und im Triumph; ein groſſes Gemälde der engliſchen Freiheit.

Die Engländer beſitzen viel Nationalſtolz, eine natürliche Folge ihrer Staatsverfaſſung, wo ein jeder blos von den Geſetzen abhängt. Wie

wäre es möglich, dieſes Vortreffliche und Auszeichnende zu kennen und zu empfinden, ohne einen hohen Werth darauf zu legen? Dieſer Stolz, den man den Engländern in unſern Tagen ſo ſehr zur Laſt gelegt hat, war von jeher einheimiſch bey den aufgeklärteſten Nationen. Kein Volk kam hierin den Griechen und Römern gleich, die mit dieſem Stolz jene hohe Vaterlandsliebe verbanden, die ihre unſterblichen Thaten erzeugte. Wenn die neuere engliſche Geſchichte voller großen Thaten iſt, ſo hat man ſie vielleicht vorzüglich dieſer Vaterlandsliebe zuzuſchreiben, die ſich in einem hohen Grade, ohne eine Beymiſchung von Verachtung gegen alles Auswärtige, nicht als möglich denken laßt. Die Spanier haben eben ſoviel Nationalſtolz, wo nicht mehr als die Engländer; dieſer aber iſt ein Gegenſtand der Verſpottung aller andern Völker, weil er ungegründet iſt; dahingegen die Engländer wegen eben dieſer Sache angefeindet werden, weil man mit oder wider Willen einräumen muß, daß ſie Urſache dazu haben. So beherrſcht der Neid ganze Nationen, wie einzele Menſchen. Auch kann man ſagen, daß der Stolz faſt in allen Menſchen einerley ſey. Das größere oder kleinere Maaß, das man bey ihnen zu bemerken glaubt, liegt vielleicht

mehr in den verschiedenen Mitteln, die das Glück an die Menschen verschwendet, oder ihnen versagt ihn zu zeigen, als in den Menschen selbst. Die Franzosen, die so viel Nationalstolz besitzen wie je ein Volk gehabt hat, verbergen denselben vor den Kurzsichtigen unter dem Firniß von Höflichkeit; durch diese Grimasse entgehn sie dem Neide, der auf den ungekünstelten Engländer in vollem Maaße zuströmt. Diesen so beleidigenden englischen Stolz zu demüthigen, war der Wunsch so vieler Nationen in dem amerikanischen Kriege; selbst der größte Theil der deutschen Nation, bey welcher der Enthusiasmus der Nachahmung noch sehr tief eingewurzelt ist, und die nur durch die Franzosen denken, leben, weben und sind, wünschte es ganz gegen ihr Interesse. Man vergaß bey dieser Gelegenheit das Blut und die Schätze, die England in diesem Jahrhundert für Deutschland aufgeopfert hat, und wünschte sehnlich, ohne zu wissen warum', diese Quelle verstopft zu sehn. Merkwürdig ist indessen, daß alle ansehnliche deutsche Reichsstädte hievon reifer urtheilten, und für England zitterten; ja selbst in der Schweiz, die weder in politischer noch merkantilischer Verbindung mit dieser Insel steht, und die den Engländern

nichts zu verdanken hat, waren faſt alle Wünſche für Englands Wohl vereinigt.

Ein Reiſender, beſonders wenn er aus Frankreich kommt, und hier keine franzöſiſche Höflichkeit findet, hält gewöhnlich die Engländer für unhöflich und grob, weil ſich die wenigſten die Mühe nehmen, die Sache näher zu unterſuchen. Grosley, Mitglied der franzöſiſchen Akademie, der vor ungefähr achtzehn Jahren hier war, erzählt in ſeinen Briefen ſehr freymüthig einen Vorfall, der ihm ſelbſt begegnet war. Er hatte das Vorurtheil mitgebracht, ein unhöfliches Volk zu finden. Wenig Tage nach ſeiner Ankunft ging er in die Komödie; es war ſehr voll, Grosley ohne Begleitung und ſehr neugierig: er muſterte alſo ſein weniges Engliſch zuſammen, und that an einen neben ihm ſitzenden Engländer verſchiedene Fragen; da dieſer ſie aber nicht verſtand, ſo ſprang er auf, drehte dem Franzoſen plözlich den Rücken zu, und entfernte ſich. Dieſes dem Anſchein nach höchſt unhöfliche Betragen wunderte den Grosley nicht ſehr, und beſtärkte ihn einige Augenblicke lang in ſeiner vorgefaßten Meynung. Er ſchämte ſich aber ſeines Urtheils, da er den Engländer wieder kommen ſah; dieſer hatte an der andern

Seite des Parterres einen Freund wahrgenommen, der französisch verstand; diesen herbeyzuholen, hatte er sich mit vieler Mühe durch die zahlreiche Versammlung durchgedrängt, und arbeitete nunmehr mit seinem dienstfertigen Freunde, wieder zu ihm zu kommen. War dieses wahre Höflichkeit oder nicht? Ein Franzos hätte sich mit einem Compliment begnügt, der Engländer aber schritt zur Handlung. Wenn also Thaten, und nicht bloße Worte allein, die wahre Höflichkeit bestimmen, so ist wohl kein höflicher Volk auf Erden, als die Engländer. Diese Handlungen fließen aus einer desto reinern Quelle, da in diesem freyen Lande der Arme sich vor dem Reichen nicht demüthigen darf, und der wohlhabende und unabhängige Mann nichts als die Gesetze über sich erkennt. Obgleich der moralische Charakter der Engländer etwas von seinem Werth verloren hat, so ist er doch noch höchst verehrungswürdig; nur muß man dieses große Volk nicht nach seinem Parlament, noch nach den ostindischen Plünderern, oder den englischen Kapern beurtheilen, die alle zweckmäßig handeln. Eine große Anzahl Parlamentsglieder wünschen hohe Ehrenstellen, und lassen sich daher erkaufen. Die ostindischen Avantüriers verlassen Europa, blos

um Indien zu plündern, und bey den Kapern iſt das Rauben und Morden Endzweck und Pflicht. Solche Auswürfe eines Volks können nicht den Nationalcharakter beſtimmen, wohl aber eine Menge Handlungen aller Arten, die zu tauſenden täglich in dieſer Inſel geſchehn.

Es ereignete ſich im Jahr 1765 ein höchſtmerkwürdiger Vorfall, wo die Engländer Gelegenheit hatten, ihre großmüthige Denkungsart in dem ſchönſten Lichte zu zeigen. Die Emigrationsſucht der Deutſchen, worüber noch jezt ſo ſtark geklagt wird, und die theils eingebildete, theils ſehr gultige Urſachen zum Grunde hat, veranlaßte einen deutſchen Edelmann, einen ſonderbaren Entwurf zu machen. Der Name dieſes Mannes ſowohl als ſeine Abſichten ſind noch bis auf den heutigen Tag unbekannt geblieben, auch weiß man die Mittel nicht, deren er ſich bediente, ſeinen ſehr verwickelten Plan ſo weit auszuführen, wie es wirklich geſchah; eine große Unternehmung, die keinen gemeinen Kopf verräth. Genug, er brachte 300 Menſchen an der Zahl, Männer, Weiber und Kinder, aus der Pfalz, Franken und Schwaben 1765 glücklich nach London, unter dem Vorwand, daß ſie in den engliſchen Colonien glücklich werden ſoll-

ten. Gleich nach der Ankunft aber verschwand der Führer, und man hat nichts mehr jemals von ihm gehört. Indessen befanden sich diese armen betrogenen Menschen in der ungeheuern Stadt, ohne die Sprache zu verstehn, ohne alle Bekannten, und größtentheils in Lumpen gehüllt; sie wußten nicht, an wen sie sich wenden sollten, sie hatten keine Herberge, und ihre Kinder schrien nach Brod. Sie lagerten sich inzwischen wie die Zigeuner unter freyem Himmel, in den unweit dem Hafen gelegenen Straßen. In einer jeden andern Stadt, selbst in Paris, würde man die Ankunft einer unerwarteten Colonie von achthundert Menschen in Einer Stunde überall erfahren, und irgend eine Maaßregel ergriffen haben. In London hingegen blieb der Besuch dieser zahlreichen Gäste unbekannt. Die in diesem Quartier wohnenden sowohl als die vorübergehenden Engländer, wurden zwar auf die sonderbaren Gruppen von Menschen aufmerksam gemacht, die alle in einer fremden Sprache wehklagten: sie kannten aber nicht die Ursache erfahren, und bekümmerten sich daher nicht weiter darum. So blieb es zwey Tage: das Lager beständig unter freyem Himmel in Goodmansfields, und ohne

Brod. Den dritten Tag ſtarben ſchon einige aus Entkräftung. Das Elend war aufs höchſte geſtiegen, und nur blos in dieſem Winkel der Stadt bekannt; denn in der reichen City ſowohl als in Weſtmünſter wußte man kein Wort davon. Die armen Bewohner des ſo geſegneten Quartiers blieben nicht müßige Zuſchauer dieſes Jammers; allein ihre Hülfe war nicht hinreichend, ſo werkthätig ſie auch war, und ſo ſonderbare Züge ſie auch veranlaßte. Z. B. Die Becker ſchicken alle Morgen ihre Geſellen mit großen gefüllten Brodkörben zu ihren Kunden; einer derſelben geht beym Emigranten-Lager vorbey, und hört, daß man hier in zwey Tagen kein Brod geſehn habe. „Wenn „das iſt," ſagte er, und gab ſeinen Brodkorb ſogleich Preiß, „ſo mögen meine Kunden ſehn, wie „ſie es heute machen; ſollte mein Meiſter ſie auch „verlieren. Hier muß geholfen werden. Er mag „mir das Brod von meinem Lohn abziehn." Dieſe edle That eines gemeinen Mannes bedarf keinen Commentar.

Der Prediger Wachſel von der deutſchen Gemeine, der auch in dieſem Theil der Stadt wohnte, machte den ſonderbaren Vorfall endlich durch die

Zeitungen bekannt. In einem rührenden mit seinem Namen unterzeichneten Briefe flehte er das Mitleiden der Engländer für diese Unglücklichen an, die voller Vertrauen auf ihre Großmuth ihr Vaterland verlassen hätten. Die Wirkung dieses Briefes war unglaublich, und übertrifft alle Vorstellung. Die Zeitungen kommen gewöhnlich um acht Uhr aus der Druckerey. Um neun Uhr langte schon ein reitender Bote aus dem entlegensten Theile von Westmünster an, der dem Prediger eine Banknote von hundert Pfund Sterling zur Vertheilung einhändigte. Der Name des Wohlthäters wurde verschwiegen; man hat aber nachher erfahren, daß die alte Gräfin Chesterfield diese vortreffliche Handlung beging. Es war gleichsam das Handgeld der englischen Großmuth. Guineen und Banknoten regneten so zu sagen auf den würdigen Wachsel; alles stürzte nach Goodmansfields; man bestimmte Kaffeehäuser zu ferneren Wohlthaten und Subscriptionen; man erwählte Männer zu Vormündern für diese Unglücklichen, die mit allem Gelde sich doch nicht zu helfen wußten; man nahm Aerzte, Apotheker, Krankenpfleger und Dolmetscher an; kurz, ehe der Mittag herankam, war die ganze Schaar der Verlassenen unterge

bracht, gesäteiget, aller Sorgen befreyt, und konnte auf eine glückliche Zukunft rechnen.

Die Subscriptionen giygen indessen fort. Nie war vielleicht in England eine so allgemein gewesen. Sehr wenige Männer von Ansehn und Vermögen im Königreich schlugen ab, daran Theil zu nehmen. Der König schenkte auch tausend Pfund Sterling dazu. Ich habe die Liste der Wohlthäter gelesen, und mehr als zwanzig gefunden, die hundert Pfund Sterling und drüber beygetragen haben. Der Betrag aller Sammlungen ist mir jedoch unbekannt. Er war aber hinreichend, das ganze Emigranten-Corps fünf Monat lang in London zu erhalten, und es sodann in dazu gemietheten Schiffen, mit allem ausgerüstet, nach Carolina zu schicken. Sie kamen glücklich daselbst an, und erhielten sodann, außer dem nöthigen Geräthe, alles baare Geld, das von den Wohlthaten noch vorhanden war. So großmüthig die Engländer hiebey verfuhren, so kann man doch von den deutschen Einwohnern von London nicht ein gleiches rühmen; denn nicht allein wohlhabende, sondern selbst reiche Männer deutscher Nation, denen die Engländer die Sorgfalt für ihre verlassenen Landsleute

anvertrauten, ließen sich ihre Liebesdienste aus dem gesammelten Fond theuer bezahlen.

Man bemerkt in England bey dem gemeinen Volk mehr Aufklärung und Beurtheilungskraft, als in sonst irgend einem Lande. Die Ursache davon ist keine andre als die freye Art, womit alles, was vorgeht, mündlich und schriftlich beurtheilt wird. Man erstaunt oft, den niedrigsten Pöbel von den Gesetzen, dem Eigenthumsrecht, von Vorrechten u. s. w. sehr vernünftig reden zu hören. Eine andre gute Wirkung der Preßfreiheit. Die Zeitungen, von denen 1780 allein in London dreyundsechzig Stück wöchentlich gedruckt wurden, enthalten sowohl Gewäsche und Unsinn, als vortrefliche Aufsätze, höchstwürdig gelesen und aufbehalten zu werden. Oft sind es Reden von Staatsmännern, über Gegenstände, welche die ganze Nation interessiren, wovon sich das Austerweib auch nicht ausgeschlossen denkt; daher man sogar diese Gattung Menschen häufig antrifft, wie sie Zeitungen lesen, und über die öffentlichen Angelegenheiten ihre Glossen machen. Das Interesse dieser Blätter wird durch eine zahllose Menge mannichfaltiger zum Theil launigter Anzeigen erhöhet, die in allen nur möglichen Gestalten erscheinen, und oft von

außerordentlichen Folgen sind. Z. B. Ich habe eine Frau gekannt, die ihrem Manne, den sie hintergangen hatte, entlaufen war: ohne diese sonderbaren Zeitungen wäre die reuige und verzweiflungsvolle Frau verloren, und die Schande des Mannes gewiß und dauerhaft gewesen; so aber wurde alles wieder geschwind und in der Stille in Ordnung gebracht. Der Mann gab vor, seine Frau wäre aufs Land gereist; mittlerweile ließ er in den Zeitungen einen Brief an sie drucken, ohne weder seinen Namen noch seine Wohnung zu nennen; indessen wußte er sich doch seiner Frau sehr kenntlich zu machen, der er völlige Vergebung alles Geschehenen anbot. Sie las die Zeitung, und antwortete durch dasselbe Vehiculum, sezte Bedingungen fest, und in drey Tagen war sie wieder bey ihm, ohne alles Aufsehn. Für solche Briefe, und überhaupt für alles, was nicht das Publikum, sondern Privatabsichten zum Gegenstande hat, wird nach dem Verhältniß der Größe der Aufsätze bezahlt; wobey man nie in der Druckerey weder um Namen; oder Wohnung, noch sonst um andre Dinge frägt. Diejenigen Aufsätze aber, deren Gegenstand die öffentlichen Angelegenheiten, oder sonst das Publikum interessirende Vorfälle betref-

sen, werden ohne Bezahlung eingerückt, und gewöhnlich von der Straße aus durch eine Oeffnung in den im Hause befindlichen Briefkasten geworfen, so daß der Briefsteller ganz unbekannt bleibt. Will er sich aber dem Drucker zu erkennen geben, so steht dieser unter eidlicher Verpflichtung, seinen Namen geheim zu halten; ein Umstand, der auch scrupulös beobachtet wird, weil nicht allein die harte Strafe des Meineids, sondern der Verlust ihres sehr einträglichen Gewerbes, vielleicht auch die Zerstörung ihres Hauses vom Pöbel, die Folge davon seyn würde. Die Drucker müssen indessen für alles haften, was in ihren Zeitungen gedruckt wird, und nur auf irgend eine Art als ein persönliches Pasquil ausgelegt werden kann. In diesem Fall muß der Beleidigte es auf einen Prozeß ankommen lassen. Betrifft die Sache den König oder das Parlament, so ist der General-Advokat Kläger; ist aber das Gesagte nicht pöbelhaft und verläumderisch, sondern blos frey, und nur einigermaßen gegründet, so kann der Beklagte auch versichert seyn, von den größten Rechtsgelehrten des Reichs vertheidigt zu werden.

Woodfall, Drucker des Public Advertiser, der besten Zeitung in London, hatte 1770 vor Gericht

einen harten Kampf wegen des berühmten Junius-Briefes, der, mit einer großen Kühnheit, Wahrheit und eine hinreißende Beredsamkeit verband. Ganz England nahm Antheil an dieser Sache, und die berühmtesten Redner traten dabey auf. Es kam hier nicht blos auf die Vertheidigung eines Menschen, sondern auf die Vorrechte eines jeden Engländers an, freymüthig seine Meynung über die öffentlichen Angelegenheiten mündlich und schriftlich zu sagen. Woodfall wurde losgesprochen und der Prozeß geendigt, ohne daß der beredte Verfasser bekannt wurde, dessen Name auch bis diesen Augenblick ein undurchdringliches Geheimniß geblieben ist. Der Drucker nur allein weiß ihn, denn dieser Brief war nicht von einer solchen Art, heimlich in den Briefkasten geworfen zu werden. Viele Kunstrichter halten ihn für das eleganteste Produkt der englischen Prose. Einige darin vorkommende besondere Redensarten und Wendungen haben die Vermuthung veranlaßt, daß niemand als der berühmte Burke dieser verkappte Junius sey.

Oft aber ist auch der Pranger und eine Gefängnißstrafe das Loos dieser Drucker, wovon sie sich aber durch Anzeige des Verfassers retten

können; dieses Mittels bedienen sie sich jedoch niemals, es sey denn, daß der Autor selbst es bewilliget. Der Prediger Horne, Pfarrer zu Brentford unweit Richmond, war so großmüthig, dieses 1778 zu thun. Dieser sonderbare Mann, der als Mensch, Patriot und Redner hochachtungswürdig ist, und als einer von den Stiftern der berühmten Societät für die Aufrechthaltung der englischen Rechte den Dank seiner Mitbürger verdient, hatte in einer Zeitung den amerikanischen Krieg wie ein Mordgeschäfte beschrieben, und die Hofpartie, die ihn begünstigte, wie Mörder behandelt. Der Drucker wurde citirt, und da er auf ausdrücklichen Befehl des Predigers ihn als Verfasser angab, losgesprochen; Horne hingegen zu einem zwölfmonatlichen Gefängniß verurtheilt. Hätte man seinen Stand nicht verschont, so würde ihn nichts von der Pilori haben befreyen können; eine Strafe, die wegen der üblen Behandlung des Pöbels oft schrecklich ist, allein bisweilen ganz ohne Schande, ja sogar zur Ehre gereicht. So sahe ich einen Drucker am Pranger stehn, dem das zahllose Volk, anstatt ihn zu mißhandeln, ein beständiges Vivat zujauchzte; es wurden ihm Erfrischungen dargebracht, und zum Munde geführt, da er seine Hände nicht

brauchen konnte; der Pranger war mit Blumen beſtreut, und von vornehmen Perſonen umringt, die ſich mit ihm unterhielten. Kurz, das Pilori diente ihm anſtatt eines Triumphwagens, und ſo unbequem auch ſeine Stellung war, kann er doch dieſe Stunde unter die angenehmſten ſeines Lebens zählen.

Im Jahr 1779 wurden von dem Public Advertiſer im Winter täglich 12,000 Stück gedruckt, im Sommer aber nur 8000. Von dem Daily Advertiſer hingegen, der faſt nichts als Avertiſſements enthält, 20,000 täglich. Dieſes Gewerbe iſt außerordentlich einträglich, und ernährt allein in London eine große Menge Menſchen. Sogar viele Leute verdienen hiebey ihr Brod, im eigentlichſten Verſtande durch Müßiggang. Dieſe werden Paragraphenſchreiber genannt, weil ſie kleine Neuigkeiten des Tages, Anekdoten, u. ſ. w. auf Kaffeehäuſern und Spatziergängen einſammeln und in Paragraphen niederſchreiben; nachdem nun dieſer lang oder kurz, wichtig oder authentiſch iſt, wird er bezahlt. Die Parlamentsreden werden durch Geſchwindſchreiber aufgezeichnet, eine Gattung Menſchen, die man nur in dieſem Lande findet. Wenn ſie fertig in ihrer Kunſt ſind, ſo entgehe ihnen

kein Wort des Redners, ſo ſchnell er auch immer reden mag; das Schreiben geſchieht durch Zeichen, die nicht allein Worte, ſondern ganze Phraſen bezeichnen.

Der Hof giebt auch eine Zeitung heraus, die unter dem Namen Gazette erſcheint. Sie iſt theurer und weniger intereſſant wie alle andre. Ein Mann von Stande, gewöhnlich ein Parlamentsglied, iſt Herausgeber derſelben, der denn für die damit verknüpften großen Vortheile der Hofpartie beſtändig ſeine Stimme giebt. In dieſer Zeitung ſtehn die neuen Parlaments-Akten, die Bitt- und Dankſagungsſchriften der Grafſchaften, der Städte und Corporationen, die königlichen Proklamationen, alle königliche Beförderungen und Penſionen, desgleichen alle Vorfälle bey Hofe, die das Volk wiſſen ſoll. Im Kriege werden in derſelben die Berichte der Befehlshaber zu Waſſer und zu Lande abgedruckt, das heißt, wenn ſie angenehme Dinge enthalten, wobey man jedoch diejenigen Stellen wegläßt, die man den Miniſtern zur Laſt legen könnte. Unangenehme Berichte aber werden nicht bekannt gemacht. So war Lord Morths Politik beſchaffen. Ganz anders aber verfuhr Chatham unter ſeiner glorreichen Adminiſtra-

tion. Die Briefe aller Befehlshaber wurden wörtlich abgedruckt, ohne die geringste Abkürzung, und ihr Inhalt mochte gut oder böse seyn, so wurden sie sogleich mitten in der Nacht bekannt gemacht. Dieses freymüthige Verfahren mußte dem Volke das höchste Zutrauen zu diesem unsterblichen Manne einflößen.

Die Leidenschaft der Engländer, täglich viele dieser Zeitungen zu lesen und darüber zu sprechen, ist vielleicht mehr als sonst etwas Ursache ihrer ernsthaften Gemüthsart und ihrer Ungeselligkeit. Oft ist es schwer einen Engländer zum Reden zu bringen; er beantwortet alle Fragen mit Ja und Nein; kommt aber die Politik aufs Tapet, so öffnet sich sein Mund, und er wird beredt, da diese Materie gleichsam in sein Wesen verwebt ist. Es geht den Fremden bey einem langen Aufenthalt in England eben so. Dieselbe Ursache hat dieselbe Wirkung. Ich habe Personen gekannt, denen bey ihrer Ankunft in England alle politische Materien anekelten, die aber in einiger Zeit enthusiastische Politiker wurden. Nichts ist leichter zu erklären. Als ein Einwohner eines freyen Staats, und als ein denkendes Wesen, nimmt man Antheil an den öffentlichen Angelegenheiten; oft ist man persönlich,

mittelbar oder unmittelbar, dabey interessirt, man lernt die Charaktere der in Staatsgeschäften handelnden Personen kennen; man macht persönliche Bekanntschaften mit ihnen, alle Gesellschaften ertönen von Politik; man sieht und hört unaufhörlich von öffentlichen Zusammenkünften, feyerlichen Prozessionen zur Uebergebung von Bittschriften, Auflauf von Volk, und von sonderbaren Maaßregeln zur Erreichung eines gewissen Endzwecks; man sagt seine Meynung über alle diese Vorfälle, wenn man will, in den täglichen Blättern oder in Wochen- und Monatsschriften, wobey man gewiß ist, von Tausenden gelesen zu werden; alles dieses erhöht das Interesse auf eine unglaubliche Weise, und macht das Zeitungslesen in England zu einer wahren Leidenschaft.

Da es nirgends als hier üblich ist, mit der ganzen Nation durch öffentliche Blätter zu reden, so können andre Völker die Vortreflichkeit dieses Mittels nur aus den Wirkungen beurtheilen. Ich habe oben durch die Emigranten-Anekdote ein Beyspiel davon geliefert, da alle Abkündigungen von der Kanzel und durch Trommelschlag nicht den hundertsten Theil der Wirkung würde gehabt haben, die hier ein einziger Brief that, den jedermann

las. Hiedurch wurde die ganze ungeheure Stadt auf einmal genau von dem Vorfalle unterrichtet; man durfte keinem bloßen Gerücht trauen, das faſt allemal verfälſcht iſt und ein vernünftiger Mann wenig achtet. Wie oft hat man durch dieſes Mittel den Patriotismus des Volks angefeuert, und weiſe Maaßregeln aller Arten befördert. Da aber der Mißbrauch von der guten Sache immer unzertrennlich iſt, ſo iſt er auch hiebey unglaublich. Ohne einen unſinnigen Gordon hier anzuführen, der 1780 durch die Zeitungen den Pöbel zu ſeinem Beyſtande zuſammen brachte, und London der größten Gefahr ausſezte, ſo giebt es Spitzbuben, die durch falſche Avertiſſements das Publikum auf tauſend Arten hintergehn und immer, troz aller Warnung, Leichtgläubige finden. Bald zeigen ſie an, daß ſie Kapitalien auszuleihen haben, bald, daß ſie deren auf ſehr gute Hypotheken ſelbſt leihen möchten. Hiedurch kommen ſie mit Perſonen zuſammen, die entweder Geld vorräthig haben, oder deſſen bedürftig ſind, und nicht ſelten glücken ihnen ihre Streiche, Leute zu betrügen. Andere ſetzen ſehr rührende Erzählungen in die Zeitungen, von dem unglücklichen Zuſtande einer Wittwe mit vielen Kindern, oder dem Elende eines ſchmachtenden Greiſes, deren

Namen, wie ſie ſagen, wegen ihren guten Familien nicht genannt werden können, wohl aber der Ort bezeichnet wird, wo die Almoſen hinzuſenden ſind. Täglich lieſt man Avertiſſements, wo große Summen ſolchen Perſonen angeboten werden, die Einfluß genug bey Vornehmen beſitzen, einträgliche Poſten zu verſchaffen; wobey die größte Verſchwiegenheit angelobt wird. Manche Schriftſteller recenſiren ihre Bücher ſelbſt in den öffentlichen Blättern, und fällen unter angenommenen Namen Urtheile darüber, die ſie den folgenden Tag unter ihren wahren wieder angreifen; durch dieſes Spiegelfechten erregen ſie Aufſehn, werden bekannt, und erreichen oft ihren Zweck.

Oeffentliche Nymphen nehmen die Larve der Tugend an, und wünſchen in den Zeitungen Männer von guter Gemüthsart zu heurathen; ſie zeigen gewöhnlich an, daß ſie jung, wohlgebildet und von anſehnlichem Vermögen wären, und daher bey dem Manne nur ein kleines Kapital, oder eine gute Bedienung wünſchen. Leute aus der Provinz und andere unerfahrne Perſonen fallen oft in dieſe Stricke. Sie finden ein reizendes Geſchöpf mit der ſanften Miene der Unſchuld, das ſeine Verfolgungen von Verwandten und Vormündern ſehr

rührend zu schildern weiß, wobey die Leichtigkeit ihr Vermögen in Besitz zu nehmen nicht vergessen wird. Dieses wirkt, der Mann schlägt zu, und sieht sich, aber zu spät, betrogen. Auch Mannspersonen bieten ihre Hand in solchem Incognito aus, nur mit dem Unterschiede, daß sie Vermögen nicht angeben, sondern verlangen, und ihre gute Bildung eben nicht rühmen, aber desto mehr ihren Verstand, ihre verträgliche Gemüthsart, ihre Nachsicht, kurz ihren besten Willen, ihre eheliche Gesellschafterin glücklich zu machen. Auch dieses wirkt, allein seltener als das erste. Oft treiben auch lustige Leute mit solchen Anzeigen ihren Scherz. Sie verlangen unter verschiedenen Adressen Männer und Frauen, bringen die sich meldenden Personen zusammen, und spielen auch selbst die Rollen der Heurathsjäger, woraus denn die lustigsten Scenen entstehn.

Niemand aber weiß die Zeitungen besser zu nutzen, als die Aktien-Spieler, die darin nach ihren Absichten nicht allein Krieg, Frieden und Allianzen machen, sondern Vorfälle ersinnen, und sie mit allen Umständen und einem Anscheine von Wahrheit vortragen. Hiedurch gehn erstaunliche Summen gewonnen und verloren.

Die Regierung hat dieſen Unterhaltungszweig nicht unbenutzt gelaſſen, und zieht davon jährlich über 100,000 Pfund Sterling. Der Stempel für jede Zeitung koſtet einen halben engliſchen Pfennig, und auf jedes Avertiſſement ſind zwey Schilling Auflage gelegt.

Man hat auch auf alle kleine Brochüren und periodiſche Schriften Auflagen gemacht. Unter dieſe Klaſſe gehörte das berühmte Blatt, der North Briton betitelt, deſſen fünfundvierzigſtes Stück größere Begebenheiten veranlaßte, als vielleicht je ein Buch in der Welt gethan hat. Es war die Urſache einer mehr als zehnjährigen großen Erbitterung zwiſchen der geſezgebenden Gewalt und dem Volke in einem mächtigen Reiche, und ſezte die ganze Conſtitution in die größte Gefahr. Es brachte den König um die Liebe der Nation, verewigte den Verfaſſer Wilkes, und beſtimmte die geſezmäßige Gewalt der Miniſter für alle künftige Zeiten. Da dieſe für den Philoſophen, für den Staatsmann, ja für jeden denkenden Kopf höchſt wichtige Begebenheit unſrer Tage nie recht in Deutſchland bekannt, und Wilkes durchaus verkannt worden iſt, ſo will ich hier eine getreue Darſtellung dieſes großen Vorfalls liefern.

Die Administration des Lords Bute, die gleich nach dem Regierungsantritt des Königs anfing, und dessen erste Frucht der so unerwartete Friede 1762 war, mißfiel der Nation ausnehmend, wozu noch kam, daß Bute, ein Schottländer, einer großen Anzahl Engländer ihre Bedienungen nahm, und solche an Schottländer vergab. Wilkes war in dieser Zeit Mitglied des Unterhauses, das er schon bey den zwey vorhergegangenen Parlamentern gewesen war. Die Eigenschaften dieses Mannes sind, viel Verstand, eine große Kenntniß der Rechte seines Landes, Muth, Entschlossenheit, und eine unbesiegende Standhaftigkeit; allein er ist nur ein mittelmäßiger Redner, worauf doch im Parlament so viel ankommt. Er hatte sein ansehnliches Vermögen durchgebracht, und wünschte daher einen lucrativen Posten. Zwey derselben waren vorzüglich nach seinem Geschmacke; der Posten eines Gouverneurs in den amerikanischen Colonien, und derjenige eines Gesandten bey der Pforte. Er solicitirte um beide bey Lord Bute. Man sagte ihm alles zu, und hielt nie Wort. Dieses brachte Wilkes auf. Da er ein weit größer Talent zum Schreiben als zum Reden hatte, so ergriff er die Feder, und bediente sich sehr geschickt der Disposition des

Volks, um den Minister anzugreifen. Dieses war der einzige Gegenstand seines periodischen Blattes, der North-Briton genannt. Die sonderbaren Ministerial-Thaten seines Gegners lieferten ihm hiezu den reichhaltigsten Stoff. Der Minister brannte vor Begierde sich zu rächen, und wartete nur auf eine gute Gelegenheit, die sich bald zeigte.

Die Reden, die der König im Parlament hält, werden allemal von einem Minister gemacht, und gewöhnlich erst im geheimen Conseil approbirt, daher man sie, ungeachtet sie aus dem königlichen Munde kommen, doch als Reden des Ministers ansehn kann. Nun bediente sich der König, da er vom Thron dem Parlament den Frieden verkündigte, folgender Worte: „Nachdem ich mit Ein„stimmung meines guten Bruders des Königs „von Preußen den Frieden geschlossen habe u. s. w.“ Wie es sich mit dieser Einstimmung verhielt, weiß jedermann, der die neueste Geschichte kennt; auch war es in England durchaus bekannt, daher Wilkes es in seiner Schrift geradezu eine Lüge nannte. Bute bediente sich des Vorwandes, daß der König persönlich angegriffen wäre, und ließ Wilkes nach dem Tower bringen. Solche Verhaftnehmungen hatten sich schon vorher englische

Miniſter bey außerordentlichen Gelegenheiten erlaubt, wenn nämlich von Hochverrath die Rede war. Die Geſetzmäßigkeit dieſer Macht wurde in dem Prozeß des Wilkes unterſucht und beſtimmt, der vermöge der Habeas Corpus-Akte wenig Tage nach der Arretirung vor ſich ging. Ganz England war dabey intereſſirt, da es hier auf die Rechte eines jeden Engländers ankam. Wilkes trat hiebey als Champion der Nation auf, unterſtützt von den größten Rechtsgelehrten des Königreichs, und zum Tribunal begleitet von einer zahlloſen Menge Volks, das die Entſcheidung erwartete. Sie fiel für ihn aus. Wilkes wurde losgeſprochen, und die beiden Miniſter Lord Egremont und Lord Halifax, die den Verhaftsbrief unterzeichnet hatten, zu einer Geldſtrafe von fünftauſend Pfund Sterling verdammt.

Man war ſo weit gegangen, ſeine Papiere zu durchſuchen, weshalb Wilkes nach ſeiner Loslaſſung zum Ober-Friedensrichter Fielding ging, beide vorbenannte Miniſter als Räuber anklagte, die ſein Haus ſpolirt hätten, und einen Criminal-Verhaftsbrief (warrant) wider ſie verlangte. Dies Geſuch wurde zwar abgeſchlagen, allein die Kühnheit des Schritts machte ihm Ehre. Einige bey

ihm gefundene Papiere veranlaßten indeſſen ſeine mächtigen Feinde, einen Prozeß gegen ihn anzuſpinnen, dem er ſich nicht unterziehen wollte, und deshalb England verließ. Er hielt ſich einige Jahre in Frankreich und Italien auf, während welcher Zeit er als nicht erſcheinend verdammt, und ſein Name durch die dem Hofe ergebene Majorität in der Parlamentsliſte ausgeſtrichen wurde.

Der Geldmangel und ſeine ausländiſchen Gläubiger trieben Wilkes endlich nach England zurück. Er kam in London mit einem Entwurf an, den er mit vieler Klugheit und Beharrlichkeit ausführte, und der auch durch den beſten Erfolg gekrönt wurde. Er ſtellte ſich vor das Tribunal, und empfing das Urtheil eines zweyjährigen Gefängniſſes in der King's Bench. Er unterwarf ſich demſelben, und wollte ſich dahin begeben; das Volk wollte es aber durchaus nicht zulaſſen, und nöthigte ihn, ſich in eine Taverne zu verfügen. Hier wollte er das Ende des Tumults erwarten, allein vergebens. Das Haus wurde gleichſam belagert, und der Volkshaufe, anſtatt ſich zu verringern, vermehrte ſich. So dauerte es bis in die Nacht, worauf denn Wilkes, ſeinem Plane getreu, ein ſonderbares Mittel ergriff, das vielleicht beyſpiellos iſt. Man

hört täglich von Verkleidungen, um aus Gefängnissen zu entkommen; allein unerhört ist eine Verkleidung, um ins Gefängniß zu eilen. Wilkes bediente sich dieser Vorsicht, und langte glücklich in der King's Bench an.

Dieses Gefängniß liegt in den St. George Feldern, die den folgenden Tag von dem zahllosen Volke ganz bedeckt waren. Es wollte das ungeheure Gebäude dem Erdboden gleich machen, und auf diese Weise seinen Liebling befreyen. Es würde auch geschehn seyn, wenn Wilkes nicht selbst am Fenster erschienen wäre, und durch dringendes Bitten es verhindert hätte. Die Tumulte währten jedoch beständig fort, bis man endlich Soldaten kommen ließ, die durch Blut diese unruhigen Scenen endigten. Ein Knabe von niedrigem Stande, Namens Allen, wurde dabey erschossen. Ein Tod, der in einem andern Lande kaum würdig scheinen würde, in einer Zeitung zu paradiren, wurde hier als die größte Staatsangelegenheit behandelt. Alles schrie über Mord. Das Volk rasete, die Vernünftigen murrten, die Minister zitterten, und selbst der König war mit dem Vorfall höchst unzufrieden.

Wilkes lebte indessen in seinem Gefängniß sehr wohl. Er war den ganzen Tag mit Besuchen überhäuft. Täglich kamen verdienstvolle und angesehene Männer zu ihm, und boten ihm ihre Dienste an. Sein Geldmangel hörte von Stund an auf, und die Societät der Aufrechthaltung der englischen Rechte (Society of the bill of rights) bezahlte sogar seine englischen Schulden, die sehr beträchtlich waren. In dieser Zeit wurde er auch zum Repräsentanten der Grafschaft Middlesex erwählt.

Seine Loslassung im Jahre 1770 war die Losung zu neuen Unruhen. Das Parlament, das Wilkes als ausgestoßen ansah, hatte an seiner Stelle den Obristen Luttrel, der nur sehr wenige Wahlstimmen aufzeigen konnte, als Repräsentanten von Middlesex angenommen. Dieses griff die Grundverfassung des Reichs an, da nicht die ganze gesezgebende Gewalt in England, vielweniger das Unterhaus allein, die Macht hat, einen förmlich erwählten Repräsentanten des Volks zu verwerfen. Auf diese Gesetze gestützt, trotzte Wilkes diesem von der ganzen Nation gehaßten Parlament, und mißhandelte es auf eine unerhörte Weise, wovon ich an einem andern Orte ein Beyspiel anführen werde.

Es wäre ihm leicht gewesen, von hunderttausenden begleitet, seinen rechtmäßigen Sitz im Parlament mit Gewalt einzunehmen und zu behaupten. Der Erfolg würde ganz anders gewesen seyn, als bey dem unsinnigen Gordon, dessen Anhänger nur der Abschaum des Pöbels waren, dahingegen Wilkes den größten und edelsten Theil der Nation, ja Ein Drittel des Parlaments selbst auf seiner Seite hatte. Einige seiner Freunde riethen ihm zu diesen heftigen Maaßregeln, er gab ihnen aber kein Gehör, sondern wartete ein neues Parlament ab.

Mitlerweile wurde er, ungeachtet aller Ministerial-Cabalen, zum Aldermann von London, zum Sherif der Grafschaft Middlesex, und 1774 gar zum Lord-Major dieser großen Stadt erwählt. War gleich sein Ehrgeiz hiedurch befriedigt, so war doch der Haupttheil seines Entwurfs, Reichthum, noch zurück. Auch hierin glückte es ihm, da er 1778 den überaus einträglichen Posten als Kämmerer oder Schatzmeister von London erhielt. Diese Stelle ist auf Lebenslang, und befriedigte alle Wünsche dieses in der That sonderbaren Mannes. Wenn kluge Maaßregeln, mit nicht gemeinen Talenten verbunden, durch Muth und Standhaftigkeit unterstützt, und mit einer seltenen Beharrlich-

keit bis zum Ziele geführt, ein Recht auf unsre Bewunderung haben, so verdient sie Wilkes gewiß. Es hing blos von ihm ab, ein Catilina zu werden; er ward es nicht, sondern begnügte sich ein Wohlthäter seiner Nation zu seyn. Er war es auch im eigentlichsten Verstande bey vielen Gelegenheiten. Selbst bey dem erschrecklichen Gordonschen Tumult, da die Minister zitterten und unthätig waren, und die Magistratspersonen von London ihre Häuser nicht verlassen wollten, wagte sich Wilkes unter den rasenden Pöbel, und rettete mit Gefahr seines Lebens die Bank, die man eben plündern wollte. Er gebrauchte Bitten, Vorstellungen und Drohungen, ja einige der wüthenden Anführer griff er mit eigenen Händen an, und nahm sie in Verhaft. Diese herzhafte und patriotische Handlung zur Zeit der Noth söhnte ihn auch mit dem Könige aus, der ihn seit zwanzig Jahren tödtlich haßte. Er ist jezt ein eifriger Anhänger des gegenwärtigen Pittschen Ministeriums.

Im Jahr 1772, da Wilkes noch Aldermann war, ereignete sich der höchst sonderbare Staatsprozeß des Unterhauses mit dem Lord-Major von London Crosby, eine Begebenheit von so außerordentlicher Art, daß sie bey einer getreuen Darstel-

lung die engliſche Verfaſſung, Sitten und Denkungsart der Nation mehr charakteriſirt, als ganze Bände; die uns, wie durch einen Schlag der Zauberruthe, ins romantiſche Land, oder zurück in die glücklichſten Zeiten Griechenlands und Roms verſezt, weit entfernt, es als die Geſchichte unſerer Tage zu betrachten. Da dieſer Vorfall, ſo wie vieles andre England betreffende, in Deutſchland höchſt unvollkommen, und blos als Zeitungsnachricht bekannt iſt, ſo mag es ein Beweis mehr ſeyn, wie wenig wir dieſe uns ſo nahe gelegene Inſel kennen.

Das Unterhaus, durch eine ſehr beleidigende Schrift aufgebracht, gab einem Parlamentsboten den Auftrag, zwey Drucker, die ſolche bekannt gemacht hatten, zu arretiren. Der Parlamentsbote, ein Mann von einigem Anſehn, verfügte ſich hierauf nach der City, wo beide Drucker wohnten, um den Befehl zu vollziehen. Seiner Inſtruktion gemäß, waren hiebey keine weitern Formalitäten nöthig, da doch nach den Geſetzen kein Verhaftsbrief in der City gültig iſt, den der Lord-Major von London nicht unterzeichnet hat. Der eine Drucker wurde auch ohne alle Widerſetzung in Verhaft genommen. Nun erfodern die Geſetze, daß ein ſolcher Arretir-

ter sogleich zu einem Friedensrichter, oder wenn es eine Stadt ist, die ihren Magistrat hat, aufs Rathhaus gebracht werde, damit man über die Gültigkeit des Verhafts entscheiden könne. Es fiel dem Parlamentsboten keinen Augenblick ein, dieses Gesez zu übertreten, ob er gleich seinen Auftrag selbst von einem Theile der gesezgebenden Gewalt hatte. Sie gingen also Beide nach dem Rathhause Guildhall. Die beiden Aldermänner, Wilkes und Oliver, saßen diesen Tag Gericht. Der Arretirte wurde vor sie gebracht, und der Verhaftsbefehl des Parlaments vorgezeigt. Da dieser nun nicht von dem Lord-Major unterzeichnet war, so wurde er für ungültig erklärt, und der Arretirte sogleich freygesprochen. Wilkes frug hierauf den Befreyten: ob er noch sonst etwas verlange? Dieser Mann aber, dem es an Gegenwart des Geistes fehlte, antwortete: „Nein!“ und entfernte sich. Ein gleiches that der bestürzte Staatsbote, allein mit dem Entschluß, es bey dem andern Drucker zu probiren. Er hoffte, da es eben Mittagszeit war, und die Aldermänner folglich die Session bald endigen dürften, einen andern Richter zu finden; der mehr Achtung und Furcht fürs Unterhaus haben würde, als der kühne Wilkes.

In dieſer Erwartung ging er zu dem zweiten Drucker, der aber die Geſetze beſſer als ſein Vorgänger kannte, und den Verhaftsbefehl ſehen wollte. Sobald er die fehlende Unterſchrift des Lord-Majors gewahr wurde, ſo behandelte er den Parlamentsboten als einen Mann, der ihm unrechtmäßiger Weiſe in ſeinem Hauſe Gewalt anthun wollte, und ließ ihn durch einen Conſtable in Verhaft nehmen. Nunmehr ging die Prozeſſion wieder nach dem Rathhauſe; der Drucker als Kläger, und der Parlamensbote als Gefangener, von dem Conſtable und einer großen Menge Menſchen begleitet. Die Aldermänner waren nicht mehr da, ſondern hatten ſich nach dem Manſionhouſe zum Lord-Major Croſby verfügt, dem ſie den Vorfall eben meldeten, als die Prozeſſion auch in dieſem Palaſt anlangte.

Croſby war ein guter Mann, aber von eingeſchränkten Einſichten, der blos durch die Anciennetät und durch Reichthum bis zur Lord-Majorswürde geſtiegen war. Er war auch Parlamentsglied, allein kein Redner; ſein Ehrgeiz war begränzt, ſowohl als ſein Patriotiſmus. Er befand ſich in einem Alter, wo man ſich nach Ruhe ſehnt, und hatte gar kein Verlangen, Aufſehn zu erregen.

Wahrscheinlich also würde der Erfolg dieser Sache ganz anders gewesen seyn, wenn er sich selbst überlassen worden wäre; allein so agirte er ganz nach dem Rath seiner beiden anwesenden Magistrats-Collegen, welche die größten Verfechter der Freiheit im ganzen Aldermanns-Collegio waren. Wilkes Charakter ist bereits oben geschildert. Oliver, auch ein Parlamentsglied, gab ihm an Patriotismus und Klugheit nichts nach, und besaß dabey Rechtschaffenheit und Edelmuth in einem sehr hohen Grade. Durch diese Männer geleitet, wurde der klagende Drucker gehört, und der Parlamentsbote ins Gefängniß gebracht, worin er jedoch nicht lange blieb, sondern den Gesetzen zu folge auf Bürgschaft los kam.

Diese Autoritäts-Handlung machte ein erstaunliches Aufsehn. Crosby, Oliver und Wilkes wurden vors Unterhaus citirt. Die beiden ersten erschienen, und fuhren nach dem Parlamentshause mit einem Eclat, der ganz London in die größte Besorgniß sezte. Ich war Augenzeuge dieses Auftritts, den keine Worte darstellen können. Alles, was in dieser ungeheuern Stadt lebte, war in Bewegung. Man schloß die Laden, alles stürzte aus den Häusern, und begleitete die edlen Ma-

giſtratsperſonen, deren Kutſchen unter lauter Jubelgeſchrey von Menſchen gezogen wurden. Einige hundert andre Kutſchen, zum Theil mit ſehr angeſehnen Perſonen angefüllt, verſchönerten dieſen Zug. Selbſt Wilkes begleitete ſeine mitſchuldigen Freunde bis zum Parlamentshauſe; weiter ging er nicht. Er weigerte ſich durchaus zu erſcheinen, da man ihm ſeinen Sitz als Mitglied nicht einräumen wollte.

Indeſſen hatte ein unzähliges Volk das Parlamentshaus belagert, und empfing alle die daſelbſt ankommenden Mitglieder entweder mit Vivatgeſchrey, oder mit einem gräßlichen Geheule und Gezische, je nachdem ſie dem Hofe oder dem Volke ergeben waren. Lord North, der Urheber der Parlaments-Procedurен, ahndete nichts Gutes, auch hatte er die Verfügung getroffen, daß zweyhundert Conſtables gegenwärtig waren; was konnten aber dieſe gegen ein erbittertes zahlloſes Volk ausrichten? North, der unmöglich an dieſem wichtigen Tage aus dem Parlament wegbleiben konnte, warf ſich in einen ſchlechten Wagen, nur von einem Bedienten ohne Livree begleitet, und ſo glaubte er incognito durch das Volk kommen zu können; allein vergebens; man erkannte ihn, da er eben vor

dem Parlamentshauſe ausſteigen wollte. Man fiel den Pferden im Zügel, und von allen Seiten wurde geſchrien: Kill him! Kill him! (bringt ihn um!) Seine Kutſche wurde ihm überm Kopf zerſchlagen, und er ſelbſt bey den Haaren herausgeſchleppt. Das Leben dieſes für England ſo unglücklichen Mannes hing damals wie an einem ſeidnen Faden. Es war aber im Rath des Schickſals beſchloſſen, daß er ferner leben, und Hunderttauſende elend machen ſollte. Die Conſtables drangen bis zu ihm, und retteten ihn mit Beyhülfe von zweyen ſeiner Kreaturen, die ihn mit ihren Körpern bedeckt hatten.

Auf dieſe Weiſe entging North dem de Witteſchen Schickſal, und langte ganz entſtellt im Parlament an. Hier erzählte er der Verſammlung ſeinen Unfall mit thränenden Augen, und rief mit eben ſolcher Heucheley, wie ehmals Cromwel, weinend Gott zum Zeugen ſeiner Unſchuld an; wie er das Beſte der Nation ſuche; auf die Dankbarkeit des Volks Anſprüche habe, u. ſ. w. In dieſer Zerknirſchung ſeines Herzens, und voller Furcht vor einem da Capo, that er den angeklagten Mitgliedern den Antrag, ihr Betragen gegen den Parlamentsboten durch eine Entſchuldigung wieder gut zu ma-

chen, mit der ausdrücklichen Verſicherung, daß die geringſte derſelben angenommen werden ſollte. Oliver aber verwarf dieſen Antrag mit der äußerſten Verachtung, und ſagte, er ſähe es als eine Beleidigung an, daß man von Perſonen Entſchuldigungen verlange, weil ſie die Rechte ihrer Mitbürger behauptet hätten. Er wünſche, daß North und ſein Anhang für ihr Verfahren Entſchuldigungen finden möchten. Hiemit ſtimmte auch Croſby ein, worauf Beiden durch die Mehrheit der Stimmen der Tower zuerkannt wurde.

Es war aber keine leichte Sache, ſie dahin zu bringen, da das Volk noch immer vor dem Parlamentshauſe verſammlet war, und bey einbrechender Nacht ſich mit Lichtern und Fackeln verſehn hatte. Croſby, der am Podagra gewaltig litt, wartete bis nach Mitternacht; da aber kein Anſchein war, daß ſich das Volk zerſtreuen würde, ſo fuhr er endlich in Begleitung eines Parlamentsboten ab. Obgleich dieſer dem Volk nicht bekannt war, ſo muthmaßte man doch ſeinen Auftrag, und drang darauf, daß er ausſteigen ſollte. Vergebens verſicherte Croſby, daß es ein Freund von ihm ſey: man wollte ihm nicht glauben, ſondern nöthigte den Parlamentsboten, ſich zu entfernen. Croſby

fuhr nach Hauſe, und da ſich das Volk nun beruhigte, und ſich weggegeben hatte, verfügte er ſich gegen Morgen nach dem Tower, woſelbſt ſich denn auch Oliver einfand.

Der Tower iſt kein fürchterliches Gefängniß wie die Baſtille, ſondern vielmehr einer kleinen Stadt ähnlich, wo allerhand Gewerbe getrieben wird. Es wohnen hier viele Leute, und zwar in nicht ſchlechten Häuſern. Croſby und Oliver hatten ein jeder ein kleines Haus für ſich allein, wo ſie den ganzen Tag von ihren Freunden beſucht, und alſo ihre Gefangenſchaft nicht gewahr wurden. Ja dieſe ſelbſt ward durch die Ehrenbezeugungen, womit ſie gleichſam erſtickt wurden, zur angenehmſten Epoche ihres Lebens. Alle Quartiere der Stadt London, ohne Ausnahme, ſchickten Deputationen an ſie. Dieſe begaben ſich, von vielen Kutſchen begleitet, mit einem Redner an der Spitze nach dem Tower. Sie gingen erſt zu Croſby, hernach zu Oliver und dankten ihnen im Namen der ganzen Nation, daß ſie die Rechte ihrer Mitbürger vertheidigt, und ſich dafür aufgeopfert hätten. Dieſe Prozeſſionen nahmen kein Ende; wenn eine ſich entfernte, kam die andre an. Man ſahe deren fünf, ſechs, auch mehrere an einem Tage. Hiezu

kamen die unzählichen Dankschriften von Grafschaften, Städten, Societäten und Corporationen. Bey vielen derselben war das Bürgerrecht und andre Geschenke hinzugefügt. Von der Stadt London erhielt jeder einen großen goldnen Becher mit dem Stadtwappen geziert, die ausdrücklich für sie verfertigt wurden.

So dauerte dieser patriotische und dem philosophischen Zuschauer gewiß nicht verächtliche Taumel drey Wochen lang. Das Parlament endigte sodann seine Sitzungen und wurde proregirt. Nach den Landesgesetzen ist dessen Macht nur so lange bestehend, als es versammlet ist, mithin waren die Gefangenen weder durch ein Gesez, noch durch eine fortdaurende Gewalt genöthigt, länger im Gefängniß zu bleiben. Sie ließen sich also selbst los, welches freylich etwas sonderbar klingt. Aber noch weit sonderbarer, und vielleicht nie erhört, war die damit verbundene Feyerlichkeit. Man erinnere sich vor allen Dingen, daß dasjenige, was ich erzählen werde, nicht in der Provinz, sondern in der Residenzstadt eines mächtigen Königs vorging, dessen mit so viel Autorität bewafnete Minister die eigentlichen Feinde und Verfolger der beiden Gefangenen waren, und daß hier

von keinem Tumult, ſondern von einer ſehr anſtändigen Handlung die Rede iſt, wodurch kein Geſez übertreten wurde.

Der Magiſtrat von London in ihren Rathskleidungen, mit allen Rathsbeamten, die Sheriffs der Grafſchaft Middleſex, die Deputirten der Bürgerſchaft, begleitet von der ganzen Stadtmiliz, mit Trommeln, Pfeifen, Trompeten, Pauken, Fahnen, und unzähligen angeſehenen Männern aller Stände, verfügte ſich Nachmittags nach dem Tower, um die Befreyeten in Empfang zu nehmen. Die Kutſchen aus ganz London waren hier verſammlet, und füllten alle Straßen bis auf eine engliſche Meile von dem Tower an; desgleichen ſahe man tauſende zu Pferde. Alles war in gröſter Galla; und Croſby, mit allen Zeichen ſeiner Würde umgeben, die vor ihm hergetragen wurden, fuhr in der prächtigen Lord Majors-Staatskutſche, die mit den Sinnbildern der Freiheit geziert iſt. So ging dieſer Zug unter dem Läuten aller Glocken, bey Trompeten und aller möglichen militäriſchen Muſik, und unter dem Donner der Kanonen vom Artillerie-Park (der nebſt einem zahlreichen Artillerie-Corps der City zugehört) nach dem Manſionhouſe. Die Fenſter aller Straſ-

ſen, wo man durchkam, waren von den Schönen des Landes beſezt, die aus allen Stockwerken mit weißen Schnupftüchern wehten, und ihr Vivat ausriefen. Das Jubelgeſchrey des Volks war ſo außerordentlich und anhaltend, daß man den Schall der Glocken und Kanonen nur ganz dumpf dadurch hörte. Der Enthuſiasmus, der bey dieſem engliſchen Triumph herrſchte, iſt über allen Ausdruck erhaben. Ich hörte gemeine Leute ausrufen: „O wie glücklich iſt dieſer Tag!“ Andre ſagten: „wer weiß, „ob wir oder unſre Kinder je wieder erleben, daß „würdige Männer ſo belohnt werden!“ Ich habe viele Perſonen dabey vor Freuden weinen ſehn, und erhielt überzeugende Beweiſe von der richtigen Bemerkung des vortreflichen Shaftesbury, daß der Enthuſiasmus wie der Schnupfen anſtecke. Nie werde ich dieſe herrliche Scene vergeſſen! Sie wird mir bis ans Ende meines Lebens heilig ſeyn.

Die Feyerlichkeit wurde mit einer Illumination aller Straßen geendigt, wobey denn freylich das Volk einige Ausſchweifungen beging; ſelbſt die Miniſter mußten Lichter vor ihre Fenſter ſetzen laſſen, um fernerem Unheil vorzubeugen.

Wilkes rechtfertigte ſeine Nichterſcheinung vor dem Parlament durch einen ſehr dreiſten Brief,

worin er die Hofpartey des Unterhauſes auf das verächtlichſte behandelte. Dieſer Brief wurde in der Verſammlung vorgeleſen, allein man fand nicht rathſam, ernſthafte Maaßregeln gegen dieſen ſonderbaren Mann zu nehmen. Er entging alſo der Ehre, mit ſeinen beiden Freunden den Tower zu bewohnen. Dieſer Umſtand bewies, ſo wie unzählige andre, die geringen Miniſter-Talente des Lord North. Er kannte ſeinen Feind, und ſezte dennoch die Autorität des Parlaments in Gefahr, da man ſeinen Ungehorſam ganz ungeahndet laſſen mußte. Ein Umſtand, der den großen Chatham veranlaßte, öffentlich dem Parlamente folgenden Verwurf zu machen: „Wilkes hat gezeigt, „daß er euer Herr und Meiſter ſey.“

Dritter Abschnitt.

Land und Clima. Produkte und Flor von Großbritannien. Industrie. Große Societäten der Künste in London und Wallis. Kanal des Herzogs von Bridgewater. Merkwürdige Beyspiele von Erfindungskünsten. Wedgewoods Manufaktur in antiken Formen. Cox, Mechanikus. Doctor Grahams Gesundheitstempel. Mrs. Abington, Modekönigin. Nägel-Künstler. Vornehme Bettler. Calas. Obristen von Chaumigny. Straßen-Bettler, deren Lebensart und Clubs. Dicks-Clubs, in St. Giles. Zauberer.

Das Land im südlichen Großbritannien ist größtentheils flach und hat wenig Berge. Das Fürstenthum Wallis und einige nördliche Provinzen ausgenommen, ist die Insel einem Garten ähnlich, voller romantischer Aussichten und Gegenden, die oft den schönsten in Italien gleich kommen. Der Wohlstand der Einwohner; die Zierlichkeit und Reinlichkeit ihrer Häuser, selbst auf den Dörfern; die schönen Landstraßen; das vortreflich angebaute Land; alles zusammen formirt ein Ganzes, das der kälteste Beobachter bewundern muß. Die größten Vorwürfe, die diesem Lande gemacht werden, sind das Clima und

die Steinkohlen. Das erste ist zwar oft unbeständig, allein im Sommer und Winter durchaus gemäßigt, und nichts weniger als ungesund, obgleich reiche, Zerstreuung und Abwechselung liebende Engländer oft nach dem südlichen Frankreich reisen, um eine Zeitlang ihre Guineen daselbst durchzubringen, oder auch, wenn sie in England ihre Finanzen derangirt haben, sie in diesem wohlfeilen Lande durch eine ökonomische Lebensart wieder in Ordnung zu setzen. Diese Ursache zu verbergen, wird das Clima ihres Landes zum Vorwand der Veränderung genommen. Eine andre Bewandniß hat es mit Engländern, die lange in Ostindien gelebt, und an diesen heißen Himmelsstrich gewöhnt, bey ihrer Rückkunft in ihr Vaterland den Unterschied des Clima zu sehr empfinden, und denen folglich die Luft in der Provence zuträglicher als die in England ist. So lebte der berühmte Lord Clive zwey Jahre lang in Montpellier, um hier seine Hypochondrie zu verlieren, allein vergebens; er nahm sie wieder mit sich zurück nach England, wo sie zur Melancholie wurde, die so mächtig auf ihn wirkte, daß er sich selbst das Leben nahm. So sehr auch die Familie diese traurige Katastrophe vor der Welt zu verbergen suchte, so blieb sie doch

nicht unbekannt, so daß es ein unleugbares Factum ist, daß Lord Clive, der Sieger und die Geißel von Indien, sich in seinem Zimmer erhing. Von diesem merkwürdigen Manne wird in der Folge weiter geredet werden. Einen Beweis, wie wenig das englische Clima sowohl als die Steinkohlen der Gesundheit nachtheilig sind, giebt die große Anzahl alter Leute, die in England leben, wie aus den Todtenlisten erhellet; eine Anzahl, die verhältnißweise so groß, wo nicht größer, als in irgend einem andern Lande ist. Viele von diesen leben in London, im Mittelpunkt des Steinkohlendampfs, der ihnen also nichts schadet; so wenig als er der schönen Gesichtsfarbe des englischen Frauenzimmers nachtheilig ist, das, wie bekannt, hierin alle Europäerinnen übertrifft.

Die geringe Sterblichkeit in den Provinzen Englands beweist noch mehr die Schimäre des ungesunden Climas. Hiezu kommt die Natur, Bildung, Stärke, Muth und Thätigkeit der Nation. Alle Zimmerleute, Schmiede, Bergleute, Portechaisen-Träger, Tagelöhner und Landleute sind die stärksten Menschen, die man sich denken kann. Der König Karl II., der einen großen Theil von Europa gesehn hatte, pflegte oft zu sagen: „Un-

„geachtet aller Klagen gegen die Unannehmlichkeit „und Ungewißheit unsers Wetters', so ist es doch „gewiß, daß kein Land in Europa ist, wo man auf„serm Hause mit Vergnügen so viele Stunden des „Tages, und so viele Tage im Jahre bleiben könne, „wie hier." Man weiß auf dieser Insel von keinen Ueberschwemmungen, womit fast alle Länder ohne Ausnahme heimgesucht werden. Keine starken Gewitter, kein Erdbeben, keine Hungersnoth kennt man hier gar nicht.

Das Gras hat in England eine ganz eigne Farbe, ein so schönes Grün, wie man es nirgends findet, auch ist es viel feiner; daher die Liebe der Engländer zu schönen Ebenen, die sie mit grossen rollenden Steinen glatt und glänzend machen, so daß man darauf wie auf einer Billiard-Tafel kugeln kann; auch sind solche Kugelspiele ein Hauptzeitvertreib dieser Insulaner, selbst unter Personen von Stande. Das ganze Land ist voller Parke, die sehr schöne Prospekte bilden, desgleichen sieht man allenthalben Fruchtbäume in Alleen gepflanzt, die zu zierlichen Dörfern führen, wo man den Landmann wohl genährt, wohl gekleidet, und überhaupt in einem solchen Wohlstande antrifft, der den Reichthum, die Freiheit, und die Industrie des

Volks hinreichend bezeichnet. Diese Industrie zu befördern und sowohl den Ackerbau als die Manufakturen und Fabriken in gröſsere Aufnahme zu bringen, ist im ganzen Reiche kein Collegium, ja nicht ein einziger Mensch, der verpflichtet wäre dafür zu sorgen. Alles geht seinen Gang von selbst, da ein jeder uneingeschränkt und des ungestörten Besitzes seines Eigenthums versichert ist. Aus eben diesen Ursachen flieſst auch der Flor von Holland. So lehrreich indessen die Beyspiele dieser beiden Länder sind, so ist dennoch Einschränkung der Industrie auf sehr mannichfaltige Art gleichsam das Motto aller monarchischen Staaten. Vor einiger Zeit hatte ein englischer Minister den Einfall, um die Anzahl seiner Kreaturen zu vermehren, ein Collegium zur Beförderung des auswärtigen Handels zu formiren. Der Entwurf wurde auch ausgeführt, allein weit entfernt, daſs der Handel dadurch gewonnen hätte, so waren diese Commerzräthe demselben vielmehr sehr nachtheilig. Dieses wurde unleugbar bewiesen, daher denn auch dieses Collegium (Boardof trade) im Jahre 1782 einging. Der berühmte Geschichtschreiber Gibbons war auch Mitglied desselben.

Wenn man von Graveſand nach London fährt, ſo findet man längs den Ufern der Themſe eine ununterbrochene Reihe von Städten und wohlgebauten Dörfern bis zur Hauptſtadt. Auf beiden Seiten des Fluſſes ſieht man eine zahlloſe Menge Schifszimmerleute und andre zur Schiffahrt gehörige Arbeiter, die unaufhörlich beſchäftigt ſind, Schiffe von allerhand Größen und Gattungen zu bauen. Der Fluß ſelbſt iſt mit einer erſtaunlichen Anzahl derſelben angefüllt, die theils zerſtreut, theils in Haufen die Themſe bis an die Londner Brücke bedecken. Dieſe überaus große Betriebſamkeit ſtellt ein ſehr angenehmes Schauſpiel dar. Einige hunderttauſend Menſchen leben hier blos von den ſo ſehr verſchiedenen Beſchäftigungen im Hafen. Der Kohlenhandel allein beſchäftigt viele tauſend. Auch iſt die Conſumption dieſes Produkts unermeßlich. Ich habe an einem Tage eine Flotte von zweyundneunzig Kohlenſchiffen aus Newcaſtle ankommen ſehn, und dieſes wurde für nichts außerordentliches gehalten. Die Arbeitsleute, welche die Kohlen aus den Schiffen heraushaben, verdienen täglich neun Schillinge, nach unſerm Gelde beynahe einen Dukaten; die Arbeit iſt aber auch für dieſen großen Lohn ſehr beſchwerlich. Dieſe ſo ſchäzbaren

Kohlenbergwerke bey Newcaſtle wurden erſt im funfzehnten Jahrhundert entdeckt, und ſind jezt wie wahre Goldminen anzuſehn. Der Handel mit dieſem nüzlichen Produkt ſteigt immer, und hat ſich ſeit dem Jahre 1700 verdoppelt. Man kann den Reichthum dieſes ehemals ſo unbedeutenden Orts daraus beurtheilen, daß gegenwärtig die Einkünfte der Corporation der Stadt Newcaſtle 9000 Pfund Sterling betragen.

Dieſer Wachsthum der großen Städte iſt in England faſt allgemein, daher die mit ſo vielem Recht getadelte Vergrößerung der Stadt London nicht einzig und allein das Loos dieſer Hauptſtadt iſt, ſondern wahrhaft durch den zunehmenden Flor der Städte entſteht. Hievon hat man unzählige Beweiſe. Stockton, eine Stadt, die noch vor hundert Jahren ein Dorf war, ſchickte ſchon 1744 aus ihrem Hafen jährlich funfundſiebenzig Schiffe nach London, und jezt kommen deren weit über hundert hieher. Die Stadt Dorcheſter hatte im Jahr 1778 600,000 Stück Schafe. Die Schiffahrt in den Städten Liverpool, Hull, Briſtol, Yarmouth, Plymouth und andern mehr nimmt täglich zu. Ein gleiches thun die Manufakturſtädte, deren nicht eine einzige, ungeachtet der großen

Handlungsveränderungen und des amerikaniſchen Verluſts, zurückgeſetzt worden iſt. Die einzige Stadt Exeter verkaufte im Jahr 1779 Manufakturwaaren, für die ungeheure Summe von einer Million Pf. Str. Eben dieſen ſteigenden Flor bemerkt man auch in Schottland, wo ſich Schifffahrt und Manufakturen ganz außerordentlich vermehrt haben. Edinburg, Glasgow, Aberdeen, und andre Städte, ſind voller Manufakturen. Die Heringsfiſcherey wurde ehedem von den Schottländern vernachläßigt; ſie überließen ſie den Holländern, die alle Jahre zu den ſchottländiſchen Küſten kamen, ihren reichen Fang zu machen, jezt aber benutzen ſie ſelbſt dieſen ſo einträglichen Handlungszweig, wozu die Stadt Inverneß allein 500 Bote und 3000 Mann braucht. In Forth, wo die Heringsfiſcherey jährlich zwey Monat dauert, werden dadurch 800 Bote und 6000 Mann beſchäftigt, die alle Jahre 40,000 Fäſſer Heringe fangen, wovon ein Sechstheil im Lande verzehrt, das übrige aber exportirt wird. Der Werth dieſer Heringsausfuhr beträgt 20,000 Pf. St. Viele andere Städte und Flecken nehmen hieran Antheil. Glasgow allein exportirt jährlich 30,000 Faß Heringe. Ein gleiches geſchieht mit dem Lachsfang,

von welchen Fischen die Stadt Aberdeen allein hundert Last, und Yarmouth, ein Fischerort, neunzig Last nach London liefert. Ich würde diese Liste des brittischen Flors auf ganze Bogen ausdehnen können, wenn es nicht wider den Plan dieses Werks stritte.

Viele Naturkündiger sind der Meynung, daß man in der englischen Grafschaft Southampton, die eine sehr reine und warme Luft hat, mit dem besten Erfolg Obstbäume, Maulbeerbäume und Weinstöcke pflanzen könnte. Man findet in den philosophischen Transactionen der königlichen Societät einen Brief von Henry Barham an den Ritter Sloane vom Jahre 1719, worin der erstere berichtet, daß er zu Chelsea Seide gemacht habe, die nach dem Urtheile der Kenner der Piemontesischen gleich käme. Gewiß ist es indessen, daß ehemals England Wein hervorgebracht hat. Das alte berühmte Document, das unter dem Namen Domesday Book bekannt ist, bezeugt ausdrücklich, daß man vor der Normannischen Eroberung in Essex Wein gemacht habe.

Diese so wichtige Urkunde wurde erst vor wenigen Jahren aufgefunden. Sie ist aus den Zeiten Wilhelms des Eroberers, und enthält eigentlich

eine umſtändliche Nachricht, die auf deſſen Befehl von den damaligen Landesprodukten, von den adelichen Gütern, Einkünften u. ſ. w. gemacht wurde. Die Sprache dieſes Documents iſt äußerſt ſchwer zu enträthſeln, da ſie aus einer Miſchung von altfranzöſiſchen und altſächſiſchen Wörtern beſteht, und überdem mit altgothiſchen Buchſtaben geſchrieben iſt. Das Manuſcript kann alſo nur von wenig Sterblichen dechiffrirt werden. Die Engländer betrachteten es auch lange als eine Hieroglyphe; man hatte nur einige Stellen aus demſelben errathen, bis endlich der berühmte Raſpe nach England kam und es ſahe. Dieſer Gelehrte hatte viel in deutſchen Bibliotheken gearbeitet, und war überdem ſehr fähig dieſen Knoten zu löſen, wovon er überzeugende Beweiſe gab. Die Regierung wünſchte ſehr dieſe Urkunde näher zu kennen; da aber die Bekanntmachung derſelben auf das Eigenthumsrecht mancher Familie Einfluß haben könnte, ſo wäre es nicht ſchicklich, einem Fremden dieſen Auftrag zu thun. Ein gelehrter Engländer erhielt ihn daher, der auf die thätige Beyhülfe von Raſpe rechnete. Eine Mißhelligkeit unter ihnen aber vernichtete dieſe Hoffnung, und das Domesdaybook blieb unüberſezt.

Sehr oft iſt die engliſche Induſtrie durch deutſchen Beyſtand belebt worden. Ein Deutſcher, Namens Spilman, legte unter der Regierung der Königin Eliſabeth die erſte Papiermühle in England an, der dafür auch zum Ritter gemacht wurde. Gottfried Box, ein andrer Deutſcher, baute 1590 die erſte Eiſendrahtmühle, desgleichen eine Mühle Kupferplatten zu machen. Auch die erſte Pulvermühle wurde unter der Regierung dieſer Königin von einem Deutſchen angelegt. Der beſte jezt lebende Buchbinder in London, ein wahrer Künſtler in ſeiner Art, dem es niemand gleich thut, iſt auch ein Deutſcher. Ja Deutſchland hätte vor wenigen Jahren bald die Ehre gehabt, in der Uhrmacherkunſt, worin es die Engländer ſo weit gebracht haben, ihnen den Rang abzulaufen, und den großen Preiß des Parlaments durch eine Uhr davon zu tragen, die Meereslänge zu berechnen. Eine Prämie von 20,000 Pf. St. war auf dieſe nühliche Erfindung geſezt, und veranlaßte viele ſinnreiche Künſtler, hierin ihre Talente zu üben. Die Uhr des Engländers Harriſon trug endlich dieſen hohen Preiß nebſt der Ehre davon. Indeſſen würde wahrſcheinlich beides einem deutſchen Uhrmacher, Namens Thiele, aus Bremen, zu Theil

geworden seyn, wenn dieser geschickte Künstler seine Uhr vor der Bezahlung der Prämie in England vorgezeigt hätte, da sie, selbst nach dem Urtheile der Engländer, sinnreicher und zweckmäßiger als Harrisons Werk war, das noch unzureichend ist, den verlangten Nutzen zu verschaffen.

Die Aufmunterung aber, wodurch der Geist der Industrie hier genährt wird, ist auch ganz außerordentlich. Ohne die ungeheuern Summen zu rechnen, die das Parlament jährlich für fortdaurende Prämien bezahlt, so werden beständig neue ausgesezt. Ein gleiches thun die patriotischen Societäten, die mit einem bewundernswürdigen Eifer fürs allgemeine Wohl bemüht sind. Die zahlreichste, die je in einem Lande in Europa war, ist die Societät der Künste, welche 1753 von William Shipley gestiftet wurde, und im vorigen Jahre (1784) aus 6700 Mitgliedern bestand, worunter sich fast alle Großen des Reichs befinden. Ein jeder giebt jährlich zwey Guineen zur Kasse, wodurch denn eine so starke Summe herauskommt, daß man viele und große Prämien austheilen kann. Man giebt diese an Personen, welche die Menschheit mit neuen nützlichen Erfindungen bereichern, oder die alten vervollkommnen. Ueber

den Betrag der Prämien wird jedesmal geſtimmt. Die Verſammlungen geſchehen wöchentlich einmal in einem ſehr großen und prächtigen Hauſe, das die Societät hat erbauen laſſen. Es finden ſich ſelten über zweyhundert ein, die andern begnügen ſich durch ihren Geldbeytrag zum allgemeinen Beſten mitzuwirken, ohne ſelbſt zu erſcheinen. Daß dieſe Abſicht hiebey die einzige Triebfeder iſt, leidet keinen Zweifel, da keine Ehre, noch überhaupt irgend etwas auszeichnendes damit verbunden iſt. Der Lord Romney war viele Jahre lang Präſident dieſer wohlthätigen Societät. Die Vervollkommung des Ackerbaues iſt ein Hauptgegenſtand derſelben, auch unterhält ſie einen beſtändigen Briefwechſel mit Perſonen aller Stände, welche der Geſellſchaft Entwürfe oder gemachte Experimente mittheilen, ſie mögen gut oder übel abgelaufen ſeyn.

Eine andre Societät hat ſich erſt 1771 in Brecknockſhire, einer in Wallis gelegenen Grafſchaft, formirt. Die Gleichheit herrſcht durchaus unter den Gliedern dieſer Geſellſchaft, die alle wechſelsweiſe den Vorſitz haben. Ihre Gegenſtände ſind: den Ackerbau in allen ſeinen Zweigen zu befördern, Leinwand-Manufakturen im Lande

einzuführen, die Wollen-Manufakturen zu erweitern, alte Landstraßen zu verbessern, und neue anzulegen, mit einem Wort Industrie aller Art zu verbreiten.

England hat einem einzigen Manne die inländische Schiffahrt zu verdanken, die erst 1759 entstand, und sich jezt durch das ganze Land verbreitet hat. Dieses war der Herzog von Bridgewater, der sich durch einen Kanal unsterblich gemacht hat, der dem größten Monarchen Ehre bringen würde. Er war nur einundzwanzig Jahr alt, als er dieses der alten Römer würdige Werk unternahm. Dieser künstliche Fluß verbindet die beiden großen Städte Manchester und Liverpool. Bald lauft er durch ausgehölte Felsen über der Erde, bald aber wieder in Krümmungen unter der Erde, so daß man eine ganz unterirdische Schiffahrt von acht englischen Meilen machen muß; diese wird sodann wieder durch eine Art von Luftschiffahrt abgewechselt; denn dieser erstaunungswürdige Kanal geht vermittelst großer Bogen über den Fluß Irwel, so daß man oft den nie gesehenen Anblick hat, ein Schiff unten auf dem Fluß, und ein anderes oben über dasselbe zu sehn, das gleichsam in der Luft fortsegelt.

Ein Engländer, Namens Wedgwood, hat in Staffordshire einen Flecken angelegt, und ihm den Namen Etruria gegeben, den er auch vollkommen wegen der vortreflichen Waaren verdient, die daſelbſt in etruriſchen Formen verfertigt werden. Es iſt eine ungeheuere Manufaktur von irdenen Geſchirren, die ſich durch die herrlichſten Formen auszeichnen. Wedgwood hat eine Idee ausgeführt, von der man ſich wundern muß, daß die großen Porzellan-Manufakturen ſie nicht ſchon längſt gehabt haben, nämlich die Modelle zu unſern Geſchirren aller Arten von den vortreflichen griechiſchen und etruriſchen Arbeiten zu entlehnen, die wir ſowohl in den antiken Basreliefs als auch in natura in Florenz, Rom und Neapel bewundern. Er beſitzt die Zeichnungen von allem, was Italien Vortrefliches in dieſen ſo verſchiedenen Gattungen aufzuweiſen hat, und benutzt ſie aufs beſte in ſeiner Manufaktur. Ein großer Theil dieſer Waaren iſt vergoldet, andre ſind auch emaillirt. Er unterhält eine große Menge Arbeiter und hat ſich bereits in wenigen Jahren große Reichthümer erworben.

Es war im Jahr 1771, als ein Engländer, Namens Cox, eine außerordentliche Unterneh-

mung wagte, die sehr wohl überdacht war. Er wußte, daß die asiatischen Fürsten unsre mechanischen Kunstwerke zwar hochschäzten, daß aber nur allein Silber, Gold und Edelsteine große Reize für sie haben. Diese auf eine sehr plumpe Art bearbeitet, zieren ihre Paläste. Er machte daher den Entwurf, beides zusammen zu verbinden. Sein eignes ansehnliches Vermögen, und sein erfindungreiches Genie, gaben ihm dazu alle Mittel an die Hand. Die geschicktesten mechanischen Künstler im Königreich, ja selbst in Frankreich, Juwelierer, Uhrmacher, Goldschmiede u. s. w. wurden von ihm angenommen, um Meisterstücke zu liefern. Nichts kam hiebey zum Vorschein, das nicht das Gepräge des höchsten Kunstfleißes hatte. So entstanden eine Menge combinirter Arbeiten, die ein nie gesehenes Schauspiel darstellten. Cox hatte alles nach Asien bestimmt, jedoch zeigte er über neun Jahre lang diese sonderbaren Schätze in London für den Preiß einer halben Guinee. Ich habe sie verschiedenemal mit der äußersten Bewunderung gesehn. Pracht, Geschmack, und alle Künste der Mechanik und Optik sind gewiß nie so verbunden gewesen, wie hier. Man sahe nichts als Silber, Gold, Diamanten und alle mögliche

Edelsteine in Gestalten von Thieren aller Gattungen, die sich sämtlich bewegten. Bunte Vögel, welche sangen; Enten, die auf Teichen schwammen; Wild, das in den Wäldern lief; Kameele, Elephanten und andre asiatische Thierarten, die hier ganz im Kleinen nach der Natur geformt waren, sich bewegten, und zu leben schienen. Das kostbarste Stück war ein sechs Fuß hohes Castel, an dessen Aeußerlichen alles gleichsam erschöpft war, was uns die Dichter von Feenschlössern erzählen. Silber und Gold waren daran die geringsten Materialien. Der Werth dieses Castels allein war über 100,000 Pf. St. Der jetzige Kaiser von China hatte 1769 ein ganz ähnliches von Cox erhalten, das neben seinem Thron im großen Audienzsaal zu Pecking steht. Dieses aber war für den großen Mogul bestimmt. Die ungeheuern Schulden, die dieser sinnreiche Künstler hiebey machen mußte, deren Zinsen allein große Capitalien betrugen, und andre Unfälle, verhinderten die völlige Ausführung des Entwurfs. Nur ein Theil dieser Kostbarkeiten ging nach Ostindien, die andern wurden in London verkauft. Auf diese Weise fiel die Hoffnung eines neuen Handlungszweiges mit Asien, der nicht allein für England, sondern

auch für andre Länder sehr vortheilhaft hätte werden können.

Ein neueres Beyspiel von dem brittischen Unternehmungsgeist gab Doctor Graham, ein Schottländer, im Jahr 1780 mit seinem himmlischen Bette, das ihm mit dem dazu gehörigen Apparatus 16000 Pf. St. gekostet haben soll. Der Einfall war äußerst original und ganz ohne Beyspiel. Ein Mann, der von seinem Vermögen in seinem Vaterlande in Ueberfluß leben konnte, verließ es, und wagte alles das Seinige, um in einem andern Lande den Charlatan zu spielen. Seine Hoffnung war indessen auf Kenntniß der Menschen gebaut, und der Erfolg hat bewiesen, daß er sich nicht betrogen hat. Er hatte zu viel Verstand, um ein Enthusiast seiner geheimen Wissenschaft zu seyn; es bleibt daher nichts übrig, als ihn in die Klasse kluger Betrüger zu setzen. Sein Haus nannte er den Tempel der Gesundheit, wo er als Oberpriester dieser Gottheit, seinem Vorgeben nach, das Nützliche mit dem Angenehmen, und die Pracht mit der Arzneykunst verbunden hatte. Man sahe die äußerste Pracht allenthalben in diesem Tempel; künstlich gemachte elektrische Feuer, die bogenartigen Schimmer verbreiteten, und Strahlen von

ſich warfen; transparente Gläſer von allen Farben, mit kluger Wahl und vielem Geſchmack angebracht; koſtbare Vaſen mit den vortreflichſten Wohlgerüchen angefüllt, die eine Art von ſchmachtenden Begierden erweckten. Alles dieſes, das er jedermann umſonſt zeigte, war hinreißend und ſpannte die Vorſtellung von denjenigen Dingen, die im Heiligthume des Tempels zu ſehn waren, aufs höchſte, da Pracht, Kunſt und Erfindung ſchon in dem Vorhofe deſſelben erſchöpft zu ſeyn ſchienen.

Dieſer Aeſkulap gab für den Preiß einer Guinee gedruckte Lebensregeln, vermittelſt welchen er vorgab, der Unfruchtbarkeit des einen und dem Unvermögen des andern Geſchlechtes abzuhelfen. Nach einer ſehr umſtändlichen Anzeige der nöthigen Vorbereitungen, die erfodert wurden, um mit gutem Erfolg an dem Vermehrungswerke zu arbeiten, worunter er die Reinlichkeit auch als ein ſehr wirkſames Mittel anpries, empfahl er ſehr die Moderation bey den Opfern, die man dem Hymen darbringt. Er verlangte, man ſollte zeitig zu Bette gehn und frühe aufſtehn, die Fenſter des Schlafzimmers nicht mit Laden verwahren, damit das Licht, beſonders aber das Mondlicht, hereindringen könne. Er geſtand jedoch dabey, daß

er keine Ursache dieses Vorzugs anzugeben wüßte. „Aber," sagte er in seinen Ankündigungen, „es „giebt so viele Dinge, die da sind was sie sind, „ohne daß wir das geringste davon begreifen kön„nen; daher kann man von mir keine besondern „Erklärungen über alles dasjenige verlangen, was „ich zum Grunde legen werde." — Er rieth den Ehemännern und Weibern sich mit Singen zu unterhalten; „denn dadurch werden die Seelen eines „glücklichen Paars weich gemacht, und mit Liebe „und Harmonie erfüllt, ihre Körper und Seelen „begegnen sich, mischen sich, überlassen sich dem „Eifer einer himmlischen Entzückung und fliegen „gleichsam nach Elysium. Diese glücklichen Wesen „glauben sodann nicht mehr Einwohner dieser Un„terwelt zu seyn." — In diesem Tone fuhr er fort, bis er zu seiner Hauptbatterie kam: „Wenn man „meinen Vorschriften auf das genaueste nachgekom„men ist, und, um sich zu stärken, den göttlichen „Balsam eingenommen hat, den ich zubereite und „für das Wohl der Menschheit nur für eine Guinee „die Bouteille verkaufe, wenn, sage ich, unge„achtet aller dieser Mittel, man nicht seinen Zweck „erreicht, so bleibt mir noch ein außerordentliches „Mittel übrig, dessen Erfolg aber unfehlbar ist.

„Dieſes iſt ein wunderbares und himmliſches Bette,
„das ich Magnetico Electric nenne; es iſt das
„erſte und einzige, das in der ganzen Welt exiſtirt,
„oder jemals vorhanden geweſen iſt. Es ſteht im
„zweiten Stock, in einem großen und prächtigen
„Zimmer, rechter Hand meines Orcheſters, im
„Vordertheil meiner reizenden Einſiedeley. In
„einem benachbarten Kabinet iſt ein Cylinder,
„durch welchen die Ausflüſſe des himmliſchen und
„alles belebenden Feuers in das Schlafzimmer ge-
„leitet, ſo wie auch die Vapeurs ſtärkender Medi-
„kamente, und orientaliſches Rauchwerk, durch
„gläſerne Röhren dahin geführt werden. Das
„himmliſche Bette ſelbſt ruhet auf ſechs maſſiven
„und tranſparenten Säulen; die Betttücher, von
„Purpur und himmelblauen Atlas, ſind über Ma-
„trazen, mit arabiſchen und andern morgenländi-
„ſchen Eſſenzen parfumirt, gebreitet, und zwar
„im Geſchmack des perſiſchen Hofes, wie es in dem
„Zimmer der Favorit-Sultanin im Serail des
„Großherrn befindlich iſt. Dieſes Bette iſt das
„Reſultat eines unermüdeten Fleißes und der hart-
„näckigſten Arbeit; ohne die Koſten zu rechnen, die
„unermeßlich ſind. Uebrigens unterlaſſe ich keine
„Behutſamkeit, welche die Delikateſſe ſowohl als der

„Wohlstand nur immer verlangen können; denn „weder ich noch meine Leute haben nöthig zu wis„sen, wer die Personen sind, die in diesem Zim„mer ruhen, das ich das Sanctum Sanctorum „nenne. Man zeigt niemals das himmlische Bette „denjenigen, die, durch Neugierde gelockt, den Rest „meines Apparatus zu sehn kommen. Diese Be„hutsamkeit ist nicht weniger weise als delikat; „denn wer könnte dem Vergnügen, ja der Ent„zückung Widerstand thun, die dieser bezaubernde „Ort erregt, welcher neue Ideen von Verfeinerung „einflößt, wodurch die Wohllust und der vervielfäl„tigte Genuß aufs höchste gebracht werden, wovon „aber die Folge ist, daß unsre Tage verkürzt und „die Triebfedern des Körpers und der Seele ge„schwächt werden. Diejenigen, die in diesen won„nereichen Ort dringen wollen, werden ersucht, „mich davon schriftlich zu benachrichtigen, und ihre „gewählte Nacht zu bestimmen; hiebey wird eine „Banknote von funfzig Pfund Sterling gelegt, „für welche sie ein Einlaßbillet empfangen wer„den." —

In einer Note, die zum Supplement der Beschreibung des himmlischen Bettes dient, fügt der Doctor hinzu: „Nichts ist erstaunenswürdiger

„als die göttliche Energie des himmliſchen und „elektriſchen Feuers, womit dieſes Bett angefüllt „iſt, ſowohl als mit einer Miſchung magnetiſcher „Ausflüſſe, die ſehr wirkſam ſind, den Nerven „alle ihre nöthige Kraft zu geben. Zu dieſem al„len kommen noch die melodiſchen Töne der Har„monica, der Cöleſtina, ſanfter Flöten, angeneh„mer Stimmen, und einer großen Orgel. Die „Macht und Eigenſchaft dieſes zuſammengeſezten „Ganzen kann nicht fehlen, bey Philoſophen und „Aerzten, Verwunderung und Vergnügen zu erre„gen. Man hat niemals auf ein ähnliches Mit„tel gedacht, um die Unfruchtbarkeit der Weiber „zu heben, ſie zu Müttern zu machen, und dem „bejahrten Manne ſeine urſprüngliche Kraft wie„der zu geben.“ —

Man würde den Engländern Unrecht thun, wenn man glaubte, daß die Hoffnung der wunderbaren Wirkung ſie ſo häufig zu dieſem himmliſchen Bette führte. Faſt jedermann ſahe dieſe glänzende Farce für das an, was ſie wirklich war. Genug, Herr Graham und reiche nach Wohlluſt jagende Engländer befanden ſich wohl dabey. Wie viel giebt es deren nicht, die hundert und mehr Guineen an Einem Abend in einer Taverne oder Ba-

gnio verschwenden; ja in den großen Subscriptions-Spielhäusern tausende verspielen? Warum sollte nicht ein solcher, der nun einmal sein Geld los seyn will, funfzig Pfund anwenden, um sich ein Vergnügen zu verschaffen, wobey alle seine Sinnen berauscht werden, und er eine nie empfundene sinnliche Wohllust genießt? — Junge Leute, die, mit Geld reichlich versehn, aus der Provinz kommen, um sich eine kurze Zeit in London zu vergnügen; Offiziers von der Marine, und Kaper, die große Summen für Prisen bekommen haben, und solche schlechterdings in wenig Tagen anbringen wollen, da sie der Dienst und die Hoffnung neuer Beute wieder auf die See treibt; Leute, die mit Reichthümern beladen aus Ostindien kommen; unterhaltene Mätressen der Großen, die Lust haben diese neue Art von Wohllust zu versuchen, und ihren Liebhabern deshalb anliegen, welche sich um so viel eher dazu bequemen, da hiebey das äußerste Incognito beobachtet werden kann; dieses waren die Hauptkunden unsers Doctors, ohne die Menge andrer Verschwender zu rechnen. Denn Verschwendung und Pracht steigen hier täglich in demselben Maaße, als die Handlung abnimmt. Ich glaube, wenn Graham zwey solche Betten

gehabt hätte, ſo würden ſie doch nicht überflüßig geweſen ſeyn. Dieſer Mann ſcheint das menſchliche Herz ſowohl, als auch dieſe ſonderbare Stadt genau gekannt zu haben. Seine Unternehmung konnte nicht wohl fehlen. Ich behaupte, daß London, in Betracht der ſinnlichen Vergnügungen, Paris nicht das geringſte nachgiebt, wo nicht gar übertrifft.

Im März 1784 ließ Graham den Vorhang zufallen, ſchloß ſeinen Geſundheitstempel, und verkaufte öffentlich alle dazu gehörige außerordentlichen Dinge: den prächtigen Tempel des Apollo, den erſtaunlichen elektriſchen Apparat nebſt den ſich ſelbſt bewegenden muſikaliſchen Maſchinen, ja das himmliſche Bette ſelbſt.

Die groſſe Schauſpielerin Mrſſ. Abington treibt neben dem Theater ein ganz eignes Gewerbe. Da ſie außerordentlich viel Geſchmack beſitzt, ſo fährt ſie den größten Theil des Tages in der Stadt herum, um in Modeſachen Rath zu ertheilen. Man ſchickt zu ihr wie zu einem Arzt, und belohnt ſie wie eine Künſtlerin. Es geſchieht unter Vornehmen faſt keine Hochzeit oder ſonſt eine Feyerlichkeit, wobey ſie nicht zu Rathe gezogen wird, um Brautkleider u. ſ. w. anzuordnen. Ihr groſſer

Verstand und ihre feine Lebensart tragen hiezu nich
wenig bey. Viele der vornehmsten Damen gehenmi
ihr ganz auf den Fuß einer Freundin um. Sie ge
winnt auf diese Art jährlich 1500 bis 1600 Pf. St
Da sie nie das Theater anders als in ihren eignet
Kleidern betritt, so ist ihr geschmackvoller Anzu
beständig das Studium der Zuschauerinnen. Hie
zeigt diese Priesterin der Mode ihren Erfindungs
geist, wobey sie der schleunigsten Nachahmung ver
sichert ist. So wie ehemals bey den Scholastiker
das Wort: „der Meister hats gesagt," jedermann
Stillschweigen auferlegte, so ist es für die hiesige
Schönen hinreichend, zu sagen: „Mrß. Abingto
„hat es getragen," um bey Ehemännern und Vä
tern alle Einwendungen zu heben. Nach ihrer
Contract von 1781 mit den Theater-Directeurs z
Drurylane, erhielt sie jährlich 500 Pf. St. z
Kleidern, außer ihrem Schauspielergehalt vo
achtzehn Guineen wöchentlich und einer Benefi
Komödie.

In einer solchen Stadt, wo es so viel reich
Thoren giebt, kann es nicht an Leuten fehlen, d
durch List, Ränke und wohlausgesonnene Betr
gereyen, auch einen Antheil an diesem Reichthu
zu erschleichen suchen. Nur müssen sie sich inne

halb den Schranken der Geſetze halten, daher die erſtaunliche Menge von Charlatans aller Arten, die ungeſtört ihre Künſte treiben. Vor funfzehn Jahren befand ſich ein Mann in London, welcher vorgab, eine beſondere Methode zu wiſſen, die Nägel an den Fingern abzuſchneiden, wodurch ſie wohl geformt werden und überhaupt dienen ſollten, ſchönen Händen, dieſem ſo anziehenden Theile der weiblichen Schönheit, einen größern Reiz zu geben. Die engliſchen Damen waren nicht gleichgültig gegen dieſen Antrag. Der Mann war den ganzen Tag beſchäftigt, bewohnte ein großes Haus und hielt Equipage. So trieb er dieſes Gewerbe zwey Jahre lang, gewann ſehr viel Geld, und verließ dennoch London mit dreytauſend Pf. St. Schulden.

Ein ander Gewerbe, wovon hier die hohe Schule iſt, iſt das Bettlerhandwerk. Indeſſen iſt nichts ſeltner als einen Engländer, der nicht ganz zum Pöbel gehört, betteln zu ſehn, dahingegen viele Fremde, die oft von guter Geburt und nicht ohne Erziehung ſind, dieſes zu ihrem fortdauernden Nahrungszweige machen. Sie thun es aber nicht auf den Straßen, wo nur Kupfermünze oder höchſtens Silber fallen würde, ſondern ſie

gehen wohlgekleidet in die Häuser, zeigen Papiere und Documente, größtentheils falsche, vor, und erhalten auf diese Weise von dem wenig mistrauischen Engländer Gold. So habe ich einen Italiener gekannt, der in Petersburg auf dem Theater als Tänzer figurirt hatte, und weder schreiben noch lesen konnte. Dieser Mensch ließ sich von einem andern Betrüger ein Patent machen, als ob er ein russischer Oberster sey. Mit diesem versehn, drang er mit unglaublicher Unverschämtheit in die vornehmsten Häuser, ließ sich durch keine Bedienten abhalten, in den innersten Zimmern die Großen und Reichen selbst aufzusuchen, und verließ sie nicht eher, bis sie ihn reichlich beschenkt hatten. Vergebens zeigte der anwesende russische Gesandte den Betrug an. Nur wenige wurden davon unterrichtet, und da der Italiener blos bettelte, und sein betrügerisches Document wohl aufbewahrte, das allein gegen ihn beweisen konnte, so hatte er keine Strafe leicht zu befürchten. Er bettelte drey Jahre fort, reiste mit einem reichlich angefüllten Beutel ab, und ist jezt Kaufmann in Dünkirchen.

Ein Franzos aber hatte einen noch bessern Einfall. Er gab sich für den Sohn des unglücklichen

Calas aus, der, wie bekannt, in Frankreich lebt und Wundarzt iſt. Das Mitleiden mit dieſer ſo tief gebeugten Familie ſchloß ihm in London alle Häuſer auf. Er wurde mit großen Geſchenken überhäuft und verließ England als ein reicher Mann.

Dieſes einträgliche Gewerbe war für einen gewiſſen Oberſten von Champigny, der ehemals in franzöſiſchen Dienſten geſtanden hatte, und ſich bald nach dem ſiebenjährigen Kriege hier einfand, ſo anziehend, daß er die Bettelkunſt in eine Art von Syſtem brachte, und nach demſelben eilf ganzer Jahre mit dem beſten Erfolge handelte. Er ging nie zu Fuße betteln, ſondern fuhr beſtändig in einer ſehr ſchönen Equipage herum, die ſein eigen wär; ja (ſollte man es wohl glauben?) dieſer notoriſche Bettler gab bisweilen große Traktamente. Da es ihm nicht an Verſtand und feiner Lebensart fehlte, ſo wußte er ſein Handwerk mit ſolcher Kunſt zu treiben, daß ſelbſt nicht freygebige Perſonen ihre Beutel öfneten. Wenn man abgeneigt wär Geſchenke zu machen, ſo kam er mit einer Subſcription zum Vorſchein zu einer großen Geſchichte von England, die er ſchreiben wollte, wovon auch wirklich ein oder zwey Bände erſchienen ſind.

Die mildthätige Gemüthsart der Engländer, und die Abneigung gegen Arbeit, die unter den Menschen so gemein ist, verursachen, daß man eine so ungeheure Anzahl Bettler auf den Straßen in London antrifft. Diese Leute nehmen an Almosen täglich drey, vier bis fünf Schilling ein; auch haben sie im Kirchspiel zu St. Giles ihre Clubs, wo sie zusammen kommen, und sehr gut essen und trinken, wobey sie die Zeitungen lesen, und über die öffentlichen Angelegenheiten sprechen. Niemand wird hinzugelassen, der nicht ein Bettler ist, oder von einem Bettler eingeführt wird, weil sonst ein solches Schauspiel viele Zuschauer hinziehn und dem Gewerbe höchst nachtheilig seyn würde. Einer meiner Freunde, der die Menschen in allen ihren Gestalten zu studieren wünschte, legte einen sehr schlechten Rock an, und vermochte einen Bettler vermittelst einer Belohnung dazu, ihn mitzunehmen. Er sahe hier Lustigkeit, Wohlleben, und überhaupt nichts, was Elend bezeichnete, als die Lumpen, welche die Livrey des Ordens sind. Krücken waren bey Seite gestellt, falsche Beine abgeschnallt, und Augenpflaster abgenommen. Ein jeder erschien hier in seiner wahren Gestalt, erzählte unverholen beym Punsch seine gehabten Avantüren, und nahm Abrede wegen künftiger Rollen.

Bettelweiber leihen hier von andern blutarmen Leuten ihre Kinder, um desto eher Mitleiden zu erregen, wenn sie solche vorzeigen. Das Miethgeld für ein Kind ist täglich von einem halben Schilling bis zu zwey Schilling, je nachdem das Kind übel gestaltet oder mehr und weniger krüppelhaft ist; denn die Mißgestalt bestimmt hier den Preiß. Für ein ganz scheußliches Kind wird täglich vier Schillinge, auch mehr bezahlt. Ich habe einst selbst dem Gespräche zweyer Bettelweiber zugehört, die von ihrem Handwerke sprachen. Die eine erzählte, sie gäbe für ein bey sich habendes Kind täglich zwey Schillinge. „Was," sagte die andre, „seyd ihr thöricht? Zwey Schillinge für ein „so wohlgestaltes Kind? dafür kann ich ja den be„sten Krüppel bekommen!"

In eben diesem Kirchspiel haben auch die Diebe ihre Clubs, wo sie zusammen kommen und schmausen. Tabaksdosen, Schnupftücher, und andre erbeutete Kleinigkeiten werden hier ausgetauscht, oder auch an einander verkauft. In einem andern Lande würde man ein solches Haus überfallen, und den ganzen Trupp zusammen wegführen. Dies geht aber hier nicht an, da diese Diebe keine Bande ausmachen, sondern ein jeder für sich stiehlt;

und daher auch für jeden abgesonderte Beweise erfodert werden; überhaupt auch bey der Verhaftnehmung selbst eines so verworfenen Menschen genau nach den Gesetzen verfahren wird. Es muß ein Kläger da seyn, der die Entwendung seines Eigenthums namentlich anzeigt und beschwört, desgleichen den Thäter umständlich angiebt. Wüßte der Kläger nun, daß der Dieb sich im Club befände, und die Gerichtsdiener wollten es wagen herein zu gehn, so würde doch niemand als der angeklagte Dieb allein in Verhaft genommen werden, wobey die andern, obgleich wohlbekannten Diebe, ganz sicher seyn würden.

Diese Zusammenkünfte geschehen jedoch nicht mehr so öffentlich als ehmals. Vor dreyßig Jahren war ein Haus in St. Giles wegen der Diebs-Clubs besonders berüchtigt, das jezt aber von einem ehrsamen Bierwirthe bewohnt wird. Hier lagen Messer und Gabel an Ketten, und das Tischtuch war auf den Tisch genagelt. Die Diebe beobachteten ein gewisses Decorum, und hatten ihre Ordensregeln und Vorsteher, ohne sich jedoch in Banden zu theilen. Alles bezog sich allein auf die Zusammenkünfte. In der Nähe dieses Hauses befand sich ein eben so berüchtigtes Brannteweins-

haus, das auf einer groſsen Tafel folgende sonderbare Inſchrift hatte: „Here You may get drunk „for a penny, dead drunk for two pence, and „get ſtraw for nothing.“ „Hier könnt ihr für „einen Pfennig betrunken werden, hinfallend beſoffen für zwey Pfennige, und Stroh obendrein „bekommen.“ In der That waren auch die Keller mit dieſer Bequemlichkeit reichlich verſehn, die denn auch Tag und Nacht mit viehiſchen Menſchen angefüllt waren, bis endlich die Friedensrichter dieſen Ausſchweifungen ein Ende machten. Man erinnere ſich aber, daß dieſes nicht ein Gemälde der damaligen Sitten dieſer Hauptſtadt, ſondern daß nur von einem Winkel derſelben die Rede iſt, der ſich durch die Dürftigkeit und die rohe Lebensart ſeiner Einwohner ſeit Jahrhunderten ausgezeichnet hat.

Hier iſt auch gewöhnlich die Reſidenz der ſogenannten Zauberer, die für den geringen Preiß eines Schillings den neugierigen Sterblichen ihre künftigen Schickſale verkündigen. Ihr Zimmer iſt gemeinhin mit magiſchen Figuren bezeichnet, und mit Weltkugeln, Himmelscharten u. ſ. w. angefüllt. Die Kleidung des Zauberers iſt, dem Coſtume gemäß, ein ſchwarzer Talar und ein langer falſcher

Bart, wodurch sie das Ansehn ehrwürdiger Greise erhalten, ob es gleich mehrentheils junge Leute sind. Sie geben gemeiniglich vor, aus dem Orient zu kommen, stellen sich, als ob sie kein Wort Englisch verstünden, und halten daher einen Dolmetscher, der den Fragenden die Zaubersprüche kund thut, und den Gewinn mit dem Meister theilt. Es sind jedoch immer Britten oder Irländer, denn noch nie hat es ein Fremder gewagt, einen solchen Zauberschauplaz zu eröfnen.

Dieser offenbare Betrug wird natürlich bestraft, allein nicht so oft und so hart, als daß es dem Handwerk ein Ende machen sollte. Da die öffentliche Sicherheit hiebey nicht in Gefahr kommt, eine solche Farce ohne Folgen, und eigentlich eine Art von Betteley ist, da man weit ernsthaftere Dinge zu verhindern und zu bestrafen hat, und überdem Thoren durchaus betrogen seyn wollen; so verfolgt man diese Zauberer eben nicht mit grosser Strenge, und zieht sie nur in Verhaft, wenn sie es zu arg machen, und Aufsehn erregen. Sie treiben daher auch ihre Dreistigkeit so weit, daß sie öffentlich in den Zeitungen ihre Künste, Preiße und Aufenthalt anzeigen. Verfügen sich dann Gerichtsdiener dahin, so wird alle Kenntniß von die-

ſein Anzeigen durchaus geleugnet; man behauptet, luſtige Köpfe hätten damit ihren Scherz treiben wollen, und daß man von keinem Zauberer im Hauſe wiſſe. Da man nun in der Geſchwindigkeit Talar, Zaubermöblen und Weltkugeln auf die Seite räumt, ſo fehlen die Beweiſe, für diesmal weiter zu procediren; die Gerichtsdiener entfernen ſich, und der Zauberer ſezt ſein Handwerk fort.

Vierter Abſchnitt.

Größe von London. Kontraſt zwiſchen der City und dem weſtlichen Theil der Stadt. Das Eigenthümliche der Häuſer und öffentlichen Plätze. Steinpflaſter. Aſſecuranz. Nächtliche Erleuchtung. Paulskirche. Weſtmünſter Abtey. Außerordentliche Anekdote von Karl I. Adelphi-Gebäude. Palaſt des Lord Majors. Brücken. Bank-Gebäude. Prächtige Laden. Magiſtrat der City. William Beckfords Patriotiſmus.

Vor dreyßig Jahren war es noch eine Streitfrage, ob London oder Paris größer ſey? Da aber die Gränzen der lezten Stadt beſtimmt ſind, die man beym Bauen nicht übertreten darf,

bey der ersteren aber diese so nothwendige Einschränkung noch nicht geschehen ist, und sie daher unmäßig vergrößert wird, so ist kein Zweifel mehr, daß die Engländer das Unglück haben, eine weit größere Hauptstadt als die Franzosen zu besitzen. Hiezu kommt noch, daß viele große Dörfer, die größtentheils aus Landhäusern bestehen, sich dicht an der Stadt selbst da anschließen, wo eigentlich die Gränzen derselben sind, und daher mit ihr ein ungeheures Ganze bilden, das weder Maaß noch Ziel hat. Man rechnet, daß von 1762 bis 1779 43,000 Häuser in London gebaut worden sind. Verschiedene Patrioten wollten diesem anwachsenden Uebel steuern, sie nannten es eine Wuth, die Grafschaft Middlesex mit Ziegeln zu bedecken, als der weise Lord North für rathsam fand, eine Auflage auf diese Ziegelsteine zu legen, wodurch denn das unsinnige Bauen gewissermaßen noch mehr befördert wurde; denn die Unternehmer achteten diese Taxe nicht, vielmehr baueten sie dafür ihre Häuser desto zierlicher und bequemer, da sie gewiß sind, Einwohner zu bekommen. Man hat daher seit zwanzig Jahren eine ordentliche Volkswanderung von Osten nach Westen in London selbst gesehen, da viele tausend Menschen von dem östlichen Theile

der Stadt, wo gar nicht gebaut wird, nach dem westlichen Theile gezogen sind, wo die schönsten Felder und Gärten in Straßen verwandelt werden. Dieser östliche Theil, besonders die Quartiere, die längs dem Ufer der Themse liegen, besteht aus schlechten Häusern, die in engen, schiefen und schlechtgepflasterten Straßen stecken; alle Seeleute wohnen hier, wie auch diejenigen Handwerker, die zum Schiffsbau gehören, nebst dem größten Theile der hiesigen Juden. Der Kontrast also ist außerordentlich mit der westlichen Seite der Stadt, wo man fast nichts als zierliche Häuser, prächtige Plätze, schnurgerade herrlich erleuchtete Straßen, und das schönste Steinpflaster in Europa sieht. Wäre ganz London so gebaut, so würde nichts in der Welt damit zu vergleichen seyn.

Es ist sonderbar, und nie von einem Reisenden angemerkt worden, daß diese westliche Seite der Stadt, die mehr als die Hälfte von ganz London ausmacht, und ganz von der City abgesondert ist, gar keinen Namen hat. Redet man von diesem Theil in der City oder anderswo, so hilft man sich blos durch die Benennung der Straßen, und das Ganze nennt man die andre Seite der Stadt. Viele Reisende und Geographen geben

aus Irthum dieſem ungeheuern Inbegriff von Straßen und Plätzen den Namen Weſtmünſter, da doch Weſtmünſter nicht den zehnten Theil dieſes Raums einnimmt. Einen Theil deſſelben nennt man in Akten und Documenten die Freiheiten von Weſtmünſter, das übrige aber gehört zur Grafſchaft Middleſex. Da alles in dieſem Lande auszeichnend und ſonderbar iſt, ſo darf man ſich nicht wundern, daß die Hauptſtadt nicht allein in verſchiedenen Grafſchaften liegt, ſondern auch eine ganz verſchiedene Jurisdiction hat. Die City, als der kleinſte Theil, hat ſeinen Magiſtrat, die ganze übrige Stadt aber ſteht unter Friedensrichtern, wodurch in Anſehung der Polizey ein ſehr merklicher Unterſchied entſteht. In der City iſt ſie ſtrenger und wird genauer beobachtet, ſo wie überhaupt ſich ihre Bewohner durch Ordnung und Arbeitſamkeit auszeichnen. Zwey viele Meilen weit von einander entfernte Städte können nicht mehr von einander unterſchieden ſeyn, als es die City von dem weſtlichen Theile der Stadt iſt; verſchieden in der Regierung und Polizey, in ihren Privilegien, in der Bauart ihrer Häuſer, in ihren Straßen, in ihren Kirchen, in ihren Sitten u. ſ. w. Nur allein die City, und nicht der übrige Theil von London,

hat unter vielen andern Privilegien das Recht, Repräsentanten ins Parlament zu schicken; die wahlfähigen Bewohner der andern Theile wählen, nach der Lage ihrer Wohnörter, die Repräsentanten von Middlesex, Surrey, Kent und Westmünster.

Die Häuser in der City sind größtentheils nach der erschrecklichen Feuersbrunst im Jahre 1660 aufgebaut worden, wo 13,400 Häuser, 87 Kirchen, 26 Hospitäler, u. s. w. abbrannten. Man nahm sich nicht die Zeit, an Regelmäßigkeit und Bequemlichkeit zu denken, ein jeder eilte unter Dach zu kommen. Diese Eilfertigkeit wird man bey jedem Schritt an den vielen schlechten, geschmacklosen und dunkeln Häusern, an den krummen und größtentheils engen Gassen, an der elenden Lage ihrer Kirchen, und andrer öffentlichen Gebäude gewahr; alles Fehler, die man auf der Westseite sorgfältig vermieden hat. Die Kirchen sind in der City erstaunlich auf einander gehäuft, da man sie genau auf ihren alten Stellen wieder aufgebaut hat, und man sich vorstellen kann, daß in jenen klosterreichen Zeiten es in einer Stadt, wie London, gewiß nicht an Kirchen und Klöstern gefehlt hat. Je überflüßiger sie aber hier sind, je seltner sind sie in der westlichen Stadt, wo der

Eifer, Kirchen zu errichten, mit der Luſt, Häuſer zu bauen, in keinem Verhältniſſe ſteht, ſo daß in manchen Gegenden der Stadt 6000 Häuſer, auch mehr, zu einem Kirchſpiele gehören.

Wenn des Morgens um acht Uhr in der City alle Buden und Gewölbe geöfnet ſind, und alles in Bewegung iſt, ſieht es in den Straßen des größten Theils der weſtlichen Stadt noch ganz todt aus. Alles ſchläft noch, ſogar die Bedienten; man hört keine Kutſche, und glaubt in einen verlaſſenen Ort zu kommen. Dieſe Verſchiedenheit erſtreckt ſich auf Eſſen, Trinken, Vergnügungen, Kleidung, die Art ſich auszudrücken, u. ſ. w. und erzeugt ganz natürlich eine Art von gegenſeitiger Verachtung. Die Weſtlondener werden von den City-Bewohnern wegen ihres Müßiggangs, ihrer Ueppigkeit, unordentlichen Lebensart und ihrem Hange zu franzöſiſchen Sitten durchgezogen, die dieſen Spott aber in reichem Maaße erwiedern, und einen City-Engländer als ein unhöfliches plumpes Thier ſchildern, das ſein Verdienſt blos im Gelde ſucht. Beſonders bieten die Hofleute ihren ganzen Witz auf, dieſes Lächerliche bey den feyerlichen Gelegenheiten auszuſpähen, wo die Abgeordneten der City dem Könige Glückwünſchungs- und Dank-Adreſſen

oder Bittschriften überreichen. Die Deputation ist gewöhnlich sehr zahlreich, und der König empfängt sie auf seinem Throne sitzend. Man kann sich vorstellen, daß in dieser Lage ein mit den Hofmanieren unbekannter Bürger sich eben nicht wie ein Hofmann betragen wird, der das Studium der Hofetikette für den höchsten Gegenstand der menschlichen Wißbegierde ansieht. Dieser gegenseitige Spott wird in Gassenliedern und auf dem Theater unterhalten, ja selbst im Parlament nicht vergessen. In Italien würden bey solcher Gelegenheit die Dolche nicht müßig liegen, in England hingegen hat es gar keine schlimmen Folgen; vielmehr dient es den Spleen der Nation zu zerstreuen. Indessen hüten sich besonders junge City-Bewohner, in Gesellschaften des westlichen Londons, wo man sie nicht kennt, ihren Wohnort zu verrathen, aus Furcht, ein Vorurtheil wider ihre feine Lebensart zu erregen.

Die alte Gewohnheit des englischen Adels, auf ihren Gütern den größten Theil des Jahres und nur eine kurze Zeit in der Residenz zuzubringen, ist die Ursache, daß London so wenig Paläste enthält; und obgleich der Aufenthalt in der Hauptstadt jezt sehr viel Reize hat, und daher auch weit mehr ver-

ſängert wird, ſo fahren doch die vornehmen Engländer fort, ihre Landſitze als ihre eigentlichen Wohnörter, ihre Häuſer in London aber wie eine Art von Abſteigequartier zu betrachten. Viele, die 20,000 und mehr Pfund Sterling Einkünfte haben, bewohnen hier Häuſer, die kaum ein Dutzend Zimmer enthalten, und wo ſie folglich mit ihrem zahlreichen Geſinde ſich ſehr einſchränken müſſen. Dieſer Unbequemlichkeit wird aber bald abgeholfen ſeyn, da viele Lords angefangen haben, ſich hier prächtige Häuſer zu bauen. Man kann behaupten, daß die Regierung auf dieſen Entſchluß keinen Einfluß hat, obgleich ein zahlreicher Adel, der in der Hauptſtadt wohnt, ein Wunſch aller Höfe iſt, weil dadurch der Glanz derſelben vermehrt, und der Thron gegen Unternehmungen groſſer Landbeſitzer geſichert wird. Die Ergötzlichkeiten von London allein ziehen ſie hieher. Man liebt ſchon weniger die Jagd, aber deſto mehr die Künſte, nebſt allem, was zur Verfeinerung des Lebens gehört; und wahrſcheinlich wird die nächſte Generation des engliſchen Adels, ſo wie in Paris, ganz in der Hauptſtadt wohnen. Wenn man bedenkt, daß ſeit dieſer faſt durch ganz Europa herrſchenden Gewohnheit, alle innerlichen Unruhen

aufgehört haben, welche die Großen in allen Staaten gegen ihre Monarchen anfingen und unterhielten, und daß wir in unserm Jahrhundert solche Vorfälle nur in England und Pohlen allein erlebt haben, wo der Adel eigentlich auf dem Lande wohnt; so muß man gestehn, daß der Luxus, gegen den so viel declamirt wird, auch wohlthätige Folgen erzeugen könne.

Diese Neigung der reichen Landbesitzer, London zu ihrem wahren Wohnorte zu machen, hat veranlaßt, daß seit einigen Jahren in den nordwestlichen Gegenden der Stadt von Unternehmern blos auf Speculation breite Straßen und große Plätze mit Häusern angelegt worden sind, desgleichen man noch nie in England gesehn hat. Diese Häuser, die man füglich Paläste nennen könnte, sind sehr groß und äußerst bequem. Unter der Erde haben sie zwey Stockwerk über einander, die hinreichend durch eine Art von Vorhof, der vor jedem Hause angelegt ist, erleuchtet werden, und zierliche Zimmer enthalten. Sie dienen zur Wohnung fürs Gesinde, zur Küche, zu Vorrathskammern, u. s. w. Auf diese Art bleibt das ganze Gebäude, das über der Erde hervorragt, zur Bequemlichkeit des Eigenthümers frey.

Die Unternehmer, die dieſe neuen Häuſer bauen, miethen gewöhnlich den Terrain von dem Grundherrn auf neunundneunzig Jahre, nach welcher Zeit ſie ihm das Gebäude ſo wie es iſt überliefern, oder noch auf eine kurze Zeit einen neuen Contract machen. Der Herzog von Portland beſitzt allein einen Grund, auf den 2000 Häuſer gebaut ſind. Dies dieſem Gebrauche, der auf das Eigenthumsrecht gegründet iſt, kann man die geringe Solidität der Häuſer und die wenigen Kunſtwerke der Baukunſt in London zuſchreiben, die ſonſt reiche Privatperſonen in Menge aufführen würden. Sie erſetzen aber dieſen Fehler durch die höchſte Bequemlichkeit, die in allen Theilen dieſer neuen Gebäude herrſcht. Ueberdem iſt jedes Haus mit Waſſer verſehn, vermittelſt der großen unterirdiſchen Röhren, die durch alle Straßen laufen. Bey Feuersbrünſten iſt dieſes von außerordentlichem Nutzen, weil man ſodann die Spritzen über die geöfneten Röhren ſezt, die durch den beſtändigen Zufluß Waſſer in Menge geben. Man begnügt ſich aber nicht allein mit dem Waſſer der Themſe, ſondern man hat auch einen Fluß von einer ziemlichen Weite nach der Stadt geleitet, den man den New River nennt, deſſen Waſſer durch Maſchinen

in die Höhe gehoben und in vielen Kanälen vertheilt wird.

Nicht nur die Häuser und Waarenmagazine, sondern auch die öffentlichen Gebäude, als Kirchen, Spitäler, Schauspielhäuser, u. s. w. sind hier assecurirt; eine Anstalt, die man in Paris nicht kennt, dessen Polizey-Anstalten doch so sehr erhoben werden. Man kann auch alles Hausgeräthe und Effekten versichern, nur kein baares Geld. Der Betrag der Summe hängt ganz von dem Eigenthümer ab; man registrirt es ohne Untersuchung und Einwendung, welche leztere nur dann gemacht wird, wenn eine gar zu hohe Angabe Bedenklichkeiten erregen müßte. Leider mißbraucht mancher diese wohlthätige Einrichtung, und steckt sein Haus an. Da indessen solche Verbrechen sehr schwer zu beweisen sind, so bleibt den Assecuranz-Comptoirs nichts übrig, als zu bezahlen. Dieses geschieht auch gleich nach der Feuersbrunst. Der Abgebrannte zeigt an, ob er etwas oder nichts gerettet hat, und beschwört seinen Verlust, worauf er ohne Verzug sein Geld erhält. Ungeachtet der häufigen Feuersbrünste, die man hier sieht, ist doch der Assecuranz-Beytrag nur sehr geringe. Man bezahlt für jede hundert Pfund Sterling jährlich nicht über eine

halbe Krone, nach unſerm Gelde ungefähr achtzehn Groſchen.

Die Pracht, mit welcher die vornehmen Engländer ihre Zimmer auszieren, läßt alles hinter ſich zurück, was man in dieſer Art in ganz Europa ſieht. Treppen mit bunten Tapeten belegt, das Geländer derſelben von Mahagony-Holz in den niedlichſten Formen geſchnitzt, worauf große kryſtallene Lampen paradiren; bey den Abſätzen der Treppen, Büſten, Gemälde und Medaillons; lackirte und vergoldete Zimmer mit koſtbaren Schildereyen und kleinen Statuen geziert; Kamine aus den ſeltenſten Marmorarten zuſammengeſezt, mit prächtigen Aufſätzen von herrlichen Figuren, Vaſen und dergleichen; Schlöſſer an den Thüren von Stahl mit Gold ſehr künſtlich ausgelegt; Fußtapeten, die in einem Saal oft 300 Pfund Sterling und mehr koſten, die man ſich ſcheut zu betreten; Fenſtergardinen von koſtbaren oſtindiſchen Zeugen; koſtbare Uhren aller Art, wobey alle Kunſt der Mechanik verſchwendet iſt, u. ſ. w. Auch haben die Engländer eine neue Gattung von Sculptur eingeführt, nämlich Medaillons von Elfenbein, die ſehr kunſtreich und geſchmackvoll gearbeitet, auf ſchwarzen Sammt befeſtigt, mit Glas bedeckt, und

in koſtbare Rahmen eingefaßt ſind. Gewöhnlich ſind es die Köpfe berühmter Britten.

Dieſer Hang der Vornehmen, in der Hauptſtadt durch häusliche Pracht zu glänzen, breitet ſich immer mehr aus, und wird vielleicht bald einem Uebel abhelfen, worüber Künſtler und Kunſtliebhaber mit großem Rechte klagen. Dieſes iſt die alte noch gröſtentheils beybehaltene Methode, ihre Landſitze durch Kunſtwerke zu verſchönern, wodurch dieſe denn gleichſam für die Welt verloren ſind. Viele Meiſterſtücke der Maler- und Bildhauerkunſt, durch die Macht des engliſchen Goldes erſtanden, deren Verluſt Italien unaufhörlich beklagt, haben bis jezt in den engliſchen Landhäuſern iht Grab gefunden. Welcher Künſtler kann Zeit und Geld dran wagen, viele Meilen weit ein Kunſtwerk aufzuſuchen, das er doch nur blos flüchtig betrachten und nicht ſtudieren kann?

Außer der St. Pauls-Cathedralkirche und der Collegiatkirche zu Weſtmünſter, hat London hundertundzwey Kirchſpielkirchen und neunundſechzig Capellen von der anglicaniſchen Religion; einundzwanzig franzöſiſchproteſtantiſche Capellen; eilf Capellen, die den Deutſchen, Holländern, Dänen u. ſ. w. gehören; dreyunddreyßig Verſammlunge-

häuser der Wiedertäufer und Quäcker; sechsundzwanzig Versammlungshäuser der Independenten; achtundzwanzig Versammlungshäuser der Presbyterianer; neunzehn katholische Capellen und drey jüdische Synagogen, so daß in diesem ungeheuern Bezirk dreyhundertundvierzehn gottesdienstliche Gebäude sind, ohne einundzwanzig Außenkirchspiele zu rechnen, die jedoch gewissermaßen auch zur Stadt gehören. So war die Anzahl 1779; welches wohl zu merken ist, da die Capellen und Versammlungshäuser manchmal vermehrt oder vermindert, auch oft verlegt werden.

Keine Stadt in Europa hat so viel schöne Plätze, als London. Sie sind alle mit zierlichen und grossen Häusern besezt; nicht einmal Kramladen oder Waarenmagazine sieht man hier. Die Mitte des Square's ist gewöhnlich ein schöner grüner Plaz, zum Spazierengehn eingerichtet. Einige derselben haben Statuen, einige Obelisken oder andre Zierrathen. Nie entstellen Märkte diese so angenehmen Plätze, wie es leider in allen Ländern geschieht; eine Mode, deren Unschickliches uns die Gewohnheit verbirgt. In den Londoner Squares sieht man daher blos Gegenstände, die Reichthum anzeigen, und die Bewohner derselben haben außer

andern Bequemlichkeiten die Luft rein, und werden von keinem Tumulte gestört. Die zahlreichen Märkte der Stadt haben alle ihre bestimmten Oerter, wo sie für alles Fuhrwerk gesichert sind. Ihre Lage ist von den großen Passagen entfernt, daher außer den Kauflustigen niemand dahin kommt; eine Polizeyanstalt, die in allen großen Städten nachgeahmt werden sollte.

Zu den London auszeichnenden Eigenschaften gehört auch das Steinpflaster, und die nächtliche Erleuchtung. Keine große Stadt in Europa war noch vor zwanzig Jahren so schlecht gepflastert als London. Dieses Uebel wurde lange gefühlt, aber nicht abgeholfen, so wenig wie das Uebel der grossen und oft ungeheuern Schilder, die vor allen Häusern hingen, die Straßen verfinsterten, oft herabfielen und Menschen todtschlugen. Zwey wohlthätige Parlamentsakten, die fast um die nämliche Zeit gemacht wurden, veränderten aber dieses geschwind; die Schilder verschwanden auf einmal, und 400,000 Pf. St., die das Parlament bewilligt hatte, verschafften der Stadt ein Steinpflaster, das noch das einzige seiner Art ist. Auf beiden Seiten sind durch alle Straßen breite Seitensteine, oder vielmehr Steinplatten gelegt, so

daß die Fußgänger bey dem gröſten Gewühl der Wagen in den volkreichſten Gegenden bequem und ſicher gehn können. Kein Kutſcher darf bey zwanzig Schilling Strafe dieſe Seitenſteine berühren; ſollte er auch Stundenlang in ſeiner Fahrt gehemmt ſeyn, ſo iſt es ihm doch durchaus nicht erlaubt, auch nur einen kleinen Raum über den Rand der Steine zu fahren. Man hat groſe Summen zur Unterhaltung dieſes vortreflichen Steinpflaſters ausgeſezt, und auch ein ſonderbares Geſez zu deſſen Nutzen gemacht, vermöge deſſen alle Karren, Frachtwagen, und überhaupt alles ſchwere Fuhrwerk, das nach London kommt, ſechs Zoll breite Räder haben müſſen. Hiedurch werden die Steine in ihrer Lage befeſtigt, und der Nachtheil, den die ſchmalen Räder der Kutſchen und andrer leichten Fuhrwerke dem Steinpflaſter verurſachen, einigermaßen wieder gut gemacht. Um die Fuhrleute und Kärner dafür zu entſchädigen, hat die Regierung ihnen gewiſſe Abgaben nachgelaſſen.

Da bey allen öffentlichen Anſtalten der Engländer keine Koſten geſpart werden, und alles das Gepräge von Gröſe hat; ſo iſt auch die Erleuchtung der Straßen außerordentlich, und übertrifft alles in dieſer Art. Die Lampen ſind alle groſe

kryſtallene Kugeln, jede mit drey bis vier Dachten verſehn, die an Pfählen befeſtigt und wenige Schritte von einander entfernt ſind. Dieſe Lampen werden alle Tage das ganze Jahr durch bey Sonnenuntergang angezündet, ohne auf Jahreszeiten oder Mondenlicht zu ſehn. Die einzige Oxfordſtraße hat mehr Lampen als ganz Paris. Ja die Landſtraßen, ſieben bis acht engliſche Meilen von London, ſind damit beſezt, und da die Anzahl derſelben, die von hier nach allen Gegenden gehn, ungemein groß iſt, ſo giebt dies auf dem Felde, beſonders in der Grafſchaft Surrey, wo ſich viele Wege kreuzen, einen herrlichen Anblick. Dieſe Landſtraßen ſind außerdem mit Geländern, zum Theil auch mit Landhäuſern und Gärten eingefaßt, und haben alle fünfhundert Schritte kleine Nachtwächterhäuſer mit Glocken verſehn; die Nachtwächter ſelbſt aber ſind mit Schießgewehr bewaffnet. Da nun die Laden in der Stadt alle bis zehn Uhr des Abends offen ſind, und jeder noch beſonders erleuchtet wird; ſo thut dieſes vereinigte Licht eine außerordentliche Wirkung. Der Fürſt von Monaco, der nach dem Tode des bey ihm verſtorbenen Herzogs von York auf die Einladung des Königs nach England kam, und bey Abendzeit in

London anlangte, fand diese Erleuchtung so auffallend, daß er sich einbildete, sie sey blos ihm zu Ehren veranstaltet worden. Es war ihm unbegreiflich, daß dieses alle Abende so seyn könnte. Dieser Irthum wurde bekannt, und gab zu vielen Scherzen Anlaß.

Aus oben angeführten Ursachen hat London zwar viele große und schöne Häuser, aber wenig eigentliche Paläste, mit Vorhöfen, Flügeln, u. s. w. Indessen verdienen Burlington-Haus, Northumberland-Haus, das jezt auf Kosten der Nation so prächtig gebaute Sommersethouse und mehrere diese Benennung vollkommen, die ihnen doch dem englischen Gebrauche zu Folge nie gegeben wird. Dieses kommt wahrscheinlich von der Gleichheit her, worauf die Engländer so stolz sind. Den Titel Palace, oder Palast, geben sie blos der Wohnung des Königs, aber nie würde der größte und prächtigste Palast eines andern von ihnen eine solche Benennung erhalten; nicht einmal die Wohnungen der königlichen Brüder, oder selbst des Prinzen von Wallis.

Dasjenige aber, was London vorzüglich in der Baukunst Glänzendes aufweisen kann, sind einige Kirchen, Hospitäler und andre öffentliche Gebäude

nebſt den prächtigen Brücken. Die Paulskirche iſt ein der Nation würdiges Monument, und würde ungeachtet aller ihrer Fehler weit mehr Bewunderung erregen, wenn ſie nicht ſo verſteckt läge, wodurch alles Große und Schöne derſelben ſehr verdunkelt wird. Es iſt ein gemeiner Irthum, daß ſie nach dem Modell der Peterskirche in Rom gebaut iſt, da ſie doch mit derſelben nichts als die Kuppel und die Form eines Kreuzes gemein hat. Die Façade der Paulskirche nach der Seite von Ludgate-hill iſt ungleich prächtiger, und thut eine größere Wirkung, als die Façade der Peterskirche; allein bey der erſtern fehlt die Lage der leztern, ihr vortreflicher Plaz, ihre Colonnaden, Springbrunnen und der Obeliſk. Man findet noch häufig einen ſchönen Kupferſtich von einer Zeichnung des großen Baumeiſters Wren, nach welcher die Paulskirche urſprünglich gebaut werden ſollte. Dieſe Zeichnung war in dem ſchönſten griechiſchen Styl, und wäre ſie ſo ausgeführt worden, ſo hätte man ein Wunder der Baukunſt geſehn. Das Domcapitel dieſer Kirche aber, das leider auch ſeine Einwilligung dazu geben mußte, verwarf dieſen Riß, und zwar aus der ſonderbaren Urſache, weil das Gebäude ſodann mehr einem heidniſchen Tempel als

einer chriſtlichen Kirche ähnlich ſeyn würde. Man hat kein Beyſpiel in der Geſchichte der Baukunſt, daß ein Werk von ſolcher Größe von einem einzigen Baumeiſter ſey angefangen und vollendet worden. Dieſes war eine Arbeit von ſiebenunddreißig Jahren, die 1,200,000 Pf. St. gekoſtet hat. In einem kleinen Theil dieſer Cathedralkirche wird blos Gottesdienſt gehalten, alles übrige iſt öde, leer, und ohne alle Verzierung, welches einen widrigen Eindruck macht. Man fängt an einzuſehn, wie viel dies herrliche Gebäude durch dieſes zweckloſe Leere verliert; daher vor einigen Jahren der Entwurf gemacht wurde, prächtige Denkmäler groſſen Männern darin aufrichten zu laſſen. Dieſem Entwurf zufolge wurde, 1778 der König von der Londner Bürgerſchaft gebeten zu erlauben, daß das von dem Parlament bewilligte Denkmal für den großen Chatham in der Paulskirche errichtet werden möchte. Dieſe Bitte wurde aber abgeſchlagen, weil es Grundſaz des damaligen Miniſteriums war, (wie an einem andern Orte erzählt werden ſoll) die dem Andenken dieſes Mannes zugedachte Ehre ſo viel als möglich zu ſchmälern. Das Monument wurde daher in dem dunkelſten Orte der Weſtmünſterkirche angebracht, wo es gar nicht vortheilhaft geſehen

wird. Die Arbeit wurde einem wenig bekannten Bildhauer aufgetragen, der auch vor kurzem damit fertig geworden ist. Wäre dieses Verlangen genehmigt worden, so würde das so unangenehme Leere in der Paulskirche nach und nach ausgefüllt worden seyn.

Die Westmünster-Abtey oder Kirche ist vielleicht das größte vorhandene Meisterstück der gothischen Baukunst. Ihre prächtigen Pfeiler, die Kühnheit ihrer Bogen, ihre ungeheure Größe, Zierrathen und Abtheilungen machen diese Kirche zu einem der außerordentlichsten Gebäude der Welt. Es war ehemals ein Benedictinerkloster, und zu Cromwels Zeiten diente es zum Stall und Wachthause für seine Reiter. Nirgends sieht man eine solche Menge herrlicher Grabmäler an einem Orte beysammen, so daß in wenig Jahren, so groß auch der Raum ist, hier kein Platz für neue Monumente mehr seyn wird. Hier ist das Begräbniß der Könige und einer Menge berühmter Männer aller Stände, denen theils von ihren Freunden, theils von der Nation selbst Denkmäler geweiht worden sind. Kein Ort ist fähiger, Ehrfurcht einzuflößen, als dieser. Der Litterator ist hier gleichsam in seinem Vaterlande; allenthalben, wo er

hinblickt, ſieht er bekannte, verehrungswürdige Namen, durch den Marmor verewigt, die ſeinen Geiſt in einer Art von Taumel erhalten. Hier ſind die Grabmäler von Staatsmännern, Feldherren, Admiralen, Philoſophen, Dichtern, und überhaupt von Gelehrten und Künſtlern aller Arten. Das Denkmal des großen Newtons iſt vortreflich, und hat die beſte Stelle in der ganzen Kirche. Es pranget, wie bekannt, mit der glorreichen Inſchrift, „daß ſich die Sterblichen freuen ſollen, daß eine ſolche Zierde des menſchlichen Geſchlechts gelebt habe.“ Dieſe lateiniſche Grabſchrift erhielt den Vorzug vor der engliſchen, die Pope verfertigt hatte, und die zwar etwas übertrieben, doch dichteriſch außerordentlich ſchön war:

All nature and her laws lay hid in night,
God ſaid: Let Newton be! and all was light.

„Die ganze Natur und ihre Geſetze lagen in
„Nacht gehüllt; Gott ſagte: laß Newton
„werden! und alles ward Licht.“

Auch Ausländer von ſeltenen Verdienſten werden hier begraben. Man ſieht hier die Grabmäler des berühmten St. Evremont, und des vortref-

lichen Tonkünstlers Händel. Die Grabschrift des erstern sagt ausdrücklich, daß er sich durch seine großen Verdienste bey allen Ständen der Nation beliebt gemacht habe. Das Denkmal unsers Händels wird von Kennern für das kunstreichste in der ganzen Kirche gehalten. Nie ist in England ein Ausländer so sehr verehrt worden, als dieser Deutsche; es ist daher nicht zu verwundern, daß man auch sein Andenken durch ein herrliches Monument verewigt hat. Die Idee desselben ist von der erhabensten Art. Händel steigt aus dem Grabe, durch die Posaune des Engels erweckt; seine erste Empfindung in einem so schauervollen Augenblicke bezieht sich ganz allein auf die Tonkunst des Engels; sein emporgehobener Arm, sein horchendes Ohr, der Ausdruck in seinem Gesicht und überhaupt die ganze Stellung, alles zeigt seine Aufmerksamkeit auf die himmlische Musik, die ihm gleichsam alles andre Nachdenken raubt.

Das Monument des unsterblichen Shakespear hat zur Inschrift nichts, als die schöne Stelle aus seinem dramatischen Stücke, der Sturm genannt:

„Die Wolken drohenden Thürme, die prächtigen Paläste, die feyerlichen Tempel, selbst

„der groſse Erdball, ja alles was irdiſch iſt,
„wird vergehn, und wie das grundloſe Ge-
„bäude einer Viſion auch nicht einen Trüm-
„mer zurücklaſſen."

Des Fabeldichters Gay's Denkmal ziert die von ihm ſelbſt verfertigte Aufſchrift:

Life is a jeſt and all things ſhow it;
I thought ſo once, but now I know it.

„Das Leben iſt ein Scherz, wie alle Dinge
„zeigen; ehemals dacht' ich ſo, jezt aber weiß
„ich es."

So ſind hier Denkmäler des Ruhms und der Kunſt mit ſinnreichen Inſchriften gepaart, die ein herrliches Ganze bilden. Keine Nation belohnt ihre groſsen Männer durch ſolche Monumente als die Engländer, daher Engel bey dem Grabe Leſſings mit vieler Wahrheit ſagt:

Wenn er ein Deutſcher nicht, wenn er ein Britte wäre,
So ſchlöſſe ſeinen Sarg die Gruft der Kön'ge ein;
So würd' ein Volk, gefühlvoll für die Ehre,
Ihm öffentlich ein ewig Denkmal weihn.

Viele Könige haben hier auch prächtige Denkmäler, worunter sich besonders die von Heinrich VII. und Heinrich VIII. auszeichnen. Ihren Nachfolgern ist diese Ehre aber nicht wiederfahren; selbst die große Königin Elisabeth hat nur einen Grabstein mit einer Inschrift. Dagegen hat man hier die sehr unschickliche Methode erwählt, ihre Bildnisse in Lebensgröße, in Wachs bossirt, neben ihren Gräbern hinzustellen, die durch das Alter scheuslich entstellt sind. Unter der Regierung der Königin Anna sezte das Parlament jährlich viertausend Pfund Sterling aus, um diese Kirche zu unterhalten.

Hieher gehört eine sonderbare Anekdote, die von den besten Geschichtforschern für wahr gehalten, aber der Klugheit und Nationalehre halber verschwiegen wird. Der Leichnam nämlich des hingerichteten Karls I. wurde anfangs in der Capelle zu Windsor begraben, wo der Tradition zu Folge noch jezt seine Gebeine befindlich sind, und zwar in einer Gruft des Chors, dessen Stelle niemand jezt weiß, oder wissen will; ein Umstand, der etwas bedenklich, und ein Argument mehr für das folgende ist. Royalisten, heißt es, transportirten heimlich den königlichen Leichnam von Wind-

ſor nach Weſtmünſter; da nun nach der Thronbeſteigung Karls II. Cromwels Leichnam ausgegraben, geſchleift und an den Galgen gehangen werden ſollte, ſo grub man entweder aus Irthum oder aus Bosheit des Königs Leichnam aus, und nahm mit dieſem die vorbeſchriebene Ceremonie vor. Als nachher in Gegenwart vieler Menſchen der Kopf vom Körper getrennt wurde, um auf einen Pfahl geſteckt zu werden, wurde man mit Erſtaunen gewahr, daß er vorher ſchon abgeſondert geweſen, und nur blos an den Untertheil des Halſes genähet war.

Die neueſten Kirchen in London ſind alle in einem ſehr guten Geſchmack aufgeführt; unter dieſen iſt die St. Martinskirche und einige andre, deren Façaden nach dem Muſter des Pantheons zu Rom gebaut ſind. Nur bedauern alle Verehrer der Baukunſt, daß man noch immer dabey die Thürme den Kuppeln vorgezogen hat. Was könnte London bey den großen Reichthümern nicht in dieſer Kunſt liefern! da es überdem zwey Männer beſitzt, die vielleicht die größten Baumeiſter in Europa ſind, nämlich Adams und Chambers. Erſterer hat einige hundert Häuſer in einen gewiſſen Bezirk gebaut, die Adelphi buildings genannt werden, und

mit Recht als die vortreflichſten Muſter ſehr zierlicher und dabey höchſt bequemer Häuſer anzuſehn ſind. Alle dieſe große Gebäude ſind auf Gewölbe aufgeführt, die nach der Themſe führen, und wegen ihrer Größe, Höhe und Bauart nicht unwürdig ſind mit den römiſchen Kloaken verglichen zu werden, die zu den Wundern des alten Roms gehörten. Viele Engländer ſind der wohlgegründeten Meynung, daß wenn der jetzige König einen großen Hang zur Baukunſt gehabt, und ſeinen mächtigen Einfluß angewandt hätte, für ſich und für die Nation Paläſte und Denkmäler zu errichten, London jezt die prächtigſte Stadt in Europa ſeyn würde. Ja noch mehr, höchſt wahrſcheinlich wäre ſodann kein amerikaniſcher Krieg entſtanden, und der große von ſo vielen Völkern beneidete Flor, den England vor zwanzig Jahren der Welt zeigte, würde noch immer der nämliche ſeyn.

Zu den großen öffentlichen Gebäuden in London gehört auch the Manſion houſe, oder der Palaſt des Lord-Majors in der City. Er wurde von ungefähr funfzig Jahren gebaut; zu einer Zeit, wo es um den guten Geſchmack der Engländer in den Künſten, die Dichtkunſt ausgenommen, noch ſehr mißlich ausſah. Da die Aldermänner und

the commun council (eine Art von Repräſentanten der City-Bewohner) verſammlet waren, um über die Vorſchläge zu dieſem Gebäude zu berathſchlagen, ſo ſchickte ihnen ein vornehmer Lord einen Riß von Palladio zu, den er aus Italien mitgebracht hatte, und der ſehr ſchicklich zu einem ſolchen Gebäude war, das zur Ehre der Stadt erbaut, und wobey keine Koſten geſpart werden ſollten. Der Name Palladio war unter dieſer großen Anzahl Menſchen ganz unbekannt; man frug, wer dieſer Mann ſey, und wollte ihn ſelbſt ſprechen. Nach vielen Debatten ſtand endlich einer auf und ſagte: er hätte gehört, daß Palladio ein längſt verſtorbener ausländiſcher Baumeiſter wäre; daß es überdem ſonderbar ſeyn würde, ſeinen Entwürfen in London zu folgen, wo man ſelbſt Baumeiſter genug hätte; zu gleicher Zeit ſchlug er einen ſolchen Ehrenmann vor, der ſeines Handwerks ein Schiffszimmermann war, und auch angenommen wurde. Dieſen einfältigen Maaßregeln zufolge wurde dieſer Palaſt gebaut, der in allen ſeinen Theilen das Gewerbe ſeines Baumeiſters verräth. Die Façade iſt dem Stern eines Kriegsſchiffs ähnlich, die Zimmer ſind dunkel, ſehr ſchlecht vertheilt, und die Treppen leiternartig und ſehr übel angebracht.

Dieſes Gebäude, das, als Maſſe betrachtet, ſehr wohl in die Augen fällt, muß der Lord-Major bewohnen, ſo lange er dieſe Würde beſitzt, wenn er gleich eigne Häuſer in der Stadt hat.

London hat drey große und prächtige Brücken, die ſo ſehr als irgend etwas den Reichthum der Nation, und ihren Hang zu großen öffentlichen Unternehmungen bezeichnen. Welch ein Vergleich zwiſchen der Weſtmünſter- und Blakfriars-Brücke, und den Brücken Pont neuf und Pont royal zu Paris! Die Engländer ſind bey allem ihrem Stolz keine Prahler, ſonſt hätten ſie unter vielen andern Dingen ein gegründetes Recht, mit dieſen zwey Brücken groß zu thun, die an Größe, Pracht und Bequemlichkeit nicht ihres gleichen in Europa haben. Selbſt die Brücke Rialto in Venedig kommt hiebey nicht in Betrachtung, da der unpolirte Marmor derſelben keine äußere Pracht zeigt. Daß ihr ſo berühmter großer Bogen nachzuahmen ſey, ſieht man bey der Stadt Aire in Schottland, wo eine Brücke über den Fluß Dun auch von einem einzigen Bogen neunzig Fuß weit erbaut worden iſt. Dieſes iſt genau das Maaß der Brücke von Rialto.

Die Bequemlichkeit iſt bey den neuern Londoner Brücken genau mit Pracht und Zierlichkeit verbunden. Die zu Weſtmünſter iſt 1223 Fuß lang und 44 breit. Sie iſt ſehr gut gepflaſtert; beide Seiten derſelben haben groſſe ſteinerne Balustraden, und ſind mit breiten Seitenſteinen, Schirmplätzen wider den Regen, und vielen Lampen verſehn. Sie hat funfzehn Bogen, von welchen der im Mittelpunkt ſtehende ſechsundſiebenzig Fuß breit iſt. Jeder von dieſen Bogen iſt mit groſſen Säulen eingefaßt, und vortreflich gewölbt. Dieſe Brücke, nachdem man zwölf Jahr daran gebaut hatte, wurde erſt vor ungefähr zwanzig Jahren geendigt, und koſtete 150,000 Pf. St. Ungeachtet dieſer ungeheuern Koſten fing man ſogleich eine neue zu bauen an. Dieſes war die Blakfriarsbrücke, die im Mittelpunkte der Stadt errichtet iſt, und die City mit der Grafſchaft Surrey verbindet. Dieſe Brücke übertrifft noch die zu Weſtmünſter an Zierlichkeit und Pracht. Auch ihre Arkaden ſind mit Säulen geziert, und zwar immer zwey neben einander von der joniſchen Ordnung, die bis ins Waſſer gehn, und eine herrliche Wirkung thun. Sie wurde blos auf Koſten der City gebaut, die 160,000 Pf. St. betrugen, und iſt erſt ſeit wenig Jahren

vollendet, daher auch der Zoll auf derſelben noch fortdauert, der auf der Weſtmünſter-Brücke längſt aufgehört hat. Im vorigen Jahre wurden die Zolleinkünfte dieſer City-Brücke unterſucht, da man denn den jährlichen Ertrag 6500 Pf. St. fand. Man hat ſchon ſeit einigen Jahren den Entwurf zu einer vierten Brücke gemacht, die auch an der weſtlichen Seite der Stadt, und zwar zwiſchen den beiden neuen Brücken erbaut werden ſollte, allein die Ausführung dieſes Plans iſt noch verſchoben worden.

Die Londoner Brücke iſt auch groß und prächtig, allein mit beiden vorerwähnten nicht zu vergleichen. Sie iſt ſchon über achthundert Jahr alt, und giebt keinen ſchlechten Begriff von der Bauart der damaligen Zeiten. Die Bogen derſelben ſind jedoch niedrig und ſehr klein; daher denn die häufigen Unglücksfälle, wenn Perſonen auf kleinen Böten ſie mit der Fluth paſſiren. Dieſe Brücke war ſeit Jahrhunderten ganz mit Häuſern bedeckt, und völlig einer Straße ähnlich, ſo wie man noch jezt auf der Brücke Notredame zu Paris ſieht. Die Häuſer auf der Londoner Brücke, größtentheils ſehr übel gebaut, waren von armen Leuten bewohnt, wodurch denn dieſe Brücke den ſchmutzigſten Win-

keln der Stadt gleich kam. Dieſer großen Unſchicklichkeit wurde in unſern Tagen auch durch eine Parlamentsakte abgeholfen, und alle Häuſer abgeriſſen. Unweit dieſer Brücke ſteht das ſogenannte Monument, eine Säule von der doriſchen Ordnung, die zum Andenken der großen Feuersbrunſt, die 1660 London verwüſtete, aufgerichtet wurde, und zwar an dem nämlichen Orte, wo das Feuer ausbrach. Dieſer Grille iſt der überaus ſchlechte Standplatz derſelben zuzuſchreiben. Sie iſt 202 Fuß hoch, und alſo höher als die trajaniſche Säule in Rom, und hat ſo wie dieſe inwendig eine Wendeltreppe. Ihre Errichtung koſtete 13,000 Pf. St. Es iſt ſchon einigemal auf dem Tapet geweſen, ſie herunter zu reißen, da man ihren Umſturz befürchtet, der wahrſcheinlich entſezliche Folgen haben würde. Sie iſt ganz mit Häuſern umringt, und dieſes in einer Gegend, wo lauter enge Gaſſen, reiche Laden, und große Waarenmagazine ſind; daher denn die Abtragung dieſes Steinklumpens eine ſehr nöthige Maaßregel iſt.

Unter die großen öffentlichen Gebäude der City gehören auch die Börſe und die Bank. Die erſtere iſt zwar nicht die größte, allein gewiß die prächtigſte aller Kaufmannsbörſen in Europa, und

mit den Bildsäulen der Könige von England geziert; sie ist mit einer zahllosen Menge Kaffeehäuser umgeben, woselbst mehr Geschäfte als auf der Börse selbst gemacht werden. Die Einrichtung ist vortreflich, daß hier alles in der Nähe ist, als das Posthaus, die Assecuranzhäuser, des Lord-Majors Palast, die Häuser der ostindischen und andrer Handlungsgesellschaften, das Rathhaus, die Bank, die Wohnungen fast aller Banquiers, die Comptoirs der Mäckler, der Notare, u. s. w.

Das Gebäude der Bank von England ist in der That prächtig, ob es gleich nur ein Stockwerk hoch ist. In den größten Theil der Säle fällt das Licht von oben herein. Hier sind seit einigen Jahren künstliche eiserne Oefen allenthalben gesezt worden, wobey man weder Oefnungen noch Röhren sieht. Das Einheizen geschieht von unten, unter dem Boden der Säle. Jeder dieser Oefen kostet hundert Pf. St. Da die Bank der ganzen Nation gehört, so stehen nicht allein alle Zimmer und Plätze darin für jedermann offen, sondern man hat sogar eine Menge Schreibtische in einem großen Saal plazirt, die alle mit großen Dintefäßern, Federn, Sandgefäßen u. s. w. versehn sind, die zum Gebrauch des niedrigsten Menschen die-

nen, der von der Straße hereinläuft, und mit der Bank gar nichts zu ſchaffen hat. Ich kann nicht umhin ſolche republikaniſche Maaßregeln zu bewundern, ſo geringfügig ſie Manchen auch ſcheinen mögen.

Nichts fällt in London mehr auf, als die prächtigen Laden und Gewölbe, die ununterbrochen ſich ganze engliſche Meilen weit erſtrecken. Der Eingang derſelben hat große Glasfenſter und Glasthüren, hinter welchen die ſchönſten Waaren des Ladens aufgeſtellt ſind; und da dieſe oft verändert werden, und von ſo unendlicher Mannichfaltigkeit ſind, ſo entſteht daraus eine Straßen-Decoration, die den herrlichſten Anblick gewährt. Man ſieht hier ſogenannte mathematiſche Laden, worin die ſeltenſten Inſtrumente aller Arten, die man ſonſt nur in den Kunſtſälen großer Fürſten findet, zur Schau ausgeſtellt werden. Die Silberladen aber ſind in der That das außerordentlichſte dieſer Art. Der erſtaunliche Vorrath der hier befindlichen Gold- und Silberwaaren giebt mehr als alles andre von dem Reichthume der Engländer einen hohen Begriff. Die größten Silberladen in Paris in der Straße St. Honore ſind in Vergleich mit den hieſigen ſehr armſelig zu nennen. In der Straße

Cheapſide iſt mehr als einer, von dem es noteriſch bekannt iſt, daß der Werth deſſelben über 100,000 Pf. St. beträgt. Die Kupferſtichladen ſind wahren Gallerien ähnlich, wo Sammlungen dieſer Kunſtwerke aufgeſtellt werden. Zu den Freiheiten, die man ſich hier erlaubt, gehören auch die ſatyriſchen Kupferſtiche, womit man alle Vorfälle, die Aufſehn erregen, lächerlich macht. Der Franzoſe macht bey ſolchen Gelegenheiten Gaſſenlieder, der Holländer läßt Medaillen ſchlagen; allein der Engländer wählt Kupferſtiche, weil dadurch die Satyre am meiſten verbreitet wird. Zu der Zeit, da Fox 1784 den Meiſter im Unterhauſe ſpielte, erſchien ein Kupferſtich, worin er vor einem Spiegel ſteht, der aber nicht das ſeinige, ſondern Cromwels Bild zurückwirft.

So wie die Regierung des Reichs aus drey Zweigen beſteht, als König, Ober- und Unter-Parlament; ſo iſt die Stadtregierung in der City von London auch in drey Theile getheilt, die eine ziemlich genaue Copie von den erſten ſind, als: der Lord-Major, die Aldermänner oder Rathsherren, und die unter dem Namen commun council verſammelten Repräſentanten der Londoner Bürger, die eine Art von Unterhaus formiren. Dieſe

leztern werden von der Livery erwählt, die aus neuntauſend Einwohnern beſteht, von welchen ein jeder bey der Beſetzung aller groſſen Stadtämter, als Lord-Major, Sherifs, u. ſ. w. ſeine Stimme hat, welche regiſtrirt wird. Die Aldermänner haben keine Einkünfte; blos die Ehre, der Einfluß in Stadtangelegenheiten, und die Hoffnung dereinſt Lord-Major zu werden, veranlaßt ſie, eine Zeitlang als Aldermann zu figuriren. Dies iſt aber noch nicht hinreichend; ſie müſſen auch zuvor Sherifs oder Richter der Grafſchaft Middleſex werden, ehe ſie auf die Lord-Majors-Würde Anſpruch machen können. Wenn gleich der Aldermann keine Einkünfte von ſeinem Poſten hat, ſo iſt er doch nicht zu einem beſondern Aufwand verbunden; allein das Amt eines Sherifs erfodert in einem Jahr zwey- bis dreytauſend Pf. St. Unkoſten; daher es auch niemand mehr als einmal bekleidet. Als Wilkes dazu erwählt wurde, gaben ſeine Freunde das hiezu nöthige Geld her. Dieſes war die Stufe zur Lord-Majors-Würde. Der Hof wandte alle Kräfte an, ſeine Wahl zu hindern, allein vergebens. Höchſt ſelten hat der Hof wirkſamen Einfluß auf die Citywahlen, daher denn die Stadt London auch nicht in groſſen Gnaden zu

St. James steht; ein Unfall, worüber sie sich aber leicht tröstet. Das Bonnet eines alten Aldermanns unter der Regierung Karls II. ist hier noch in beständigem Andenken. Dieser König, der mit den Londonern sehr übel zufrieden war, weil sie kein Geld zu seinen Ausschweifungen hergeben wollten, drohte einst ihren Deputirten, da sie ihm eine Addresse übergaben, daß er seine Residenz nach Oxford verlegen würde. Der Aldermann, unter dem Vorwande harthörig zu seyn, wandte sich zu einem nahe stehenden Hofmann, und sagte: „Ich „sehe den König sehr aufgebracht, Mylord, ich „hoffe doch nicht, daß er in seinem Zorn uns die „Themse wegnehmen wird.“ Diese Bemerkung wirkte, und nie ist es seitdem einem Könige von England eingefallen, eine ähnliche Drohung zu äußern.

Niemand kann Bürger in London werden, ohne in eine von den sechsundzwanzig Zünften zu gehören, in welche die Burgerschaft vertheilt ist; daher das gewöhnliche Vorurtheil der Ausländer, daß Leute vom Pöbel oft die größten Stadtämter bekleiden, weil man zu ihren Namen auch allemal den Namen der Zunft sezt, worin sie aufgenommen sind, als Herr N. N. Schneider, Tisch-

ler u. ſ. w. Wenn Prinzen oder andern Standespersonen das Londner Bürgerrecht als ein Geſchenk ertheilt wird, frägt man ſie allemal, welche Zunft ſie erwählen wollen. Gewöhnlich wählen ſie ſodann diejenige, zu welcher der dermalige Lord-Major gehört. Dieſes that auch der jetzige König von Dänemark, der in ſeinem Bürgerbrief als Goldſchmidt bezeichnet iſt. Sonſt kann der reichſte Handwerksmann, ſo lange er ſeine Handthierung treibt, ja nicht einmal ein Künſtler, zu einem Ehrenpoſten in der City gelangen, oder Parlamentsglied werden.

Der Lord-Major iſt genöthigt in ſeinem Palaſt alle Tage Gericht zu halten, das heißt, alles was die Uebertretung der Geſetze in der City angeht, wird bey ihm klagbar angebracht. Bey unbeträchtlichen Kleinigkeiten, die auf ſehr geringe Geldſtrafen abzwecken, fällt er ſogleich das Urtheil; bey erheblichen Dingen hingegen wird der Verbrecher von ihm ins Gefängniß geſchickt, um ihm nachher, den engliſchen Rechten gemäß, den Prozeß zu machen. Verfährt der Lord-Major bey ſolchen Vorfällen im geringſten geſezwidrig; ſo kann man ihn verklagen, und er muß, wie der gemeinſte Mann, vor Gericht erſcheinen. Während der Zeit

er in ſeinem Palaſt Gericht hält, ihm einige Aldermänner ein gleiches auf dem Rathhauſe zu Guildhall, und zwar mit eben ſo viel Vollmacht. Sie ſind hier an der Stelle der Friedensrichter, deren ſich keine in der City befinden; wobey aber der Unterſchied iſt, daß die leztern niemand zu Geldſtrafen verdammen können. Sie verſöhnen entweder die Partheyen, oder ſchicken die Beklagten ins Gefängniß, wenn Grund zur Anklage vorhanden iſt, und er keine Bürgſchaft ſtellen kann. Dieſe muß der Friedensrichter annehmen, drey Fälle blos ausgenommen, wo ſie nicht Statt findet, als Hochverrath, Mord und Diebſtahl.

Die Würde eines Lord-Majors iſt ſo ehrenvoll als einträglich. Die Stadt ſieht ihn wie ihren König an; auch iſt er genöthigt, einen fürſtlichen Aufwand zu machen. Auch die Anzahl ſeiner Bedienten, ſeiner prächtigen Kutſchen und Livreyen, nebſt den zu ſeinem Poſten gehörigen Beamten, die ihn begleiten, alles dient ſein Anſehn zu erhöhn. Er führt den Titel Mylord, den ihm ſelbſt der König giebt. Seine Vorrechte ſind ſehr mannichfaltig. Wenn Truppen durch die City marſchiren, muß er vorher darum erſucht werden. Keine Werbung kann in der City geſchehn, wo nicht der Werbe-

oder auch der Preßpaß vom Lord-Major unterzeichnet iſt; auch hat er die Aufſicht nebſt großer Vollmacht über die Themſe. Seine Einkünfte beſtehen größtentheils in dem Verkauf gewiſſer Aemter, die er, wenn ſie unter ſeiner Majoralität vakant werden, nach ſeinem Wohlgefallen beſetzen kann. Zur Etikette dieſes Poſtens gehört ein groſſes Gaſtmahl und Ball, das er in ſeinem Palaſt wenigſtens einmal geben muß. Hiezu wird der ganze Adel eingeladen, wovon aber nur ein Theil kommt, je nachdem die politiſchen Verhältniſſe und Grundſätze des Lord-Majors ſind. Indeſſen iſt dieſes Feſt gewöhnlich überaus prächtig. An dem Antrittstage ſeines Amts, der für die Londoner der feyerlichſte Tag im Jahr iſt, begiebt er ſich in groſſer Prozeſſion nach Weſtmünſterhall, woſelbſt er den Eid in die Hände des Großkanzlers ablegt. Der Zug geht zu Waſſer auf vielen ſchön verzierten Barken, von unzähligen Böten begleitet; ein Schauſpiel, das viele Aehnlichkeit mit der jährlichen Vermählungs-Prozeſſion des Doge zu Venedig hat. An der Blakfriarsbrücke, wo er ans Land ſteigt, wird er von den Londoner Zünften empfangen, die ſich an ſeinen Zug anſchließen, und ihn ſodann nach dem Rathhauſe begleiten. Hier wird

auch ein groſſes Gaſtmahl und Ball, allein auf Koſten der Stadt, gegeben, wozu viele hundert Billets ausgetheilt werden. Die Geſellſchaft iſt hier ziemlich bunt, daher es denn auch ſehr unordentlich dabey zugeht.

Es geſchieht höchſt ſelten, daß jemand zweymal zum Lord-Major erwählt wird. Dieſe Ehre wiederfuhr William Beckford 1769 zum zweitenmal; ein Mann von groſſen Einſichten, warmer Vaterlandsliebe, und 36,000 Pf. St. Einkünften. Seine zweite Majoralität fiel ins Jahr 1770, in den Zeitpunkt, wo die Stadt London, nebſt dem gröſten Theile aller Grafſchaften in England, den König unabläſſig mit Bittſchriften wegen eines neuen Parlaments überhäuften, da das damalige wegen der Wilkesſchen Sache ganz die Gunſt des Volks verloren hatte. Der König fand es ſeinem Intereſſe gemäß, das alte beyzubehalten, und gab daher gröſtentheils ausweichende Antworten. Die Stadt London ließ indeſſen nicht nach, dies Anſuchen zu wiederholen. Der Lord-Major, die Sheriffs, eine Anzahl Aldermänner, und andre Stadt-Deputirte fuhren beſtändig im Pomp nach St. James, wo ſie ihren Privilegien zu Folge vom Könige auf dem Thron ſitzend empfangen wurden, und

beſtändig mit der Antwort zurückkehrten: der König ſey mit ſeinem Parlament zufrieden; ſey geneigt ſeinen Unterthanen, wo möglich, zu willfahren; wolle die Sache überlegen u. ſ. w. Hiebey blieb es. Beckford, der überdrüſſig wurde, dieſe Farce zu ſpielen, zu welcher ihn ſein Poſten verband, faßte in geheim einen Anſchlag, die Sache ernſthafter zu behandeln. Er erſchien mit einem zahlreichen Gefolge, die Bittſchrift wurde verleſen, und die gewöhnliche Antwort erfolgte. Der Hofetikette zu folge küſſen die Deputirten nach einer ſolchen feyerlichen Audienz dem Könige die Hand, und entfernen ſich. Beckford hingegen, der nicht wegen dieſer einem freyen Volke unanſtändigen Ceremonie nach Hofe gekommen war, federte den König in einer zwar ehrfurchtsvollen, allein dennoch höchſt freymüthigen Gegenrede auf, die Bittſchriften der erſten Stadt des brittiſchen Reichs nicht ſo gleichgültig anzuſehn, und ihrem Verlangen zu willfahren.

So etwas war ganz unerwartet und unerhört. Ich war ſelbſt im königlichen Saale gegenwärtig, und muß betheuern, nie eine ſo ſonderbare Scene geſehn zu haben. Die augenſcheinlichſte Verwirrung war auf den Geſichtern aller Hofleute zu leſen,

während der Zeit die Stadtleute über die Kühnheit ihres Anführers eine geheime Freude zu erkennen gaben. Dieser würdige Mann stand indessen mit einer edlen Unerschrockenheit da, und wartete auf eine Antwort. Man war hiezu nicht vorbereitet, es entstand daher eine Stille, die länger als eine Minute dauerte, während welcher die überaus zahlreiche Versammlung sich einander angaffte. Beckford machte endlich diesem Schauspiel durch eine Verbeugung ein Ende, und trat mit seinem Gefolge ab. Man kann denken, wie sehr man bey Hofe hierüber aufgebracht war. Zu St. James redete man von dem Tower und von Frechheit, in der City hingegen von nicht gelernten Lektionen und von feyerlichen Danksagungen; letztere erfolgten auch mit den schmeichelhaftesten Umständen begleitet. Es ereignete sich acht Tage nachher, daß der Lord-Major im Namen der Stadt, wegen der Entbindung der Königin, mit einer Glückwunschesadresse dem Könige aufwarten mußte. Bey dieser Gelegenheit wurde ihm vor der Audienz sein neuliches Betragen vom Lord-Kammerherrn vorgehalten, mit der Erklärung, daß die Stadt London durch einen neuen Vorfall dieser Art leicht das Vorrecht verlieren könnte, dem Könige ihre Bitt-

schriften und Adressen auf dem Throne zu übergeben *). Beckford verlangte diese Erklärung schriftlich zu haben; der Lord-Kammerherr aber schlug es ab, worauf denn der erstere erwiederte, daß er sie folglich als nicht gethan ansähe. Wenige Monate nacher, noch ehe er die Lord-Majors Würde abgelegt hatte, starb dieser große Patriot. Die Bürgerschaft votirte ihm sogleich ein Denkmal, das auf dem Rathhause zu Guildhall, in dem grossen Versammlungssaale errichtet wurde. Dies ist eine Statue in Lebensgröße von weißem Marmor. Sie stellt diesen Britten in seiner Magistratskleidung und in der nämlichen Stellung vor, in welcher er die vorhin angeführte Anrede an den König hielt, und um das Ganze zu krönen, so liest man auf dem Piedestal diese Anrede selbst, statt der Inschrift. Bey den in diesem Saale häufig gehaltenen Reden rufen die Patrioten oft den Schatten des Beckford an, zeigen auf seine Bildsäule, und beschwören ihre Mitbürger, das Wohl ihres

*) Die Stadt London und die beiden Universitäten Oxford und Cambridge haben allein dieses Vorrecht; alle andre Städte und Grafschaften senden ihre Adressen und Bittschriften an den Staatssekretär, der sie dem Könige vorlegt.

Vaterlandes vor Augen zu haben. So ahmt dieſes groſse Volk den alten Römern nach, und beweiſt, wie ſehr der Patriotismus unter den Britten noch herrſcht, ſo ausgeartet viele auch in ihren Handlungen ſcheinen, und es auch zum Theil ſind.

Fünfter Abſchnitt.

Ueber den Religionszuſtand in England. Tolerant. Katholiken. Kleriſey. Puritaner. Methodiſten. Withfield. Straſsenprediger. Sonntagsfeyer. Märtyrer-Tag Karls I. Quäker. Herrnhuter. Deismus. Williams deiſtiſcher Gottesdienſt. Selbſtmord. Sonderbare Vorbereitung zum Tode eines vornehmen Engländers. Lord Clive. Juden. Doctor Falkon, ein ſogenannter Kabbaliſt. Geldmacher. Linguets Charakter und Belehrung der Engländer.

Voltaire ſagt, wenn in England nur Eine Religion wäre, ſo würde der Deſpotismus zu fürchten ſeyn; wären deren zwey, ſo würde man einander die Hälſe brechen: da aber der Sekten und Gottesdienſtarten ſo viele ſind, ſo lebt man ruhig. Dies iſt Wahrheit; denn der Gordonſche

Tumult, wobey der Eifer für die protestantische Religion nur der Prätext war, kann hier unmöglich als ein Beweis des Gegentheils angeführt werden. Die gesezgebende Gewalt in England hat die Toleranzgrundsätze in ein System gebracht, das in der jetzigen Lage wohl kaum einer Verbesserung fähig ist. Hievon überzeugt, ließ man sich durch den Tumult von 1780 nicht irre machen, sondern, zur Ehre des Parlaments sey es gesagt, selbst als man damals das Parlamentshaus berennt hatte, und die Senatoren ihres Lebens nicht sicher waren, geschah doch trotz aller Factionen auch nicht von einem einzigen Mitglied der Antrag, dem Pöbel zu gefallen, ein weises Gesez aufzuheben.

Der Despotismus würde bey Einer Religion in England mit Recht zu fürchten seyn, da der König das anerkannte Oberhaupt der englischen Kirche ist, und seine Gewalt in dieser Eigenschaft fast keine Gränzen kennt. Er wird indessen nie mit Religionsstreitigkeiten beschwert, von denen man hier gar nichts weiß; ja bey Zänkereyen und Schlägereyen des Pöbels, bey Prozessen und Ausschweifungen ist es hier unerhört, daß man die Religion mit eingemischt hätte. Die Intoleranz, die eigentlich von der jüdischen zu der christlichen Reli-

gion übergegangen, und ein Erbtheil dieses abergläubischen Volks ist, hat keine Gelegenheit in den Herzen der Engländer Wurzel zu fassen. Die Menge der von der englischen Kirche abgesonderten Christen, welche den größten Theil der Einwohner des Königreichs ausmachen, die Begriffe von Freiheit im Denken und Handeln, die Bedürfnisse, welche der Reichthum des Landes vervielfältigt, und dadurch die gegenseitigen Dienstleistungen nothwendig macht, alles dieses befördert die Duldung in dieser Insel, die ihren Flor dieser Toleranz einzig und allein zu verdanken hat.

Man kann hiebey das artige Bonmot des witzigen Grafen von Chesterfield anführen, an den ein Mönch aus Rom adressirt war. Dieser versicherte den Grafen von seinem Bekehrungseifer, der ihn einzig und allein nach England gebracht hätte, und daß er bereit sey, alles für seine Religion zu leiden. Chesterfield antwortete: „Sie kom„men zu spät, lieber Pater; vergebens werden Sie „sich bemühen, die Märtyrerkrone zu erlangen; „es ist hier nichts mehr zu thun.“

Der Eid, wodurch man den König von England für das kirchliche Oberhaupt erkennt, ist durchaus nöthig, um an allen Ehrenstellen und Würden

dieses Landes Antheil zu nehmen; da nun die englischen Katholiken diesen Eid nicht thun wollen und können, so sind sie von vielen Vorrechten und Aemtern ausgeschlossen, die ihnen sonst Geburt und Verdienste verleihen würden. Die vornehmste und älteste adliche Familie des Königreichs befindet sich selbst in diesem Fall. Dies ist die Familie der Howards, deren Chef der Herzog von Norfolk ist. Mit diesem Titel ist zugleich die Würde des Erbmarschalls von England verbunden, er kann aber so wenig auf die damit verbundenen Vorrechte, als auf seinen Sitz im Ober-Parlament wegen seiner Religion Ansprüche machen.

Die Katholiken haben auch hier Bischöfe, die sich gewöhnlich in London aufhalten, und von Almosen leben. Ihre Glaubensgenossen geben diese sehr reichlich, so daß der Unterhalt dieser sogenannten Prälaten mehr als bequem seyn würde, wenn die Anzahl der Geistlichen unter allerhand Gestalten hier nicht ungeheuer wäre. Damit keine Würde ausgelassen wird, so befindet sich auch ein katholischer Erzbischof von Canterbury unter diesen Priestern, der das Haupt der katholischen Gemeine in England ist. Man hat diese 1778 auf 40,000 Seelen allein in London berechnet. Ich zweifle,

daß im ganzen übrigen Königreich eine ſo große Anzahl gefunden werden würde, weil die Geſandtſchafts-Kapellen die meiſten dieſer Religionsverwandten nach der Hauptſtadt ziehn; jedoch wohnen deren viele in Lancaſhire, Staffordſhire und Suſſex.

Ungeachtet die Geiſtlichkeit der engliſchen Kirche ſehr gute Einkünfte hat, und die Biſchöfe mit Pracht leben, ſo hat dennoch das Volk geringe Achtung für die Kleriſey. Die Urſache davon rührt meines Erachtens daher, weil die Mannichfaltigkeit der Religionen und Sekten das Religions-Intereſſe ſchwächt, wodurch denn die Prieſterſchaft freye Hand bekommt, nach Gutdünken zu leben. Dieſe freye Lebensart führt nun oft zu Ausſchweifungen, und folglich auch zu Beſtrafungen, welche die Achtung gegen dieſen Stand noch mehr verringern. Wenig Monate nach der Hinrichtung des Doctor Dodd wegen falſcher Wechſel, wurde ein andrer Geiſtlicher in London gehängt, welcher Mädchen von zehn bis zwölf Jahren, denen er Religionsunterricht gab, genothzüchtigt hatte. Man ſieht hier oft, daß ſich Geiſtliche duelliren; die Beyſpiele von Trunkenheit und andern Ausſchweifungen zu geſchweigen. Hunderte von dieſem Stande ſitzen im Schuldgefäng-

nisse, wo sie noch vor zwanzig Jahren durch ein sehr wohlfeiles und schleuniges Copuliren mit dieser Religions-Ceremonie ein schändliches Gewerbe trieben. Es fehlte ihnen nicht an Kunden, die geschwind bedient seyn wollten; man brauchte nicht so wie jezt nach Schottland zu reisen, um wider den Willen der Aeltern und Vormünder zu heurathen; der arme Priester war mit seinem Ehestandssegen für einige Schillinge jederzeit bereit, und verrichtete die Trauung oft im bloßen Hemde, wenn er seinen Rock versezt hatte. Sie war indessen so gültig, als ob sie der Erzbischof von Canterbury in Pontificalibus vor dem Altar der Kathedralkirche verrichtet hätte. Diese Entweihung eines religiösen Gebrauchs wurde endlich durch eine Parlamentsakte abgeschafft.

Die englische Kirche hat zwey Erzbischöfe und vierundzwanzig Bischöfe. Der Erzbischof von Canterbury, der an ihrer Spitze steht, ist zugleich Primas von England, und hat den Rang gleich nach dem königlichen Prinzen. Zu seinem Kirchsprengel gehören einundzwanzig Bischöfe, und nur drey stehn unter dem Erzbischofe von York. Alle diese geistliche Matadors haben Sitz und Stimme im Oberhaus. Gewöhnlich sind sie auf den

Seite des Hofes beym Votiren. Sehr ſelten nehmen ſie Antheil an den Debatten, wenn ſie gleich Rednertalente beſitzen. Sie fürchten nämlich ihre Würde in Gefahr zu ſetzen, die von den Pairs der Oppoſition nicht geſchont wird, wenn ſie auftreten. Da der geiſtliche Stand bey allen Völkern keinen Widerſpruch gern duldet, und hier im Parlament dies anmaßliche Monopolium nicht gilt, ſo ſchweigen ſie lieber, und ſind bloße Zuhörer bey den Sitzungen.

Zum Vortheil der Kleriſey wurde hier in den finſtern Jahrhunderten ein ſonderbares Geſez gemacht, welches, da es zu den Privilegien eines ſo bedeutenden Standes gehört, nicht wohl abgeſchafft werden kann. Das Uebel wird indeſſen durch andre Geſetze gehemmt. Zu den Zeiten nämlich, wo die Geiſtlichkeit von der weltlichen Gerichtsbarkeit ausgeſchloſſen war, und außer den Geiſtlichen wenig Menſchen leſen konnten, war es hinreichend, unter ihren Schuz genommen zu werden, wenn man eine Seite in einer mit gothiſchen Lettern geſchriebenen oder gedruckten Bibel leſen konnte, wobey denn gewöhnlich die Verbrecher ganz ohne Strafe davon kamen. Alle engliſche Geſetze, die daher in neuern Zeiten gemacht werden, haben die Clauſul: ohne

Ansehn des geistlichen Vorrechts; weil sonst die Anzahl der Bibelleser in unsern Tagen wohl etwas zu stark werden dürfte. In unwichtigen Fällen, die sich auf ganz alte Gesetze beziehen, wird das Privilegium noch genau aufrecht erhalten, und zwar geschieht sodann diese Leseprobe mit allen Formalitäten in einem geistlichen Tribunal, das hier Doctor Commons heißt, und den Erzbischof von Canterbury zum Präsidenten hat. In diesem Gerichtshof wird auch die Gültigkeit der Testamente untersucht, Contracte beurtheilt, über Ehestandssachen entschieden, u. s. w.

Die toleranten Grundsätze der englischen Kirche sind die Ursache des geringen Eifers, den die Engländer zum Proselytenmachen beweisen. Man trifft in ihren ausgebreiteten Ländern in Ost- und Westindien fast gar keine Missionärs an. Blos einige Methodisten-Prediger unterziehen sich diesem Geschäft aus Religions-Enthusiasmus, desgleichen die Herrnhuter, die es an Missionsreisen nicht fehlen lassen. Nach den Gesetzen soll ein jedes Schiff, das hundert Mann führt, einen Schiffsprediger haben. Dieses wird auch genau bey der königlichen Flotte beobachtet. Auf den englischen Kauffartheyschiffen aber ist die Schiffsequipage nie

ſo ſtark, ausgenommen bey den Oſtindienfahrern, die jedoch einen Prediger als ein unnützes Cargo anſehn, und daher ihre Schiffe nur mit neunundneunzig Mann beſetzen. Die oſtindiſche Compagnie nimmt ſich überhaupt der Religion ganz und gar nicht an, wie denn in ganz Bengalen auch nicht eine einzige Kirche oder Kapelle iſt.

Die Puritaner ſind eigentlich nichts anders als Calviniſten, die Calvins Lehre als die einzige Richtſchnur ihrer religiöſen Grundſätze und Ceremonien anſehn. Die Familien der im vorigen Jahrhundert aus Frankreich vertriebenen Reformirten haben ſich jedoch mit den Puritanern nicht vereinigt, ſondern ihren abgeſonderten Gottesdienſt und Liturgie in franzöſiſcher Sprache ſo wie in Deutſchland etablirt und beybehalten. Die Franzoſen ſind ſehr geneigt hieraus den Schluß zu ziehen, daß es nur auf Religionsfreiheit in Frankreich ankomme, um dieſe in ſo viele Länder zerſtreuten Familien wieder in das Vaterland ihrer Vorältern zurück zu führen. Man kann mit großem Rechte zweifeln, daß eine ſolche franzöſiſche Toleranz die Einwohner von England und Holland in Bewegung bringen würde, ja ſelbſt in Deutſchland, wo

der Deutschfranzosen *) so viele sind, wären solche Wanderungen von ganzen Familien wohl nicht sehr zu befürchten.

Die Methodisten formiren in England eine überaus zahlreiche Sekte. Ihr Stifter war Withfield, ein Mann von vieler Fähigkeit und strenger Tugend, der erst vor wenig Jahren gestorben ist. Er erwählte die öffentlichen Plätze und großen Straßen zu seinen Predigten, die sich vorzüglich auf die Verbesserung der Sitten bezogen. Diese Straßenpredigten, die wegen des Ungewohnten einen erstaunlichen Zulauf hatten, brachten die englische Geistlichkeit auf. Alle Kanzeln ertönten gegen diesen Mann, der dem Volke als ein unsinniger Fanatiker beschrieben wurde. Diese Vorstel-

*) Um schiefen Urtheilen vorzubeugen, erinnere ich, daß ich unter dieser Benennung nicht den so respektablen Theil der französischen Colonien verstehe, die Deutschland durch ihre Industrie bereichert haben, und es zum Theil noch thun, sondern daß ich blos von jener elenden Klasse von Menschen rede, die (gleichviel von welcher Abkunft) ihr deutsches Vaterland ohne Ursache verachten, keine Sprache recht reden oder schreiben, und ihren höchsten Ehrgeiz darin suchen, die Affen eines fremden sie verspottenden Volks zu seyn.

lungen bewirkten, daß der eifrige Moraliſt allenthalben, wo er zu reden auftrat, mit Steinen empfangen wurde. Er litt aber alles mit geduldiger Sanftmuth, und vermehrte dadurch ſeine Zuhörer, die endlich ſo ſtark anwuchſen, daß er unter ihrem Schutz ſicher fortpredigen konnte. Die Neugierde lockte ſogar angeſehene Perſonen herbey, von denen manche auch ſeine Anhänger wurden. Withfield wählte endlich den ungeheuern Platz Moorfields, der einem Felde ähnlich iſt, zu ſeinem geiſtlichen Lager. Hier wohnte er und predigte täglich einer zahlloſen Volksmenge. Er lebte ungemein mäßig, und theilte die erſtaunlichen Almoſen, die er ſtündlich erhielt, mit Klugheit und ſcrupulöſer Gewiſſenhaftigkeit aus. Durch den gewaltigen Zulauf genöthigt, nahm er geiſtliche Gehülfen an, unter welchen ſich der berühmte Wesley vorzüglich auszeichnete, und ließ endlich in eben dieſer Gegend eine Kirche bauen, die den Namen Tabernakel führt, und noch jezt als das Heiligthum der Methodiſten angeſehn wird; daher auch viele derſelben hier neue Häuſer gebaut haben.

Withfield machte vier Reiſen nach Amerika, um auch dort ſeine Lehren auszubreiten. Er erreichte auch ſeinen Zweck vollkommen. Wenn je

der Chef einer Sekte die Hochachtung des Philoso-phen verdiente, so war er es gewiß. Von allem Ehrgeiz entfernt, und ohne die geringsten Absich-ten von dem so glücklichen Erfolg seines Entwurfs Mutzen für sich zu ziehen, blieb er seinem ursprüng-lichen Endzweck getreu, die Menschen durch mora-lische Lehren zu bessern. Wenn er gleich diesen theo-logischen Stein der Weisen nicht fand, so bewies er sich doch als kein gemeiner Adept, und eine gröss-ere Moralität als ehedem verbreitete sich unter Tausenden. Er starb mit der Ruhe eines Heiligen, und seine zahllosen Glaubensgenossen nennen noch immer seinen Namen mit Ehrfurcht.

Die Liturgie dieser Sekte ist von der zur eng-lischen Kirche gehörigen wenig verschieden. Man hat aber Gesänge dazu gefügt, die angenehme Me-lodien haben. Die Predigten machen jedoch den vornehmsten Theil des Gottesdienstes aus, wobey Himmel und Hölle nie vergessen werden. Fast alle diese Sektirer sind Handwerksleute; da sich ihre Anzahl immer mehr vergrößert, so sind auch die Tabernakel vermehrt worden. Vor einigen Jah-ren kauften sie dazu das kleine Pantheon, ein gross-es kuppelartiges Gebäude, das drey Jahre lang seiner Bestimmung gemäß zu sinnlichen Ergözlich-

keiten aller Art gedient hatte. In dieſem wird jezt auch Gottesdienſt gehalten. Ja im vorigen Jahre wollten die Methodiſten ſogar das groſſe Pantheon kaufen, dieſen den Muſen geweiheten Tempel, allein Apollo behauptete ſeine Rechte.

Die Anzahl dieſer Verſammlungsörter hat das Straßenpredigen etwas aus der Mode gebracht. Indeſſen geſchieht es doch noch, allein für wenig Zuhörer, und dieſe aus dem niedrigſten Pöbel. Eine ſolche Scene iſt für einen Ausländer auffallend. Der Prediger ſteht gewöhnlich in einem Faß, um etwas erhöhet zu ſeyn; aus dieſer poſſirlichen Kanzel ſtreckt er die Arme heraus, verdreht die Augen, und predigt mit vielen Grimaſſen, nicht wie die Prediger der engliſchen Kirche vorleſend, ſondern redneriſch wie in Deutſchland; eine Methode, die man aus Bequemlichkeit in England verworfen hat, und zwar aus dem ſophiſtiſchen Grundſatz, daß ſolche ein theatraliſches Anſehn gäbe.

Wer einen überzeugenden Beweis haben will, wie nöthig das Sinnliche zur Religion iſt, darf nur den außerordentlichen Kaltſinn betrachten, womit die Engländer ihren Gottesdienſt verrichten. Selbſt in den Collegial-Kirchen, wo zu gewiſſen

Zeiten im Chor geſungen wird, geſchieht dieſes mit ſo geringer Andacht, ja mit einer Gleichgültigkeit, die auffallend iſt. Prieſter und Layen, die ſich hier als wahre Chriſten bekennen, ſetzen ihren ganzen Religionseifer darin, ſich des Sonntags aller Arbeit und Gewerbe zu enthalten. Dieſes pöbelhafte jüdiſche Vorurtheil iſt durch ein Geſez authoriſirt, das aus den Zeiten der puritaniſchen Herrſchaft herkommt, und nicht wenig zu dem finſtern Charakter der Engländer beygetragen hat. Denn nach dem Geſez darf an dieſem Tage, dem einzigen, den der gemeine Mann zu ſeiner Beluſtigung anwenden kann, kein Tanz geſchehen und keine Muſik ertönen; dagegen ſind Theegärten, Tavernen, Bagnios, und überhaupt alle öffentliche Häuſer mit Menſchen angefüllt, die ohne zu tanzen ſich alle Ausſchweifungen erlauben, denen dieſes ſinnloſe Geſez nicht hat vorbeugen können. Keine Waare darf am Sonntage verkauft werden, wenn ſie gleich noch ſo geringfügig iſt, und es ohne das mindeſte Aufſehn geſchehn kann; nur einem kleinen Theile der Fiaker iſt es an dieſem Tage erlaubt, in den Straßen der Stadt zu halten; die Luſtkähne dürfen nicht auf der Themſe fahren; keine Zeitung, dieſes große Nationalbedürfniß, wird aus-

gegeben; der Zoll auf den Landſtraßen, den jedes Fuhrwerk bezahlen muß, wird des Sonntags doppelt entrichtet, u. ſ. w.

Man muß ſich über die Schwäche der menſchlichen Natur betrüben, wenn man ſelbſt kluge und unterrichtete Männer antrifft, die Anhänger eines ſo kindiſchen Vorurtheils ſind. Der kürzlich verſtorbene große Gelehrte Johnſon war davon ſo eingenommen, daß er den berühmten Maler Ritter Reynolds auf ſeinem Todbette beſchwor, ihm eine Bitte zu bewilligen, und da nun Reynolds alles verſprach, ſo war die Bitte, daß er des Sonntags nicht mehr malen ſollte.

Da das Geſez ſchlechterdings alle Sonntagsarbeit unterſagt, womit ein Gewerbe getrieben wird, ſo würde die ſtrenge Aufrechthaltung deſſelben viele tauſend Menſchen ſtraffällig machen, die durchaus an dieſem Tage arbeiten müſſen, als Barbiere, Friſeurs u. ſ. w. Die ganze Nation iſt daher ſtillſchweigend übereinkommen, dieſe Uebertretung des Geſetzes bey ſolchen Leuten zu überſehn. Denn nur wenn ein Angeber kommt, erfolgt die Strafe, wovon die Magiſtratsperſonen nicht diſpenſiren können. Ich war einſt in des Lord-Majors Palaſt gegenwärtig, als eine Klage dieſer Art gegen

einen armen Friſeur vorgebracht wurde, der zu ſeiner Vertheidigung eben keinen Advokaten brauchte. Der damalige Lord-Major, Sawbridge, der als Richter in ſolchen Fällen nach Willkühr die Strafe beſtimmen konnte, condemnirte ihn nur zu einer Geldbuße von einem engliſchen Schilling, von welchem der Angeber die Hälfte erhielt. Die Infamie einer ſolchen Handlung, und das geringfügige Strafgeld, das vernünftige Richter wohl nie hoch beſtimmen werden, wenn von einem Brodgeſchäfte dieſer Art die Rede iſt, machen ſolche Klagen äuſſerſt ſelten.

Man bedient ſich hier zuweilen der Kanzel, um politiſche Grundſätze einzuflößen und zu verbreiten. Solche Prediger ſind aber allemal auf der Seite des Hofes, und bewirken mehr Uebel als Gutes. Die Abſicht, beſſere Pfründen zu erlangen, iſt auch dabey unverkennbar, daher auch ſolche politiſche Ermahnungen in der Kirche ſehr wenig geachtet werden. Eine andre Wirkung aber haben oft ihre Kanzelreden, wenn ſie ſittliche Gegenſtände betreffen. Nach dem Erdbeben von Liſſabon eiferten die engliſchen Prediger ſo ſehr gegen die Maskeraden, daß man ſie endlich abſchaffen mußte. Viele von ihnen haben ſich um die Verbreitung der Blattern-

Inoculation verdient gemacht, da ſie nicht allein dazu riethen, ſondern es den Aeltern als Pflicht auf ihr Gewiſſen ſchoben. Ja, da Richardſons berühmter Roman, Pamela, erſchien, wurde die Leſung deſſelben jungen Mädchen von den Kanzeln empfohlen.

Man feyert hier auch Bußtage, die der König als kirchliches Oberhaupt nach Gefallen beſtimmt. Dieſe kommen aber mit den Sonntagen nicht in Vergleich, daher mancher ſeine Bußübungen darin ſezt, durch Arbeit ſeiner Familie Brod zu verſchaffen. Eine wahre Farce aber iſt der nach dem Hofkalender ſogenannte Märtyrertag Karls I., der den einunddreißigſten Januar gefeyert wird. Dieſe Feyer beſteht eigentlich darin, daß verſchiedene Magiſtratsperſonen und Hofbeamte von Amtswegen zur Kirche gehn, wo Predigten vor ganz leeren Bänken gehalten werden. Wilkes behauptete einſt im Parlament, daß dieſer Tag der glorreichſte in den engliſchen Annalen ſey, auch fand er ſich nicht in der Kirche ein, da er eines Tages durch ſein Amt zu dieſer Rolle verbunden war.

Man erlaube mir hier die Bemerkung, daß über keinen Monarchen der neuern Zeit die Urtheile der Menſchen ſo ſehr verſchieden geweſen,

und noch sind, als über den unglücklichen Karl I. Viele betrachten ihn als einen Staatsverbrecher, der strafbar war, und noch mehrere als einen Heiligen, der das Opfer ehrgeiziger und fanatischer Bösewichter wurde. Der große Hume hat durch seine englische Geschichte nicht wenig beygetragen, diese leztere Meynung zu bestätigen. Er verfuhr dabey mit Absichten, die ihn auch zu seinem Zwecke führten. Er erlangte auf Kosten seines Charakters und seiner historischen Autorität Ehrenstellen und Reichthümer. Seine Glaubwürdigkeit in seiner sonst so vortreflichen Geschichte hört mit der Regierung der Elisabeth auf. Wer also die großen Begebenheiten auf dieser Insel unter den Stuarts gehörig beurtheilen will, kann keinen bessern Führer finden, als Rapin Thoyras, der unpartheyisch schrieb, alles mit Staatspapieren belegte, und deshalb bey den Engländern noch immer in großer Achtung steht. Vorausgesezt, daß die Unschuld Karls eine Schimäre ist, so gehört die Untersuchung, ob man ihn ungeachtet seiner hohen Würde bestrafen mußte, nur allein für ein freyes Volk, das von den Gesetzen und den Rechten der Menschheit ganz eigene Begriffe hat, oder in andern Staaten für das Kabinet eines Philosophen, der über diese Materie im Stillen nachdenkt.

Ich komme wieder zu den kirchlichen Gegenſtänden. Die Anzahl der Quäker in England war vor zwanzig Jahren 60,000, jezt aber iſt ſie nicht mehr ſo ſtark, denn dieſe Sekte verringert ſich beſtändig. Junge Leute, deren Religionseifer noch nicht heftig iſt, verlaſſen den Glauben ihrer Väter, der ſie von allen Aemtern und Ehrenſtellen entfernt; eben dieſe Urſache hält auch andre Chriſten ab, zu ihrer Sekte überzugehen. Auch der Ehrgeiz der Mädchen iſt beym Heurathen eingeſchränkt, und ihrer Liebe zum Putz ſind große Schranken geſezt. Sie dürfen keine helle ſondern blos dunkle Farben zu ihrer ungarnirten Kleidung nehmen. Keine gekräuſelten Haare werden geduldet, keine Bänder, Federn und Geſchmeide, dagegen aber wählen ſie die theuerſten Zeuge, Muſſeline, u. ſ. w. die jedoch nur ſchwach den Abgang des übrigen Putzes erſetzen. Die Kleidung der Männer iſt gewöhnlich ohne Knöpfe und Falten, mit einem runden Hut; dennoch gehn viele von dieſer Mode ab, und tragen ſich wie andre Menſchen. Ein gleiches gilt auch von dem Wort Du, das nur noch von den Eiferern des Bundes gebraucht wird. Der Abſcheu aber gegen einen Schwur und Blutvergießen, iſt dasjenige, was ſie im gemeinen

Leben vorzüglich auszeichnet. Die Gesezgebung sieht ihnen hierin sehr nach. In allen königlichen Collegien, vor Magistratspersonen, ja selbst bey Tribunälen in Civilsachen, wird ihr Wort an Eidesstatt angenommen; nur allein in Criminalsachen, wo es die Freiheit und das Leben eines Menschen betrifft, ist das bloße Wort nicht hinreichend, daher auch nie in Criminalprozessen ein Quäker als Ankläger auftritt. Ihr Widerwille gegen Kriege war so groß, daß als 1755 die Wilden in Pensilvanien einfielen, und alles verheerten und ermordeten, wollten sie doch nicht zugeben, daß man gegen sie zu Felde zöge. Das Bitten und Flehen der Leidenden war vergeblich; und nur erst, nachdem diese, durch die Verzweiflung angetrieben, die Leichname ihrer ermordeten Verwandten nach Philadelphia brachten, und sie vor dem Rathhause zur Schau hinlegten, bewilligten die Quäker den Krieg. Dieses Nachgeben erleichterte ihren martialischen Entschluß im amerikanischen Kriege, wo nicht viel Zureden angewandt werden durfte.

Auch die Herrnhuter verringern sich in England aus eben den Ursachen, die ich bey den Quäkern angegeben habe. Ihr großes und schönes Stif-

tungshaus iſt in dem an der Themſe ſo reizend liegenden Dorfe Chelſea, eine viertel deutſche Meile von London; ihre Verſammlungshäuſer aber ſind in der Stadt. Dieſe Sekte gewinnt ſehr an der Seite der Quäker, von deren Tugenden und Sitten man in Deutſchland zu hohe Begriffe hat. Die Herrnhuter affektiren nicht ſich durch eine beſondere Kleidung, Ton, Sprache und Geberden auszuzeichnen, wie die Quäker, die daher auch ein beſtändiger Gegenſtand des Spottes ſelbſt auf der Bühne ſind.

Bey den ſo mannichfaltigen Gottesdienſtarten macht der Deiſmus doch in England große Fortſchritte. Dieſes verurſachte, daß im Jahre 1776 Herr Williams, ein engliſcher Geiſtlicher, den Entwurf zu einem deiſtiſchen Gottesdienſt machte, und auch ausführte. Er miethete in London eine Kapelle, und eröffnete eine Subſcription zum Beſten dieſer außerordentlichen Anſtalt. Dieſe entſprach auch anfangs vollkommen ſeiner Erwartung. Leute von allen Religionen und Sekten fanden ſich ein. Die Sache erregte ein ungemeines Aufſehn, welches nicht wenig durch zwey merkwürdige Briefe vermehrt wurde, die Williams vom großen Fried-

rich und Voltaire empfing, die Beide seiner Unternehmung ihren völligen Beyfall ertheilten. Da es diesem Manne nicht an Talenten fehlte, und er überdem viel Weltkenntniß besaß, so wußte er alle nur möglichen Vortheile zu benutzen, seinen Zweck zu befördern. Man sahe also, was man noch nie auf Erden gesehen hatte, eine zahlreiche Versammlung sehr verschiedener Religionsverwandten, die alle in einem Tempel vereinigt, mit Hintansetzung aller Mysterien, Gott anbeteten. Alles bezog sich auf die Erfüllung unsrer Pflichten und auf die lauterste Moral. Das Ganze des Gottesdienstes war voller Andacht und Erbauung, allein er hatte zu viel Einförmigkeit für den gemeinen Haufen, und für den denkenden Deisten, den man von der Nothwendigkeit einer religiösen Zusammenkunft nicht wohl überzeugen kann, war er ganz entbehrlich; daher die Sache nicht von langer Dauer seyn konnte. Sie hat auch wirklich seit einigen Jahren ihre Endschaft erreicht, und die Kapelle dient jezt zum Versammlungshause einer Methodisten-Gemeinde. Williams hatte vorher die Liturgie zu seinem Gottesdienst bekannt gemacht, unter dem Titel: Eine Liturgie nach den allgemeinen Grundsätzen der Religion und Moral; eine merkwür-

dige Schrift, die noch immer mit Beyfall geleſen wird *).

Dieſer ſich ausbreitende Deiſmus iſt mehr als irgend etwas hier die Urſache des ſo häufigen Selbſtmords, gegen den in der anglicaniſchen Liturgie eine eigene Gebetsformel befindlich iſt, worin man Gott bittet, ſolche Verſuche abzuwenden. Die vielen Vorfälle dieſer Art in Paris, die nicht ſo allgemein wie in London bekannt werden, beweiſen, daß die Schuld nicht blos am Clima und den Steinkohlen liegt. Die engliſchen Geſetze betrachten dieſe Selbſtvernichtung als eine Krankheit des Geiſtes, die unſer Mitleiden erregen muß, anſtatt ſie zu beſtrafen, wie es zur Schande der geſunden Vernunft noch in manchen Ländern gebräuchlich iſt; eine Strafe, die der Verzweiflungsvolle verſpottet, und die blos auf die ſchuldloſen Anverwandten fällt.

Der Selbſtmord veranlaßt hier oft ſonderbare Scenen. Ich ſahe einſt einen nicht ſchlecht gekleideten Menſchen von gutem Anſehn, der auf der ſchmalen Baluſtrade der Blackfriars-Brücke hin und her ging, und tief nachzudenken ſchien. Das Ge-

*) Von dieſer Liturgie findet man Fragmente in der periodiſchen Schrift: Litteratur und Völkerkunde, 3ter Band No. IV. Nov. 1783.

fährliche seines Spazierganges erregte Besorgniß; man bat ihn herunterzusteigen, er gab aber keine Antwort. Ein Zuschauer endlich, der mit seinem theilnehmenden Bitten fortfuhr, wurde von ihm gefragt, ob er ihm wohl einen Gefallen erweisen wollte? Auf die Bejahung erfolgte der Auftrag zu einem gewissen Mann zu gehn, dessen Wohnung er ihm genau anzeigte, und ihm zu erzählen, was er gesehn hätte. Dieses sagend sprang er in die Themse.

Das Betragen aber eines Jünglings, des einzigen Sohns des Lord Milton, war noch viel sonderbarer, und giebt Stoff zu allerhand Betrachtungen. Jung, wohlgebildet, artig, reich, von seinem Vater zärtlich geliebt, von den Damen gesucht, glänzende Ehrenstellen und Würden im Prospekt, verlor er doch die Lust zum Leben. Durch einen zu grossen und zu geschwinden Genuß desselben, hatte sich die Sättigung eingefunden, die seinen Entschluß bewirkte. Er ging in ein Bagnio, ließ sich zwölf der schönsten Freudenmädchen kommen, denen er alles nach ihrem Gefallen aufzutischen befahl. Hierauf wurden die Thüren verschlossen, sie mußten sich entkleiden, und ihn in dieser Nymphentracht durch wohllüstige Stellungen und Tänze zu vergnügen su-

chen. Nach einigen Stunden entließ er ſie reichlich beſchenkt, zog eine Piſtole aus der Taſche, und erſchoß ſich. Wahrſcheinlich ſollte das Bacchanal ein Verſuch ſeyn, die Luſt zum Leben wieder bey ihm anzufachen; freylich wählte er hiezu ein ſehr unrechtes Mittel, daher auch der Verſuch fehl ſchlug. Dieſer Vorfall geſchah 1776.

Es iſt traurig, daß dieſe Lebensſättigung auch das Loos eines ſo großen Mannes wurde, wie Lord Clive war, der ebenfalls mit eignen Händen ſeinen glorreichen Tagen ein Ziel ſezte. Ich gebrauche hier das Wort groß, nicht in Rückſicht auf ſeinen Rang und unermeßlichen Reichthümer, ſondern in Betracht ſeiner Thaten in Indien, und ſeiner außerordentlichen Fähigkeiten, die ſolche erzeugten; Dinge, die zu der neueſten Geſchichte von Indoſtan gehören, mit welcher man in Deutſchland ſehr wenig bekannt iſt, ſo große und überaus merkwürdige Auftritte ſie auch enthält. Ich bin durch das Studium der daſelbſt geſchehenen großen Begebenheiten überzeugt worden, daß Clive als Feldherr und Staatsmann eben ſowohl in Europa als in Aſien geglänzt haben würde, wenn er in die Lage gekommen wäre, ſeine Talente in unſerm Welttheile zu zeigen. Was aber ſeinen moraliſchen

Charakter betraf, so bin ich weit entfernt sein Lobredner zu seyn. Wäre auch nicht das vereinigte Geschrey der geplünderten und unterdrückten Indianer und Europäer von dem Ganges bis zur Themse gedrungen, so würden seine königlichen Schätze allein redende Zeugen seiner ausnehmenden Habsucht gewesen seyn. Diese Reichthümer konnten ihn jedoch nicht für sehr unangenehmen Prozessen und Parlamentsuntersuchungen sichern, die nicht wenig beytrugen, seine Melancholie höher zu stimmen, und die fatale Katastrophe zu befördern.

Die Juden genießen hier so wie in Holland alle bürgerlichen und Religionsfreiheiten, daher sich auch ihre Anzahl und Reichthümer außerordentlich vermehren. Der Unterschied zwischen den portugiesischen und den hiesigen deutschen Juden ist jedoch auffallend, sowohl in Kleidung, als Sprache, Manieren, Reinlichkeit und Lebensart, wodurch sich die erstern sehr zu ihrem Vortheil auszeichnen, und daher den Christen ganz ähnlich sind. Diese Verschiedenheit zeigt sich selbst in ihrem Gottesdienst und Aberglauben, nur die Physiognomie ist allein der Punkt, wo sie zusammenfließen. Der berühmte Toland hatte schon 1715 der brittischen Re-

gierung die Naturaliſation dieſes Volks empfohlen, die auch 1712 wirklich durch eine Parlamentsakte geſchah. Im folgenden Jahre aber mußte man ſie wegen Unzufriedenheit der Nation widerrufen, die wegen der deutſchen Juden entſtand, eine Menſchenklaſſe, die hier recht als ein Auswurf der Menſchheit angeſehn werden kann. Alle Iſraeliten, die aus Deutſchland und Holland flüchten müſſen, niſten ſich hier ein, und ernähren ſich von ſonderbaren Betrügereyen und nächtlichen Einbrüchen; wenn ſie nicht ſelbſt ſtehlen, ſo helfen ſie wenigſtens das Geſtohlne verbergen und verkaufen. Ihr Charakter iſt daher auch bey dem Volke ſo ſehr verhaßt, daß die guten Eigenſchaften der portugieſiſchen Juden den nachtheiligen Eindruck ihrer deutſchen Glaubensbrüder nicht ſchwächen können.

Es befindet ſich hier ſeit dreyßig Jahren unter dieſem Volke ein ſehr ſonderbarer Mann, der in den Jahrbüchern der Kabbaliſten ſehr berühmt iſt. Sein Name iſt Chaim Schmul Falk, wird hier aber insgemein Doctor Falkon genennt. Ein gewiſſer Graf von Ranzow, der vor kurzem als Marechal de Camp in franzöſiſchen Dienſten geſtorben iſt, giebt in ſeinen gedruckten Memoires von

ſogenannten kabbaliſtiſchen und magiſchen Operationen Nachricht, die er von dieſem Falk im braunſchweigiſchen Lande geſehn haben will, und zwar auf einem Gute ſeines Vaters, in Gegenwart vieler angeſehenen Perſonen, die er alle in ſeinem Buche namentlich anführte, und ſie auffoderte, ihm zu widerſprechen, wenn er nicht die Wahrheit ſagte. Ob ſich Falk dabey der Schröpferſchen Künſte bedient habe, ſteht dahin; genug, dieſer Mann lebt jezt in London, ohne je hier die Rolle eines Kabbaliſten geſpielt zu haben. Er bewohnt ein großes Haus, worin ſich außer ihm niemand als einige Dienſtboten befinden. Er treibt keine Handlung, lebt ſehr mäßig, und giebt den Armen viel Almoſen. Sehr ſelten geht er aus, und wenn es geſchieht, ſo trägt er einen langen Talar, der ihm bey einem großen weißen Barte und einer edlen Geſichtsbildung ſehr wohl anſteht. Er iſt jezt ungefähr ſiebenzig Jahr alt. Die wunderbaren und höchſt unglaubwürdigen Dinge, die von ihm erzählt werden, will ich hier nicht anführen. Am wahrſcheinlichſten iſt es mir, daß dieſer Doctor Falkon ein ſtarker Chymiker iſt, und daß er in dieſer Wiſſenſchaft ganz eigene Kenntniſſe beſitzt, die er aber durchaus an niemand mittheilen will. Ein

königlicher Prinz, der den Stein der Weiſen mit vielem Eifer ſucht, wollte ihn vor einigen Jahren beſuchen; er fuhr nach Falkons Hauſe, hatte aber den Verdruß abgewieſen zu werden.

Man kann ſich leicht vorſtellen, daß es in einer Stadt, wie London, nicht an Goldmachern fehlt. Da man hier von der alchymiſchen Weisheit der Deutſchen nicht gemeine Begriffe hat, ſo vertraut man ihnen gewöhnlich die Arbeiten zu dem großen Werke an, wozu die Engländer ihre Guineen hergeben. Die Magie aber hat noch nicht ihren Flug übers Meer genommen, ſondern iſt noch zur Zeit allein in den zehn Kreiſen des heiligen römiſchen Reichs eingeſchränkt. Sollte der Hang zu dieſer barbariſchen Schwärmerey ſich je in England ausbreiten, ſo würden die Wirkungen bey einem Volke außerordentlich ſeyn, das ſo gerne zu Extremitäten übergeht, und die Mittelſtraße verachtet.

Dieſen National-Charakter abzuändern, und ihm die gehörige Richtung zu geben, war Linguets Abſicht, da er 1777 nach London kam. Er hatte dieſe Belehrung öffentlich angekündigt, die ſeinem Plane zufolge in den ſogenannten Annalen des achtzehnten Jahrhunderts enthalten ſeyn ſollte. In der Erwartung, daß alles in England ihn anſtau-

nen würde, fand er ſich aber ſehr betrogen. Er blieb vollkommen unbekannt unter einer Nation, die mehr auf das Gründliche als den Styl ſieht. Da er die engliſche Sprache (wovon er hernach ſo viel lernte, eine Zeitung zu leſen) gar nicht verſtand, und ihm die Verfaſſung, Geſetze, Sitten und Gebräuche, kurz alles in dieſem Lande gänzlich unbekannt war, und er dennoch über alles entſcheidend urtheilte, ſo hatten die wenigen Engländer, die ihn laſen, Mitleiden mit ihm, und würdigten ihn nicht einmal einer Zurechtweiſung. Durch einen unbegreiflichen Kontraſt, der zwiſchen London und Paris herrſcht, und ſich im Phyſikaliſchen ſowohl als Moraliſchen bis ins Unendliche erſtreckt, mußte ein Mann, der in Paris die Menſchen von jedem Alter, Geſchlecht und Stande auſſerordentlich beſchäftigt hatte, in London, trotz ſeiner kühnen Schreibart, in der äußerſten Dunkelheit leben, wovon der auffallendſte Beweis war, daß in der großen Menge Londner Zeitungen, ungeachtet man darin alle Gegenſtände behandelt, die nur einigermaßen England intereſſiren, ſeiner Annalen mit keinem Worte gedacht wurde. Daher war Linguet, nach einem zwölfmonatlichen Aufenthalt in London, daſelbſt nur ſehr wenigen Perſo-

nen bekannt, viele würdige engliſche Gelehrte, die ſich um die litterariſchen Kriege in Frankreich gar nicht bekümmert hatten, wußten ſogar von ſeiner Exiſtenz nichts. Die Annalen wurden zwar in London gedruckt, allein man las ſie nicht. Dieſes mußte die feine Eigenliebe eines Mannes aufs empfindlichſte kränken, der ſeinem eignen Ausdruck zufolge den Vorſaz hatte, England zu erleuchten. Er beſchloß daher ſich zu rächen. Schon einige Jahre vorher hatte Linguet, durch Rouſſeau's Beyſpiel aufgemuntert, den Grundſaz angenommen, ſich durch Paradoxe berühmt zu machen. War er gleich unendlich tief an Kenntniſſen unter dieſem großen Manne, ſo verließ er ſich doch auf ſeine Beredſamkeit, auf ſein großes Talent beym Vortrag, auf ſeine Sophiſtereyen, auf ſeine dreiſten Behauptungen, und auf ſeinen ſchönen Styl, der allein fähig war, ihm eine Menge Leſer zu verſchaffen.

Die Behauptung paradoxer Sätze ward bey ihm zur Leidenſchaft. Es ſchmeichelte ſeiner groſſen Eigenliebe, Gegenſtände in einem ganz andern Lichte, als die ganze übrige Welt, zu betrachten. Er hatte daher ſchon in Frankreich denen Ungeheuern, Tiberius und Nero, eine Lobrede gehalten. Er hatte den Deſpotiſmus gelobt, und behauptet, daß

die Sklaverey der Freiheit weit vorzuziehn sey; daß das Brod ein verfluchtes Nahrungsmittel wäre, u. s. w. Die Engländer waren noch so ziemlich weggekommen, allein izt, da sie seine Annalen nicht lesen wollten, die doch vorzüglich zu ihrer Aufklärung geschrieben waren, fand keine Gnade mehr Statt. Nunmehr hieß es, daß England keine großen Männer hervorbrächte. Die so gepriesene englische Staatsverfassung tauge nichts. Es wäre keine Freiheit in England. Die Engländer besäßen keine Industrie, und ihre Fabriken und Manufakturen wären unbedeutend. Die englische Marine wäre schlecht; sowohl Offiziers als Matrosen verständen das Seewesen nicht, und hätten keinen Muth; desgleichen, Garrick wäre ein schlechter Schauspieler gewesen. Linguet hatte zwar niemals diesen großen Künstler gesehn, über den die Welt nur Eine Stimme hatte; allein dennoch schloß er aus der Art der englischen Declamation, Action, Analogie mit andern in England beliebten Schauspielern, u. s. w. daß Garrick ein sehr mittelmäßiger Acteur gewesen sey. Seine Urtheile über Shakspear und das englische Theater waren ihm als einem Franzosen eher zu verzeihen. Er bot seinen ganzen Witz auf, wenn er auf diesen unsterblichen

Dichter kam, und würdigte ihn zu der niedrigſten Klaſſe pöbelhafter Schmierer herab. Er machte von deſſen Trauerſpielen ganz falſche Vorſtellungen, und ſpannte alle Kräfte ſeiner Einbildungskraft an, ſie durch groteſke Bilder lächerlich zu machen. Hierin übertraf er Voltairen weit, der, wenn man nur nicht Vergleiche zu ſeinem Nachtheil anſtellte, England alle Gerechtigkeit wiederfahren ließ.

Die Reiſen um die Welt hielt Linguet für höchſt unnütz, und behauptete, daß der ganze Nutzen, den England aus dieſen koſtbaren Unternehmungen gezogen, darin beſtanden, daß das brittiſche Muſeum mit einer Menge Kräuter (die er un tas de foin nennt) verſehn worden ſey. Er zog gegen die Gelehrten los, die dieſe Reiſen gemacht hatten, daß ſie nicht, ſtatt dieſem Haufen Heu, die ſo gerühmte Brodfrucht nach Europa gebracht hätten, und warf ihnen vor, daß ſie nicht einmal im Stande geweſen wären, leſbare Beſchreibungen ihrer Reiſen zu machen. Die vortreflichen Nachrichten, die beide Forſter, Vater und Sohn, von ihrer Reiſe um die Welt gegeben, widerlegen dieſe unverſchämte Beſchuldigung hinreichend. Beide Werke waren längſt bekannt, da Linguet dieſes ſchrieb; allein der ſeichte Witzling kannte ſie wahr-

scheinlich nicht, und blieb auch hierin seinem Charakter getreu. In dem lezten Stücke vor seiner Züchtigung versprach er zu beweisen, daß Newtons Gesez der Attraction eine elende Hypothese sey. Sein Verhaft hinderte ihn diesen Beweis zu führen, den er noch schuldig geblieben ist. Eine Wahrheit, die auf mathematischen und physikalischen Gründen beruht, und deren Gewißheit durch tägliche Versuche bestätigt wird, ist nicht so leicht durch Witz und Sophistereyen umzustoßen.

Linguet lebte in London ungestört; er hatte ein schönes Haus gemiethet, und artig möblirt, da aber der Krieg zwischen England und Frankreich ausbrach, glaubte er, daß es wider seinen so oft selbst gepriesenen Patriotismus stritte, unter den Feinden seines Vaterlands zu wohnen. Seine Feinde streuten zwar das Gerücht aus, als wenn das englische Ministerium ihm die Abreise anbefohlen hätte; dieses war aber grundfalsch, und in England nicht einmal thunlich. Der Verdacht, daß Linguet ein Spion wäre, oder werden könnte, war niemals vorhanden. Vielleicht war er auch bey seinen grossen Fähigkeiten zu diesem ehrlosen Geschäfte unbrauchbar; denn in der That besitzt dieser Mann ungemein viel Verstand, eine hinreißende Bered-

ſamkeit, und iſt ein Muſter in der eleganten Schreibart, darin wohl keiner aller jezt lebenden Franzoſen ihn übertrifft; ſo ſeicht auch übrigens ſeine Kenntniſſe ſind. Was ſeine freye Schreibart betrifft, ſo konnte ſie nicht in einem Lande auffallen, wo die frechſten Schmierer täglich ihren Gift in öffentlichen Blättern ausſpeyen. Gegen dieſe war Linguet noch ein gemäßigter Schriftſteller. Wenn er daher London, wo er ein ruhiges und gemächliches Leben führte, verließ, ſeine Mobilien um einen geringen Preiß verkaufte, und wie ein Verfolgter floh, ſo glaubte er ſeine patriotiſche Denkungsart in einem glänzenden Lichte zu zeigen, und auf den König von Frankreich Eindruck zu machen, der, wie man weiß, gern Linguets Schriften las. Dieſes Opfer wurde aber nicht erkannt, wie ſein nachheriges Unglück bewies.

Sechster Abschnitt.

Public Spirit oder Nationalgeist, ein Charakterzug der Britten. Hospitäler und Stiftungen. Patriotische Belohnungen. General Wolf. Der französische Herzog von Nivernois betrogen und geächtet. Dankbarkeit der Kaiserin Maria Theresia gegen die englischen Damen. Großer Patriotismus eines unbekannten Bürgers. Herzog von Athol. Seltenheit der Patrioten unter den englischen Ministern. Lord Chathams Charakter, öffentliches und Privat-Leben, Beredsamkeit, Tod und Leichenbegängniß.

Der Haupt-Charakterzug der Britten ist der ihnen ganz eigenthümliche Public Spirit; eine in allen andern Ländern so unbekannte Tugend, daß man in keiner lebenden Sprache einen Namen dafür hat. Das Wort Nationalgeist bezeichnet diese edle brittische Eigenschaft nur sehr unvollkommen. Eigentlich ist es der Wille, oder das eifrige Bestreben einzeler Menschen, das allgemeine Beste zu bewirken. Selbst Leute, die zum niedrigsten Pöbel gehören, und die sich oft mit andern Tugenden eben nicht brüsten können, besitzen diese in einem nicht gemeinen Grade. Man hat im amerikanischen Kriege Matrosen gesehn, die sich zusammen vereinigten, keine Prämien vom Staat für ihre

Dienſte zu nehmen, und der Anwerbung zuvorzukommen. Sie meldeten ſich von ſelbſt, und baten, das ausgeſezte Handgeld denen zu geben, die weniger guten Willen und mehr Eigennutz wie ſie beſäßen. Ich habe arme Leute gekannt, die bey Parlaments- und andern Wahlen taub gegen alle baaren Vortheile waren, und ihre Stimmen nur denen gaben, von deren Patriotiſmus und Talenten ſie überzeugt zu ſeyn glaubten. Die Friedensrichter ſind ſelten Männer von großem Vermögen, und verderben es nicht gern mit dem Hofe, allein auch bey dieſen überwiegen oft patriotiſche Geſinnungen jede andre Betrachtung. Als 1765 die Weber in London wegen Mangel an Unterhalt ſich verſammelten, um eine Bittſchrift dem Parlament zu übergeben, ging es anfangs ziemlich ruhig her, man fürchtete aber bey ſo viel tauſend unzufriedenen Menſchen endlich Ausſchweifungen, die ſich auch ereigneten. Als man von den Friedensrichtern verlangte, daß ſie gleich die erſten Verſammlungen zerſtreuen ſollten, ſo antworteten dieſe: ſie kennten kein Geſez, das dem Volke verböte ſich zu verſammeln, um dem Senat der Nation gerechte Klagen vorzutragen. —

Die große Menge Hospitäler und Stiftungen aller Arten, die alle von Privatpersonen unterhalten werden, die sich beständig mehren, ohne daß ein einziges wegen Mangel an Gelde eingehn sollte, geben von diesem englischen Nationalgeiste die ausserordentlichsten Beweise. Ohne die militärischen Hospitäler zu Greenwich und Chelsea zu rechnen, die aus dem öffentlichen Schatze versorgt werden, und in ihren Gebäuden königlichen Palästen gleichen, besitzt London deren eine Menge von ungeheuerm Umfange, wo dennoch Ordnung und Reinlichkeit in einem hohen Grade herrschen. Das Bartholomäus Hospital enthält allein fünftausend Kranke, und ist eins der prächtigsten Gebäude der Stadt. Das Narrenhospital, Bedlam, hat wegen der Bequemlichkeit und Versorge für diese unglückliche Menschenklasse nicht seines Gleichen. Der Eingang zu demselben ist mit zwey Statuen von einem englischen Bildhauer, Namens Cibber, geziert, die unter die größten Kunstwerke in England gehören. Die eine ist das Bild eines höchst schwermüthigen Menschen, die andre hingegen stellt einen Rasenden vor, der an Ketten liegt. Es herrscht so viel Wahrheit und Ausdruck in diesen beiden Figuren, daß sie mit den besten Arbeiten

des Meisels in der Westmünster-Abtey um den Vorzug streiten.

Oxford hat zwanzig und Cambridge zwölf Collegia, alle mit zahlreichen und zum Theil prächtigen Bibliotheken versehn, die auch alle von Privatpersonen gestiftet sind und unterhalten werden. Die prächtigen Börsen von London und Bristol, das ungeheure Findlingshaus, und viele andre große Stiftungen, haben alle einen ähnlichen Ursprung. Einzele Menschen haben auf ihre Kosten große Plätze, nicht allein in London, sondern auch in andern Städten, desgleichen Häfen und Landstrassen angelegt, Denkmäler errichten lassen, u. s. w. ohne sich die geringsten Vortheile dabey auszubedingen. Nie ist auch das Parlament einiger, als wenn von solchen National-Anstalten die Rede ist. Mitten in einer solchen Gährung, wo Hof- und Oppositionepartey gegen einander mit Wuth kämpften, wurde von den Ministern der Antrag gethan, das brittische Museum anzulegen, und niemand wandte etwas dagegen ein. Diese patriotischen Gesinnungen suchen sie selbst in ihre Ergözlichkeiten einzuweben. In dem Salon des berühmten Gartens zu Vauxhall sieht man in großen Gemälden glänzende Thaten brittischer Heerführer darge-

ſtellt. Clive, Boſcawen, Amherſt und andre flöſſen hier ihren Landsleuten mitten unter ihren Vergnügungen den edlen Trieb ein, dieſen Muſtern nachzueifern. Es iſt ſonderbar, an einem ſolchen Orte, bey der Miſchung ſo vieler ſinnlichen Ergözlichkeiten große Gruppen von Menſchen zu ſehn, die dieſe Gemälde betrachten, und über die neue Geſchichte räſonniren.

Hieraus entſteht die außerordentliche Theilnehmung an öffentlichen Vorfällen, da ein jeder glaubt, daß ſie ihn unmittelbar angehn; eine Idee, die manchen ſonderbaren Gebrauch veranlaßt. Nach einem Siege wünſcht einer dem andern Glück; dieſes erſtreckt ſich bis auf Leute von niedrigem Stande, die nicht die geringſten Vortheile dabey haben. Der Ruhm des Vaterlandes, von dem jedes Individuum als Menſch ein gleich wichtiges Mitglied iſt, liegt ihnen ſo ſehr am Herzen, daß ich Leute geſehn habe, die ſonſt ihrem Charakter nach äußerſt ernſthaft waren, allein bey glücklichen Vorfällen dieſer Art ſich mit einer Freude einander Glück wünſchten, als ob jeder von ihnen das große Loos in der Lotterie gewonnen hätte. Dieſer Gebrauch iſt allgemein. Der König empfängt dieſe Glückwünſche von allen Seiten, ja ſelbſt von den entfernteſten

Provinzen. Er erwiedert dieſe Höflichkeit mit ähnlichen Complimenten. Betrifft es eine gewonnene Seeſchlacht, ſo wünſcht der Befehlshaber der Flotte den Lords der Admiralität dazu Glück, dieſe bleiben ihm nichts ſchuldig', und ſo geht es immer fort.

Nichts iſt wohl für einen Sterblichen ſchmeichelhafter, und feuert mehr zu großen Thaten an, als wenn bey ſeiner Nation ſein Lob von allen Zungen tönt, und zu einer Art von Enthuſiaſmus wird. Die förmlichen Dankſagungen des Parlaments für geleiſtete Dienſte, die Dankſagungsbriefe und Geſchenke von vielen Grafſchaften, Städten und Societäten, feyerliche Gaſtmähler, vom Jubel des Volks begleitet, öffentliche Denkmäler u. ſ. w. dieſes und Belehnungen, die, wenn gleich nicht ſo hinreiſſend als die Pracht eines römiſchen Triumphs, dennoch demſelben nichts nachgeben.

Wir betrachten dasjenige, was vor unſern Augen vorgeht, nie in dem gehörigen Lichte, das nur die Entfernung von Jahrhunderten geben kann. Daher ſind wir ſo warme Bewunderer edler Thaten und großer Männer der Vorwelt, und begnügen uns ähnlichen Handlungen unſrer Zeitgenoſſen

blos kalten Beyfall zu zollen. Ein auffallendes Beyspiel davon giebt uns der in der Kriegs- und Kunstgeschichte so berühmte Tod des englischen Generals Wolf. Ein jeder, der mit den Begebenheiten des in den Jahrbüchern der Welt sich so auszeichnenden siebenjährigen Krieges bekannt ist, weiß, daß dieser große Mann bey Quebeck auf dem Schlachtfelde blieb, und in den Armen des Sieges starb; allein weniger ist es bekannt, daß ihm England ganz allein im eigentlichen Verstande die Eroberung von Canada zu verdanken hat. Alles bestand auf dem Rückzug und der Aufhebung der Belagerung von Quebeck, die unüberwindliche Schwierigkeiten zeigte. Armee und Flotte waren hierin einstimmig, nur Wolf allein wollte durchaus siegen und siegte. Ein tödlicher Schuß aber streckte ihn hin, und raubte ihm alle Besonnenheit. In diesem Zustande wird er von einigen Soldaten aus dem Schlachtgetümmel weggebracht. Er athmete noch, allein mit geschlossenen Augen, und dem Ansehn nach sprachlos und ohne Gefühl. Mittlerweile sahe man die Franzosen fliehen, ein Anblick, der einen dieser Soldaten, die ihren General nicht verlassen wollten, zu dem Ausruf brachte: „O seht, „wie sie laufen!“ Diese Worte wirkten auf die

groſſe Seele des mit dem Tode ringenden Feldherrn ſo ſehr, daß er auf einige Augenblicke gleichſam wieder auflebte. Er öffnete die Augen und fragte: „Wer läuft?“ die Antwort war: „die „Franzoſen.“ Hierauf rief er aus: „God be „thanked!“ (Gott ſey Dank!) und mit dieſem Athemzuge verſchied er. Eben ſo ſtarb Epaminondas, auch in den Armen des Siegs, für welchen er den Göttern mit ſeinem lezten Hauche dankte.

Man muß indeſſen den Engländern nachrühmen, daß das Andenken an dieſen groſſen Mann bey ihnen nicht erloſchen iſt. Der niedrigſte Pöbel ſogar führt die Anekdote ſeines Todes noch beſtändig im Munde, und bejammert ſeinen Verluſt. Wolf, der vielleicht ein gröſſerer Feldherr war, als Marlborough, beſaß bey ſeinen auſſerordentlichen militäriſchen Talenten das vortreflichſte Herz und den liebenswürdigſten Charakter, daher er auch von den Soldaten angebetet wurde. Er war nur ſechsunddreyſſig Jahr alt, da ihn ſein Vaterland verlor, das ihn wahrſcheinlich nie gekannt haben würde, wenn nicht der groſſe Pitt ſeine Verdienſte entdeckt, ihn mit Hintanſetzung aller militäriſchen Formalitäten hervorgezogen, und ihm das Commando übergeben hätte.

Der Herzog von Nivernois, der als französischer Ambassadeur 1762 nach England geschickt wurde, den Frieden zu schließen, wurde auf eine angenehme Weise von dem englischen Nationalgeist überzeugt. Da er aus Frankreich ankam, war sein erstes Nachtlager in England in der Stadt Canterbury. Sein Gefolge war voraus nach London gegangen, so daß er nur einige Bedienten bey sich hatte. Der Gastwirth, bey dem er logirte, hielt dieses für eine sehr gute Gelegenheit, einen Schnitt zu machen. Er schloß auf seine Art ganz richtig, daß ein Mann von solchem Range, dessen Endzweck es war, zwey Nationen nach einem blutigen Kriege zu versöhnen, seinen Eintritt ins Königreich nicht mit einem Zank wegen einer simpeln Geldsache bezeichnen würde. Dieser Ueberlegung zu folge, foderte er für die Nachtherberge nicht weniger als funfzig Guineen. Der Herzog stutzte gewaltig, besann sich aber nicht lange, sondern bezahlte, und sezte seinen Weg nach London fort. Er dachte nicht mehr an diesen Raub, und überließ es dem schelmischen Gastwirth, sich darüber zu freuen, der die Sache als geendigt ansah.

Ganz anders aber dachten hievon die Einwohner von Canterbury, die, ungeachtet der National-

Antipathie gegen die Franzosen, mit dem äußersten Unwillen dieses Betragen vernahmen; sie hielten es für einen Betrug, der um so viel mehr bestraft werden müßte, da die Ehre der Nation gewissermaßen dabey geschändet war. Viele angesehene Personen hielten deshalb eine Versammlung; man schrieb an den Herzog im Namen derselben, und bat ihn inständigst, die Sache nicht ruhen zu lassen, sondern den Betrüger vor Gericht zu ziehen. Der Herzog dankte für ihre Theilnehmung, wollte aber von keinem Prozeß hören. Hierauf beschlossen die Engländer selbst, die Justizpflege hierin zu übernehmen. Der Gasthof war der größte und beste in der Stadt, und hatte die meiste Nahrung; es war das Absteigequartier des Landadels, man hielt hier Clubs, Societäten versammelten sich hier, wobey es denn nie an großen Gastmählern fehlte. Alles dieses hörte nach einer allgemeinen Abrede mit einmal auf. Niemand betrat sein Haus mehr, selbst gemeine Leute flohen es. Vergebens wandte der zur Verzweiflung gebrachte Gastwirth alle nur ersinnlichen Mittel zur Linderung dieses so erschrecklichen Urtheils an. Sein Verbrechen konnte nicht beschönigt werden, daher war man taub gegen alle Bitten und Vorstellungen. Da sein ganzes Ge-

werbe aufhörte, fielen die Gläubiger zu, nahmen von allem Besitz, und machten diesen noch vor wenig Monaten sehr wohlhabenden Mann auf einmal zum Bettler. Er starb einige Jahre nachher in London, als Aufwärter in einer Taverne, nachdem er noch hatte erleben müssen, daß seine Strafe zum warnenden Beyspiel in allen öffentlichen Blättern des Königreichs kund gemacht worden war.

Solche edle Nationalzüge sind hier sehr häufig. Selten kommen sie aber übers Meer, oder werden doch so sehr entstellt, daß sie oft einen bisarren Anstrich haben, und daher mehr Gelächter als Bewunderung erregen. Der großmüthige Entschluß der englischen Damen ist bekannt, der Kaiserin Maria Theresia mit ihren Juwelen beyzustehn, da sie 1742 von ihren Feinden so sehr gedrängt wurde. Man eröffnete eine Subscription, an deren Spitze sich die alte Herzogin von Marlborough, Wittwe des großen Feldherrn Marlborough, befand. Sie unterzeichnete allein für sich 20,000 Pf. St. In wenig Tagen waren 100,000 Pf. St. zusammen gebracht. Die Herzogin begab sich hierauf selbst zum österreichischen Gesandten, um zu erfahren, wohin dieses Geld am füglichsten zu senden sey. Der Gesandte schrieb um Verhaltungs-

befehle. Die Kaiſerin ſchlug dieſes außerordentliche Anerbieten aus, jedoch mit dem gerührteſten Herzen und der Aeußerung, daß ſie von der brittiſchen Nation überhaupt, und nicht von Privatperſonen Hülfe in ihrer Noth hoffte. Dieſe höchſt unerwartete Großmuth eines fremden Volks, und zwar von Perſonen, die ſie nicht einmal kannten, und keine politiſchen Abſichten dabey hatten, ſondern nur dem edelſten der Triebe folgten, war eine Handlung, der nichts als ein zweytauſendjähriges Alter fehlt, um die höchſt möglichſte Bewunderung zu erregen; auch machte ſie einen tiefen Eindruck auf die große Seele der Kaiſerin. So ungetreu auch gewöhnlich das Gedächtniß der Großen der Erde iſt, wenn es auf Dankbarkeit ankommt, ſo konnte doch dieſe Prinzeſſin nicht vergeſſen, was der liebenswürdigſte Theil der brittiſchen Nation nicht aus Politik, ſondern aus den erhabenſten Bewegungsgründen für ſie hatte thun wollen. Einer meiner Freunde, ein engliſcher Kaufmann, Namens Greenwood, befand ſich 1771 in Wien, und hatte in ſeinen Privatangelegenheiten Audienz bey der Kaiſerin. Hier war es, wo ihm Thereſia in deutſcher Sprache, die der Engländer verſtand, folgende Worte ſagte, die er mir oft wiederholt hat:

„Wenn Er zurückkommt, so sage Er den englischen „Damen, daß ich mich noch mit vieler Dankbar„keit an ihre mir bezeigte Liebe erinnere, und daß „ich sie nie vergessen werde.“

Die Theilnehmung der Engländer an ihren politischen Angelegenheiten ist bey Ausländern nicht selten ein Gegenstand des Spottes, besonders üben die Franzosen und ihre Nachahmer ihren Witz an diesem englischen Nationalzuge, der ihnen äußerst lächerlich scheint. Der irländische Lord Tyrconnel war in Frankreich geboren und erzogen worden, und hatte folglich ganz französische Sitten angenommen, die er in seinem dreyßigsten Jahre mit nach England brachte, als er zum erstenmal diese Insel besuchte. Da er mit der englischen Sprache wohl bekannt war, so mußte er zu seinem großen Verdruß in allen Gesellschaften die Abhandlung politischer Materien hören, die ihm anekelten. Entschlossen, sich ohne Politik zu vergnügen, geht er in ein Bagnio, und läßt eine Anzahl Freudenmädchen holen, um mit ihm zu soupiren. Kaum hatte man sich aber zu Tische gesezt, so fangen auch diese Mädchen an, von Parlamentssachen zu reden. Der erstaunte Lord wand vergebens seine Bemühungen an, sie von dieser Materie abzuführen. Sie

hatte für dieſe Engländerinnen aber zu viel Reiz, daher wollten ſie ſich nicht davon abbringen laſſen. Dem franzöſirten Irländer verging die Geduld, er verließ ſie, und reiſte den folgenden Tag nach Frankreich zurück.

Im Jahre 1781 wurde in Weſtmünſter eine Zuſammenkunft der angeſehenſten Einwohner dieſes Theils von London gehalten, wobey der Herzog von Northumberland den Vorſitz hatte. Der Gegenſtand war, durch freywillige Beyträge die Regierung in dem amerikaniſchen Kriege zu unterſtützen. Dieſe Verſammlung war ſehr zahlreich, worunter auch viele der Vornehmſten des Hofes waren, die in dieſem Quartier wohnen. Nachdem der Herzog ſeinen Antrag den Anweſenden gemacht hatte, trat ein unbekannter Einwohner auf, dankte ihm für ſeinen patriotiſchen Eifer, und erbot ſich zu einem Beytrag von 1000 Pf. St. Die Größe der Summe, und zwar von einem obſcuren Bürger, erregte allgemeine Verwunderung; dieſe wurde aber noch mehr erhöht, als dieſer edle Mann ſich durchaus weigerte, weder ſeinen Namen noch ſeine Wohnung zu ſagen, damit es eingetragen werden könnte. Er ſagte zum Herzog, daß dieſes einer Prahlerey ähnlich ſehn würde, von der er weit

entfernt sey; seine Absichten wären blos, seinem Vaterlande nach seinen Kräften beyzustehn, ohne dabey Aufsehn zu erregen, er hätte daher seinen Beytrag gleich mitgebracht, wobey er dem Herzog 1000 Pf. St. in Banknoten überlieferte, und sofort die Versammlung verließ.

Nur eine innige Liebe zum Vaterlande kann solche Handlungen erzeugen, daher auch wahre Patrioten, die stündlich bereit sind, zum Besten desselben große Aufopferungen zu machen, hier häufig gefunden werden. Dieses ist allen Ständen gemein. Der jetzige Lord Camden, vormals Großkanzler, einer der rechtschaffensten Männer auf Erden, vom König, Parlament und Volk gleich hochgeschäzt, gab seine erhabene Würde auf, die hier mit so viel Ehre und Einkünften verknüpft ist, weil er Lord Norths Maaßregeln nicht gut heißen konnte. Er wollte lieber unter den andern Pairs wie ein bloßer Senator erscheinen, als am Ruder den Nachtheil seines Vaterlandes mit bewirken helfen. Ein gleiches thaten andre würdige Männer, deren Plätze sogleich wieder zweckmäßig besezt wurden, woraus denn das so berüchtigte Northsche Ministerium entstand, das in den englischen Jahrbüchern, wegen dem Verlust von Ame-

rika und der National-Demüthigungen aller Art, unvergeßlich ſeyn wird.

Der Herzog von Athol opferte aus Patriotismus ſein Souveränitätsrecht über die Inſel Man, nebſt den beſten Einkünften derſelben auf. Dieſe Inſel, die im Jahre 1763 20,000 Einwohner hatte, war der Sammelplaz der Contrebandhändler aller ſeefahrenden Nationen, die daſelbſt einen höchſt vortheilhaften Handel trieben. Die Zollgefälle allein brachten dem Herzog im obigen Jahre 2500 Pf. St. ein. Die geringe Entfernung der Inſel, ſowohl von den brittiſchen als irländiſchen Küſten, erleichterte dieſen unerlaubten Handel ungemein. Die Lebensmittel waren äußerſt wohlfeil, daher die Schiffe, wenn ſie ausgeladen waren, ſich hier bequem proviantiren konnten. Die oſtindiſchen Schiffe fremder Nationen beſuchten dieſe Inſel vorzüglich; oft lag daſelbſt eine ganze Flotte derſelben. Der außerordentliche Nachtheil, der hieraus den Einkünften des Königreichs zuwuchs, iſt unbeſchreiblich. Da der Herzog ein engliſcher Unterthan war, ſo würde man in einem andern Lande kurze Maaßregeln ergriffen haben; allein hier gehört das Eigenthumsrecht unter die Heiligthümer des Landes, daher waren die thätigſten Ueberre-

pungsmittel erfoderlich, ihn zu bewegen, seinem wohlgegründeten Rechte zu entsagen. Er that es endlich 1765 und erhielt dafür aus dem Nationalschatz 70,000 Pf. St. nebst einer jährlichen Pension von 2000 Pf. St., wodurch denn dieses große Uebel ziemlich gehoben wurde, die Insel Man aber in Verfall gerieth.

Unter den englischen Staatsministern aber sind die wahren Patrioten höchst selten. Die große Gewalt derselben, und die Leichtigkeit, Reichthümer zu sammlen, kommen nur zu oft mit dem Patriotismus in Collision. Sollte man es wohl glauben, daß in einem Reiche, wo die Macht des Monarchen sehr begränzt ist, seine Minister mehr Gewalt haben, als in den meisten uneingeschränkten Monarchien? Indessen ist dieses hier der Fall, weil der König nach den englischen Grundgesetzen kein Unrecht thun kann, sondern die Minister für alles haften müssen. Hat ein solcher Mann Gewicht im Parlament, so sind Ehrenstellen, Würden, ja selbst der Schatz der Nation in seinen Händen. Es ist sonderbar, in diesem Posten oft einen bloßen Esquire zu sehn, der Grafen und Herzöge nach Gefallen ernennt, Ordensbänder austheilt, die er selbst nicht besitzt, und seinen Freunden Pensionen und

dauerhafte lucrative Bedienungen giebt, da doch die Dauer ſeiner Macht ſelbſt höchſt ungewiß iſt. So war Charles Fox in einem Zeitraum von achtzehn Monaten zweymal ein alles bewirkender Miniſter eines großen Reichs, und zweymal ein Bettler, der von den Almoſen ſeiner Freunde leben muß; ein Fall, der in der Geſchichte ganz beyſpielles iſt. Dieſe Dürftigkeit aber, die noch jezt bey dieſem unruhigen Manne fortdauert, iſt nicht die Folge ſeiner uneigennützigen Adminiſtration. Die Kürze derſelben, ſein großer Hang zur Verſchwendung, und die Hoffnung, lange am Ruder zu bleiben, war Urſache, daß er beidemal das Miniſterium ſo arm wieder verließ, wie er hereingetreten war.

Der größte Patriot, den die engliſche Geſchichte unter den Miniſtern aufzuweiſen hat, war der unſterbliche Graf Chatham, ein Mann, bey dem die außerordentlichſten Talente mit dem edelſten Herze und einer unbegränzten Vaterlandsliebe verbunden waren. Nie hatte ein Miniſter in dieſem Lande ein ſo allgemeines Zutrauen, wie er. Nie ſahe man eine ſo vollkommene Einigkeit zwiſchen dem Könige, dem Parlament und dem Volk, wie während ſeiner glorreichen Adminiſtration, die zum

Unglück für England nicht lange genuq dauerte. Hätte sie nur zwey Jahre länger gewährt, so würden wir keinen amerikanischen Krieg erlebt haben, und Großbritannien sich jezt höchst wahrscheinlich auf einer Höhe von Macht, Ruhm und Flor befinden, wovon die Lage im Jahre 1762 nur ein Schattenriß ist. Sein Rath war, Spanien 1760 den Krieg anzukündigen, da er voraussahe, daß dieser Hof nur die Ankunft der Silberflotte erwartete, um sich feindlich zu erklären. Diese würde sodann in die Hände der Engländer gefallen seyn, und sie in Stand gesezt haben, den Spaniern Gesetze zu geben. Man folgte diesem weisen Rath nicht, und Chathams Prophezeihung wurde aufs genaueste erfüllt; denn sobald die lezte Gallione in Cadix eingelaufen war, zog Spanien die Larve ab, und der Krieg brach aus. Eben so war sein Grundsaz, daß man in Amerika alle französischen Inseln erobern und keine wiedergeben müßte, wodurch denn die damals ganz vernichtete französische Marine unmöglich wieder hätte emporgebracht werden können. Das englische Ministerium hatte aber Ursachen, die der Chevalier d'Eon erklärt hat, hierin anders zu handeln, und man beförderte gleichsam vorsezlich die Wiederherstellung der französischen Seemacht.

Es iſt bekannt, wie ſehr Chatham gegen den amerikaniſchen Krieg eiferte, und die unglücklichen Folgen deſſelben mit der überzeugendſten Gewiſſheit prophezeihte. Er ſagte in einer Parlamentsrede zu den verſammleten Pairs: „Mylords, ihr „habt kein Recht über den Beutel, vielweniger über „das Leben eures amerikaniſchen Mitbürgers; er „unterwirft ſich der Nothwendigkeit unſrer Geſetze, „in Anſehung ſeines Gewerbs, und befolgt die Re„geln unſrer Nationalhandlung, denn er ſieht, daß „es nöthig iſt; er iſt zufrieden, Wolle zu kaufen „und ſich eurer Weber und Schneider zu bedienen, „weil ihr es wünſcht: aber, wenn er denn ſeine „Kleider angezogen hat, ſo mag er wohl ſagen, „ſie gehören ihm; er mag wohl ſagen, ihr ſollt ſei„nen Rock nicht haben, da er, wenn er ihn gäbe, „ſeiner Unterkleider nicht länger verſichert wäre. „Mylords, der Fleiß der Amerikaner hat euch vier„zig Jahre lang Unterſtützung verſchafft; ihr habt „die großen Materialien der Handlung nicht allein „wohlfeiler von Amerika als von andern Ländern, „wo ihr ſie hergeholt habt, ſondern ihr bezahlt auch „für dieſe Materialien nicht einmal Geld, nur ver„arbeitete Waaren, die ſo ſehr die Bilanz zu eurem „Vortheil entſcheiden, daß die Amerikaner keinen

„Schilling besitzen, der nicht der eurige ist. Dies „ist die große, die dauerhafte, die unterstützende „Contribution, die Amerika bezahlt, und die dieses „ehrwürdige Gebäude verhindert zu Staub zu ver„fallen. Sie werden entweder eure jetzigen Maaß„regeln belachen, oder mit gutem Erfolg ihre Em„pfindlichkeit zeigen. Haben sie Kaltblütigkeit, so „werden sie euch begreiflich machen, was ihr ver„liert; nehmen sie ihre Zuflucht zu den Waffen, „so werdet ihr die ersten, vielleicht die einzigen Lei„denden seyn; ihr müßt ruinirt werden, sie aber „werden für ihre Rettung wohl sorgen. Ich bin „ein alter Mann und in öffentlichen Geschäften „grau geworden, mein Rath kommt aus Erfah„rung; vielleicht ist er etwas werth. Ruft eure „Handvoll Truppen von dem abscheulichen Ge„schäfte des Mordens zurück; sie sind weder fähig „noch willig, eure Befehle zu vollziehen. Seyd „Amerika's Freunde, euer eignes Interesse, ja „eure eigne Sicherheit verlangt es. Ihr wer„det ihre Zuneigung wünschen, wenn „ihr Schwert gegen euch gerichtet seyn „wird," u. s. w. Da man dennoch die den Colonien so nachtheiligen Gesetze machte, beschwor er die Pairs, nicht darein zu willigen, weil sie gewiß

mit Schande widerrufen werden würden. Ich war ſelbſt im Parlamentshauſe gegenwärtig, an dieſem für England ſo merkwürdigen Tage, der das Schickſal von Amerika auf ewig entſchied. Chatham bediente ſich dabey folgender Worte: „Mylords! they certainly will be repealed! „I ſet my reputation at ſtake! I conſent to be „taken for an ideot, if they are not repealed.“ „Mylords, ſie werden gewiß widerrufen werden! „Ich ſetze meine Reputation zum Pfande! Ich „will für einen Idioten gehalten ſeyn, wenn man „ſie nicht widerrufen wird.“ Dieſes geſchah auch zwey Jahr nachher, mit Schimpf und Demüthigung, da man die Friedens-Commiſſarien nach Amerika ſchickte, die der Congreß nicht einmal anzuhören würdigte.

Chathams Adminiſtration war einer Alleinherrſchaft ähnlich, weil alle andre Miniſter nur ſeine Subalternen zu ſeyn ſchienen. Unter derſelben gelangte Großbritannien zu dem noch von keinem Volk je erlebten Ruhm, in einem Jahre (1759) Siege in allen vier Welttheilen erfochten zu haben. Anfangs war er kein Freund des Syſtems, engliſche Truppen nach Deutſchland zu ſchicken, weil er verlangte, daß man ſich blos auf den Seekrieg ein-

schränken sollte; allein die Thaten Friedrichs veranlaßten, daß er seine Politik änderte, und den Grundsaz annahm, daß Amerika in Deutschland erobert werden müßte. Er war der größte Lobredner der preussischen Feldzüge, und sparte dabey keine Blumen und Bilder, die denn, im Feuer seiner Rede, nicht allemal glücklich gewählt waren, sondern ihn bisweilen von der Wahrheit etwas abführten. Von der Schlacht bey Roßbach sagt er:

„Die Religion mit erzürntem Blick war bey „der Avantgarde (der Preussen); die Freiheit flog „durch die in Schlachtordnung gestellten Reihen, „und entflammte den Eifer der Krieger, da don„nerte der allmächtige Jehovah durch die kämpfen„den Regionen, und ihre Feinde lagen überwun„den zu ihren Füßen.“

Die anerkannte Rechtschaffenheit dieses Mannes, sein freymüthiges unveränderliches Betragen, die kluge Wahl der Befehlshaber, wobey er nicht auf Rang, Titel oder Familie sah, seine überaus große Thätigkeit, die er auch Andern einzuflößen wußte, die Kühnheit seiner Entwürfe, die mit Klugheit und kaltem Blut gemacht, und mit Wärme und Standhaftigkeit ausgeführt wurden, alles dieses machte ihn mit Recht zum Abgott seiner

Nation. Man errichtete ihm Statuen in Europa und Amerika. Die Stadt Cork in Irland ließ ihm eine setzen, die viertausend Pf. St. kostete. Es wurden ihm zu Ehren Medaillen geschlagen, die auf der einen Seite sein Bildniß, auf der andern aber die Inschrift hatten: „dem Manne, der „nachdem er sein Vaterland gerettet, auch durch „seine Beredsamkeit die Colonien erhalten hat.“ Man nannte Kaffeehäuser, Tavernen, Theegärten und Straßen nach seinem Namen. In allen Häusern sah man seine Büsten in allerhand Größen und Steinen, oder seine gemalten Bildnisse; die Armen begnügten sich mit Kupferstichen, die sie ihrem besten Hausrath gleich achteten.

Frankreich hat vielleicht seit Jahrhunderten keinen so gefährlichen Feind gehabt, als diesen Grafen von Chatham. Er war kein Hofmann, daher er auch diese Abneigung selbst im Frieden nicht verbarg, und zwar aus der Ueberzeugung, daß das Wohl beider Staaten neben einander nicht bestehn könnte. Sein unwandelbarer Grundsaz war, Frankreich zu demüthigen, er erklärte dieses beständig im Parlament, ja 1760 sagte er es dem spanischen Gesandten, der für Frankreich redte, unter die Augen mit dem starken Zusatze: „hievon werde

„ich nicht abgehn, bis der Tower von London mit „dem Degen in der Faust erobert ist“

Die Liebe des Volks verursachte auch, daß er in England den unmöglich scheinenden Plan einer Landmiliz entwarf, und glücklich ausführte; eine vortrefliche und ganz sonderbare Einrichtung, wovon ich in der Folge reden werde.

Im Jahre 1776, da der amerikanische Krieg anfing Besorgniß zu erregen, wünschte man sehr, daß er Antheil an der Administration nehmen möchte. Es geschahen ihm deshalb Anträge mit vorläufiger Bewilligung aller seiner Bedingungen. Wie konnte aber dieser so ehren- als tugendvolle Greis wohl zu einer solchen Gesellschaft treten, als damals am Ruder saß! Auch war seine Antwort ganz seiner würdig: „Ich will mich,“ sagte er, „lieber mit „der Pest associiren, die jezt in Constantinopel wü„tet, als mit dem Northschen Ministerio.“ Er fuhr indessen fort, ungeachtet seiner sehr kränklichen Umstände, im Parlament zu erscheinen, woselbst er ganz in Flanel eingewickelt, und auf Krücken gestützt, sich einfand, und mit seiner mächtigen Beredsamkeit in die Seelen der Minister donnerte. Dieses that er, bis er einst entkräftet und ohnmächtig dahin sank; ein Zufall, der alle anwesende Lords

ſo ſehr rührte, daß ſie ſogleich die Seſſion endigten. Er lebte nur noch einige Wochen nach dieſem parlamentariſchen Gefechte, das ſeinen Tod beſchleunigte, daher man von dieſem großen Manne mit Recht ſagen kann, daß er für ſein Vaterland ſtreitend geſtorben iſt. Er dachte noch an daſſelbe mit ſeinem lezten Hauche. Der vortrefliche Lord Camden war bey ſeinem Tode gegenwärtig. Er war ein vertrauter Freund Chathams, und dieſer Freundſchaft durch ſeine Rechtſchaffenheit, großen Fähigkeiten, und Uebereinſtimmung von Grundſätzen vollkommen würdig. So wie Sokrates mit ſeinen Freunden in der lezten Todesſtunde philoſophirte, ſo ſprachen dieſe beiden Staatsmänner noch am Rande des Grabes von Politik. Chatham rief endlich aus, indem er ſeinem Freunde ſterbend die Hand drückte: „Dear Camden ſave my coun„try!“ „Lieber Camden, retten Sie mein Vater„land!“ Wenig Augenblicke nachher entfloh ſeine große Seele.

Der ſtärkſte Beweis von den Tugenden dieſes unſterblichen Mannes iſt, daß er, der einige Jahre lang ſo zu ſagen die Alleinherrſchaft von Großbritannien hatte, weder Stolz gegen ſeine Mitbürger zeigte, noch ſich Schätze erwarb. Nur allein gegen

die Feinde Englands war er stolz, sonst aber äuſserst herablassend. Ein deutscher Bürger von meiner Bekanntschaft, Einwohner von London, hatte ein Gesuch beym Könige Georg II., und wandte sich deshalb an Chatham, der damals als Staatssekretär noch den berühmten Namen Pitt führte, und der deutschen Nation besonders gewogen war. Da es eine Gnadensache betraf, so wies ihn der Minister an den König, und unterrichtete ihn, was er sagen und welcher Gründe er sich vorzüglich bedienen sollte. Weil aber dennoch eine Bittschrift hiezu nöthig war, so lieſs sich dieser alles beherrschende Minister so weit herab, die Verfertigung derselben für diesen obscuren, ihm ganz fremden Mann einem seiner Sekretäre sofort aufzutragen. Dergleichen Züge weiſs man unzählige von ihm. Geschenke anzunehmen, Bestechungen zu machen, sich durch Cabalen zu helfen, waren ihm ganz unbekannte Dinge, auch starb er arm.

Das Parlament war eben versammelt, als die Nachricht von seinem Tode kund wurde. Lord North konnte sich vor Freuden kaum fassen, und im Taumel derselben stimmte er aufs eifrigste bey, als Chathams Freunde sogleich auf ein Mausoleum, auf eine Beerdigung auf öffentliche Kosten,

und auf eine Penſion für die hinterlaſſene Familie antrugen, welche ohne die leztere vielleicht jezt die ärmſte unter den edlen des Königreichs ſeyn würde. Alles wurde bewilligt, allein bald wieder von der Miniſterialparthie bereut. Sie gaben dieſes nicht nur, da es ſchon zu ſpät war, durch heftige Parlaments-Declamationen zu erkennen, wobey ſie Chathams Verdienſte herabwürdigten, ſondern ſie ſuchten auch den Parlamentsſchluß durch allerhand Mittel auf die niederträchtigſte Weiſe zu ſchwächen.

Die Stadt London wünſchte das Mauſoleum in der Paulskirche aufzuſtellen, wo noch keins vorhanden iſt. Eine förmliche Bittſchrift wurde deshalb dem König übergeben, der hierin die vollziehende Gewalt hatte: ſie ward aber verworfen, und das Denkmal an dem dunkelſten Orte der Weſtmünſter-Abtey aufgeſtellt. Ein Begräbniß auf Koſten der Nation ſezte Feyerlichkeiten voraus, wovon die Miniſter nichts hören wollten. Der Antrag, daß das Parlament in Prozeſſion dem Leichenbegängniß beywohnen ſollte, ging nicht durch, obgleich im Oberhauſe nur eine einzige Stimme dazu fehlte. Die Stadt London aber war zu dieſer Begleitung ſehr bereit. Nicht allein der

Magistrat, sondern auch die zahlreichen Deputirten der Bürgerschaft, wollten diesem um sein Vaterland so verdienten Manne die lezte Ehre erweisen, und hielten deshalb durch eine andre Bittschrift bey Hofe an, daß man ihnen den Tag der Beerdigung wissen lassen möchte. Da man nun diese Bitte nicht wohl abschlagen konnte, so bemühte man sich wenigstens den Zweck zu vereiteln. Man hielt den Tag geheim, und ertheilte die Nachricht nicht eher als zwey Tage vorher, weil man wußte, daß in so kurzer Zeit nichts in der City veranstaltet werden könnte; daher denn auch alle diese Begleitungen wegblieben. Ja man hatte die Intriguen so weit getrieben, daß alle diejenigen, die nur auf irgend eine Art in Verhältniß mit dem Hofe stunden, nicht dabey erscheinen durften. Dieses mit ungeheuern Kosten veranstaltete National-Leichenbegängniß war also nichts weiter, als eine Ausstellung des Sarges in einem schwarz behängten und erleuchteten Saale des Parlamentshauses, die vier Wochen lang dauerte, nach welcher Zeit denn dieser Sarg, von den Hausoffizianten des Verstorbenen und ungefähr vierzig edlen Freunden begleitet, nach der Westmünsterkirche gebracht wurde.

So klein dieſes Gefolge auch war, ſo konnte man es doch ſehr anſehnlich nennen. Die meiſten deſſelben gehörten, vermöge ihrer Geburt, ihres Ranges, und ihrer großen Verdienſte, zu den vornehmſten Perſonen des Königreichs; überdem erſchienen alle hier als wahre Trauernde. Ich war ein Augenzeuge dieſer höchſtrührenden Scene, die den 9ten Jun. 1778 vor ſich ging. Alle Begleiter zerfloſſen in Thränen. Einer derſelben, der als Redner berühmte Oberſte Barre, ergriff in der Wehmuth ſeines Herzens die Chathamſche Familienfahne, die ein Bedienter vor dem Sarge hertrug, nahm ſie ihm ab, und trug ſie ſelbſt in die Kirche. Das zahlloſe Volk weinte und ſchrie, und der beſſere Theil deſſelben erinnerte ſich an den Ausruf des Grafen von Shelburne im Parlament, den dieſer vortrefliche Mann wenig Tage zuvor gebraucht hatte: „Ich fürchte ſehr,“ ſagte er in der damaligen kritiſchen Lage des Reichs, „daß mit „Chathams Tode die Sonne der brittiſchen Herr„lichkeit auf ewig untergegangen ſey.“

Siebenter Abſchnitt.

Handel der Engländer. Streit des Herzogs von Bedford mit dem Herzog von Choiſeul. Engliſche Kaufleute. Miniſter-Spertein. Häusliche Gebräuche der Engländer. Banquiers. Ritter Colbrook. Bank von England und deren Einrichtung. Franzöſiſcher Entwurf ſie zu ruiniren. Andere merkwürdige Vorfälle dieſe berühmte Bank betreffend. Derbi, eine die Menſchheit entehrende Begebenheit.

Obgleich die Hauptprodukte dieſer Inſel, die ausgeführt werden, nur Zinn und Steinkohlen ſind, ſo ſind die Engländer doch gewiß jezt die vornehmſte Handelsnation in der Welt; ein Rang, den dieſes Volk noch immer behauptet, obgleich der große Handel mit ihren Manufaktur- und Fabrikwaaren, wegen der hohen Preiße, ungemein eingeſchränkt worden iſt. Die Urſachen dieſes Vorzugs liegen in ihrer vortreflichen Regierungsform, in ihren weiſen Geſetzen, und in ihrem unternehmenden Geiſte. Es iſt natürlich, daß dieſe lezte Eigenſchaft, mit Muth und Klugheit verbunden, ihren Handel ausbreiten und ihnen Reichthümer verſchaffen mußte. Alles dieſes vereinigt, erzeugte bey ihnen den Eroberungsgeiſt, und man kann ſagen, daß nur ſie und die Carthaginenſer, von allen

Nationen der Erde, Eroberungen in ihr Handelsſyſtem verflochten. Bey den Holländern war es nie Syſtem; die Eroberungen geſchahen zufällig, da ſie für ihre Freiheit, ja für ihre eigne Exiſtenz fochten; noch weniger war dieſes bey den Portugieſen der Fall, die eine Zeitlang mit dem Schwert in der Hand Handel trieben. Bey faſt allen Kriegen der Engländer ſeit Cromwels Zeiten, war die gröſsere Ausbreitung des Handels, wo nicht die ſichtbare, doch gewiſs die unſichtbare Triebfeder derſelben, und kein Friede wurde geſchloſſen, ſeit der Regierung des vorerwähnten groſsen Mannes, den lezten unglücklichen von 1783 nach dem amerikaniſchen Kriege allein ausgenommen, wo nicht den Engländern Handelsvortheile erworben wurden. So verſchieden auch die Grundſätze, die Denkungsart, die Privatabſichten und Fähigkeiten der engliſchen Miniſter waren, ſo kamen ſie doch jederzeit in dieſem Nationalpunkt überein, und wichen nie, ſelbſt in der nachtheiligſten Lage, davon ab; und zwar aus dem ſehr natürlichen Grunde, weil dieſes, und nur dieſes allein, ihre Adminiſtration beym Volke rechtfertigen, ihre begangenen Fehler zudecken, oder den Glanz ihrer glücklichen Miniſterialthaten erhöhen konnte.

Der verſtorbene Herzog von Bedford gehörte, nach der öffentlichen Ausſage des Chevaliers d'Eon, zu denjenigen Miniſtern, von welchen Frankreich den Frieden 1762 erkauft hatte; eine Beſchuldigung, die keinen Zweifel übrig läßt, da ſie von einer Perſon kam, die bald nachher franzöſiſcher Chargé d' affaires, ja ſelbſt bevollmächtigter Miniſter am engliſchen Hofe geweſen war, es folglich wiſſen mußte, und ſich auch erbot, die genaueſten Beweiſe darüber zu führen. Dieſer treuloſe engliſche Miniſter alſo, der kein Bedenken trug, ſein Vaterland für baar Geld zu verkaufen, war dennoch einer edelſcheinenden Handlung fähig, die aber in der oben angeführten Maxime ihren Grund hatte, da die Miniſter ſich eben nicht vor dem Könige oder dem Parlament, aber wohl vor dem Volke fürchten. Ein neuer Beweis von der Vortreflichkeit der engliſchen Verfaſſung, da Hofталente in dieſem Lande zwar hohe Poſten verſchaffen können, allein nur durch unzweydeutige Handlungen ein gegründeter Ruhm und die Gunſt des Volks erlangt werden kann. Dieſer Herzog von Bedford, der reichſte Landbeſitzer des Königreichs, wurde als engliſcher Ambaſſadeur 1762 nach Paris geſchickt, den Frieden zu ſchließen. Er hatte

daſelbſt mit dem Herzoge von Choiſeul zu thun, der ihm an Talenten aller Art unendlich überlegen war. Die Präliminar-Artikel des Friedens wurden unterzeichnet, und gleich darauf in Paris bekannt. *Den folgenden Tag verlangte ein engliſcher Jude* beym Herzog von Bedford Audienz, und erhielt ſie. Dieſer Mann, der lange in Oſtindien geweſen war, theilte dem Botſchafter ſeine Bemerkungen über die Friedensartikel mit, in ſo fern ſie das Lokale dieſer Länder betrafen; er bewies ihm, daß man, aus Mangel an geographiſcher und merkantiliſcher Kenntniß, ſehr große Fehler dabey begangen hätte, wodurch die engliſche oſtindiſche Compagnie jährlich einige 100,000 Pf. St. verlieren, und überdem ein beſtändiger Streit zwiſchen den benachbarten Nationen unterhalten werden würde. Bedford ſahe die geſchehenen Fehler ein, und entſchloß ſich auf der Stelle, ſie wieder gut zu machen, es koſte auch was es wolle. Er verlangte von dem Juden einen ſchriftlichen Aufſaz, die nöthigen Abänderungen betreffend. Mit dieſem verſehn eilte er nach Verſailles, und machte dem Herzoge von Choiſeul ſeinen ſonderbaren Antrag. Dieſer antwortete ihm lächelnd, daß er glaube, nicht mit einem Lehrling in der Politik, ſondern mit dem

Miniſter einer mächtigen Nation traktirt zu haben, der ohne Zweifel die Gültigkeit gezeichneter Verträge kennen müßte. Auf dieſen Vorwurf erwiederte Bedford mit dem Muth und der Freymüthigkeit eines wahren Engländers: „Sie haben „Recht, daß ich mich in dieſem Falle nicht ganz „wie ein Miniſter betrage. Ich habe aus Unwiſſenheit gefehlt, allein ich will dieſen Fehler nicht „durch Verrätherey vergrößern; denn dieſe Benennung würde mein Betragen verdienen, wenn „ich ruhig dabey bliebe. Wählen Sie daher, entweder eine Abänderung nach meiner Vorſchrift, „die oſtindiſchen Angelegenheiten betreffend, oder „ich reiſe noch heute zurück, und übergebe meinen „Kopf der Diſcretion des engliſchen Parlaments.“ Der Friede war Frankreich ganz unentbehrlich, die baaren Präliminarien waren, nach dem Chevalier d'Eon, ſchon berichtigt; daher mußte Choiſeul nachgeben, die Abänderungen wurden gemacht, und der Jude erhielt von der oſtindiſchen Compagnie eine anſehnliche Penſion. Da dieſe Anekdote ſehr wahr iſt, ſo ſollte man glauben, daß ſie der Beſtechung widerſpräche; allein da die Auszahlung der franzöſiſchen Gelder in London durch geheime engliſche Kanäle geſchehen war, ſo hatte

Bedford von ſeinem Gegner keine Vorwürfe dieſer Art zu befürchten, überdem durfte er nicht zweifeln, ſeine bloße Drohung würde die erwünſchte Wirkung thun.

Der Name eines Kaufmanns (Merchant) iſt in England ſehr ehrenvoll; denn da dieſer Stand die Quelle aller Reichthümer iſt, ſo hat man auch Ehre und Anſehn damit verbunden. Ein Kaufmann kann Sheriff oder Richter der Grafſchaften, Parlamentsglied, kurz alles werden, worauf er vermöge ſeiner Talente Anſpruch machen kann. Indeſſen macht man einen ſehr weſentlichen Unterſchied zwiſchen einem Kaufmanne (Merchant), der im Ganzen handelt, oder auswärtige Aufträge beſorgt, und einem Handelsmann, der einen offenen Laden hält, und ſeine Waaren im Kleinen verkauft. Ein ſolcher führt den Namen Tradesman, der ungefähr ſo viel als im Deutſchen ein Handwerksmann ſagen will. Der Laden mag einem Galanteriehändler, oder einem Büſtenbinder, einem Seidenkrämer oder einem Höcker gehören, ſo iſt der Eigenthümer deſſelben nicht mehr und nicht weniger als ein Tradesman, der an keine großen Ehrenſtellen denken darf. Hiebey iſt zu bemerken, daß in England ein jeder Handwerker in ſeinem

Hause zugleich einen offenen Laden hat, der den untern Theil des Hauses einnimmt, und auch oft, wie bey den Schustern, Sattlern u. s. w. zur Werkstatt dient, wo zur nämlichen Zeit verkauft und gearbeitet wird. Viele von diesen Handwerkern besitzen große Reichthümer und ungeheure Waarenlager. Ich habe einen Schuster gekannt, der in einem Tage 5000 Paar Schuh verkaufte, die nach Amerika geschickt wurden. Er hielt vierzig Gesellen nebst zwey Comptoir-Bedienten, die seine Bücher und Rechnungen in Ordnung hielten, und seine Wechsel waren auf der Börse wie baar Geld.

Es ist aber für einen solchen Mann sehr schwer, sich ohne Vermögen so empor zu heben, da niemand, als Leute, die zum Pöbel gehören, oder Fremde, ihre Bedürfnisse sogleich baar bezahlen. Alles wird auf sechsmonatliche oder auf einjährige Rechnungen geschrieben. Die meisten werden alle Neujahr bezahlt, und bis dahin muß der Tradesman warten, welches ihm dadurch aber etwas erleichtert wird, daß er seiner seits auch alles auf Rechnung nimmt; nur die Gesellen verlangen alle Woche ihre Bezahlung, die nicht verschoben werden kann. Dieses Creditiren hat seine großen Be-

quemlichkeiten, da man leicht die Einrichtung ſo treffen kann, zu einer beſtimmten Zeit Geldvorrath zu haben, den man das ganze Jahr entbehren, und folglich nützlich anwenden kann. Der Handel wird hiedurch allgemein befördert, aber auch der Luxus ſehr vermehrt, und das Schuldenmachen erleichtert. Da es Landesſitte iſt, ſo bedienen ſich die ordentlichſten und reichſten Leute dieſer Bequemlichkeit, die beſonders den Hausbofmeiſtern der Großen außerordentlich vortheilhaft iſt. Es iſt ſchwer, in dieſem Poſten ein ehrlicher Mann zu ſeyn, da die Verſuchungen ſo ſtark, ſo häufig, und die Mittel, das Unerlaubte zu verbergen, ſo leicht ſind. Auch wohnen die meiſten dieſer Leute, die man hier Stewards nennt, gemeiniglich in eignen großen Häuſern, haben anſehnliche Haushaltungen, ja oft beſitzen ſie ſogar Landgüter. Viele derſelben haben eigene Capitalien, die ſo beträchtlich ſind, daß ſie ihren Herren außerordentliche Summen vorſtrecken können. Der Steward wählt die Handwerker nach eigener Willkühr, und unterſucht allein ihre Rechnungen. Wie ungeheuer dieſe oft ſind, mag folgendes beweiſen.

Der vorige Herzog von Newcaſtle, ein Mann von großen Reichthümern, der ſich bey eingeſchränk-

ten Fähigkeiten viele Jahre lang im Miniſterio zu erhalten wußte, hielt eine ſehr prächtige Tafel, und gab oft große Feſtins. Ich habe ſelbſt die Abſchrift einer ſechsmonatlichen Fleiſcherrechnung geſehn, die blos für geliefertes Fleiſch, worunter aber weder Wildpret noch Federvieh war, (ſollte man es wohl glauben?) nicht weniger als die erſtaunliche Summe von eilftauſend Pf. St. betrug. Hieran hatte wahrſcheinlich der Steward einen großen Antheil; auch würde der Herzog mit allen ſeinen Reichthümern, ohne die nöthigen Hofralente und Miniſterialkünſte, dieſen Aufwand nicht haben machen können. Die Mittel und Wege eines engliſchen Miniſters, ſich Vortheile zu erwerben, gehn ins Unendliche. Alles bietet hiezu die Hand, bis auf den Stationer (ſo heißen diejenigen, die mit Schreibmaterialien handeln), der das Papier Ballenweiſe und das Siegellack Zentnerweiſe zu den Staatscollegien liefert. Solche Rechnungen werden von der Nation bezahlt, und nie unterſucht. Da ſchon die Lieferung zu Einem Collegio hinreichend iſt, einen Mann zu bereichern, ſo bezahlen dieſe Lieferanten dem Miniſter gewöhnlich ein Gewiſſes für die verſtattete Ehre, ſie mit dem Nöthigen zu verſehn. Nur Chatham, und nur Chatham

allein, ſezte ſich über alle dieſe niedrigen Gelderpreſſungen weg, und ſtarb arm.

Niemand verſtand dieſe Künſte beſſer als Lord North, daher er ſich auch ſo lange in ſeinem Poſten behauptete. Da er mehr vom Ehrgeiz als vom Geldgeiz beherrſcht wurde, ſo wandte er den gröſsten Theil dieſer errungenen Gelder zu Beſtechungen an, und vermehrte dadurch beſtändig die Menge der ihm ergebenen Kreaturen. Bey dem allen ſprach dieſer Heuchler immer von ſeiner Uneigennützigkeit im Parlament, bis endlich 1777 Burke, ſein damaliger groſser Feind, dem Unterhauſe die Abſchrift eines vom Lord North geſchloſſenen Rum-Contracts vorlegte, der zum Gegenſtand hatte, die engliſchen Truppen in Amerika mit Rum zu verſorgen; ein Hauptbedürfniſs, beſonders für Seeleute, deſſen Anſchaffung daher der Regierung obliegt. Dieſer Rum durfte nur aus den weſtindiſchen Inſeln geholt, und ſogleich nach dem feſten Lande transportirt werden. Die vom Lord North hiefür bewilligten Preiſse aber waren höher, als man ſie ſelbſt in London in allen Weinhäuſern bezahlte. So groſs auch die Unverſchämtheit dieſes Miniſters ſonſt war, ſo verlieſs ſie ihn doch bey dieſem unerwarteten Angriff. Er

begnügte ſich mit der lächerlichen Entſchuldigung, daß er den Rumhandel nicht verſtünde; und auf die Antwort, daß der gemeine Menſchenverſtand erfoderte, bevor man in unbekannten Dingen Contracte von mehreren 100,000 Pf. St. ſchlöſſe, Erkundigung davon einzuziehen, ſchwieg er gänzlich. Seine Freunde waren geneigt, der Unvorſichtigkeit dasjenige zuzuſchreiben, was nur zu ſehr die Farbe des Betrugs zeigte.

Der inländiſche Handel und die Betriebſamkeit wird ungemein durch die Bequemlichkeit befördert, ſolche Dinge in einem Augenblick zu haben, die in allen andern Ländern erſt müßten beſtellt werden, und deren Anſchaffung folglich mühſam iſt. Z. B. Eine Gattung Leute, die man Cabinetmaker nennt, haben beſtändig einen ungeheuern Vorrath von allen erſinnlichen neuen Mobilien, die ſtündlich können transportirt werden. Sie liefern alle und jede Artikel, die zur prächtigſten Haushaltung nur immer erfoderlich ſind; ſelbſt Zinn- und Kupfergeſchirr, Glaswaare und Porzellän, ja auch Silberzeug, wenn es verlangt wird. Dieſe Methode iſt äußerſt bequem für diejenigen, die nach London kommen, um ſich daſelbſt zu etabliren; in wenig Stunden können ſie ein Haus

miethen, und dieſes Haus iſt in einigen Tagen mit allem bis zum Ueberfluß verſehen. Perſonen, die ſich mit dem Ankauf der Mobilien nicht übereilen wollen, können ein ganz möblirtes Haus, monats- oder wochenweiſe miethen. Dieſes geſchieht auch gewöhnlich, denn es wäre unerhört, wenn eine angeſehene engliſche Familie aus der Provinz in London in einem Gaſthofe abtreten wollte; daher ſind dieſe Gaſthöfe (Inns) auch durchgehends in London ſchlecht, ſo prächtig und bequem auch die Tavernen, ja ſelbſt die Inns auf dem Lande ſind, deren Eigenthümer bey Parlamentswahlen keine geringen Rollen ſpielen.

Ein ſolcher Cabinetmaker unterhält daher beſtändig eine große Anzahl Menſchen außer ſeinem Hauſe, die auf Vorrath arbeiten. Dieſer gute Gebrauch dehnt ſich faſt über alle Gewerbe aus. Man findet in London ganze Magazine von fertigen Hemden, Halsbinden u. ſ. w. aller Sorten und Qualitäten, die man ſogleich kaufen kann. Die Buchhändler verkaufen ihre Bücher bereits gebunden, und zwar alle in ſchönen Bänden, die, bey tauſenden zuſammen geſtellt, dem Buchladen das Anſehn eines fürſtlichen Cabinets geben. Ich kann auf dieſe Art gleich meine gekauften Bücher nutzen,

ohne erst den guten Willen des Buchbinders zu erwarten. Gewisse Krämer, die man Stationers nennt, verkaufen blos Schreibmaterialien, aber auch alles, was hiezu im weitesten Umfang gehört, bis auf Dintenfässer, Federmesser und Kalender. Sie haben Bücher von ganz weißem Papier in allen nur möglichen Formaten gebunden. Die Schneider liefern alles, was zur Kleidung gehört, selbst Tressen und Stickereyen. Die Federviehhändler haben ihre eigenen Laden, wo ihre Waare schon gebrüht, gerupft, kurz, ganz zubereitet daliegt, um sogleich gekocht und gebraten zu werden. Auch sieht ein solcher Laden (Poultry shop) gar nicht ekelhaft, sondern vielmehr zierlich aus. Diejenigen, die nach Ostindien reisen wollen, haben keine Begriffe und können auch keine von allen den kleinen und großen Bedürfnissen haben, die zu ihrer langen Reise und ihrem dortigen Aufenthalt erfoderlich sind. Diesem Mangel ist aber auf die angenehmste Art in gewissen Laden abgeholfen, wo der Ostindienfahrer, nach dem Verhältniß seines Beutels, größere oder kleinere Kästchen kaufen kann, die mit allen nur erstmlichen Bedürfnissen zu einer solchen Reise angefüllt sind, von den Hemden an bis zu den nöthigen Arzney-

mitteln. Bey einem jeden Käſtchen liegt ein gedrucktes Verzeichniß der darin enthaltenen Artikel. Damit auch die gemeinen Matroſen an dieſer Bequemlichkeit Antheil nehmen können, ſo hat man alle Bedürfniſſe für ſie nach dem verjüngten Maaßſtabe eingerichtet. Dieſes Raſinement erſtreckt ſich über alle Gewerbe und geht ins Unendliche. Man hat ſogar geſorgt, beym Sterben den überlebenden Verwandten die traurige Pflicht der Beerdigung zu erleichtern. Ein Mann, der hier ein Undertaker heißt, wird gerufen; man ſagt ihm mit wenig Worten den Tag, die Stunde und den Ort der Beerdigung, desgleichen ob man viel oder wenig Gepränge dabey haben will. Sodann wird alles beſorgt. Es kommen Perſonen, die den Leichnam beſichtigen; er wird nach einem alten, zur Beförderung der Wollmanufakturen gegebenen Geſez, in Wolle gekleidet; der Sarg wird gebracht; die Träger und Kutſchen erſcheinen; die Glocken werden geläutet, der Leichnam begraben, und alle Gebühren von dem Undertaker entrichtet, der den folgenden Tag ſeine Rechnung eingiebt, die denn nach engliſcher Sitte mehrentheils auch wie die andern erſt auf Weihnachten bezahlt wird.

Der ſonderbare Gebrauch der Engländer, ihr Geld einem Banquier in Verwahrung zu geben, hat ſeinen Urſprung in eben dieſem Grundſaz, ſich alles ſo bequem als möglich zu machen; und auch hier iſt die Bequemlichkeit mit dem Nutzen aller Theile ſehr genau verbunden. Nicht blos Kaufleute, ſondern alle wohlhabende und reiche Leute, die Großen des Reichs, ja ſelbſt die großen Landes-Collegia übergeben ihre Gelder an Banquiers, nicht auf Zinſen, ſondern blos in Verwahrung, um darüber ſtündlich diſponiren zu können. Die Eigenthümer überheben ſich dadurch der Mühe, die häufigen Auszahlungen ſelbſt zu machen, und ſichern dabey ihre Gelder für Diebſtahl und Feuersgefahr. Beide ſind in London ſo ſehr gewöhnlich, daß wohl darauf Rückſicht genommen werden muß. Der Banquier haftet nicht allein für alle fremde Gelder, die in ſeinem Hauſe verwendet, ſondern auch für alle Betrügereyen, wodurch Summen im Namen der Intereſſenten fälſchlich erſchlichen werden; wenn nämlich jemand eine falſche Anweiſung bringt, und darauf das Geld erhält. Des Abends um ſechs Uhr, Winter und Sommer, werden dieſe Privatbanken geſchloſſen, nichts wird nach dieſer Zeit mehr ausgezahlt, ſondern alle vor-

räthige Gelder, die bey großen Banquiers unermeßliche Summen betragen, werden in eiſerne Kaſten gelegt, und in feuerfeſten Gewölben unter der Erde bis zum nächſten Tage aufbewahrt. Alle dieſe Mühe wird durch die Vortheile belohnt, fremde Gelder in Händen zu haben, und ſie nutzen zu können. Denn kann man gleich das gegebene Geld alle Stunden wieder fodern, ſo bleiben dennoch von der Menge der Kapitaliſten, von denen mancher Banquier 300, 400, auch 500 zu bedienen hat, ſo viel Gelder in Caſſa, daß damit, zum Vortheil der Bank, allerhand Speculationen gemacht werden können. Hierunter gehört vorzüglich das Diſcomptiren ſowohl fremder als einheimiſcher Wechſel, die in kurzer Zeit zahlbar ſind. Der Termin muß jedoch nicht zwey Monat überſteigen; innerhalb dieſer Friſt aber wird jeder gute Wechſel diſcomptirt, und zwar nach dem Verhältniß von 5 pro Cent jährlich, davon das Diſconto tageweiſe berechnet wird. Hat der Banquier zu viel von dieſen fremden Geldern ausgegeben, und es werden von ſeinen Intereſſenten ſtarke Anweiſungen eingeſchickt, ſo hilft er ſich gleich durch eine Tratte auf die Bank von England, bey welcher ein jeder Banquier, nach dem bekannten Zuſtand ſei-

ner Bank, einen gröſsern oder geringern Credit hat.

Dieſe vortrefliche Methode, wodurch ſich alles einander die Hand bietet, iſt wahrhaft bewunderungswürdig; ſie ermuntert die Betriebſamkeit, und erleichtert Unternehmungen, an die man ohne dieſe Hülfsmittel nicht würde denken können. In keiner Handelsſtadt in Europa, ſelbſt in Amſterdam nicht, gebraucht man ähnliche Mittel, die unleugbar dem Handel mehr Thätigkeit geben. In allen, ohne Ausnahme, hat der blos bemittelte Kaufmann unzählige Schwierigkeiten zu überſteigen, wenn er etwas unternehmen will, wozu viel baar Geld gehört; er muß dieſes dem reichen überlaſſen; ja der Mangel an Gelegenheit, in der Geſchwindigkeit Summen zu erhalten, ohne ſeinen Credit in Gefahr zu ſetzen, bringt den erſten ſehr oft ins Gedränge, und verurſacht nicht ſelten ſeinen Fall.

Die Londner Banquiers, deren Anzahl jezt (1784) achtundvierzig iſt, ſind auſser der Auszahlung noch verpflichtet, alle ausſtehenden Wechſel ihrer Intereſſenten einzucaſſiren; da nun alle Tage deren zu Tauſenden fällig werden, ſo müſſen die dazu beſtimmten Schreiber den ganzen Vormittag

auf den Straßen liegen. Der Eigenthümer des Wechſels bekümmert ſich gar nicht darum; wird er bezahlt, ſo ſchreibt es ihm der Banquier zu ſeiner Diſpoſition gut, und nur im gegenſeitigen Falle erfährt es der Intereſſent ſogleich, damit er ſeine Maaßregeln nehmen kann. Alle große und reiche Kaufleute halten mit der Bank von England ſelbſt Caſſa, wobey viele ſich dennoch zu Nebengeſchäften der Banquiers bedienen, ſo daß manche drey auch vier Depots haben. Alle die Dienſte, welche die Banquiers den Intereſſenten leiſten, geſchehen von der großen Bank auch. Sie zahlt die Gelder nach Anweiſung aus, caſſirt die fälligen Wechſel ein, und diſcomptirt. Dieſe Vortheile der Bank, da auf die Weiſe mehr als die Hälfte aller in der City von London circulirenden Gelder blos durch eine Nebenoperation in ihre Hände kommen, ſind unermeßlich, und gar nicht zu berechnen, denn faſt alle Anweiſungen auf die Bank werden in Banknoten bezahlt; man verlangt wegen der Bequemlichkeit kein baar Geld, oder doch nur einen ſehr geringen Theil, alles übrige in Papier, das oft Jahre lang circulirt, ehe es der Bank präſentirt wird; oder alsdann auch nur, um wieder einen kleinen Theil baar Geld, und das andere in

nenen Banknoten zu haben. Dieſe Einrichtung iſt vielleicht das größte Meiſterſtück des merkantiliſchen Erfindungsgeiſtes. Die Bank iſt alle Tage offen, Sonntags ausgenommen, von Morgens um neun bis Nachmittags um vier Uhr, in welcher Zeit unaufhörlich ausgezahlt und diſcomptirt wird.

Niemand als ſehr reiche Perſonen können eine Privatbank errichten, da hiezu ſehr große Summen und ein wohlgegründeter Credit erfoderlich ſind. Es treten daher gewöhnlich vier, fünf, auch mehrere Kaufleute oder andre Kapitaliſten zuſammen, und legen die dazu nöthigen Gelder nieder, die bey manchem Banquier wieder zurückgenommen werden, wenn ſich die fremden einkommenden Gelder ſo ſehr häufen, daß alle Geſchäfte vollkommen damit beſtritten werden können. Der Herzog von Marlborough hatte vor einigen Jahren bey dem Banquier Child ſelten weniger als 10,000 Pf. St. oft 15,000, auch 20,000 Pf. St. Der Banquier Drummond, der die Auszahlung der Staats-Aſſignationen beſorgt, hat vom Admiralitätscollegio, vom Kriegsdepartement, ja ſelbſt von der Schatzkammer oft Summen in Händen, die ſich auf viele hunderttauſend Pf. St. belaufen. Man kann ſich

leicht vorſtellen, daß die Regierung bey der Wahl dieſer Banquiers die äußerſte Vorſicht anwendet, ſo daß dieſe Hofgeſchäfte niemand aufgetragen werden, der außer einer anerkannten Klugheit und Rechtſchaffenheit, nicht auch mit einem eigenen außerordentlichen Vermögen verſehen iſt, mit welchem er für alles haften muß. Auch iſt ein Fallliment dieſer Banquiers ohne Beyſpiel, obgleich es nichts neues iſt, daß von den andern die größten und reichſten zu Grunde gehen.

Ein außerordentlicher und ſehr merkwürdiger Vorfall dieſer Art geſchahe vor acht Jahren mit Sir George Colbrook. Dieſer Ritter war Parlamentsglied, vornehmſter Banquier in London, und viele Jahre lang Präſident der oſtindiſchen Compagnie. Wer ſollte wohl in einer ſolchen hohen Glückslage von künftigem Mangel träumen? Er lebte, und alles berechtigte ihn dazu, mit dem Aufwand eines großen Fürſten, allein in ſeiner ſo ſehr ausgebreiteten Handlung herrſchte nichts als Unordnung und Verwirrung, wodurch ganz widerſinnige Unternehmungen veranlaßt wurden. Z. B. Der Präſident der oſtindiſchen Compagnie wußte oft ſelbſt nicht die Lage der oſtindiſchen Angelegenheiten, kaufte indiſche Actien, wenn die Sachen

schlecht stunden, und verkaufte sie, wenn alles sehr gut ging. Endlich, nach einem oft wiederholten ungeheuern Verlust, ward seine wankende Lage bekannt, und allarmirte die Hauptstadt; die englische Bank trat zu, und schoß ihm unermeßliche Summen vor, allein vergebens. Er machte förmlich banquerot, und mußte seinen Gläubigern alles das Seinige überlassen. Die unaussprechlich üble Verwaltung nicht allein seiner eignen Handlung, sondern auch der ostindischen Geschäfte, ward sodann entdeckt, und da er als ein stolzer und gebieterischer Mann sich in seinem Glücksstande unzählige Feinde gemacht hatte, so verursachten alle diese Umstände zusammen, daß man kein Mitleiden gegen ihn zeigte, so sehr sich auch die Engländer in ähnlichen Fällen dadurch vortheilhaft auszeichnen. Es wurde ihm alles genommen, und seine Gemahlin, die ihm ein erstaunliches Vermögen zugebracht hatte, wurde mit ihm in die äußerste Dürftigkeit versezt. Der stolze Ritter wurde gezwungen, die ostindische Compagnie, der er so viel Schaden zugefügt, und bey welcher er keine Freunde mehr hatte, um Almosen anzuflehn. Hierdurch erhielt er eine Pension von zweyhundert Pf. St. womit er nach Frankreich reiste, und sich in der kleinen Stadt Boulogne nie-

verließ, allwo er mit ſeiner Familie noch jezt lebt. Da 1778 der Krieg mit Frankreich anging, und alle Engländer auf königlichen Befehl die franzöſiſchen Staaten räumen mußten, machte der Hof von Verſailles, in Rückſicht auf den tiefen Fall eines ſo ſehr bedeutenden Mannes, eine ehrenvolle Ausnahme zum Vortheil dieſer unglücklichen Familie des Ritters Colbrook, die namentlich in dem königlichen Befehl ausgenommen wurde.

Die bey der Bank von England beobachtete Vorſicht und herrſchende Ordnung iſt außerordentlich; daher ſie auch ſehr ſelten einen großen Verluſt leidet. Linguet nennt dieſe berühmte Bank: machine auſſi merveilleuſe que peu connue, und er hat Recht. Man hat in keinem Lande, wo Banken exiſtiren, es dahin gebracht, daß die Scheine derſelben dem baaren Gelde vorgezogen werden, als hier. Dieſe Banknoten ſind eine vortrefliche Hülfsquelle des Staats, da verhältnißweiſe nur immer ein ſehr kleiner Theil davon zur Zahlung präſentirt wird. Man hält indeſſen dieſe Verbindung der Regierung mit der Bank äußerſt geheim; nur ſo viel wird bekannt, daß leztere dem Staat oft Vorſchuß thut, und ihren Credit zu deſſen Vortheil anwendet. Dahin-

gegen die Miniſter, ſo entgegengeſezt und veränderlich ſie auch in ihrer Denkungsart und Meynungen immer ſeyn mögen, dennoch alle den Grundſaz befolgen, die Bank mit der größten Achtung zu behandeln; ein Vorzug, deſſen ſich kein andrer untergeordneter Staatskörper des Reichs rühmen kann, ſo groß und achtungswürdig auch derſelbe iſt. Einen Beweis davon findet man in der Art, wie die Regierung gewöhnlich mit der Stadt London und der oſtindiſchen Compagnie verfährt.

Die Summen, die alle Jahre in Banknoten theils auf der See verloren gehn, theils zu Lande durch Zufälle vernichtet werden, rechnet man im Durchſchnitt ſo hoch, als der jährliche Gehalt ſämtlicher Bankbedienten beträgt. Da auf dieſe Weiſe die beſtimmten Ausgaben der Bank erſezt ſind, ſo genießt ſie ohne Abzug die ungeheuern Vortheile ihres Handels und Wechſeldiſcompts. Außerdem hält ſie Caſſa mit allen großen Handlungshäuſern in London. Um dieſes zu verſtehn, muß man wiſſen, daß nicht allein alle Kaufleute, ſondern auch alle reiche Handwerksleute dieſer Stadt, der Bequemlichkeit halber mit einem Banquier in Verbindung ſtehn, bey dem ſie ihre zum Handel nöthigen Gelder deponiren, und denn ge-

legentlich darauf traſſiren. Ein ſolches Wechſelhaus beſteht gewöhnlich aus drey, vier, auch mehreren Capitaliſten, von welchen einige zu den reichſten des Landes gehören; daher denn der Sturz eines ſolchen Hauſes wegen dieſer Verbindungen einen ausgebreiteten Einfluß in England hat. Durch dieſes Caſſahalten der Bank alſo macht ſie eine zweite Operation, wodurch ſie wieder einen großen Theil von der noch in London circulirenden Geldmaſſe in Beſitz bekommt. Dieſer Depot, worüber man ſtündlich diſponiren kann, wird nicht allein ganz ohne Intereſſen verwaltet, ſondern die Bank unterzieht ſich auch, ſo wie alle Wechſelhäuſer, umſonſt der Mühwaltung, alle ihren Intereſſenten zahlbare Wechſel durch ihre Bedienten eincaſſiren zu laſſen; welche Gelder ſie denn zu ihrem Depot fügt.

Alle dieſe unermeßlichen Schätze werden des Nachts blos von zwölf Nachtwächtern bewacht, die in dem Hof der Bank eingeſchloſſen ſind. Man weiß übrigens von keinem Verſuch, der je gemacht worden, die Bank zu beſtehlen, ſo zahlreich auch die Beyſpiele ſind, wo man ſie hat betrügen wollen, oder auch wirklich betrogen hat.

Der Entwurf des Herzogs von Choiſeul, die engliſche Bank zu ruiniren, iſt der merkwürdigſte Vorfall, den dieſes große Inſtitut je erfahren hat. Dieſe höchſt ſonderbare Begebenheit iſt in Deutſchland ſehr wenig bekannt, da ſie in den Zeitpunkt des großen ſchleſiſchen Krieges fiel, wo die allgemeine Aufmerkſamkeit zwiſchen ſo vielen einheimiſchen außerordentlichen Dingen getheilt war, ſo daß man auf ausländiſche minder Acht hatte. Der Plan des franzöſiſchen Miniſters war eines großen Staatsmannes würdig. Er wagte nichts. Glückte der Entwurf, ſo gewann er unendlich; glückte er nicht, ſo war doch nicht das geringſte dabey verloren. Alles kam auf den großen Punkt an, den Credit Englands zu ruiniren, und dadurch dieſe Nation ganz unfähig zu machen, den Krieg fortzuſetzen. Nichts war hiezu ſchicklicher, als die Bank, das Herz dieſes Staats, zu Grunde zu richten. Sie iſt beſonders in dem ſpaniſchen und portugieſiſchen Handel ſehr intereſſirt, daher ſie einen großen Theil des amerikaniſchen Goldes durch dieſe Kanäle erhält. Es war alſo leicht, einen ſchicklichen Zeitpunkt zu erwählen, wo ihre Kaſſen weniger wie gewöhnlich gefüllt waren. Einige Millionen franzöſiſche Livres baar Geld, verbunden

mit dem Dienſteifer der franzöſiſchen Emiſſarien in London, waren hinreichend den hiezu nöthigen Lärm zu machen und zu unterhalten. Ging die Sache nach Wunſch, ſo war der Krieg gleichſam geendigt, und der Verluſt dieſer verhältnißmäßig geringen Summe der außerordentlichſte Gewinn für Frankreich; ſchlug aber der Entwurf fehl, ſo war von dieſem Gelde auch nicht das geringſte verloren. Der franzöſiſche Hof wurde vortreflich bedient, und England ſchien einige Tage lang ohne Rettung verloren zu ſeyn; allein der brittiſche Nationalgeiſt wandte dieſes Ungewitter durch eine ſehr weiſe Maaßregel ab, und ſo, wenn ich mich dieſes Ausdrucks bedienen darf, ward ein politiſcher Wetterableiter erfunden, der die Bank für alle ähnliche Fälle vollkommen ſichert. Die großen Summen, die von den franzöſiſchen Emiſſarien aus der Bank gehoben wurden, transportirte man mit Gepränge, wobey man allerhand allarmirende Gerüchte ausſtreute. Dieſes that ſeine Wirkung; in wenig Stunden war die ganze Stadt in Bewegung; alles ſtürzte zur Bank, um die Banknoten in Geld zu verwandeln. So groß auch die Beſtürzung der Banko-Direkteurs war, ſo verbargen ſie doch dieſelbe, und zahlten unabläßig aus, um dadurch das

Gerücht zu vernichten; allein vergebens, der Lärm dauerte fort, und vermehrte sich. Man eilte aus allen Provinzen Englands mit Postchaisen und Courierpferden nach London, um die Bank mit Papieren zu bestürmen. Nun mußten Maaßregeln genommen werden. Gewöhnlich geschehen alle Zahlungen in Golde, große Summen werden gewogen, und kleine nicht wie in Deutschland dem Empfänger zugeschossen, sondern mit einer außerordentlichen Geschwindigkeit überzählt. Jezt aber ward nichts mehr gewogen, auch die geschwinde Zählungsart unterlassen, im Gegentheil die Guineen Stück vor Stück auf den Tisch gelegt, wobey man genau die in den Statuten bestimmte Zeit der Oeffnung und Schließung der Bank beobachtete. Da nun auch die festgesezte Zahl der Cassirer die ganze Zeit mit Auszahlen beschäftigt war, so konnte nur ein sehr kleiner Theil der Fodernden befriedigt werden, und die andern hatten keine gerechte Ursache sich zu beklagen. Indessen waren dieses Mittel, welche die Gewißheit und Größe des Uebels desto anschaulicher machten, wozu noch kam, daß man alles Silbergeld hervorsuchte, und Tag und Nacht in dem Tower Silber münzen ließ, um damit auszuzahlen. Dieser verzweiflungsvolle Zu-

ſtand dauerte neun Tage, und drohete dieſer glücklichen Inſel die Vernichtung ihrer politiſchen Exiſtenz. Kein Verluſt von Amerika, verbunden mit Canada, den weſtindiſchen Inſeln, und den oſtindiſchen Beſitzungen, wäre mit dem Unglück zu vergleichen, das ein Bankerot der Londoner Bank nach ſich ziehen würde, da dieſe gleichſam in das Innere des Staats verwebt iſt. Es iſt keine Miſſiſippi Bank, wo bloße Speculation die Baſis war, ſondern ein Inſtitut, wovon das Glück aller angeſehenen und reichen Familien des Königreichs ohne Ausnahme abhängt. Dieſe Betrachtungen verurſachten, daß am neunten Tage hundertundzwanzig der reichſten Negocianten in London zuſammentraten, und eine Akte zeichneten, worin ſie ſich verbanden, auf drey Monate lang alle Banknoten ohne Einwendung für baar Geld anzunehmen. Von dieſem Augenblick an hörte alle Unruhe auf, die Bank wurde nicht länger beſtürmt, bekam Zeit ihre Maaßregeln zu nehmen, und alles kam wieder in die alte Ordnung. Dieſer ſchreckenvolle Verſuch diente alſo blos, den Engländern zu zeigen, durch welche Mittel ſie künftig Unfälle dieſer Art ſchleunig abwenden können.

Die Cassirer der englischen Bank erhalten täglich zur Auszahlung ungeheure Summen, fast alles in Gold, das ihnen zugewogen wird, und sie auch nach berechnetem Gewicht für das ausgezahlte Geld eben wieder so zurückliefern müssen. Vor wenig Jahren wurden ihnen die Guineen noch zugezählt, man entdeckte aber, daß ein Cassirer täglich eine große Menge derselben mit sich nach Hause nahm, und sie vermittelst einer sinnreichen Maschine befeilte, so daß sie weder den Rand verloren, noch irgend eine merkbare Aenderung zeigten. Der Betrug wäre vielleicht noch jezt nicht entdeckt, allein seine Mätresse verrieth ihn; er wurde hingerichtet, und seitdem wird das Gold den Cassirern zugewogen.

Die geringsten Banknoten sind von zehn Pf. St., in Ansehung der höchsten aber finden keine Gränzen statt. Man kann nach Gefallen eine einzige Note für die ungeheuersten Summen erhalten. So weiß ich, daß bey der Ankunft einer Anzahl reich beladener ostindischen Schiffe, die ostindische Compagnie am Zollhause in London 160,000 Pf. St. zu entrichten hatte; da nun auch diese Compagnie mit der Bank Cassa hält, so wurde auf dieselbe sogleich trassirt, und dieses große Geldge-

ſchäft vermittelſt einer einzigen Banknote in einem Augenblicke geendigt. Es wird kein Arreſt auf Banknoten zu legen geſtattet, ſondern nach den Geſetzen ſoll dem Ueberbringer der Note ohne Weigerung das Geld ausgezahlt werden; daher bey verlornen Banknoten alle Drohungen dieſer Art nichts als Schreckbilder ſind, den unwiſſenden Finder zur Ueberlieferung zu vermögen. Vor ungefähr zwölf Jahren wäre die Abweichung von dieſem Geſez der Bank beynahe theuer zu ſtehen gekommen. Der Buchhalter eines großen Kaufmanns entwandte ſeinem Herrn zwanzigtauſend Pf. St. in Banknoten; er wagte es nicht, ſie in der Bank zu präſentiren, ſondern verhandelte ſie an einen Juden, der den Wink verſtand, und folglich die Auszahlung mit einem großen Rabat that. Er floh mit dem erhaltenen Gelde nach Holland. Der Diebſtahl wurde nebſt den Numern der Banknoten in den Zeitungen angezeigt, und jedermann erſucht, ſolche nicht zu nehmen. Nach einem halben Jahre erſcheint der Jude damit auf der Bank, und verlangt Bezahlung. Dieſe wurde aus Achtung für den Kaufmann verweigert, der mit der Bank Caſſa hielt, und den man erſt davon benachrichtigen wollte. Der Jude beſtand auf prompte

Bezahlung, und da er dieſe nicht erhielt, ſo ging er auf die Börſe, da es eben Verſammlungszeit war, und erzählte öffentlich, daß die Bank in ſchlechten Umſtänden ſeyn müßte, da er Noten von zwanzigtauſend Pf. St. nicht hätte ausgezahlt erhalten können. Der Jude war als ein ſehr reicher Mann bekannt, und hatte die Banknoten in Händen, die ihm, ſeinem Vorgeben nach, aus Holland zugeſchickt worden wären; ja er war eben im Begriff, die geſchehene Verweigerung mit bedenklichen Bemerkungen an den Pfeilern der Börſe anſchlagen zu laſſen, und das Papier war ſchon geſchrieben, als die davon benachrichtigten Banko-Direkteurs zu ihm ſchickten, und ihn erſuchen lieſſen, zu kommen und ſein Geld in Empfang zu nehmen. Auf dieſe Weiſe wurde die Sache geendigt, die ſehr ernſthaft hätte werden können. In einem andern Lande wäre der Jude als ein Verläumder beſtraft worden, in dieſem aber, ſo ſehr auch die Bank dem ganzen Reiche gleichſam die Exiſtenz erhält, hätte der Jude ſeinen Prozeß gewonnen. Man konnte ihm nicht nach den Geſetzen wehren, eine ihn kränkende und unrechtmäßig ſcheinende Handlung nach Gefallen auszulegen: und was hinderte ihn zu ſagen, daß er glaube, man bediene

ſich dieſer Entſchuldigung als einer Ausflucht, durch den Mangel an baarem Gelde veranlaßt, um Zeit zu gewinnen? Wäre gleich bey klugen Leuten das Gerücht ohne Wirkung geweſen, ſo würde doch der Pöbel dabey nicht gleichgültig geblieben ſeyn. Genug der Jude kannte die Menſchen und die Geſetze, und erhielt ſeinen Zweck.

Durch die Erfahrung klug gemacht, hat die Bank nach und nach gewiſſe Grundregeln feſtgeſezt, von denen ſie nicht abgeht. Ein ſehr merkwürdiger Vorfall ereignete ſich vor ungefähr vierzig Jahren. Ein Banko-Direktor, ein Mann von ſehr großem Vermögen, brauchte zu Ankaufung eines Landguts dreyßigtauſend Pf. St., er zahlte der Bank das Geld, und ließ ſich eine einzige Banknote dafür geben, um die Zahlung ohne alle Mühe zu machen; (hiebey iſt zu bemerken, daß jede große Banknote nach Gefallen in kleinere zu allerhand Summen täglich verwandelt werden kann.) Er bringt dieſe Banknote nach Hauſe, und legt ſie eines dringenden Geſchäfts wegen auf das Geſimſe eines Kamins. Einige Augenblicke nachher will er ſie verſchließen, findet ſie aber nicht mehr. Niemand war in dem Zimmer geweſen, daher war kein Verdacht möglich. Da man ſie nun durch-

aus nicht finden konnte, so schloß man, daß sie unfehlbar in das auf dem Kamin brennende Feuer müsse gefallen seyn. Der Banko-Direktor zeigt darauf seinen Collegen den ihm geschehenen Unfall an, der auch wegen der anerkannten Rechtschaffenheit des Mannes durchgehends geglaubt wird. Da er sein baares Geld den Tag vorher der Bank gezahlt hatte, so schien seine Bitte, ihm ein neues Stück Papier anstatt des verbrannten zu geben, niemand unbillig zu seyn. Er erhielt also eine neue Banknote, wogegen er sich schriftlich verband, daß, wenn er die verlorne ja wiederfinden, oder ein anderer sie zur Bezahlung präsentiren sollte, er im erstern Fall sie abliefern, und im leztern für alles haften wollte. Vor ungefähr zehn Jahren, also dreyßig Jahr nachher, nachdem der Banko-Direktor längst gestorben und sein Vermögen unter vielen Familien vertheilt worden war, erscheint ein Mann in der Bank mit der verlornen Banknote, und verlangt die Bezahlung derselben. Vergebens zeigt man ihm den alten Revers, wodurch seine Note annullirt war; er will darauf gar nicht hören, sondern behauptet die seinige aus einem fremden Lande erhalten zu haben, und begehrt daher ohne Verzug sein Geld. Die Banknoten lauten

alle: to the bearer (an den Ueberbringer); hierauf gründete ſich der Mann, und die dreyßigtauſend Pf. St. mußten ihm daher richtig bezahlt werden. Die zerſtreuten Erben entſchuldigten ſich alle wegen des Wiedererſatzes, die Bank mußte alſo den Verluſt allein leiden. Man hat nachher erfahren, daß, da ein Mauermeiſter das baufällige Haus des verſtorbenen Banko-Direktors gekauft, um ein neues an die Stelle zu bauen, man die Banknote hinter dem Geſimſe des Kamins in einem Ritze gefunden habe.

Der große Werth eines ſo kleinen Papiers macht die Verſendung davon ſehr riſkant. Es iſt keine Vorſicht gegen die Entwendung ſelbſt auf der Poſt möglich. Das einzige Mittel, deſſen man ſich bedient, den Diebſtahl zu hindern, iſt, die Banknoten in zwey Stücken zu ſchneiden, und jedes abgeſondert zu verſenden. Der Dieb kann ſolch ein halbes Stück nicht brauchen, und läuft alſo bey Eröffnung des Briefes umſonſt die größte Gefahr; daher ereignen ſich ſehr ſelten ſolche Vorfälle. Die Zuſammenfügung der abgeſchnittenen Stücke iſt nicht allein erlaubt, ſondern da die überaus große Feinheit des Papiers die Banknoten der Gefahr ausſezt, in viele Stücke zerriſſen zu werden, ſo

kann der Beſitzer in dieſem Fall ſolche mit Oblaten oder auf andre Weiſe zuſammenkleben. Ich habe bey Landleuten dergleichen geſehn, die funfzig und mehrere Jahre alt und ſo zerriſſen waren, daß die Worte blos durch Oblaten an einander hingen. Sie hoben dieſe ſorgfältig wie einen Schatz auf, von dem ſie jederzeit Gebrauch machen könnten.

Vor einigen Jahren ereignete ſich ein hieher gehöriger ſonderbarer Vorfall. Ein Pachter aus Hertfordſhire kommt zur Bank, und bittet die Buchhalter derſelben, ihm auf eine in Händen habende Banknote von zehntauſend Pf. St. achthundert Pf. St. zu leihen, die er in acht Tagen wieder zurückgeben wolle. Man ſagt ihm, daß ſo etwas nicht üblich, und Geld auf Geld zu leihen widerſinnig ſey; daß ſeine Note ganz wie baar Geld anzuſehn wäre, und er ſolches ſogleich entweder baar, oder in größern und kleinern Noten erhalten könne. Dieſes will der Pachter nicht, und beſteht darauf, daß, da ſeine Banknote ächt ſey, man ihm leicht achthundert Pf. St. darauf geben könne. Er verlangt endlich mit einem Banko-Direktor zu ſprechen, deren die Bank, außer einem Gouverneur und Untergouverneur, vierundzwanzig hat, und von welchen immer wenigſtens einer gegenwärtig

ſeyn muß. Der Pachter trug alſo ſein Anliegen dem Banko-Direktor Payne, einem ſehr würdigen Manne, vor, und erhielt von neuem die obige Antwort. Er wollte ſich aber nicht befriedigen laſſen. Was würde man wohl in einem andern Lande mit ſo einem Manne, und zwar mit einem Bauer anfangen? Wenn er ohne Prügel zum Hauſe herausgeworfen würde, könnte er ſeinen Sternen danken. Mr. Payne aber verfuhr ganz anders. Er hieß den Pachter ſeine Banknote behalten, und lieh ihm von ſeinem eigenen Gelde auf der Stelle die verlangten achthundert Pf. St. Einem ganz fremden Manne, ohne Unterpfand, ohne alle Urſache und Vortheile, eine ſolche Summe zu leihen, iſt freylich eine ſehr ungewöhnliche Handlung; allein Payne ſchloß ſehr richtig, daß der Beſitzer einer ſolchen Banknote, und noch dazu ein unverdorbener Landmann, ihn unmöglich um achthundert Pf St. betrügen würde. Er ſtellte ſich auch in acht Tagen richtig ein, und bezahlte das Geld mit Dank zurück, das ihm, wie er vermuthet, in London ausgezahlt worden war, ohne daß er nöthig gehabt hatte, ſeine Banknote zu wechſeln. Payne bat ihn nunmehr, die Urſache zu ſagen, warum er ſo ſehr auf ſein Papier gehalten habe.

Der Pachter erklärte ihm darauf das Geheimniß mit folgenden Worten: „because I have the fel„low of it at home.“ Er hatte alſo noch eine andre Banknote von zehntauſend Pf. St. zu Hauſe, die er nicht gern von dieſer trennen wollte, und daher lieber ein Capital von zwanzigtauſend Pf. St. ruhig im Kaſten liegen ließ.

Ob es gleich außerordentlich ſchwer iſt, die Banknoten nachzumachen, beſonders wegen des künſtlichen Papiers, und der darin befindlichen Waſſermarke, die in jeder ſichtbar iſt, ſo reizt doch die Größe der Vortheile die Menſchen bisweilen an, falſche zu machen. Im Jahre 1776 wurde eine große Anzahl derſelben überaus künſtlich nachgemacht, und in Circulation geſezt. Das einzige Kennzeichen, wodurch ſie von den ächten unterſchieden waren, beruhte auf einem Verſehn, ohne welches die vollkommenſte Aehnlichkeit vorhanden geweſen ſeyn würde. In der Waſſermarke nämlich, wo man die Worte lieſt: Bank of England, war das e zugeſezt, ſo daß man in den falſchen Engeland las. Hiedurch wurde der Betrug entdeckt, da ſchon für den Werth von 36,000 Pf. St. verbreitet waren. Die Bank ergriff den Entſchluß, alle ohne Weigerung zu bezahlen, weil ſonſt die

Circulation der ächten Banknoten dabey gelitten haben würde. Indeſſen wurden alle nur erſinnliche Maaßregeln genommen, den Urheber dieſer Verfälſchung zu entdecken; man fand ihn auch bald aus, und nahm ihn in Verhaft. Dieſes gab zu einer ganz außerordentlichen Begebenheit Anlaß, die der ganzen Menſchheit zur Schande gereicht: eine Scene von ſo ſataniſcher Bosheit, daß man glaubt, ein Fragment aus den Jahrbüchern der Hölle zu leſen.

Der Verfälſcher Morton, ein junger Menſch von einer guten Familie, lag im Gefängniß Newpriſon in St. Georgsfields in Ketten, und erwartete ſeinen Criminalprozeß. Es war der Banke-Regierung vorzüglich darum zu thun, durch dieſen Prozeß auf den Grund der Sache zu kommen, um die nöthigen Maaßregeln zu nehmen. Hierauf gründete ein ſogenannter Freund des Morton, Namens Deeds, ſeinen teufliſchen Entwurf. Er beſuchte den Morton im Gefängniß, bezeigte ihm ſein inniges Mitleid und ſein brennendes Verlangen, ihn durch eine kühne Unternehmung vom Tode zu retten. Wem iſt ein ſolcher Freund nicht willkommen? Morton, zu einem unfehlbaren ſchmachvollen Tode vorbereitet, glaubte einen Engel des

Lichts vor sich zu sehn, und überließ alles seinem großmüthigen Freunde. Dieser wußte es durch Geld und List dahin zu bringen, daß der unter der Erde in Eisen liegende Morton von seinen Ketten befreyt wurde, und glücklich aus dem wohlbewachten Kerker entkam. Alles war zur fernern Flucht in Bereitschaft, und Morton hatte das entzückende Vergnügen, den folgenden Tag sich ganz in Sicherheit auf den französischen Küsten zu sehn. Er veränderte seinen Namen, nahm die Route nach Flandern, und erreichte Brügge, woselbst er blieb. Nun sezte Deeds seinen Plan fort. Er erbot sich, der in Verlegenheit gesezten Banko-Regierung den Morton wieder in die Hände zu liefern, wenn man ihm 5000 Pf. St. geben wollte. Man fand diese Summe zu hoch, und glaubte mit Recht, daß jemand, der entschlossen sey, für 5000 Pf. ein Verräther zu werden, es auch für tausend Pf. nicht abschlagen würde. Dieses wurde ihm bewilligt, und Deeds, der nicht mehr erhalten konnte, schlug endlich zu. Die Leidenschaft der Engländer, wo möglich auf ihrer Insel zu leben, von der ich schon im ersten Abschnitte geredet habe, und die sich auf so viele reelle Dinge gründet, wirkte auf den unglücklichen Morton so stark, daß er nichts sehnlicher

wünſchte, als mit Sicherheit nach England zurückkehren zu können. Es waren bereits vier Monat verſtrichen, daß er in Brügge lebte, in welcher Zeit er beſtändig mit ſeinem Freunde Deeds correſpondirt hatte, der ihm auch von Zeit zu Zeit Geld übermachte, als er von ihm die frohe Nachricht erhielt, er könne wiederkommen; ſeine Familie habe ſich bey der Bank verwendet, und dieſe habe beſchloſſen, den Prozeß zu unterdrücken, vorzüglich aus einer Rückſicht, eine ihr ſelbſt nachtheilige Sache nicht wieder aufzuwärmen. Morton, auf den die vereinigte Unterſchrift aller Banco-Direkteurs, ja des Königs ſelbſt, in dieſem Falle, vielleicht nicht gewirkt haben würde, vertraute ſich blindlings ſeinem Erretter und großen Wohlthäter, der durchaus verlangte, er ſollte unverzüglich kommen. Er kam, wurde den erſten Tag ſeiner Ankunft zu London in Verhaft genommen, der Prozeß ging vor ſich, Deeds erhielt ſein Blutgeld, und Morton wurde gehängt.

Ende des erſten Theils.

Berichtigungen.

Seite 5. Zeile 11. ſtatt **erinnerte** lies **erinnert.**

— 22. — 5. ſtatt **dem geringſten Einwohner** lies **den geringſten Einwohnern.**

— 65. Zeile 4. nach **ſogleich** iſt das Wort **oft** ausgelaſſen.

— 100. Zeile 20. nach **ſchicklich** iſt das Wort **geweſen** ausgelaſſen.

— 174. Zeile 21. ſtatt **dem Prinzen** lies **den Prinzen.**

— 194. Zeile 3. ſtatt **Indianer** lies **Indier.**

England und Italien

von

J. W. von Archenholtz,
vormals Hauptmann in K. Preuß. Dienſten.

Erſten Bandes zweiter Theil.

Leipzig
im Verlage der Dykiſchen Buchhandlung
1785.

6

G.H. BIBL. Z. WP. MAR.

Achter Abſchnitt.

Vollziehung der engliſchen Geſetze. Feyerliche Prozeſſe des Grafen von Ferrers und der Herzogin von Kingſton. Staatsprozeß des Banquieur Sayre. Charakter des berühmten Ritters d'Eon, ſeine Ritterzüge in London und zweifelhaftes Geſchlecht. Morande, der geharniſchte Zeitungſchreiber. Die Hinrichtung des Prediacrs Dodd und deſſen rührender Brief an den Grafen von Mansfield. Kampf der Geſetze mit der Menſchheit, eine höchſt merkwürdige Anekdote. Engliſche Henker. Grauſame Beſtrafung in Schottland gewiſſer Verbrechen. Sonderbare Geſetze in Anſehung der Weiber, der Flüche und der Thiere. Cenſabels Großkanzler. Freymäurer-Akte. Buchſtäbliche Beobachtung der Geſetze.

Die Freiheit der Engländer würde eine Schlimäre ſeyn, wofür ſie viele ununterrichtete Ausländer halten, wenn die Geſetze dieſes Landes nicht ohne Unterſchied des Standes aufrecht erhalten würden. Die Uebertretung derſelben, wenn es das Eigenthumsrecht oder das Leben eines Menſchen betrifft, wird ohne Anſehn des Ranges beſtraft, und obgleich das Begnadigungs-

recht des Königs in keinem Fall eingeſchränkt iſt, ſo wird es doch nie auf Verbrecher ausgedehnt, die, mit Titel und Würden verſehn, unter dem Schutz derſelben ſich für Beſtrafung ſicher glauben könnten. Es iſt indeſſen kein Zweifel, daß in ſolchem Fall hier eben ſo wie anderswo allerhand Hofintriguen und Kunſtgriffe angewandt werden, und der König dennoch vornehme Verbrecher begnadigen würde, wenn die öffentlichen Prozeſſe nicht vorhergehn müßten, die weder die königliche noch die vereinigte geſezgebende Gewalt des Reichs verhindern können; man müßte denn die ganze Staatsverfaſſung über den Haufen werfen. Hiſtoriſche Beyſpiele der neueſten Zeit werden dieſes am beſten beweiſen, eine Methode, die unſtreitig unterrichtender und angenehmer iſt, als weitläufige Räſonnements, und die ich daher in dieſem Werke ſo oft gebrauche, um den Leſer in den Stand zu ſetzen, durch ſeine eignen Urtheile und Reſultate das Mangelhafte der meinigen zu erſetzen.

Es waren zwar in den Kriegen des Prätendenten verſchiedene Lords wegen Hochverrath hingerichtet worden, allein eines Privatverbrechens halber hatte man hier in mehr als hundert Jahren keinen Pair des Reichs mit dem Tode beſtraft ge-

sehn. Dieses Beyspiel gab der Graf Ferrers, Bruder des jetzigen Grafen dieses Namens, vor ungefähr fünfundzwanzig Jahren. Er ermordete seinen Haushofmeister, und zwar nicht in einem Anfalle von Zorn, sondern überdacht und wohl vorbereitet. Die Veranlassung zu dieser That, und die dazu gehörigen Umstände, verriethen, wo nicht einen Wahnsinn, doch einen ungemein blöden Verstand. Der Graf erschoß ihn in einem Zimmer auf seinen Gütern. Da er nach dem Schuß noch lebte, so gereuete es den Lord, daher er auch gleich einen Wundarzt holen ließ, der aber die Wunde tödtlich fand, und selbst den Grafen als Mörder angab. Er wurde in Verhaft genommen und nach London gebracht, wo der Tower sein Gefängniß war, bis man ihm den Prozeß machen konnte. Da nach den englischen Gesezen ein jeder das Recht hat, von seines gleichen gerichtet zu werden, und die Pairs des Königreichs eine abgesonderte Klasse von Staatsbürgern ausmachen, so ist das ganze Oberparlament bey solchen Prozessen Richter. Alle englische Lords werden dazu eingeladen, und da sie sich hier nicht als Gesezgeber, sondern als Tribunals-Beysitzer versammeln, und überdem durchaus öffentlich Gericht gehalten

werden muß, ſo geſchieht dieſe Verſammlung nicht im Parlamentshauſe, ſondern in dem daranſtoßenden Weſtmünſterhall, der einer der größten Säle in der Welt iſt.

Vor dieſem erhabenen Tribunal wurde Lord Ferrers Verbrechen unterſucht, und das Todesurtheil über ihn ausgeſprochen, und zwar ganz einſtimmig, obgleich unter den Richtern viele von ſeinen Freunden und Verwandten waren. Da nach dem Geſez der Leichnam der Mörder den Anatomikern übergeben wird, ſo war dieſer Artikel des Urtheils für ihn der ſchmerzhafteſte. Er hörte das Wort Tod gelaſſen an, nur bey dem Punkte der Zergliederung rief er erſchrocken aus: „Gott „verhüte es!“ Weder ſein Rang noch ſeine Reichthümer konnten ihn hier retten. Er bat vergebens um die Gnade, mit dem Beil anſtatt des Strickes hingerichtet zu werden; auch die zweite Bitte, den Tower zu ſeinem Richtplatz zu machen, wurde ihm abgeſchlagen, und er auf Tyburn, den Richtplaz der gemeinen Miſſethäter, verwieſen. Die einzige Nachſicht, die man glaubte ihm bewilligen zu können, war eine Kutſche, anſtatt des Karrens, welches auch nach ihm angeſehenen Verbrechern, als Dodd und einigen andern, zugeſtanden worden

ist. Ferrers fuhr also in seiner Equipage nach Tyburn, die Kutsche war schwarz, die Pferde mit Flören behangen, und die Bedienten in tiefster Trauer. Er bestieg daselbst ein für ihn erbautes schwarz überzogenes Gerüste, worauf er mit dem Stricke um den Hals eine Stunde lang stehn mußte, bis ihn endlich der anwesende Sherif erinnerte, daß es Zeit zur Abfahrt sey, und von ihm Abschied nahm. Der Lord berührte sodann eine zum Gerüst gehörige Springfeder, worauf es zusammen stürzte, und der Körper über den Trümmern hangen blieb. Man brachte ihn nachher auf das anatomische Theater, und ob man ihn gleich nicht zergliederte, so mußte er doch allda drey Tage lang entblößt, bey offenen Thüren, vor den Augen des ganzen Volks liegen, um das Gesez zu erfüllen. Der Henker ließ den dabey gebrauchten Strick für einen Schilling sehn, und so groß ist die Thorheit des Pöbels, daß Tausende hinliefen, ihn anzugaffen. Der Körper wurde nachher in die Familiengruft beygesezt, und der Bruder nahm sogleich des Hingerichteten Titel als Graf von Ferrers an.

Die Damen der Pairs haben auf gleiche Rechte, in Ansehung der Tribunäle, Anspruch; eine Erin-

nerung, die auf eine große Fürſtin, da ſie vor wenigen Jahren im Gefängniß, und wegen ihres Schickſals beſorgt war, ſo ſehr wirkte, daß ſie ausrief: „O warum bin ich nicht in meinem lieben England, wo ich ein öffentliches Gericht und „edle Richter haben würde!“

Die Herzogin von Kingſton befand ſich in Rom, als ſie 1776 wegen der Bigamie angeklagt wurde. Sie eilte ſofort nach England zurück zu kommen, ob ſie gleich krank war, und ſich deshalb zu ihrer ganzen Reiſe einer Sänfte bedienen mußte. Der Prozeß ging bald nach ihrer Ankunft vor ſich, und ich hatte das Vergnügen, von dieſem ſonderbaren Schauſpiel ein Augenzeuge zu ſeyn, wo ſich die Gerechtigkeit mit allem Pomp zeigte, die in katholiſchen Ländern nur den feyerlichſten Religionsfeſten eigen iſt. Es war zwar für andre Nationen etwas auffallend, und gab zu manchen Spöttereyen Anlaß, daß man hier mitten in einem unglücklichen Kriege ſich mit den Privat-Angelegenheiten einer Frau befaßte, und einen Prozeß, deſſen unbedeutenden Ausgang man vorher ſah, zum Gegenſtand der allgemeinen Aufmerkſamkeit machte. Allein konnte man wohl ohne den gänzlichen Umſturz der Staatsverfaſſung dem Kläger Gehör,

und der Beklagten das durch die Grundgeſeze beſtimmte Tribunal verweigern? Da dieſes nun öffentlich gehalten werden mußte, ſo waren die Ceremonien und der Zulauf davon unzertrennlich.

Der König ernennt bey ſolchen Vorfällen einen Präſidenten, der den Titel Groß-Steward des Königreichs führt, deſſen Anſehn ſehr groß iſt, ſich aber auch mit dem Prozeß endigt. Dieſesmal bekleidete der Großkanzler dieſe Würde, die ein langer dünner Stab bezeichnet, und präſidirte alſo bey einer Verſammlung, die in ſo vieler Rückſicht als die erhabenſte auf Erden angeſehn werden konnte. Man ſtelle ſich die ungeheure Weſtminſter-Halle vor, deren Höhe einer großen Kirche ähnlich, und daher zu den amphitheatraliſchen Einrichtungen ſehr bequem iſt, die bey dieſen Gelegenheiten gemacht werden. Hier waren mit prächtigen Tapeten geſchmückte Abtheilungen und Logen für die Damen aller Klaſſen, für die königliche Familie, für die fremden Miniſter, für die Mitglieder des Unterhauſes, u. ſ. w. Alles war in größter Galla, und die Zugänge wegen des unbändigen Zulaufs mit Soldaten beſezt, die ſonſt nie zu den Nationalſcenen gehören. Die Pairs, deren bey-

nahe zweyhundert gegenwärtig waren; die Bischöfe und Obertichter des Königreichs saßen in ihren feyerlichen Kleidern im Parterre in großen halben Zirkeln und formirten eine so majestätische als prächtige Gruppe. Viele derselben hatten ihre Kleidung mit Knöpfen von Diamanten besezt. Der Groß-Steward saß oben am Fuße des Throns, der für den König errichtet war, der aber nie bey diesen Scenen erscheint. Unweit davon stand ein großer Schreibtisch für die Sekretärs dieses hohen Tribunals. Dem Mittelpunkt dieses Zirkels gegenüber waren die Plätze sowohl für die Kläger als für die Beklagte. Die Herzogin hatte neben sich zwey Kammerfrauen, einen Doctor, einen Chirurgus, einen Apotheker, einen Sekretär und sechs Advokaten. Sie war schwarz gekleidet, und betrug sich bey der ganzen Prozedur mit so viel Edelmuth und Standhaftigkeit, daß, wenn gleich nicht die Gesetze, doch alle Herzen für sie waren; sie hielt selbst eine Rede an die große Versammlung mit außerordentlicher Würde. Indessen wurde sie schuldig befunden, nachdem alle Pairs einer nach dem andern aufgestanden waren, und öffentlich votirt hatten. Sie legten dabey die Hand auf ihre Brust, und sagten: „Auf meine Ehre, sie ist schuldig.“

Der unten an sitzende Pair fing diese Ceremonie an, und so ging es bis zum Groß-Steward, der mit eben diesem Ausspruch dem allgemeinen Urtheil beytrat. Das Gesez erkennt für eine erwiesene Bigamie, so wie es hier der Fall war, die Strafe, mit einem glühenden Eisen in die Hand gebrannt zu werden, von welcher jedoch, zufolge eines gewissen Privilegiums, der Adel ausgenommen ist. Dieses Vorrecht machten die Advokaten der Herzogin sogleich geltend, die gegenseitigen hingegen traten dawider auf, und nur dann erst verließ die unglückliche Dame ihr Muth. Sie fiel in Ohnmacht, und wurde herausgeführt. Das Privilegium kam ihr jedoch zu statten, allein mit der Bedeutung des Groß-Stewards, daß sie bey einem künftigen Falle nicht darauf rechnen dürfte.

So endigte sich dieser Prozeß, und zwar in sechs Sitzungen, wobey sich so viel sonderbare Zufälle ereigneten, deren Auseinandersetzung und Anwendung ein unerschöpflicher Stoff, hier aber nicht ganz an seiner Stelle seyn würde. Diese sechs Tage waren gleichsam sechs Festtage der Nation. Obgleich der Anfang der Prozeduren erst Morgens um zehn Uhr geschah, so war die Halle doch schon um fünf Uhr mit Zuschauern angefüllt. Viele

Damen begaben sich sogar um drey Uhr mit Anbruch des Tages dahin, in ihren prächtigsten Kleidern, mit allen ihren Juwelen geschmückt, und behaupteten ihre Plätze bis Nachmittags um fünf Uhr. Da es Sommer war, und sich ein großer Theil derselben auf dem Lande befand, so kamen viele selbst aus den entferntesten Gegenden des Königreichs nach London, um diesem Schauspiel beyzuwohnen. Waren sie nun mit keinen Einlaß-Billets versehn, deren über 4000 ausgegeben waren, so wurden in den Zeitungen 12, 15, auch 20 Guineen für ein Billet geboten. Eine Dame, die dem unerachtet keines erhalten konnte, war ganz untröstlich, und erklärte in Gesellschaft, daß sie lieber funfzig Guineen geben, als aus der Halle wegbleiben wollte. Dieses eifrige Verlangen, das bekannt wurde, veranlaßte ein Bonmot der Herzogin von Kingston. „Wenn diese Dame," sagte sie, „so „sehr um einen Platz verlegen ist, so will ich ihr „den meinigen umsonst einräumen, wo sie gewiß „alles recht gut wird sehn können, und auch jeder„mann in die Augen fallen wird." Dieser leztere Umstand war eigentlich der Bewegungsgrund der Damen, und nicht blos die Begierde, eine Reihe von Prozeduren zu sehn, die, obgleich höchst unter-

haltend für den Geiſt, es doch nicht fürs Auge waren. Der Anblick des Ganzen war jedoch auſſerordentlich und hinreißend. Nur bey Criminal-Prozeſſen des Adels werden dieſe Scenen geſehn, die erſtaunliche Summen koſten.

Es war auch bey meinem Aufenthalt in London, daß ſich der merkwürdige Vorfall mit dem Banquier Sayre ereignete, der des Hochverraths beſchuldigt wurde. Dieſer Sayre, ein Amerikaner von Geburt, der im nordlichen Deutſchland durch ſeine Reiſen zum Beſten ſeiner Landsleute bekannt iſt, und jezt in George Town in Maryland lebt, war Sherif von London geweſen, und ſtand in nicht geringem Anſehn, als er bald nach dem Ausbruch des amerikaniſchen Krieges ſehr kühne Entwürfe machte. Da faſt die ganze engliſche Nation mit dieſem unſeligen Kriege höchſt unzufrieden war, ſo faßte er den Anſchlag, ſich des Königs zu bemächtigen, ihn nach dem Tower zu bringen, und ſo lange daſelbſt aufzuhalten, bis er alles bewilligt hätte, was man ihm vorlegen würde, und die nöthigen Maaßregeln für die Zukunft genommen wären. Er vertraute einen Theil dieſes Plans ſeinem Freunde, dem Hauptmann Richardſon von der engliſchen Garde, und bat ihn um ſeinen Beyſtand.

Dieſer Offizier verſprach es zu überlegen, ging aber ſogleich zum Staatsminiſter, Grafen von Rochford, und zeigte den ſonderbaren Antrag an, den er mit einem Eide beſtätigte. Da hier von Hochverrath die Rede war, ſo glaubte der Miniſter ungeſäumt agiren zu müſſen. Er ließ daher den Banquier Sayre in Verhaft nehmen, mit Befehl ihn zu ihm zu bringen. Bevor aber Sayre ſein Haus verließ, ſandte er ſeinem Advokaten die Nachricht von ſeinem Verhaft, und wo er hingeführt würde.

Der Graf von Rochford hatte zu ſeinem Beyſtand den Ober-Friedensrichter Fielding holen laſſen, auch Richardſon war gegenwärtig. Sayre läugnete alles, und hoffte auf ſeinen Advokaten. Er betrog ſich auch nicht; denn kaum hatte dieſer den Vorgang gehört, ſo warf er ſich in ſeinen Wagen, und eilte ſo ſehr, daß er bald nach ſeinem Klienten im Hauſe des Grafen anlangte. Sein Begehren war, mit Sayre zu ſprechen; man hinterbrachte es dem Miniſter, der es vor geendigtem Verhör nicht zulaſſen wollte. Dieſe Antwort brachte den Advokaten auf, und veranlaßte die zweite Botſchaft, daß er durchaus darauf beſtünde, ſogleich ſeinen Klienten zu ſprechen. Was würde wohl das Schickſal des Advokaten in jedem andern Lande ge-

wörfen seyn? Solch ein Betragen gegen einen mit vieler Gewalt bewaffneten Minister, in seinem eignen Hause, und zwar da von Hochverrath die Rede war? Die gutmüthigsten hätten ihn wenigstens zum Fenster hinaus werfen lassen. In England hingegen, wo die Gesetze noch zur Zeit über alles sind, und die größten Männer des Reichs sie zu übertreten scheuen, war der Erfolg ganz anders. Er wurde sogleich hereingelassen, wo er denn geradezu öffentlich dem Sayre sagte, daß er hier keine Antwort zu geben nöthig hätte. Dieser wandte sich darauf zu dem Grafen, und erklärte, daß er diesem Rathe folgen würde, und also alle fernere Fragen überflüßig wären. Der Minister befahl sodann, ihn nach dem Tower zu bringen. Hierauf trug der Advokat Bürgschaft an, mit der Aeußerung, daß, wenn der Graf glaubte ein Recht zu haben, solche auszuschlagen, er es auf seine eigne Gefahr thun möchte. Rochford war der Meinung, in diesem Fall keine annehmen zu können, und Sayre fuhr nach dem Tower. In sechs Tagen kam er los, da man es aus politischen Ursachen zu keinem Prozeß wollte kommen lassen. Dieses hinderte aber Sayre nicht, einen gegen den Grafen von Rochford anzufangen. Er klagte über unrecht-

mäßige Verhaftnehmung, bewies, daß man nicht geſezmäßig dabey verfahren wäre, und der Miniſter wurde zu dreytauſend Pf. St. Strafe verdammt.

Nie erſchien aber dieſe Macht der Geſeze und die Freiheit der Engländer in einem ſchönern Lichte, als in der Prozeßſache des franzöſiſchen Ambaſſadeurs Grafen von Guerchy und des Chevalier d' Eon. Da die ſo merkwürdigen Umſtände deſſelben in Deutſchland ziemlich unbekannt ſind, und ich überdem den Ritter d' Eon gekannt, und deſſen Umgang genoſſen habe, ſo will ich von dieſem höchſt ſonderbaren Amphibio hier einige Züge entwerfen.

D' Eon hatte ſich ſchon im Kriege und in politiſchen Angelegenheiten in Warſchau und Petersburg rühmlich ausgezeichnet, da er 1763 mit dem Grafen von Guerchy als Geſandtſchafts-Sekretär nach London geſchickt wurde. Einige Zeit nachher ging der Graf auf wenige Monate nach Paris zurück, und übergab d' Eon gänzlich die Geſchäfte des franzöſiſchen Hofes, der denn auch wirklich den Titel als bevollmächtigter Miniſter deſſelben annahm. In dieſer Eigenſchaft mißfielen ſeine Operationen dem Botſchafter, der bey ſeiner Zurückkunft den gröſten Unwillen äußerte. Dieſes ver-

urſachte einen förmlichen Bruch zwiſchen Beiden, die ſich wechſelsweiſe bey ihrem Hofe verklagten. Der Graf hatte daſelbſt mächtigere Freunde, oder auch vielleicht größeres Recht, als der Ritter, daher das Urtheil für dieſen nicht günſtig ausfiel. Nunmehr glaubte d' Eon keine Mäßigung mehr beobachten zu dürfen, und machte ſich gänzlich von allen Banden los, die ihn an Frankreich feſſelten. Seine Rachſucht überſtieg alle Gränzen, und verleitete ihn ſogar, die ihm anvertrauten Staatsgeheimniſſe aufzudecken. Er ſprach von erkauftem Frieden, und nannte öffentlich die Perſonen und Summen. Eine Beſchuldigung dieſer Art mußte das gröſte Aufſehn erregen. Man fand aber nicht rathſam, ihn gerichtlich dafür anzuklagen, ſondern begnügte ſich ihn für den ſchändlichſten Verläumder zu erklären. Dieſe Beſchimpfung von ſich abzukehren, erbot ſich der Ritter das genaueſte Detail der Sache zu entwickeln, und beſonders in Anſehung der übermachten Gelder ſolche Umſtände anzugeben, daß kein Zweifel ſtatt finden könnte. Auf dieſe Aeußerung hörte das Geſchrey der dabey Intereſſirten auf, und d'Eon wurde zum Schweigen gebracht; wahrſcheinlich durch Mittel, die ihm in ſeiner verlaſſenen Lage am nöthigſten waren.

Genug, er lebte viele Jahre in London sehr anständig und ungestört.

Sein Zustand war indessen gar nicht beneidenswürdig. Der englische Hof und dessen Anhänger haßten ihn als einen Verräther, der nur aus niedrigen Ursachen nicht das Maas seiner Treulosigkeit vollgemacht hätte; und das Volk verachtete ihn, weil er sich von seinem Vorsaz durch unedle Bewegungsgründe hatte abbringen lassen. Man sagte, er hätte entweder schweigen, oder alles heraussagen sollen. Der gerechte Zorn des französischen Hofes, der alles für ihn fürchten ließ, vermehrte seine unangenehme Lage. Er war beständig auf seiner Hut, näherte sich sehr selten dem Hafen, und ging des Abends nie anders als wohlbegleitet aus. Hiedurch vernichtete er gewisse Anschläge, die man wider ihn mit Klugheit und Kühnheit entworfen hatte.

Ob zu diesen Entwürfen auch wirklich Giftmischerey gehörte, steht dahin. Wenigstens klagte d' Eon öffentlich den Grafen von Guerchy an, daß er ihn in seinem eignen Hotel habe vergiften wollen. Diese Anklage, mit gewissen Beweisen begleitet, geschah vor einem Friedensrichter, und wurde durch einen Eid bekräftigt. Die Folge davon mußte

ein Criminalprozeß ſeyn, über den ſich der außerordentliche Ambaſſadeur eines großen Hofes unendlich erhaben zu ſeyn glaubte. Er verlachte daher ſeine Freunde, die Beſorgniß äußerten, und zwar ſeiner Meynung nach mit deſto größerm Recht, da er, außer dem Schutz ſeines öffentlichen Charakters, auch auf die Gunſt des engliſchen Hofes rechnen konnte. Er wurde jedoch vor Gericht geladen, wo er, nach den Geſetzen, in Perſon erſcheinen ſollte. Dieſe Beleidigung brachte ihn auf, er fuhr zum Miniſter ſich zu beklagen, und nur dann, als dieſer ſeine Beſtürzung zeigte, ward der Graf erſt unruhig, der durchaus ſich keine andern Begriffe von der königlichen Gewalt machen wollte, als die ihm ſein franzöſiſcher Maaßſtab darbot, und daher nichts gewiſſer als eine Plaiſanterie von dem engliſchen Staatsſekretär erwartete. Der Erſcheinungstermin vor Gericht war kurz angeſezt, alles alſo, was man in dieſer Verlegenheit thun konnte, war, ihn auf wenige Tage zu verlängern, während welcher Zeit ſich der außerordentliche Botſchafter des Nachts heimlich davon machte, und glücklich Calais erreichte. Der Schmerz über alle dieſe Vorfälle verurſachte bald nachher ſeinen Tod.

Ich glaube, daß Beyſpiele dieſer Art mehr als ganze Bände faber Raiſonnements den gegenwärtigen Zuſtand der brittiſchen Staatsverfaſſung beweiſen. Man hat die Frage aufgeworfen: wenn die Königin Chriſtina von Schweden den berüchtigten Mord des Monaldeſchi hier begangen hätte, und zwar in der jetzigen Freiheitslage; was wohl die Folgen davon geweſen ſeyn würden? und man iſt durchgehends der Meynung, daß, wenn ſie ſich nicht durch eine ſchleunige Flucht gerettet hätte, ein förmlicher Criminalprozeß, und in deſſen Gefolge das Todesurtheil erfolgt wäre, deſſen Vollſtreckung aber durch die Begnadigung des Königs wahrſcheinlich würde gehindert worden ſeyn.

Der Ritter d'Eon lebte in London bis 1777, und gab wegen ſeines zweifelhaften Geſchlechts Gelegenheit zu erſtaunlichen Wetten. Dieſe Zweifel hielt der Ritter für Beleidigung, und machte deshalb gleich im Anfange des Gerüchts in den Zeitungen bekannt, daß er an einem gewiſſen Tage ſein Geſchlecht beweiſen würde. Er beſtimmte Ort und Stunde, und zwar in einem großen Kaffeehauſe in der City zur Börſenzeit, um deſto mehr Menſchen zu verſammlen. Der Zulauf war auch unglaublich. D'Eon erſchien in völliger franzöſi-

scher Uniform, als Hauptmann von der Cavallerie, mit dem Ludwigskreuz behangen. Er redte die Versammlung an, und versicherte, er sey hier, um seine Mannheit allen Zweiflern zu beweisen, wobey er, nach Beschaffenheit der Umstände und Personen, entweder seinen Degen oder seinen Stock gebrauchen würde. Dieses sonderbare Compliment gefiel wegen der großen Kühnheit; einige lobten ihn, andre lachten, der größte Theil der zahllosen Zuschauer aber hörte kaltblütig diese verwegene Herausfoderung an. Niemand meldete sich, und der Ritter ging triumphirend nach Hause.

Es ist indessen gewiß, daß man ihm sehr große Summen für eine rechtskräftige Entdeckung seines Geschlechts angeboten hat, um die Wetten zu bestimmen, die über eine Million Pf. St. betrugen. Ich weiß aus der ersten Quelle, daß man diese Anerbietungen bis auf dreyßigtausend Pf. St. erhöhet hat, die baar niedergelegt werden sollten. Dieses war sehr anlockend, auch würde dem Ritter sein Geheimniß für weit weniger feil gewesen seyn, allein der damit nothwendig verknüpfte Umstand, sich durch eine Anzahl angesehener Personen besichtigen zu lassen, revoltirte ihn, und er schlug

alles aus. Wäre dieſe Beſichtigung geſchehn, und ſolche hernach vor Gericht beſchworen worden, ſo würden auch alle Wetten dadurch auf einmal entſchieden worden ſeyn. Die Sache blieb alſo in groſſer Ungewißheit bis zu ſeiner Abreiſe nach Frankreich, da ein paar Franzoſen von ſchlechtem Ruf das weibliche Geſchlecht d'Eons als Zeugen beſchwuren, wodurch denn einige dieſer Wetten entſchieden wurden. Für alle andre Wettfreunde aber waren dieſe Zeugniſſe zweydeutiger Männer nicht zureichend, von denen einer ſich für einen Wundarzt ausgab, und den Ritter an einer galanten Krankheit kurirt haben wollte; das Geſchlecht dieſer ſonderbaren Perſon blieb daher bey vielen zweifelhaft, und iſt es zum Theil noch.

In der That iſt es nicht unmöglich, daß dieſe durch Körper und Geiſt den Männern ſo ähnliche Perſon doch wirklich zum männlichen Geſchlecht gehöre. Die weibliche Kleidung, die ſie auf Befehl des Königs von Frankreich jezt tragen muß, und die ihr äuſſerſt übel anſteht, beweiſt nichts. Die Farcen, die oft an Höfen geſpielt werden, ſind ſo mannichfaltig und unergründlich, daß dieſe ja wohl das Regiſter vermehren könnte. Es iſt leichter ſo etwas anzunehmen, als alles das Son-

berbare und Unbegreifliche zu erklären, das sich in dem Leben d' Eons findet. Ein Landesverräther der ersten Größe, für den schon die unterirdischen Kerker in der Bastille zubereitet waren, erhält auf einmal nicht allein Begnadigung, sondern eine Pension von viertausend Livres, und zwar zu einer Zeit, wo er längst vergessen ist, und dem Hofe nicht mehr schaden kann. Man sagt, daß Ludwig XV. mit ihm stets correspondirt habe und sein Freund gewesen sey; desgleichen daß die Auslieferung der königlichen Briefe zu den Begnadigungsbedingungen gehört habe. Wie reimt sich dieses mit seiner Verrätherey zusammen? Wußte denn niemand im französischen Ministerio sein Geschlecht, als man ihn in einem Alter von sechsunddreyßig Jahren nach London schickte, da er schon einmal in Petersburg in weiblicher Kleidung aufgetreten war? Eine Verkleidung kann zwar zu einer Staatsintrigue erfoderlich seyn, allein es wäre erstaunenswürdig, wenn ein großer Hof in unsern Tagen, und zwar unter der Administration eines Choiseul, wissentlich ein Mädchen zu seinem bevollmächtigten Minister bey einer mächtigen und ernsthaften Nation ernannt hätte. Noch mehr, dieser d' Eon ist in Paris als ein Kind von zwölf Jahren im Collegio

Mazarin erzogen worden. Ein anſehnlicher Kaufmann in London, der eben damals deſſen Mitzögling geweſen war, wettete daher auf ſein männliches Geſchlecht zwanzigtauſend Pf. St. Seine Gründe waren überzeugend. D'Eons Mutter und Verwandte, die ihn in dieſe Schule ſchickten, mußten doch wohl das Geſchlecht des Kindes kennen. Wie ſinnlos hätten ſie alſo gehandelt, ein munteres zwölfjähriges Mädchen einigen hundert tauſend muthwilligen Knaben anzuvertrauen? Nur ein Wunder hätte dieſe unbegreifliche Unbeſonnenheit rechtfertigen können, und dieſes Wunder geſchah; denn das Geſchlecht blieb bey den leichtfertigſten Kinderſpielen unentdeckt, und kein Lehrer hatte auch deshalb die geringſten Zweifel. Auch wurde er in London in einem Orden aufgenommen, der bey aller Verehrung des ſchönen Geſchlechts, dennoch kein Frauenzimmer in ſeinen Geheimniſſen einweiht. Der Ritter d'Eon war 1770 zweiter Vorſteher der franzöſiſchen Freymäurerloge der Unſterblichkeit; eine Loge, die wegen der Regelmäſſigkeit ihrer myſteriöſen Arbeiten, zu der Zeit als das größte Muſter in London angeſehen wurde.

Ich habe geglaubt, hier meine Meynung über dieſe ſo merkwürdige Begebenheit ſagen zu müſſen, weil ſie von dieſer Seite noch nie iſt betrachtet worden. So klein mein Privatglaube noch immer wegen des mit dem Ritter gehabten Umgangs an ſein weibliches Weſen iſt, ſo ſind dieſe Zweifel doch durch obige Facta gerechtfertigt, die bey jedem Unbefangenen von Gewicht ſeyn werden, bis unumſtößliche Beweiſe die Gewißheit der zweifelhaften Weiblichkeit unwiderſprechlich darthun.

Dieſe Geſchichte des Ritters d' Eon führt mich zu ſeinem großen Antagoniſten Morande, der ſich auch durch ſehr ſonderbare Auftritte ausgezeichnet hat. Er iſt ein Pariſer von Geburt, war einer von den vorerwähnten Zeugen wider das männliche Geſchlecht des Ritters, und lebt jezt in London. Unangenehme Vorfälle in ſeinem Vaterlande, die ihn mit der Baſtille bekannt gemacht hatten, nöthigten ihn, nach England zu gehn. Hier ſchrieb er ein berüchtigtes Buch unter dem Titel: Le Gazetier cuiraſſé, ou Anecdotes ſcandaleuſes de la Cour de France, écrites dans un pays de liberté, à cent lieues de la Baſtille. Er hatte die Kühnheit, das Manuſcript davon dem franzöſiſchen Botſchafter in London zum Kauf anzutra-

gen, der den Antrag aber mit groſser Verachtung von ſich wies. Morande erfuhr, daſs man dieſes geſandtſchaftliche Betragen zu Verſailles nicht gut geheiſsen hatte, und daſs ſeine Brochüre die erwartete Senſation gemacht habe. Hierauf entwarf er einen andern Plan, und ſchrieb: Memoires de la Comteſſe de Barry. Das Manuſcript wurde ihr ſelbſt von Morande in einem Briefe angetragen, der den vor einigen Jahren gedruckten Briefen dieſer Dame beygefügt, und wie mich Morande ſelbſt verſichert hat, genau nach dem Original abgedruckt iſt. Dieſer Brief iſt ein Meiſterſtück von Perſiflage. Der Verfaſſer bietet ihr, als einer Beſchützerin der Wiſſenſchaften und Künſte, ſein Manuſcript für 2000 Louisd'or an, mit der Verſicherung, daſs dieſer Preiſs gar nicht hoch ſey, in Betracht der geheimen Anekdoten, nicht ihres vorigen, ſondern ihres jetzigen glänzenden Standes, deren Mittheilung er mit Gold hätte aufwiegen müſſen. Im Weigerungsfall des Ankaufs erſucht er um Erlaubniſs, das Buch ihr ſelbſt dediciren zu dürfen.

Die Gräfin ſowohl als ihr Freund, der damalige vornehmſte franzöſiſche Miniſter, Herzog von Aiguillon, der nach Morande's Briefe bey dies-

ſen Anekdoten ſehr intereſſirt war, waren darüber nicht wenig beunruhigt. Der Herzog ſprach deshalb mit dem engliſchen Ambaſſadeur, Lord Stermond, der ihm als das beſte und einzige Mittel rieth, dem Hungrigen den Mund zu ſtopfen. Dieſer Rath gefiel dem Miniſter nicht. Er entwarf einen andern Plan, dem zufolge vier der ſchlaueſten Polizeybeamten nach London geſchickt wurden. Sie beſaßen viel Lebensart, und waren reichlich mit Gelde verſehn. Die Bekanntſchaft mit Morande wurde leicht gemacht, der ſie aber ſofort erkannte, und ihren Auftrag muthmaßte. Er machte daher ſeinerſeits auch einen Plan, und borgte von allen Geld, das ſie ihm auch willig gaben, um die Verbindung deſto feſter zu knüpfen. Kaum aber hatte er es empfangen, als er ihnen rieth, ſich aufs ſchleunigſte zu entfernen, wenn ſie nicht wünſchten, dem Londner Pöbel überliefert zu werden. Dieſer Rath wurde auch eilfertig befolgt; ſie kamen nach Paris mit leeren Taſchen, und ohne Morande zurück. Nunmehr fand der Miniſter, daß er doch einen andern Weg einſchlagen müßte. Man bot dem Memoirenſchreiber Geld an, der aber jezt mit ſeinen Foderungen ſtieg. Endlich wurde der berühmte Beaumarchais nach London

geſchickt, der den Kauf wirklich ſchloß. Auf dieſe Weiſe wußte ein obſcurer Menſch das mächtige franzöſiſche Miniſterium zu zwingen, ſeinen Willen zu erfüllen. Obgleich beide Höfe damals auf einen freundſchaftlichen Fuß ſtanden, ſo war die engliſche Freiheit doch ein unüberſteigliches Hinderniß, dem Vorhaben des Franzoſen Einhalt zu thun. Morande erhielt für ſein Manuſcript 1500 Pf. St. baar Geld, und ein Jahrgehalt von 200 Pf. St., wovon die Hälfte auch ſogar nach ſeinem Tode auf ſeine Frau verſichert wurde. Weil er aber mit dem franzöſiſchen Hofe nichts zu thun haben wollte, ſo mußte einer der größten Kaufleute in London ſich für die richtige Auszahlung der Penſion als Selbſtſchuldner verbürgen. Die Verſchreibung geſchah für ſich und ſeine Erben. Einige Wochen nach dieſem Vergleich ſtarb Ludwig XV. Der Glücksſtern des Morande hatte alſo noch die Unterzeichnung eines Documents zu rechter Zeit bewirkt, das ihm lebenslang ſeinen Unterhalt ſichert.

Das Opfer, das man durch die Hinrichtung des unglücklichen Predigers Dodd den beleidigten engliſchen Geſetzen brachte, verdient auch hier angeführt zu werden. Ich war ſelbſt bey den rührendſten Scenen gegenwärtig, die dieſer Vorfall

erzeugte, nämlich am erſten Tage des Prozeſſes, und am lezten, als ihm ſein Todesurtheil angekündigt wurde. Man ſtelle ſich einen Mann vor, mit einer edlen Miene, der durch Stand, Beredſamkeit, und andere Talente ehrwürdig iſt. Richter, Geſchworne, Advokaten und Zuſchauer waren bis zu Thränen gerührt. Auch die ſeinigen floſſen reichlich. Dodd ſagte, er verachte den Ruhm der Standhaftigkeit beym Tode; dieſes wäre eine heidniſche Tugend, womit er ſich gar nicht brüſten wollte; er liebte das Leben, und ſtürbe ungern.

Dieſer Unglückliche ſchmeichelte ſich immer mit der Begnadigung des Königs, weil ſeine zahlreichen Freunde ſich für ihn mit einem Eifer verwendeten, als wenn das Wohl des Reichs von ſeinem Leben abhinge. Die Geſchwornen, ſeine eigne Richter, empfahlen ihn der königlichen Gnade; ganze Corporationen, worunter ſelbſt der Magiſtrat von London war, ſchickten deshalb Bittſchriften ein. Die Zeitungen waren täglich mit ruhmwürdigen Anekdoten von dieſem Mann angefüllt, vortrefliche Stellen aus ſeinen Predigten wurden in dieſen Blättern angeführt; man ſammlete alle ſeine Schriften und gab ſie heraus; auch

die Dichterlinge waren nicht ſparſam, ſeine Verdienſte zu beſingen; kurz, man brauchte alle nur erſinnlichen Künſte, ein allgemeines Mitleiden zu erregen. Es gelang auch. Seine Anhänger bewirkten eine Bittſchrift an den König, die nie in London ihres gleichen gehabt hat. Sie war von 23,000 Perſonen unterzeichnet, die alle Hausherrn (Houſe Keeper) waren. Man ging damit von Haus zu Haus, und ſolicitirte die Unterzeichnung; auch waren Kaffeehäuſer dazu beſtimmt. Die Bittſchrift ſelbſt mußte ein Laſtträger tragen, der unter ſeiner Bürde ſchwitzte; denn dieſe ſonderbare Requette war eine Pergamentmaſſe von neunundzwanzig engliſchen Ellen, (Yards) worauf die 23,000 Namen alle der Länge nach unterzeichnet waren. Es iſt indeſſen zu bemerken, daß ſehr wenig angeſehene Kaufleute, oder ſonſt bedeutende Männer, die ihrigen dazu ſetzten. Auch dieſe Bittſchrift blieb ohne Wirkung, da man im geheimen Conſeil die Begnadigung unthunlich fand. Dodd hatte verſucht, den Lord Mansfield zu ſeinem Vortheil zu gewinnen, und deshalb einen rührenden Brief an ihn geſchrieben, der nie gedruckt worden iſt, weshalb ich ihn hier mittheilen will:

Mylord!

„Nicht viele Tage werden mehr verſtreichen, be„vor das Schickſal eines der elendeſten aller menſch„lichen Weſen gänzlich entſchieden werden wird. „Die nachdrucksvolle Wirkung von Ew. Herrlich„keit Stimme iſt wohl bekannt. Ob ich ohne Ver„zug einen ſchändlichen Tod leiden, oder den Ue„berreſt meiner Tage in einer ſchimpflichen Ver„bannung wandern ſoll, dieſes wird Ihr Gutach„ten wahrſcheinlich beſtimmen. O ſchlagen Sie „nicht aus, Mylord, dasjenige zu hören, was ich „demuthsvoll der ſtrengen Gerechtigkeit entgegen „ſehen will.

„Ich erkenne, Mylord, die Abſcheulichkeit „meines Verbrechens; ich räume die Rechtmäßig„keit des Urtheils ein, das mich verdammt hat; „jedoch hoffe ich, daß, wenn man mein Böſes ta„delt, man ſich auch meines Guten erinnern werde. „Man wird hoffentlich in Erwägung ziehen, wie „viel die menſchliche Geſellſchaft, die ich durch „meinen Betrug beleidigt, durch meine vorigen „charitablen Arbeiten gewonnen habe. Ich habe „ein Verbrechen begangen. Ich bin reuevoll. Ich „flehe nur ums Leben; um ein Leben, das ich „ganz gewiß in Schande, und wahrſcheinlich auch

„in Mangel zubringen werde. Verſagen Sie, „Mylord, Ihr Mitleiden einem Manne nicht, „der, obgleich mit Schande gebrandmarkt und „in ſeinen Glücksumſtänden ruinirt iſt, dennoch „mit Schrecken vor dem Abgrunde der Ewigkeit „zurückbebt. Laſſen Sie mich leben, ſo elend es „auch ſeyn mag; dieſes fortdauernde Elend wird „alle, die es erfahren werden, wider Nachſicht ge„gen eigne Leidenſchaften, Eitelkeit und Ver„ſchwendung warnen.

„Noch einmal, Mylord, laſſen Sie mich um „mein Leben bitten, und wenn Sie mich aus dem „ſchauervollen Kerker zu einer ſchmachvollen Ver„dammung übergehn ſehn, ſo betrachten Sie es „nicht, als ob die öffentliche Gerechtigkeit durch „die Leiden ganz unbefriedigt geblieben wäre von

Ew. Herrlichkeit

den 11ten Juni 1777.

ganz unterthänigen Supplicanten,
William Dodd.

Ungeachtet dieſes Briefes war Lord Mansfield wider ſeine Begnadigung, und führte deshalb gegen den König die triftigſten Gründe an, die auch die Begnadigung des berühmten Kupferſtechers

Roland (der 1783 gehängt wurde) verhindert haben, ob ihn gleich der König ſehr liebte.

Da Dodds Freunde beym Könige nichts ausrichten konnten, ſo machten ſie den Entwurf, ihn nach der Hinrichtung ins Leben wieder zurück zu bringen. Der Delinquent wußte wahrſcheinlich um dieſen Anſchlag, denn er bat den Henker noch unter dem Galgen, zu verhindern, daß man ihn nicht an den Füßen zöge; eine Handlung, die oft Umſtehende als Mitleiden verrichten. Da nach den Geſetzen, wenn kein Mord vorgegangen iſt, der Leichnam den Freunden überliefert wird, ſo geſchah es auch hier. Es war ein Trauerwagen und ein Sarg in Bereitſchaft; hierein legte man den abgeſchnittenen Körper, ohne jedoch den Deckel darauf zu thun, und fuhr damit im vollen Galopp nach dem Hauſe eines Freundes, wo ein Wundarzt alle Scheinmittel der Kunſt verſuchte, den Körper wieder zu beleben; allein alle Experimente ſchlugen fehl.

Da mein Endzweck bey Erzählung dieſer Vorfälle iſt, durch Thatſachen, in unſern Tagen geſchehen, den jetzigen Zuſtand der engliſchen Geſetze und deren Ausübung ſinnlich darzuſtellen, ſo will ich noch eine Begebenheit hier anführen, die ſich

1778 in London zutrug, und von der ich auch, zu meiner angenehmen Erinnerung, ein Augenzeuge war. Ein Jüngling von zwanzig Jahren wurde auf die Auſſage eines Straßenräubers, der ihn als Mitgenoſſen ſeines Raubes angab, zum Tode verurtheilt. Die freye Lebensart des erſtern, und das umſtändliche Zeugniß des leztern vor Gericht, das mit allen dazu gehörigen Beweiſen begleitet war, ließen wegen der Wahrheit der Beſchuldigung keinem Zweifel Raum. Dieſer Unglückliche wurde alſo nebſt acht andern Miſſethätern auf einem Karren nach Tyburn geführt. Er ſtand mit dem Strick um den Hals, die nach den Geſetzen bewilligte Stunde unter dem Galgen, während welcher dem Delinquenten alles zu reden erlaubt iſt; wäre es auch Hochverrath und Volksaufwieglung, ſo darf man ihm nicht Einhalt thun. Man hat geglaubt, daß es die Menſchlichkeit erfodere, die lezte Stunde des Lebens ſolchen Menſchen einigermaßen zu verſüßen, die mit Gewalt der Welt entriſſen werden. In der That finden auch manche eine gewiſſe Zufriedenheit in dieſen traurigen Augenblicken, wenn ſie die Empfindungen ihres Herzens öffentlich erklären können. Unter andern bediente ſich Lord Lovat, der nach der ſchottiſchen Rebellion hinge-

richtet wurde, dieſer Freiheit; er nannte Georg II. einen unrechtmäßigen König, und erklärte den Prätendenten für den rechtmäßigen, daher er, ſeiner Verſicherung nach, auch ſein Blut mit Freuden für ihn hingäbe.

Der Jüngling, von dem die Rede iſt, haranguirte nicht, ſondern erwartete zitternd die lezte Minute ſeines blühenden Lebens. Sie rückte heran; man machte ſchon Anſtalten den Vorhang fallen zu laſſen, als ſein Ankläger, der mit ihm ſterben ſollte, ſich an den Prediger von Newgate, Namens Villette, wandte, der von Amtswegen die Delinquenten zum Tode begleiten muß. Er erklärte feyerlich die Unſchuld des andern, und wie er durch Rache verleitet worden ſey, ihn fälſchlich anzuklagen, um ihm ſein Leben zu rauben. Alle Umſtehende bebten bey dieſer Erklärung, allein Villette, an Todesſcenen gewöhnt, blieb gleichgültig, und ſagte blos, daß dieſe Entdeckung jezt zu ſpät gemacht würde. Das Volk murmelte, und einige angeſehene Zuſchauer wandten ſich an den Unterſherif, der in Abweſenheit des Sheriffs bey der Hinrichtung als Chef präſidirte. Ehe dieſer aber etwas von dem Vorfall wußte, hatte er bereits das Todeszeichen gegeben, und ſchon hob

der Karrenführer die Peitſche auf, die Pferde anzutreiben, und die Stoßgebete der Elenden in dieſer lezten Secunde tönten ſchon gräßlich in die Ohren, als auf einmal Halt gerufen wurde. Man ſtellte dem Unterſherif die Unmenſchlichkeit vor, einen Unſchuldigen hinzurichten. Dieſer wackre Mann war bewegt, aber in großer Verlegenheit, weil der Fall ganz neu war. Jedermann war der Meynung, daß der Jüngling nicht mit den Andern den Tod leiden müßte. Nur der Prediger Villette ganz allein behauptete, daß ihn nichts vom Tode retten könnte, weil der Unterſherif nach den Geſetzen nicht die Macht habe, ſein Leben auch nur eine Viertelſtunde zu verlängern. Der Unterſherif kannte die Geſetze ſehr wohl, daher dieſes dringende Zureden eines ſolchen Mannes ihn noch mehr an ſeine traurige Pflicht erinnerte. Er wollte eben Befehl geben, die Execution zu vollziehen, als der Oberconſtabel, ein Zinngießer, ihn mit folgenden Worten anredte: „Aber um Gottes willen, „mein Herr, Sie können doch unmöglich zugeben, „daß ein Unſchuldiger hingerichtet werde?“ Der Unterſherif antwortete: „Was kann ich denn „thun?“ Der Oberconſtabel verſezte: „Ich will „ſelbſt zum Könige hinreiten, wenn Sie die Exe-

„cution nur verſchieben wollen.“ Dieſes geſchah, trotz dem Hohngelächter des Villette, der dieſer Zinngieſſer-Ambaſſade einen komiſchen Erfolg prophezeihete.

Es geſellten ſich zu dieſer ſentimentaliſchen Geſandtſchaft noch vier andre Perſonen zu Pferde, die alle in völligem Galop fortjagten. Die Entfernung von Tyburn nach St. James iſt über zwey engliſche Meilen. Sie erreichten den königlichen Palaſt, der König war aber in Richmond; ſie fragten nach den Miniſtern, auch dieſe waren nicht in der Stadt, da es im Sommer war. Sie eilten darauf zu den Bureaux der Staatsſekretärs, um wenigſtens daſelbſt angeſehene Perſonen anzutreffen, die ihnen in dieſer kritiſchen Angelegenheit Rath ertheilen könnten. Allein die Unterſtaatsbeamten zogen die Achſeln, und ſagten, der Unterſherif würde wiſſen, wie weit er nach den Geſetzen ſeine Macht ausdehnen könnte. Mit dieſer Antwort, die ſo gut wie keine war, kam die Geſandtſchaft nach einer Abweſenheit von anderthalb Stunden zurück, während welcher Zeit auch alle übrigen Delinquenten hatten pauſiren müſſen. Man berathſchlagte von neuem zum Verdruß des Villette, der nunmehr durchaus auf die Execution drang,

mit ſchwerer Verantwortung und Criminalprozeſſen drohete, und unter andern Gründen anführte, daß der Kerkermeiſter in Newgate dieſen einmal abgelieferten Delinquenten nicht wieder annehmen würde. Für dieſen Umſtand aber erbot ſich der würdige Oberconſtabel mit ſeinem Leben zu bürgen; er ließ nicht nach mit der heftigſten Beredſamkeit dem Unterſherif in die Seele zu donnern, bis dieſer endlich die nöthigen Befehle ertheilte. Die acht Todesgenoſſen wurden gehängt, und der Unſchuldige, der vor Freude in der tiefſten Ohnmacht ſinnlos da lag, nach Newgate zurückgeführt. Der Vorfall wurde ſogleich dem Könige berichtet, und noch ehe es Abend wurde, war die völlige Begnadigung da. Der Jüngling, der ſich zu Mittage unter Henkershänden zum Tode ausgerüſtet befand, ging des Nachts als ein freyer Menſch zu Bette. Der König verzieh dem Unterſherif ſein eigenmächtiges Betragen, und die ganze Nation lobte es. Man wandte darauf folgenden vortreflichen Vers des Shakeſpear an: „By doing a „great right, he did a little wrong.“ „Indem er ein großes Recht that, that er ein wenig „Unrecht.“

Man hat keine Scharfrichter in England. Der sogenannte Henker (hangman) ist blos ein zu diesem Behuf von den Sheriffs gedungener Mensch, der dabey noch andre Gewerbe treibt, weil hier keine Begriffe von Infamie statt finden. Obgleich sein Amt verächtlich ist, so ist es doch nicht ehrlos, und selbst diese Verachtung ist nicht mit der Handlung des Henkers, sondern mit der Idee verknüpft, daß es beym Henker aus Gewinnsucht geschieht. Denn wenn sich niemand zu dieser Rolle fände, so müßte nach den Gesetzen der Sheriff selbst diese Justizhandlung übernehmen; ein Fall, der sich auch im Anfange dieses Jahrhunderts nicht in London, sondern in der Provinz wirklich zugetragen hat. Der Henker und sein Gehülfe, die zur Execution gedungen waren, starben beide plözlich, da sie eben ihr Amt verrichten sollten. Es war niemand vorhanden, der es übernehmen wollte, und da Tag und Stunde nicht nach Willkühr verschoben werden können; so erfüllte der Sheriff selbst diese Pflicht.

Die Hinrichtung mit dem Beile ist ein Vorrecht des Adels in gewissen Fällen, das bey Mordthaten aber dem Delinquenten nicht zu statten kommt, wie z. B. bey Lord Ferrers geschehen ist.

Ein Fleiſchermeiſter übernimmt ſodann das Amt der Enthauptung, weil ſein Gewerbe ihn hiezu am tauglichſten macht. Die Familie des Verurtheilten erwählt ihn, und verehrt ihm gewöhnlich zu ſeiner Operation ein Beil mit einem ſilbernen Hefte.

Man hat in Schottland ein ſehr ſonderbares Geſez gegen diejenigen Verbrecher gemacht, die vor Gericht nicht reden wollen. Ein ſolches Stillſchweigen hat die Folge, daß, wenn das Verbrechen die Todesſtrafe erheiſcht, ſolche nicht öffentlich an ihm vollzogen wird, auch ſein Vermögen nicht eingezogen werden kann; dagegen aber erwartet ihn ein langſamer grauſenvoller Tod. Dieſer wird ihm am lezten Gerichtstage in ſeinem ganzen Detail bekannt gemacht, nebſt dem Beyfügen, daß eine nachherige Sinnesänderung für ihn ganz ohne Nutzen ſeyn würde; wenn er nun dennoch auf ſeinem Stillſchweigen beharrt, ſo wird das Geſez an ihm auf folgende Weiſe vollzogen: Man führt ihn in ein Gewölbe unter der Erde, zieht ihn nackend aus, und legt ihn in eine Gruft, wo der Kopf niedrig und die Füße hoch liegen. In dieſer Lage werden verſchiedene Theile ſeines Körpers mit Laſten von Eiſen und Steinen beſchwert;

man giebt ihm dabey Brod und Waſſer, allein mit ſo grauſamer Eintheilung, daß an dem Tage, wo er Brod bekömmt, er kein Waſſer erhält, und hingegen an ſeinem Trinktage ihm nichts zu eſſen gegeben wird. Dieſes wird bis zu ſeinem lezten Hauch fortgeſezt. Man weiß, daß ſolche Leute fünf, ſechs, auch mehrere Tage gelebt haben. Nach der ſchottiſchen Rebellion 1745, hat man einige ſchreckliche Beyſpiele dieſer Art geſehn. Um ihren Familien ihr Vermögen zu erhalten, entſchloſſen ſich dieſe Elenden freywillig zu dem vorbeſchriebenen martervollen Tode.

Auch in England giebt es ſonderbare Geſetze, davon einige, obgleich in ſehr geringer Anzahl, noch den Stempel der Barbarey tragen. Hierunter gehört das Geſez, wodurch ein Ehemann berechtigt wird, ſeine Frau, jedoch mit ihrer Einſtimmung, öffentlich zu verkaufen. Ich ſahe eine ſo außerordentliche Scene in der Stadt Worceſter; es war ein Tagelöhner, der ſeine theure Hälfte, mit dem Strick um den Hals, ſo wie es das Geſez verlangt, auf öffentlichen Markt, wie ein Stück Vieh, zum Verkauf führte. Ein Schuſter, der Frauen Liebhaber, fand ſich abgeredtermaßen ein,

und der Kauf wurde bald geſchloſſen. Der Preiß war 5 Pf. Sterling.

Die Geſetze ſind hier überhaupt dem ſchönen Geſchlecht nicht günſtig, allein dennoch regieren die Weiber in England vielleicht mehr, als in einem Lande in der Welt. Durch die Macht ihrer Reizungen beſiegen ſie Männer und Geſetze, ja ſie wiſſen ſelbſt die nachtheiligſten dieſer Geſetze zu ihrem Vortheile zu benutzen. Das Eigenthum der Frau gehört nach der Heurath ohne Einſchränkung dem Manne, dagegen muß er aber auch für alle Schulden ſeiner Gattin haften, die es alſo in ihrer Gewalt hat, ihm böſe Stunden zu machen. Ich habe eine Frau gekannt, die, obgleich eine Ausländerin, dieſes engliſche Geſez auf die boshafteſte Weiſe ausdehnte. Sie lebte mit ihrem Manne in einer unglücklichen Ehe, die durch die Dürftigkeit, worein ſie ſich Beide geſtürzt hatten, noch quälender wurde. In dieſer Lage machte die Frau Schulden, und ließ durch ihre Anweiſung ſodann für eben dieſe Schulden den Mann in Verhaft nehmen, um ihn von ſich zu entfernen. Noch trauriger aber iſt es, wenn ein Ehemann gleich nach der Hochzeit für die alten Schulden ſeiner Lady eingeſperrt wird, die er mit ihr zugleich

geheurathet hat. Man ſieht ſich deshalb ſehr vor, denn nicht ſelten nehmen Frauenzimmer blos deswegen Männer, weil ſie ſich vor Schulden nicht zu retten wiſſen. Es iſt daher ſehr gewöhnlich, daß der Ehemann ſelbſt aus dem Brautbette herausgeholt wird, und nach dem Gefängniß wandern muß.

Ein deutſcher Jüngling hatte eine ſonderbare Avantüre dieſer Art. Eine Wittwe von großem Vermögen, die nach dem Tode ihres Mannes nun deſſen Schulden bezahlen ſollte, die ſehr beträchtlich waren, verſchob dieſes von einer Zeit zur andern, bis ſie einen Verhaft befürchten mußte. In dieſer Lage ſieht ſie zufälligerweiſe den vorerwähnten Deutſchen, deſſen Bildung ihr gefiel, deſſen Anſzug aber auch das ſtiefmütterliche Glück anzeigte. Sie wagt es daher, ihm ihren außerordentlichen Antrag zu thun. Dieſes war, noch den nämlichen Tag ihre Hand, und mit derſelben 1000 Pf. St. baar Geld anzunehmen, wobey ſie ihm aber vorher ſagte, daß er höchſt wahrſcheinlich in wenig Tagen wegen ihrer Schulden arretirt werden würde. Dieſes müßte er ſich gefallen laſſen; er ſollte aber, ſo lange ſein Gefängniß dauerte, jährlich 300 Pf. und nach ſeiner Loslaſſung noch

500 Pf. St. Reiſegeld erhalten, um ſich aus der Inſel zu entfernen. Hiezu mußte er ſich förmlich verbinden, und auf alle Ehemannsrechte Verzicht thun. Die Noth zwang ihn, alles einzugehn. Da das Copulirungsgeſez damals noch nicht eingeſchränkt war, ſo geſchah die Trauung ohne Verzug, der Eheſtandsritter erhielt die beſtimmte Summe, wurde nach der Kings Bench gebracht, lebte daſelbſt ruhig und bequem, kam nach zwey Jahren wieder frey, und kehrte mit einem gefüllten Beutel nach ſeinem Vaterlande zurück.

Um den Weibern die Unterwürfigkeit gegen ihre Männer einzuprägen, hat man ein Geſez gemacht, das eine ganz eigne Todesſtrafe derjenigen Frau zuerkennt, die ihren Mann umbringt. Sie wird nämlich nicht gehenkt, ſondern verbrannt. Da jedoch hier peinliche Martern verabſcheut werden, ſo wird ſie vorher erwürgt, und ſodann ihr Körper in Aſche verwandelt. Der ſchreckliche Apparatus thut indeſſen die gehörige Wirkung, daher dieſe Verbrechen ſehr ſelten ſind. Ein ſolcher Männermord wird wie eine Art von Hochverrath angeſehn, und führt deshalb auch den Namen petty treason. Die Geſetze dehnen die weibliche Unterwürfigkeit ſo weit aus, daß, wenn ein Ehepaar

in Vereinigung ein Verbrechen begeht, die Frau nicht gestraft, ja nicht einmal angeklagt wird, weil man ihre dazu gegebene Einwilligung durch den ihrem Manne schuldigen Gehorsam als erzwungen betrachtet. Nach eben diesem Grundsaz aber muß auch der Mann für die kleinen Vergehungen seiner Frau haften, weshalb auch er und nicht sie angeklagt wird.

Zu den sonderbaren Gesetzen dieses Landes gehören auch zwey, die, wie ich sehr zweifle, wohl nicht in irgend einem andern Codex unsers Welttheils zu finden sind. Kein reisender Schriftsteller hat ihrer je Erwähnung gethan, weil Tausende, selbst von den Landeseinwohnern, nicht einmal die Existenz derselben wissen. Sollte man wohl glauben, daß in einem Lande, wo der gemeine Pöbel mit Flüchen nicht sparsam ist, ja wo sie gleichsam zur Galanterie der Matrosen und niedern Volksklassen gehören, das Fluchen durch ein Gesez verboten ist? Dieses Gesez wurde zu der Zeit gemacht, als die Puritaner die Regierung in Händen hatten. Die Unmöglichkeit, es aufrecht zu erhalten, da die Andächtley aufgehört hatte, und die Unschicklichkeit, ein solches Gesez förmlich zu widerrufen, nöthigte die obrigkeitlichen Personen,

mit den Uebertretern desselben Nachsicht zu haben. Indessen sind sie doch verbunden, zu strafen, wenn ein Fluchangeber auftritt, und seine Aussage beschwört. In solchem Fall ist die zuerkannte Geldstrafe gewöhnlich ein Schilling, um die Angeber nicht aufzumuntern, die sich daher auch höchst selten einstellen. Das andre Gesez, dessen ich oben gedacht, ist wider diejenigen, die mit dem Vieh unbarmherzig umgehn. Da die Thiere sich leidend verhalten müßten, so ist es der Menschheit einer aufgeklärten Nation würdig, sie wider die Grausamkeit der Menschen zu schützen. Solche Anklagen geschehen weit öfter, als die vorerwähnten, auch werden sie mit keiner Nachsicht behandelt. Die Geldstrafen sind fünf Schilling, zehn Schilling, auch mehr, nach dem Ausspruch der Magistratspersonen und Friedensrichter, die hierin nach Beschaffenheit der Umstände verfahren. Hieraus entsteht die gute Wirkung, daß man mit Thieren als wie mit vernünftigen Kreaturen umgeht. Die Sanftmuth, welche die Engländer gegen ihre Hunde und Pferde bezeigen, ist bekannt, und hat in diesem Gesez ihren Ursprung. Das Hahnengefechte, wovon ich unten reden werde, das keiner Bestrafung unterworfen ist, scheint hier

zwar ein Widerſpruch zu ſeyn, der aber in den Augen der Engländer keiner iſt, weil die Hähne keine leidende Rollen ſpielen, ſondern ſelbſt um ihre Haut kämpfen.

Die Conſtabels gehören auch zum Auszeichnenden der engliſchen Geſezgebung. Man macht ſich einen ſehr unrichtigen Begriff, wenn man ſie wie Gerichtsdiener betrachtet. Es ſind durchgehends Bürger von ſehr verſchiedenem Gewerbe, und alle Hausherren, die zur Erhaltung der öffentlichen Sicherheit und Ordnung dieſes Conſtabel-Amt übernehmen müſſen, das ſo wie alle andre Kirchſpiel-Aemter zu den Bürgerdienſten gehört, davon ſich niemand ausſchließen kann, und ohne alle Beſoldung übernommen wird. Ein Jahr iſt die Dauer dieſes Amts, das aber arme Bürger, jedoch gegen Bezahlung verlängern, um Reichere, welche die Reihe trifft, der damit verknüpften Unbequemlichkeiten zu überheben. Die Schuldner nehmen ſie nicht in Verhaft; hiezu ſind eigentliche Gerichtsdiener, die Bailifs heißen; auch dürfen ſie ihr Leben nicht wider Straßenräuber wagen, weil dazu beſoldete Diebsfänger gebraucht werden. Das Volk ſieht dieſe leztern ſowohl als die Bailifs gleichſam für ehrlos an. Indeſſen begnügt man

ſich, die Diebsfänger blos zu verachten, die Bailifs aber werden überdem außerordentlich gehaßt, und wehe ihnen, wenn ſie ſich beym Verhaftnehmen irren, oder ſonſt nicht geſezmäßig verfahren! Bemüht ſich ein Schuldner, den ſie nach dem Gefängniß bringen, zu entwiſchen, ſo wird ſeine Flucht vom Volk erleichtert und befördert. Ganz anders aber verfährt man mit den Conſtabeln, die man achtet, und ſich nicht widerſezt. Ein von ihnen in Verhaft genommener wird wie ein Friedensſtörer angeſehn; und weit entfernt, ſeiner Flucht behülflich zu ſeyn, greift vielmehr ein jeder zu, wes Standes er auch iſt, ſolche zu hemmen. Das Amtszeichen der Conſtabels iſt ein großer Stab, mit dem engliſchen Wappen bezeichnet.

Der Großkanzler macht in ſeiner Perſon ein Tribunal allein aus, deſſen Endzweck iſt, in gewiſſen Fällen die Strenge des Geſetzes zu mildern, und nebſt dem Recht auch dahin zu ſehn, daß Billigkeit beobachter werde; daher heißt auch dieſer Gerichtshof Court of Equity. Hier ſind keine Geſchworne, ſondern der Großkanzler iſt alein Richter. Er iſt auch General-Vormund aller Waiſen des Königreichs, ſo daß er ſich der Rechte einzeler geringer Perſonen annimmt. Sein Tri-

bunal ist beständig offen, und hat keine Vacanzen, wie die andern, damit das berühmte Habeas-Corpus-Gesez zum Vortheil eines jeden Menschen sogleich vollzogen werden kann. Der Großkanzler ist auch allemal Sprecher im Oberhause. Alle diese Pflichten zusammen genommen setzen außerordentliche Fähigkeiten voraus, die von dieser Würde unzertrennlich sind. Hofränke und Factionen mögen daher auch noch so viele Veränderungen bey den englischen Staatsämtern bewirken, so müssen doch die Verdienste eines jeden Großkanzlers entschieden seyn.

Obgleich die Oppositionspartey im Parlament gewöhnlich der zahlreichern Hofpartey unterliegen muß, so geschieht es doch nicht selten, daß erstere gute Gesetze vorschlägt, die angenommen werden, dahingegen manches Gesez von der leztern verworfen wird, bey welchem die Minister nicht rathsam finden, ihre Stärke zu zeigen; denn wenn sie nicht selbst den Antrag thun, so scheint es, als ob sie sich bey dem Interesse ihrer Anhänger leidend verhalten, und in diesem Fall wird die Verwerfung einer Bill nicht als eine sie selbst betreffende Niederlage angesehn. Ich habe unter andern einer Parlamentsscene dieser Art beygewohnt, worauf ein

groſser Theil des Publikums aufmerksam war. Die überaus zahlreichen Freymäurer in England, die nur allein in London zweyhundert und sechs Logen haben, hatten 1771 groſse Entwürfe zur Ehre des Ordens gemacht. Sie wollten eine Art von Tempel zu ihren Versammlungen auſserhalb der Stadt aufführen, der mit einer groſsen Mauer umgeben seyn sollte; man wollte die Ordens-Statuten vermehren, ihnen eine gesezmäſsige Kraft verschaffen, u. s. w. Es wurde deshalb dem Unterhause eine Bittschrift eingegeben, um der Freymäurer-Societät die Rechte einer Corporation zuzugestehn. Der Antrag geschahe von Parlamentsgliedern, die zur Hofpartey gehörten, und selbst Freymäurer waren. Sie wandten alle Beredsamkeit an, die ihnen der Eifer für ihren Orden nur einzuflöſsen vermochte. Die Häupter der Opposition sagten nichts dawider, und schon schien den englischen Freymäurern ein neuer Stern zu glänzen, dessen Stralen, nach der bekannten Extremitätenliebe dieser Insulaner, auſserordentlich gewesen wären, als auf einmal ein mürrischer Mann aufstand und sagte: es wäre lächerlich, eine Gesellschaft, die man nicht kennte, mit groſsen Vorrechten zu begaben; bevor diese ertheilt werden

konnten, müßte der Endzweck der Societät und ihre innere Einrichtung in allen ihren Theilen dem Parlament vorgelegt werden. Dieſes Verlangen, das nichts geringers als die Entdeckung aller Ordensgeheimniſſe zum Grunde hatte, konnte unmöglich bewilligt werden. Die Freymäurer nahmen daher ihre Bill zurück, und da ohne die parlamentariſche Sanction keine liegende Gründe im Namen des Ordens gekauft werden konnten, ſo begnügten ſie ſich, in der Stadt, unter dem Titel einer Taverne, ein prächtiges Haus zu ihren Zuſammenkünften zu erbauen.

So ſinnreich die Engländer auch ſind, dem Sinn der Geſetze auszuweichen, wenn dieſe mit ihren Vortheilen ſtreiten, ſo ſcheuen ſie ſich doch außerordentlich, ſie geradezu zu übertreten. Die Reichen und Vornehmen zeigen dieſe Furcht noch weit mehr, als die gemeinen Leute, welches in allen Ländern der Welt umgekehrt iſt. Es iſt zum Beyſpiel höchſt ſelten, daß ein Vornehmer, wenn er gleich aufs äußerſte von einem gemeinen Menſchen zum Zorn gereizt wird, Hand an dieſen legt. Ja ſelbſt Miniſter, im Taumel ihrer Gewalt, ſehen ſich ſehr vor, eine Sache zu thun, die durch beſtimmte Geſetze verboten iſt, ſollte der Gegen-

ſtand auch noch ſo unbedeutend, und eine Klage im geringſten nicht wahrſcheinlich ſeyn, ſo iſt es genug, daß eine Parlamentsakte die Sache ſo und nicht anders verordnet hat, um dem beſten Willen des Miniſters Einhalt zu thun. Ich habe ſelbſt bey meinem erſten Aufenthalt in England die Erfahrung davon gehabt, und war damals geneigt, dieſe wohlgegründeten Scrupel für Eigenſinn zu halten.

Neunter Abſchnitt.

Leichtigkeit in England Schulden zu machen. Bailifs oder Gerichtsdiener. Sonderbare Prozeduren beym Verhaftnehmen. Schuldbürgen, ein eignes Gewerbe. Geſezmäßige Transportirung von einem Gefängniß ins andre. Die King's Bench ein Schuldgefängniß, deſſen innere Einrichtung, Geſetze und erſtaunenswürdige Verfaſſung. Unterhalt der Schuldner. Gnadenakte und deren außerordentliche Folgen. Militairperſonen dem Civilgericht unterworfen. General Gauſel.

Die Gefängniſſe für Schuldner in England ſind ſo beſchaffen, wie man es von einem Volke erwarten kann, das die hohen Rechte der

Menſchheit kennt; da hier nicht Beſtrafung, ſondern blos Sicherheit des Gläubigers erfoderlich iſt. Es iſt ſehr natürlich, daß die leichte Art in dieſem Lande Schulden zu machen, von der ich ſchon oben geredt habe, die Gefängniſſe mit Schuldnern anfüllen müſſe. Die ärmſten Leute, wenn ſie nur nicht wahre Bettler ſind, beſtreben ſich hier ein Haus für ſich zu bewohnen, oder nach dem engliſchen Ausdruck Houſe Keeper zu werden, weil außer der Bequemlichkeit auch gewiſſe Vorrechte damit verbunden ſind; ſie ziehen daher das ſchlechteſte Häusgen, das auf ihren Namen gemiethet iſt, der beſten Etage in dem Hauſe eines andern vor. Hieraus läßt ſich die überaus große Anzahl der Häuſer in London erklären, die ſich gegen die Häuſer in Paris wie fünf zu zwey verhalten; da in leztrer Stadt alles in großen Häuſern übereinander und untereinander wohnt. Auch hierin zeigt ſich die engliſche Freiheit. Oft hat ein ſolcher Mann in ſeinem Häusgen nichts mehr als ein Bett und einige Tiſche und Stühle: dennoch hat er als Houſe Keeper einen gewiſſen Credit, ſo daß ihm ohne Bedenken geborgt wird. Der Gewürzkrämer, der Fleiſcher, der Becker, der Schneider, der Schuſter, der Bierwirth u. ſ. w. liefern ihm alle

ihre Waaren und erwarten nie gleich Bezahlung. Bey wohlhabenden müssen sie bis Weihnachten warten, bey armen aber, so lange sie wollen; denn wenn die Schuld vierzig Schilling oder zwey Pf. St. beträgt, hat der Gläubiger das Recht, seinen Schuldner in Verhaft nehmen zu lassen. Dieses geschieht mit der größten Leichtigkeit. Der Gläubiger geht zu einem Justiz-Büreau, wo er gewöhnlich niemand als einen Gerichtsschreiber antrifft, diesem erklärt er sein Anliegen, und verlangt einen Arrestbrief (writ). Der Gerichtsschreiber, der blos diesen zu ertheilen, und nicht die Sache zu untersuchen da ist, giebt ihm solchen sogleich, nachdem er von ihm vorher die Gebühren genommen, und ihm die Bibel zu küssen gegeben hat; die gewöhnliche Art in England etwas zu beeidigen. Da nun hiemit die Schuld beschworen ist, so kann der Gläubiger, jedoch auf seine eigne Gefahr, nunmehr weiter prozediren.

Die Bailifs, von denen ich im vorigen Abschnitte geredet habe, übernehmen hier kraft ihres Amts das Geschäft die Schuldner zu arretiren; ein Gewerbe, das natürlich vom Volke verabscheuet wird. Indessen leben diese Bailifs gut, und wohnen in artigen Häusern, die eine Art von Interims-Ge-

fängniß für jeden Schuldner ſind. Zu einem ſolchen Menſchen ſchickt der Gläubiger, übergiebt ihm ſeinen Arreſtbrief, und unterrichtet ihn, wie er den Schuldner habhaft werden könne, da er nach den Geſetzen nicht mit Gewalt in ein Haus eindringen darf. Der Bailif führt ſodann den Schuldner nach ſeinem Hauſe, wo er vierundzwanzig Stunden bleiben und in dieſer Friſt alles verſuchen kann, ſich mit ſeinem Gläubiger zu vergleichen, oder Bürgſchaft zu verſchaffen. Geſchieht dieſes nicht in vierundzwanzig Stunden, ſo führt ihn der Bailif nach dem Schuldgefängniß, es ſey denn daß er Hoffnung hat, das Geſchäft in den nächſten Tagen zu endigen, und in dieſem Falle den Bailif für die Geldſtrafe ſicher ſtellt, in die er verfällt, wenn es angegeben wird, daß er den Schuldner länger als die vorgeſchriebene Zeit in ſeinem Hauſe behalten habe.

Die Bürgſchaft, die ein Schuldner nach geſchehenem Verhaft leiſtet, iſt nicht zum Beſten des Creditors, ſondern blos eine Garantie, daß der Schuldner vor Gericht erſcheinen, und die Sache ausmachen wolle. Indeſſen bleibt ihm unbenommen, ſich dennoch gütlich vor dieſer Zeit zu vergleichen, welches ſodann blos bey Gericht angezeigt

wird. Es werden zur Bürgſchaft zwey Houſe-keeper erfodert; ſind dieſes vermögende Leute und die Schuld iſt nicht außerordentlich groß, ſo muß ſie der Bailif annehmen; denn der Creditor wird gar nicht gefragt, weil blos der erſtere für alles haften muß. Wenn aber dieſem die Bürgen nicht hinreichend ſcheinen, ſo bleibt ihm nichts übrig, als ſeinen Gefangenen nach dem Schuldgefängniſſe zu führen, und die Sache den Tribunälen zu überlaſſen. Dieſe ſind nach den Geſetzen verpflichtet, die Bürgen anzunehmen, wenn ſie vor Gericht ſchwören, daß ſie wenigſtens doppelt ſo viel Vermögen haben, als die eingeklagte Schuld beträgt. Nach dieſem Schwur iſt es ſelbſt dem Lord-Oberrichter in England nicht erlaubt, ihre Bürgſchaft auszuſchlagen, wenn ſich gleich aller Anſchein von Armuth zeigte. Er würde ſich in ſolchem Falle einen verdrüßlichen Prozeß zuziehn, worin er den hintangeſezten Bürgen des Meineids überführen müßte. Da die vortreflichſten und weiſeſten Geſetze Misbräuchen unterworfen ſind, ſo iſt es auch leider hier der Fall. Es giebt Betrüger, die blos von dieſem Bürgſchaftleiſten leben. Sie bewohnen elende Häuſer, oder vielmehr Hütten, in den Vorſtädten, worin einige halbverrottete Tiſche

und Stühle befindlich sind, die nicht den Transport lohnen, wenn man sie auspfänden wollte. Die deutschen Juden treiben hier gemeinhin dieses seine Gewerbe; denn auch sie müssen als Housekeeper zu Bürgen angenommen werden. Diejenigen arretirten Schuldner, die das Weite suchen, oder sich eine Zeitlang verbergen wollen, wenden sich an sie, und dingen diese Bürgen für einen der Schuldsumme angemessenen größern oder geringern Preiß, ungefähr für zehn pro Cent. Der Schuldner kommt sodann frey. Wenn nun an dem zum Prozeß festgesezten Termin niemand erscheint, so sucht man die Bürgen auf; man findet sie nicht, wohl aber ihre Hütten, die zu keiner Auspfändung anreizen, und hiemit ist die Sache geendigt, es sey dann, daß der Creditor noch mehr Geld wegwerfen, die Juden persönlich angreifen, und sie im Gefängniß ernähren wollte.

Diejenigen Leser, denen es unbegreiflich vorkommt, daß solche Misbräuche nicht abgestellt werden, müssen sich erinnern, daß hier von einer Stadt wie London die Rede ist, die man aus einem fremden Standpunkt ganz unmöglich beurtheilen kann, selbst wenn dieser Standpunkt eine große Stadt ist. In England hängen Sitten, Gebräuche und

Geſetze oft ſo genau mit der Regierungsverfaſſung zuſammen, und ſind gleichſam ſo in einander verwebt, daß man keinen Theil abändern kann, ohne das Ganze zu zerrütten. Hiedurch läßt ſich die Fortdauer vieler auffallenden Mängel erklären, deren Abſtellung dem entfernten Beobachter ein leichtes zu ſeyn ſcheint. Wäre dieſes der Fall, würden wohl die großen Rechtsgelehrten, die an der Spitze der Regierung ſtehen, ein Thurlow, ein Mansfield, Fehler unabgeändert laſſen, die ihnen ſelbſt oft ſehr zur Laſt fallen? Der leztere iſt ſchon ſeit vielen Jahren Lord-Oberrichter von England, ein mittelmäßiger Staatsmann, aber ein großer Rechtsgelehrter und vortreflicher Redner. Oft glaubt man im Tribunal der königlichen Bank, woſelbſt er präſidirt, ein Orakel zu hören. Bey allen Prozeſſen, worin die Regierung nicht unmittelbar intereſſirt iſt, iſt es die Göttin der Gerechtigkeit, die ſich durch ſeinen Mund mit Weisheit und Würde ausdrückt. Ja bey dem berüchtigten Prozeß des Lord Gordons, der vor ſeinem Tribunal und in ſeiner Gegenwart entſchieden wurde, vergaß dieſer edle Mann ſeinen abgebrannten Palaſt, ſeine koſtbare Bibliothek und Kunſtſammlungen, und war hier blos Richter, der nach den Ge-

ſetzen ſprechen ſollte. Er behandelte den unſinnigen Gordon mit der größten Sanftmuth, ſammlete mit Unparteylichkeit alle Beweiſe zu ſeiner Rettung, und ſprach ihn los. Nur wenn der Hof die Loſung iſt, hört man den Hofmann. Ich habe die ſonderbare Scene geſehn, daß eben dieſer Lord-Oberrichter von England von einem zerlumpten deutſchen Juden in ſeinem Tribunal angegrinzt wurde. Der Jude, der keinen ganzen Rock auf dem Leibe hatte, erſchien, um für dreyhundert Pf. St. Bürgſchaft zu leiſten. Lord Mansfield äuſſerte einigen Zweifel über die Vermögensumſtände dieſes saubern Bürgen, worauf der Jude eine Anzahl Banknoten hervorzog, und den großen Lord ſpöttiſch fragte, ob er wohl dieſe Münze kenne? Mansfield ſchwieg, und der Bürge wurde angenommen, dem höchſt wahrſcheinlich ein dabey ſtehender wohlhabender Jude die Banknoten (es verſteht ſich für die Gebühr) zum Vorzeigen geliehen hatte.

Vermöge der ſo berühmten Habeas Corpus-Akte kann ein Schuldner, der in Verhaft iſt, ſich nach irgend einem Gefängniß im Königreich nach Gefallen bringen laſſen. Die Koſten dieſer Prozedur ſind ungefähr drey Pf. St., daher auch bey

anſehnlichen Schulden alle diejenigen, welche dieſe Summe zuſammen bringen können, oder nicht Hoffnung haben, ihre Sache geſchwind zu endigen, ſich dieſer Akte bedienen. Da zwey Gefängniſſe in England ſind, die ſich von allen andern in Europa ſo ſonderbar auszeichnen, nämlich King's Bench und die Fleet, in London, ſo wählt jedermann eine von dieſen beiden. Die leztere iſt mitten in der City, die erſtere aber vor der Stadt in den angenehmen Feldern St. George'sfields. Das Außerordentliche und Romanhafte dieſer Gefängniſſe iſt meines Wiſſens noch von keinem Reiſenden irgend einer Nation beſchrieben worden; nur blos in den engliſchen Romanen wird davon bisweilen Erwähnung gethan, und Dinge erzählt, die der nicht unterrichtete Leſer ganz natürlich in die Klaſſe der andern Fictionen ſezt, weit entfernt, ſie für einem Abdruck des ſittlichen Lebens in London zu halten. So wenig kennen wir ein Volk, von dem wir täglich reden, nach welchem wir uns in ſo vielen Dingen bilden, und das uns ſo nahe iſt.

Die Gefängniſſe King's Bench und die Fleet ſind zwey gleichſam für ſich beſtehende Republiken mitten in London. Die erſtere hat wegen ihrer

Lage und ihres Umfangs größere Bequemlichkeiten als die Fleet. Man ſtelle ſich eine Mauer vor, die einen großen Erdbezirk umſchließt. Innerhalb derſelben ſind eine Menge Wohnhäuſer aller Arten für die Gefangenen; ein Garten zum Spazieren; ein Plaz zum Ballſpiel; ein andrer zum Kegelſpiel; Wein- Bier- und Kaffeehäuſer; Kramladen u. ſ. w. Alle diejenigen inhaftirten Handwerksleute, deren Gewerbe keinen großen Raum oder Maſchinen erfodern, ſetzen hier ihre Arbeit fort, und hängen Schilder vor ihren Wohnungen auf. So ſiehet man Schneider, Schuſter, Perückenmacher, u. ſ. w., die nicht allein für ihre Mitgefangenen, ſondern auch für Auswärtige arbeiten, und alle Hände voll zu thun haben. Dieſe Leute nehmen gewöhnlich ihre Familien zu ſich, und leben recht ruhig. Die Anzahl dieſer freyen Perſonen überſteigt mehrentheils die Menge der Gefangenen ſelbſt, ſo daß hier bisweilen zwey bis dreytauſend Perſonen leben. Blos der Eingang des Gebäudes iſt wohl verwahrt, innerhalb deſſelben aber herrſcht auch nicht der geringſte Zwang, keine eiſerne Gitter, keine Riegel, keine Schlöſſer, und keine Kerkermeiſter, kurz, nichts das einem Gefängniß ähnlich ſieht. Da kein Zimmer verſchloſ-

ſen iſt, ſo können ſich die Gefangenen ganze Nächte durch vergnügen. Es werden daher auch Bälle und Concerte daſelbſt gegeben, ja Freymäurer-Logen daſelbſt gehalten, wie denn auch Wilkes 1769 in der King's Bench zum Freymäurer aufgenommen wurde.

Der Eingang des Gebäudes iſt von Morgens um ſieben Uhr an bis des Abends um neun Uhr offen, ſo daß ein jeder Nichtgefangener nach Gefallen, ohne alle Anfrage aus und eingehn kann. Zu Wilkes Zeiten war der Zugang täglich mit Equipagen berennt, die ab- und zufuhren. Oft begeben ſich Perſonen hieher, die in Gefahr ſind arretirt zu werden, und halten ſich ſo lange bey ihren gefangenen Freunden auf, bis ſie ſich mit ihren Gläubigern verglichen, oder ſonſt ihre Maaßregeln genommen haben. Denn zu der republikartigen Verfaſſung, wovon ich hernach reden werde, gehört auch die völlige Sicherheit aller Beunruhigung von außen. Das Innere des Gefängniſſes iſt für den Bailif ein Heiligthum, das er nicht betreten darf. Der Eingangsſaal allein iſt für ihn und die Thürſteher beſtimmt. Hier liefert er ſeinen Gefangenen ab. Wehe ihm aber, wenn er die innere Schwelle übertritt! Vor einigen Jahren wagte es

jedoch einer von dieſen Elenden und zwar verkleidet, um wo möglich eine Wittwe nahe an den Eingang zu locken, und ſie ſodann zu arretiren. Sie hatte ſich hieher zu ihrem Bruder geflüchtet, um den Verfolgungen eines hartnäckigen Gläubigers zu entgehn, der ſie durchaus habhaft werden wollte. Dem Bailif war eine groſſe Belohnung verſprochen, wenn es ihm glücken würde. Er machte daher den Verſuch, wurde aber ſchon beym Eintritte erkannt. Sogleich wurde ihm der Rückweg abgeſchnitten, und durch ein Loſungswort das Signal gegeben, womit die Gegenwart eines Ruheſtörers bezeichnet wird. Man ſtürzte aus allen Wohnungen heraus, umringte den Unglücklichen, und unterſuchte die Veranlaſſung ſeiner Kühnheit. Der Arreſtbrief, den er bey ſich hatte und den man fand, bewies ſein Vorhaben hinreichend. Da keine Entſchuldigung gültig war, bat er um Gnade; dieſe konnte ihm aber, aus Rückſicht künftiger Ruhe, nicht wohl ertheilt werden. Man ſchlug die ſonderbarſten Beſtrafungsmittel vor, und that endlich den Ausſpruch, daß er den auf Pergament geſchriebenen Arreſtbrief freſſen ſollte. Dieſes geſchah auch, man ſchnitt das Pergament in kleine Stücke, und würgte ſie ihm die Kehle herunter.

Es ſind hier Zimmer, die einem Palaſt Ehre machen können, und gewöhnlich von reichen Leuten bewohnt werden, die dafür theuer bezahlen; denn nichts iſt alltäglicher, als reiche, ja ſehr reiche Leute hier im Schuldgefängniſſe zu ſehn, wo ſie nach Gefallen bleiben, und ſich ſodann mit ihren Gläubigern vergleichen. Während ihres kurzen Hierſeyns geben ſie den andern Gefangenen große Mittags- und Abendmahlzeiten, die ganz den Aſſembleen in der Stadt ähnlich ſind. Man ſieht wohlgekleidete Perſonen beiderley Geſchlechts in ſchön möblirten Zimmern, Spieltiſche und reichlich beſetzte Tafeln; jedermann beträgt ſich mit Anſtand, und nichts, gar nichts veranlaßt die entfernteſte Erinnerung, daß man ſich in einem Gefängniß befindet.

Da niemand mit ganz leeren Taſchen nach dieſem Gefängniß kommt, das, wie bereits oben geſagt, wegen der Habeas-Corpus-Akte mit Koſten verbunden iſt, und man ohne Geld lieber nach dem Gefängniß der Marechelſea geht, ſo muß der Bewohner dieſes Orts bey ſeiner Ankunft den Anfang damit machen, ein Zimmer oder mehrere von einem andern Gefangenen zu miethen, der es darauf ſogleich räumt, und zu einem andern zieht. Der

geringſte Preiß eines Zimmers iſt wöchentlich eine halbe Guinee, wofür der arme Gefangene ganz ordentlich leben kann. Will oder kann der neue Ankömmling dieſes nicht bezahlen, ſo muß er ſich gefallen laſſen, mit mehreren in Einem Zimmer ſchlecht zu logiren, bis nach ſeiner Tour bey einem längern Aufenthalt ihm ein Zimmer allein zufällt, das er ſodann für ſich behalten, oder wieder vermiethen kann. Man macht ordentliche Anſchlagzettel, um die Straße und die Nummer dieſer zu vermiethenden Zimmer kund zu machen; desgleichen wenn öffentliche Auctionen gehalten werden ſollen, oder ſonſt etwas außerordentliches zu ſehn und zu verkaufen iſt. Ein ſchönes Kaffeehaus, deſſen Fenſter nach dem reizenden St. Georg's Felde die Ausſicht haben, iſt mit allen Zeitungen und Journälen verſehn. Man trifft beſtändig gute Geſellſchaft darin an, oft von ſehr reſpektablen Perſonen, die durch Unglücksfälle zurückgeſezt worden ſind. In dieſem Kaffeehauſe ſchrieb der berühmte Prediger Horne ſehr gründliche Bemerkungen über die engliſche Regierung und Geſezgebung; Wilkes, dieſer in Deutſchland ſo ſehr verkannte Mann, machte hier den Entwurf zu ſeinem künftigen Glück, und führte ihn nachher mit Muth

und Klugheit glücklich aus. Rodney lebte hier wenig Monate vorher, ehe er das Kriegs-Theater betrat, und durch ſeine Thaten die Bewunderung von Europa auf ſich zog.

Die auffallendſte Gewohnheit dieſer Gefängniſſe iſt die unmoraliſche Vermiſchung beider Geſchlechter. Wie bekannt, muß nach den engliſchen Geſetzen der Mann für die Schulden ſeiner Frau haften, ſo daß nicht ſie, ſondern er dafür arretirt wird. Man ſieht daher hier keine verheuratheten Frauen, ſondern nur Wittwen und Mädchen. Dieſe leztern, die alle öffentliche Prieſterinnen der Venus ſind, machen eine ſehr beträchtliche Anzahl aus; oft hundert und mehrere. Die ebenangeführten Koſten verurſachen jedoch, daß blos die Freudenmädchen von der angeſehnſten Klaſſe hieher kommen. Eine ſolche muß ſehr übel gebildet ſeyn, wenn ſie nicht bey ihrer Ankunft ſogleich Mannsperſonen findet, die Zimmer und Bette mit ihr theilen. Hierwider hat niemand etwas einzuwenden. Gefällt ſie ihm nicht länger, ſo tritt ſie der Mädchenfreund an einen Andern ab, und trifft eine neue Wahl. Oft aber bleibt das Mädchen auch nach geſchehener Loslaſſung bey ihrem Liebhaber; ja es entſtehen nicht ſelten hieraus Ver-

bindungen, die nicht eher als mit dem Leben aufhören. Der beſtändige Beſuch, den dieſe Nymphen von ihren Mitſchweſtern aus der Stadt erhalten, vermehrt das üppige Leben auf eine ausnehmende Weiſe. Viele bleiben hier die Nacht durch, und halten wahre Orgien im Garten beym Mondſchein. Noch andre, die keine Bekannten unter den Gefangenen haben, kommen des Abends auf gut Glück aus der Stadt her, um die Myſterien mit feyern zu helfen. Alles dieſes iſt erlaubt, und was am meiſten zu bewundern iſt, ſo geſchehn hiebey höchſt ſelten ſtrafbare Vergehungen.

Gewiſſe Diſtrikte in der Nachbarſchaft der King's Bench und der Fleet werden die Rules genannt (ein unüberſezbares Wort), die einen Bezirk von ungefähr zwey engliſchen Meilen in ſich begreifen. Innerhalb dieſen Rules kann der Gefangene nicht allein ſpazieren gehn, ſondern auch ganz und gar wohnen, wenn er einen Bürgen hat, der für ihn gut ſagt, nicht ſeine Schulden zu bezahlen, ſondern blos daß der Schuldner nicht entweichen werde. Hiezu gehört eine genaue Kenntniß ſeiner Lage, und ein gewiſſes Zutrauen, das man bey den Engländern häufiger, als bey allen andern Nationen, findet. Der Bürge giebt ſeine

Verſchreibung, im Entweichungsfall alles zu bezahlen, an den Marſchall der King's Bench, der für jeden Gefangenen mit ſeinem Vermögen haften muß. Uebertritt er die Rules, ſo ſezt er ſich in Gefahr, von neuem arretirt zu werden und alles Zutrauen zu verlieren. Will ein ſolcher Mann zu ſeinen auswärtigen Spaziergängen Geſellſchafter haben, ſo kann er unter denen wählen, die nicht wegen großer Schulden in Verhaft ſind, und für dieſe bürgt er ſodann, das heißt, er fügt ihre kleinen Schulden zu ſeinen großen, ſo daß, wenn ſie auf dieſen Spaziergängen entweichen, er die Schulden ſeiner Freunde mit bezahlen muß. Ein Mann alſo, der wegen einer Summe von 10,000 Pf. St. in Verhaft iſt, und die Freiheit hat, auszugehn, kann einige Gefangene mitnehmen, deren Schuld nur 100 oder 200 Pf. St. beträgt. Verſchiedene angenehme Theegärten liegen in der Nachbarſchaft der King's Bench, die denn auch von den Gefangenen fleißig beſucht werden.

Die Einkünfte eines Marſchalls der King's Bench ſind an 2000 Pf. St., ſeine Bemühungen aber dafür ſehr geringe, weil er nichts mit dem Innern des Gefängniſſes zu thun hat; allein ſeine Bürgſchaft iſt ſehr groß, da er bey den Entwei-

chungen der Gefangenen Selbſtſchuldner wird. Dieſe geſchehen jedoch ſelten. Vor ungefähr zehn Jahren entwichen vier durch ein Loch, das ſie in der Gartenmauer gemacht hatten. Ihre Schulden betrugen an 1500 Pf. St. Bevor der Marſchall dieſe bezahlte, machte er einen ſehr ſonderbaren Verſuch. Er bot durch die Zeitungen den Entwichenen an, 50 pro Cent von ihren Schulden an ſie ſelbſt baar zu bezahlen, wenn ſie ſich wieder einſtellen wollten. Drey davon nahmen das Erbieten an, empfingen das Geld und bezogen ihre alte Wohnung. An engere Verwahrung iſt bey ſolchen Fällen nicht zu gedenken, die auch überdem nicht in der Gewalt des Marſchalls iſt. Zu ſeiner Sicherſtellung fürs Kunftige, verdoppelte er jedoch ſeine äußern Verwahrungsmittel, und ließ die Mauer beſſer bewachen. Manche Marſchälle ſind durch ſolche Entweichungen auf einmal vom größten Ueberfluß zur äußerſten Dürftigkeit herabgeſunken. So hart dieſes auch für einzele Menſchen iſt, ſo nöthig iſt es doch für das Ganze. In einer Stadt wie London, und bey einer ſo ſonderbaren Behandlung der Schuldner, muß der Gläubiger durchaus ſich an jemand zu halten wiſſen, ſonſt würden ſolche Entweichungen durch

Nachläßigkeit und Beſtechungen alle Tage geſchehn. Eine Menge von Bedienten des Marſchalls halten beſtändig den Eingang des Gebäudes beſetzt der verſchloſſen iſt. Alles, was herein und heraus geht, muß ein Zimmer paſſiren, wo ſich dieſe Leute den ganzen Tag aufhalten, um alle Ausgehenden zu betrachten. Sie machen ſich mit der körperlichen Bildung der Gefangenen blos bey deren Ankunft bekannt, wo ſie ſolche aber auch ſehr genau in Augenſchein nehmen, da es unter keinerley Vorwand irgend einem von des Marſchalls Leuten erlaubt iſt, ins Innere zu kommen.

So ſehr ſchon alles obige die King's Bench von allen Gefängniſſen der Erde auszeichnet, ſo habe ich doch die Hauptcharakteriſtik noch nicht berührt. Dieſes iſt die innere republikaniſche Verfaſſung. Der Marſchall hat nicht das geringſte innerhalb der Mauern zu befehlen, auch betritt er höchſt ſelten das Innere eines Gebäudes, das doch ihm ſelbſt anvertraut iſt. Ein jeder Gefangener, beiderley Geſchlechts, iſt Mitglied dieſer Republik, und genießt mit allen andern gleiche Rechte. Man erwählt einen Ausſchuß, und einen Vorſitzer, die ſich wöchentlich einmal verſammeln, um alles Nöthige zu reguliren. Man ſchlichtet Streitigkeiten,

macht Polizeyverordnungen, hört Klagen an, und fällt Decrete, kurz, man handelt ganz wie in einem Freystaat. Ein jeder hat das Recht, den Versammlungen beyzuwohnen, und darin öffentlich zu reden. Diejenigen, die nicht mit Rednertalenten versehn sind, und Klagen anzubringen haben, worunter vorzüglich das Frauenzimmer gehört, suchen sich jemand aus, der diesen Dienst für sie übernimmt. Diese dem Anscheine nach lächerliche Farce ist die ernsthafteste Sache von der Welt durch ihre Folgen. In keinem monarchischen Staat von Europa werden die Gesetze so genau befolgt, wie die Verordnungen dieses kleinen Senats. Man verfährt nach der strengsten Billigkeit mit Anstand und Würde, und vollzieht die Decrete mit Nachdruck. Ein in Pension stehender englischer Oberster, ein großer Redner und talentvoller Mann, war vor einigen Jahren beständiger Präsident dieser Versammlungen, die mit der größten Ordnung gehalten wurden. Bey Schuldsachen, wo ein Gefangener dem andern Geld schuldig ist, und es nicht bezahlen will, wird eine förmliche Klage eingereicht, wobey es sich von selbst versteht, daß die Schuld erst im Gefängniß gemacht seyn muß. Der Beklagte wird citirt, und muß erscheinen.

Eine Widerspenstigkeit würde verursachen, daß man ihn herbeyschleppte, wodurch seine Sache gewiß nicht verbessert werden würde. Zwölf geschworne Männer, wie bey den Nationaltribunälen, fällen nach geschehener Untersuchung über die Schuld ihr Urtheil, und dieses ist sodann vollkommen gültig. Bittet sich der Beklagte Termine aus, so werden sie ihm zugestanden; er muß sie aber genau halten, sonst geht zum Besten des Creditors die Auspfändung vor sich, wenn er Mobilien besitzt, wobey selbst das Bette weggenommen wird. Hat er dergleichen nicht, so werden die Einkünfte seines Zimmers in Beschlag genommen, bis der Creditor bezahlt ist, oder dieser sonst Mittel ausfindet, zu dem Seinigen zu gelangen.

Sogar Criminalverbrechen geringerer Art, z. B. diebische Entwendung des Eigenthums, gegebene Schläge, u. s. w. werden hier nach dem Ausspruch der Richter bestraft. Gewöhnlich wird der Verbrecher mit einem Papier auf der Brust, worauf seine begangene That geschrieben ist, in den Höfen dieses Gebäudes herumgeführt, und zwar mit Gepränge, wobey sich ein Ausrufer befindet, der mit lauter Stimme seine Verbrechen anzeigt, und alle Bewohner für diesen Menschen warnt.

Ein solcher wird hernach von jedermann wie ein Verpesteter verabscheuet, und ist dennoch gezwungen in diesem Zirkel zu leben; daher geschieht es auch selten: und man kann hier mit Wahrheit sagen, daß die Strafen zweckmäßig sind. Die Gemeinheit wählt und unterhält einige gemeine Leute, unter dem Namen von Nachtwächtern. Diese müssen bey der Nacht die Stunden und das Wetter, nach englischem Gebrauch, ausrufen, und auf Feuersbrünste Achtung geben; bey Tage machen sie durch öffentliche Ablesung von Papieren alles kund, was die Gemeinheit wissen soll, als neue Verordnungen, Warnungen, Anzeigen von verlornen Sachen, u. s. w. und sind überdem die Vollstrecker der gefällten Urtheile. Alle Nichtgefangene, die hier bey ihren Verwandten und Freunden wohnen, alle Dienstboten, ja ein jeder Auswärtiger, der hier nur übernachtet, stehen sämtlich unter dem Schutz der Gemeinheit, und haben bey Beleidigungen gewiß Gerechtigkeit zu erwarten; vergehn sie sich aber, so müssen sie sogleich ohne Gnade den Ort auf immer verlassen, und wenn das Verbrechen von Wichtigkeit ist, so steht es dem Beleidigten frey, seinen Gegner draußen vor Gericht zu belangen, wobey ihn seine Mitge-

fangenen durch Subscriptionen unterstützen, wenn er den Prozeß nicht durch eigene Mittel führen kann. Für die Schuldprozesse hingegen haben die Landesgesetze gesorgt. Ein Gefangener kann mit seinen Gläubigern ohne Geld Prozesse führen; er legt sechs Pfennige in die Armenkasse, und erhält dafür einen Advokaten, der ihm umsonst dient. Geht der Prozeß für den Schuldner verloren, so werden blos die Kosten des Gläubigers zu seiner Schuld hinzugefügt. Diese Kosten bey dem Gericht der King's Bench belaufen sich bey einem nicht verwickelten Prozeß ungefähr auf 30 Pf. St. bey dem Gericht der Marshalsea aber nur auf fünf bis sechs Pf. St. Bey dem erstern aber wird keine Schuldsache angenommen, die unter 10 Pf. St. ist.

Ob alle oben angeführte sonderbare Freiheiten durch Gesetze festgesezt sind, weiß ich nicht; wenigstens werden sie von der gesezgebenden Macht tolerirt, als ein Ersatz der geraubten Freiheit, und in Rücksicht, daß Schuldner nicht Strafe, sondern Mitleiden verdienen, selbst alsdann, wenn sie nicht durch Unglücksfälle, sondern durch Leichtsinn und Mangel an Erfahrung in diese Lage gekommen sind. Allein auch ohne diese Rücksicht

handelt die Regierung sehr weislich. Welche Unordnungen, Prozesse, Händel und Ausschweifungen aller Art, würden nicht in solchen Gefängnissen unter so viel hundert Personen vorfallen, wenn nicht durch die kluge innere Polizey allem Unwesen gesteuert, und dadurch Harmonie und Ordnung befördert würde? Man müßte denn die pariser Methode annehmen, und die Schuldner wie die ärgsten Missethäter behandeln, sie in scheuslichen dunkeln Kerkern, auf einander gehäuft, einsperren, und ohne Ansehn der Person prügeln, so daß sie von Menschen gepeinigt, vom Hunger gequält, und vom Ungeziefer gefressen, ihr Daseyn verwünschen. Welch ein Kontrast auch hierin zwischen beiden Nationen! Dennoch entblöden sich die Franzosen nicht, den Engländern Rohheit, ja Wildheit Schuld zu geben; ein plumpes Urtheil, das ihnen unwissende Deutsche gewöhnlich nachbeten, die ein ganzes Volk nach den Ausschweifungen des Pöbels beurtheilen.

Es wohnen in der King's Bench viele Krämer, die mit nicht verakziften Waaren handeln, und solche daher weit wohlfeiler verkaufen, wie im ganzen Königreiche. Hierunter gehören vorzüglich Thee, Kaffee, Branntwein und Lichter; diese Ar-

tikel werden Zentnerweise hereingebracht, und, weil hier keine Visitation Statt findet, öffentlich im Kleinen verkauft; da man denn leicht denken kann, daß es nicht an auswärtigen Käufern fehlet. Dieser Misbrauch gehört indessen nicht zu den von der Regierung tolerirten Freiheiten; er hat sich unter einem sorglosen Ministerio eingeschlichen, ohne daß man noch bis jezt auf wirksame Mittel gedacht hat dem Uebel Einhalt zu thun.

Diejenigen gefangenen Schuldner, die von ihren Gläubigern Alimentirung verlangen, melden sich deswegen beym Gerichtshofe, und beschwören ihre Dürftigkeit, worauf denn der Gläubiger den nach den Gesetzen festgesezten Unterhalt bezahlen muß. Dieser war ehmals sehr gering, und betrug vier englische Pfennige, ist aber vor einigen Jahren erhöhet worden. Nur sehr wenige Schuldner bedienen sich dieses Hülfsmittels, wegen des damit verknüpften Schwurs, der ihren Ehrgeiz kränkt, und die geringen Geldvortheile weit überwiegt. Ein sonderbarer Umstand aber ist hiebey zu bemerken. Die Bezahlung muß wöchentlich, und zwar alle Sonnabend für die nächst folgende Woche geschehn. Versehlt der Gläubiger diesen Tag, oder vergißt er seinen Schuldner, welches desto leichter

geſchieht, da er oft eine deutſche Meile und weiter von ihm wohnt, ſo kommt der Gefangene los, und die Schuld iſt getilgt. Er braucht blos die nicht geſchehene Bezahlung ſeiner Alimente dem Gerichtshof anzuzeigen. Will der Gläubiger auf eine längere Zeit voraus bezahlen, ſo nimmt es der Gefangene nicht an, und thut er es, ſo wäre das Geld verloren, weil der Creditor doch die nächſte Woche wiederkommen, und es noch einmal geben müßte, da es nach den Parlamentsakten, die, wie jedermann weiß, hier buchſtäblich beobachtet werden, wöchentlich geſchehn ſoll. Aus dieſer Urſache wird ſich auch keine andre zu den Gefängniſſen gehörige Perſon mit dieſer Auszahlung befaſſen, wenn gleich der Creditor das Geld irgendwo deponiren wollte.

Es kommen von Zeit zu Zeit Gnadenakten heraus, wodurch die Gefängniſſe geöffnet werden, und die Schuldner größtentheils heraus gehn. Alle genießen dieſes Vortheils nicht, weil erſtens diejenigen davon ausgeſchloſſen ſind, die an einen Gläubiger fünfhundert Pf. St. und mehr ſchuldig ſind; zweytens, weil gewiſſe damit verknüpfte Ceremonien zur Schande gereichen; drittens, weil nicht wenige vermögend und alſo nicht inſolvent ſind, und vier-

tens, weil viele wegen ihres oben angeführten Schleichhandels nicht heraus verlangen. Die Namen aller insolventen Schuldner, die sich durch solche Akte reinigen wollen, werden in alle Zeitungen gesezt, und bevor man sie freyläßt, müssen sie im öffentlichen Gerichtshof ihre Dürftigkeit feyerlich erklären. So wenig auch das Gefängniß selbst die Idee von Schande erregt, so sehr thut es hingegen diese Handlung, die von den Engländern gleichsam als ehrlos angesehn wird. Wenn man von jemand sagt: He is cleared by the act, (er ist durch die Akte gereinigt) so erzeugt dies hier ungefähr den Begriff, als wenn man in Deutschland sagt: „Er hat den Staupbesen bekommen.“ Sie werden dem Gebrauch gemäß vor Gericht gefragt, ob sie nichts zum Besten ihrer Gläubiger zu verschreiben haben. Als an den unglücklichen König Theodor diese Frage gethan wurde, der auch durch solche Gnadenakte loskam, antwortete er: „Ja, das Königreich Corsika.“

Da es in diesen Akten immer heißt, daß diejenigen insolventen Schuldner, die sich an einem bestimmten Tage in den Gefängnissen befinden, daran Theil nehmen sollen, so eilen auch die entferntesten aus allen europäischen Ländern herbey, um ihre in Eng-

land gemachten Schulden zu tilgen, und neue machen zu können. Nicht allein Engländer, sondern auch Fremde von allen Nationen, machen sich diesen Vortheil zu Nutze. Der berühmte italienische Sänger Tenducci, der in London über zehntausend Pf. St. schuldig war, kam zufolge der lezten Gnadenakte von 1777 wieder nach England, ward bey dem Theater zu Drury Lane zu den Operetten angenommen, und entwich abermals im folgenden Jahre, nachdem er einige tausend Pf. St. neue Schulden gemacht hatte. Alle Gefängnisse des Königreichs würden die große Menge sowohl der Einheimischen als der Ausländer nicht fassen können, die zu diesem Endzweck herbeyeilen, und sich als Gefangene angeben; man bedient sich daher, zur Bequemlichkeit der alten Gefängnißbewohner, und zum Vergnügen der neuen Ankömmlinge, eines sonderbaren Mittels: Man nimmt nämlich keine neuen im Gefängniß auf, sondern läßt sie in London wohnen, wo sie wollen, und zwar unter dem Titel als Gefangene. Um diesen Titel mit Recht zu führen, werden sie in den Gefängnissen einige Augenblicke lang verschlossen, sodann geben sie ihr Wort, wenn sie gefodert werden, zu erscheinen, das sie gewiß nicht brechen, da sie aus freyem Willen

gekommen sind, und dadurch ihren Endzweck vereiteln würden.

Da die Soldaten hier ganz unter dem Civilgericht stehen, und nur blos Dienstvergehungen vom Regiment bestraft werden, so findet man in allen Gefängnissen Militairpersonen, die theils wegen Schulden, theils wegen Criminalprozesse in Verhaft sind. Dieses fällt einem Ausländer, besonders einem Deutschen sehr auf, der gewohnt ist sich den Soldaten als das Gegenbild des Bürgers zu denken. Ich habe hier einen Offizier auf der Parade von Bailifs arretiren sehn, der seine Kriegskameraden verlassen und mit fortwandern mußte. Man klagt nie bey dem Obersten eines Regiments über Soldaten-Beleidigungen, sondern beym Civil-Magistrat. Nur Soldaten allein bringen ihre Klagen über andre Soldaten beym Regimentschef an, der aber bey ernsthaften Verbrechen, wenn die Sache criminel ist, nicht selbst Richter seyn kann, sondern den Beklagten dem Civilgericht übergeben muß. Ein Soldat von der königlichen Garde, der im großen Kriege in Deutschland gedient, und daselbst manchen militärischen Kunstgriff gelernt hatte, versuchte es, einige Jahre nach dem Frieden, da er auf der Schildwache beym Park stand,

einem Manne seinen Hut zu nehmen, der in seiner Nachbarschaft sich eines natürlichen Bedürfnisses entledigt hatte. Diese deutsche Mode taugte aber für den englischen Boden nicht. Der Mann ging zum Friedensrichter, und erhielt einen Criminal-Arrestbrief (warrant) auf seinen Schwur, daß ihm der Soldat auf öffentlicher Straße seinen Hut mit Gewalt geraubt habe. Er wurde sogleich in Verhaft genommen, in Ketten gelegt, nach den Gesetzen zum Tode verdammt, vom Könige aber begnadigt.

Kein Schuldner kann an einem Sonntage arretirt werden. Diese Gnadenzeit fängt Sonnabends Nachts um zwölf Uhr an, und dauert bis Sonntag um eben die Zeit. In dieser Frist können sie gehn, wohin es ihnen gefällt, selbst zu ihren Creditoren, die ihnen die Woche über vergeblich auflauren lassen, und sie nie habhaft werden können. Nur allein die Caventen haben das Recht, wenn die Gebürgten entfliehen wollen, diese Treulosen auch am Sonntage, ja selbst in der Kirche zu arretiren, und wider diese Schuld findet weder Caution noch Prozeß Statt. Diese Vorrechte sind höchst billig, da der Engländer aus natürlichem Zutrauen sehr leicht Bürge, selbst für einen fremden Men-

schen wird, wenn die Summe sich nicht sehr hoch beläuft, und zwar ohne alles Interesse; daher denn auch die Entweichung eines Gebürgten als die infamste aller Handlungen angesehn wird.

Die Bailifs müssen bey dem Verhaftnehmen äußerst behutsam sehn. Die Arrestbriefe gelten nur für gewisse Distrikte, die nicht dürfen übertreten werden, ohne einen zweyfachen oder dreyfachen Arrestbrief zu haben. Z. B. die City von London, die Grafschaften Middlesex und Surrey, haben alle ihre verschiedenen Jurisdiktionen. Eine gewisse Gegend in Westmünster, die am Park stößt, ist gar eine Freystadt, wo die Schuldner sicher wohnen können. Man nennt diesen Bezirk, worin der St. James-Park mit eingeschlossen ist, The verge of the Court. Er steht unter der Gerichtsbarkeit eines alten Collegii, das den Namen führt: board of green cloth. Hier belaufen sich die Kosten der Arretirung auf achtzig Pf. St., und dennoch wird dem Schuldner vom Collegio vierundzwanzig Stunden vorher davon Nachricht gegeben, wenn der Arrestbrief bewilligt wird. Dieses geschieht jedoch höchst selten, daher denn alle Häuser dieses Bezirks voller Menschen stecken, und die vermietheten Zimmer hier theurer wie in ganz

London ſind. Wenn ein Bailif aus Verſehn einen Unrechten arretirt, ſo muß er ihm nach den Geſetzen für jede Stunde, worin er ſeiner Freiheit beraubt iſt, eine Guinee bezahlen.

Das Sprüchwort der Engländer: My houſe is my caſtle (mein Haus iſt mein Caſtel), iſt nicht ohne Grund, denn niemand darf wegen Schulden mit Gewalt aus dem Hauſe geholt werden. Kann aber der Bailif bey offenen Thüren, oder durch Liſt ungehindert bis zum Bewohner kommen, und ihm ſeinen Arreſtbrief vorzeigen, ſo iſt lezterer genöthigt mit ihm zu gehn. Sie bedienen ſich dazu oft aller nur erſinnlichen Kunſtgriffe, und kleiden ſich bald als vornehme Leute, bald als Livreebedienten, bald als Frauenzimmer, u. ſ. w. Von Rechtswegen dürfen ſie nicht einmal eine zugemachte Stubenthüre eröffnen, allein ſie überſchreiten nicht ſelten dieſe Gränzen; in der Vorausſetzung, daß die wenigſten Schuldner Geld daran zu wenden haben, ſie gerichtlich zu verfolgen. Allein dennoch geſchieht es zu Zeiten. Einen merkwürdigen Prozeß dieſer Art führte der engliſche General Ganſel vor ungefähr zwölf Jahren. Er bewohnte kein Haus, ſondern blos einige Zimmer, wo er von ſeiner Penſion ſparſam lebte. In dieſer Retraite ſuchten ihn

seine Schuldner auf; die Bailifs sprengten die verschlossene Thüre, und drungen ein, wurden aber von dem General mit Pistolen empfangen, wodurch einige verwundet wurden. Der General ward endlich überwältigt, und ins Gefängniß geführt, woselbst er sogleich einen Prozeß anfing. Ganz England war darauf aufmerksam, da hier die Frage entschieden werden sollte: ob die Zimmer eines Miethmanns in diesem Falle wie ein Haus anzusehn wären? Der Ausspruch nicht der Geschwornen, sondern der zwölf großen Richter des Königreichs, fiel zur Freude des ganzen Volks bejahend aus. Dem zu folge wurden die Bailifs, ungeachtet ihrer Wunden, noch mit Gefängnißstrafe belegt. Der General Gansel hingegen, der sehr viele Schulden hatte, ließ sich nach der Fleet bringen, woselbst er auch vor einigen Jahren als ein Gefangener gestorben ist.

Zehnter Abschnitt.

Polizey in London und deren vortrefliche Anstalten *). Strassenräuber zu Pferde und zu Fuß. Einbrechende Diebe, ein abgesondertes Gewerbe. Sonderbare Scene einer schönen Diebeshülfin. Taschendiebe, eine von den vorigen ganz verschiedene Menschenklasse. Diebs-Maximen. Englische Betrüger. Freudenmädchen mancherley Gattungen, deren Lebensart und Grundsätze. Miß Fisher, eine berühmte Priesterin der Venus. Verführungsmethode junger Frauenzimmer in England. Auffallende Ausschweifungen alter Weiber und Kinder. Freudenhäuser für Hofleute. Bagnios. Merkwürdiges Bacchanal eines reichen Engländers. Catalogus öffentlicher Nymphen. Allgemeiner Abscheu gegen die Pederastie. Händedruck, eine brittische Sitte.

Die Engländer haben in ihrer Sprache kein Wort, das Polizey ausdrückt. Man würde sich aber sehr irren, wenn man daraus

*) Obiger Inhalt der Materien scheint widersprechend zu seyn. Vortrefliche Polizey, Räuber und Diebe passen sich nicht wohl zusammen. Man lese aber diesen Abschnitt, verliere nie den Gesichtspunkt der volkreichsten, reichsten, und was noch mehr ist, der freyesten Stadt in Europa aus den Augen, und urtheile sodann.

auch den Mangel der Sache ſelbſt folgern wollte. Dieſe ungegründete Beſchuldigung muß die Stadt London vorzüglich von Ausländern erdulden, die nicht an dieſe Inſel denken können, ohne ſich nicht beſtändig der engliſchen Straßenräuber zu erinnern. Alles zuſammen genommen, ſo iſt die Polizey hier ſo gut, als ſie es in einer ſo ungeheuern und von freyen Menſchen bewohnten Stadt nur immer ſeyn kann. In dieſer Rückſicht, die man nicht aus den Augen verlieren muß, iſt ſie vielmehr bewundernswürdig. Der menſchliche Geiſt zeigt ſich dem Philoſophen nirgends erhabener, als wenn er eine Million Menſchen auf einen Haufen zuſammengedrängt ſieht, die nicht durch den deſpotiſchen Zepter und Soldaten, ſondern durch das unſichtbare Band der Geſetze in Ordnung gehalten werden. Man nehme hiezu den Reichthum dieſer Stadt, die damit verknüpften Wollüſte, und den Luxus unſers Jahrhunderts, ſo kann man ſich wohl nicht wundern, daß, wenn dieſe erſtaunliche Menſchenmaſſen ſich an einander reiben, Funken daraus entſtehn; vielmehr ſcheint es unbegreiflich, daß die zahlloſe Menge der Armen, durch das Wohlleben der Reichen gereizt, und durch keine ſinnliche Macht im Zaum gehalten, nicht London zu einer

Mörbergrube macht. Die Anzahl der Räubereyen und Einbrüche, die hier geſchehen, iſt verhältniß-weiſe nur geringe. Dieſes Uebel kann zwar durch Anſtalten verringert, allein durch keine menſchliche Klugheit ganz ausgerottet werden, ſo lange die Stadt ihre Größe, ohne Mauern und Thore, und das Reich die gegenwärtige Staatsverfaſſung behält.

Ich will hier einige Züge von der Londoner Polizey entwerfen, wie ſie jezt iſt. Die Hausarmen aller Kirchſpiele werden durch einen ungeheuern Fond ernährt, wozu alle Häuſerbewohner beytragen. Eine große Menge Hoſpitäler, deren Einrichtung, Ordnung und Reinlichkeit das Non plus ultra dieſer Art Stiftungen iſt, ſind für die Kranken aller Nationen und Religionen beſtändig offen, und werden durch jährliche Subſcriptionen unterhalten. Die Straßen ſind des Abends herrlich erleuchtet; wobey die Lampen noch vor der Dämmerung angezündet werden, und dieſes alle Tage im Jahre, ohne auf den Mond zu rechnen, deſſen Dienſt von den Meilen abhängt, allein democh durch die lächerliche Oekonomie vieler Städte in Anſchlag gebracht wird. Dieſe Erleuchtung erſtreckt ſich bis auf ſieben auch acht engliſche Meilen von

der Stadt, auf allen Landstraßen, die auch mit Wachthäusern in abgemessener Entfernung von fünfhundert Schritten versehn sind. Ein mit Gewehr bewaffneter Nachtwächter befindet sich in jedem derselben, und eine an dem Häuschen befestigte Glocke dient zum Allarmiren. In der Stadt selbst sind zweytausend Nachtwächter ohne Gewehr, aber mit Schnarren, die sie zum Signal der Unordnung und Hülfe brauchen. Sie untersuchen die Thüren aller Häuser, und wenn solche nicht verschlossen sind, so geben sie sogleich den Bewohnern davon Nachricht; überdies rufen sie sowohl die Stunden als das Wetter aus, und sind auf Feuersbrünste aufmerksam. Die Anstalten zu diesen sind auch sehr gut. Eine Menge wohl unterhaltener Feuerspritzen, mit den dazu bestimmten Leuten, eilen auf die geringste Feuersgefahr herbey. Für die zuerst ankommende Spritze wird eine Prämie von fünf Guineen, für die zweite drey, und für die dritte Eine Guinee bezahlt. Die übrigen gehen leer aus, dennoch eilen sie alle nach äußerster Möglichkeit, um einen dieser drey Preiße zu erhalten.

:: Die Häuser sind alle assecurirt, sowohl als die Möblen. Alle Straßen ohne Ausnahme, selbst

die kleinen Gäßchen und Höfe, haben an den Ecken Tafeln hängen, worauf ihre Namen geſchrieben ſind. Alle Häuſer haben ihre Nummern an den Thüren, desgleichen die meiſten die Namen ihrer Bewohner auf meſſingenen Blechen gegraben. Jedes Haus dieſer ungeheuern Stadt iſt mit Waſſer durch unterirdiſche Röhren verſehen, die unter dem Steinpflaſter gelegt ſind. Da ſich dieſe Röhren kreuzen, ſo haben die Häuſer Zeichen, die auf den äußern Steinen eingegraben ſind, und die verſchiedenen Abtheilungen der Kanäle anzeigen. Das Steinpflaſter iſt vortreflich, und wird ſehr wohl unterhalten; ein gleiches kann man von den Anſtalten rühmen, die zur Reinigung der Straßen gemacht ſind, weil ſonſt der Unrath in einer ſolchen Stadt ſich auftürmen würde. Die Miethkutſchen müſſen in beſtimmter Anzahl und an gewiſſen Oertern den ganzen Tag über halten, und dürfen unter keinem Vorwand ausſchlagen, wohin man will, innerhalb der Stadt zu fahren. Jede Kutſche hat ihre Nummer, die auf zwey Blechen an beiden Thüren befeſtigt iſt, und bey zehn Schilling Strafe nicht eine Stunde lang abgenommen werden darf. Das Miethgeld iſt genau beſtimmt, nach Entfernung und Zeit, und kein

Miethkutscher darf mehr als seine Gebühr verlangen, wenn er nicht gestraft seyn will. Eine gleiche Verordnung ist mit den Böten gemacht, die auf der Themse fahren, wobey auf jedem Boot nicht allein die Nummer, sondern auch Vor- und Zunamen des Eigenthümers gemalt ist; ja jedes Ruder ist eben so bezeichnet. Bey Klagen über diese zum Dienst des Publikums bestimmte Leute, kann man auf die schleunigste Justiz rechnen. Diese Klagen werden bey ausdrücklich dazu verordneten Bureaux angebracht, wo mit aller Strenge gegen den Uebertreter verfahren wird. Eine Anzahl Constabels müssen in allen Quartieren der Stadt bis nach Mitternacht Wache halten, und ein jeder derselben ohne Ausnahme muß zu allen Stunden des Tages zum öffentlichen Dienst bereit seyn, und darf sich nicht entschuldigen, wenn ihn selbst ein unbekannter geringer Mensch auffodert. Die Friedensrichter sitzen den ganzen Tag Gericht, und wenn einer durch Privatgeschäfte daran verhindert wird, und nicht zu Hause ist, so findet man leicht einen andern. In der City von London sitzen täglich Aldermänner Gericht, um Klagen anzuhören, kleine Vergehungen zu bestrafen, u. s. w. Alles dieses geschieht gratis und

öffentlich, daher weder Beſtechung noch Ungerechtigkeit hier Statt finden. Ein ähnliches Gericht hält der Lord-Major täglich in ſeinem Palaſt, u. ſ. w. Ein jeder Unbefangener kann nun hieraus urtheilen, ob in London die Polizey gut ſey oder nicht. Die Franzoſen und ihre Nachbeter finden ſie ſchlecht, weil man hier nicht, wie in Paris, um eines Schuldigen willen zwanzig Unſchuldige einkerkert und mißhandelt.

Die Geſetze ſind nicht nachſichtsvoll gegen die Straßenräuber, deren Verbrechen, wenn es erwieſen iſt, mit dem Tode geſtraft wird. Um die Zuſammenrettung in Banden zu verhindern, hat man die weiſe Verordnung gemacht, daß ein auf den Tod ſitzender Räuber ſein Leben damit retten kann, wenn er einen andern angiebt, und gegen ihn als Zeuge auftritt. Dieſes Mittel, das ſehr häufig gebraucht wird, erzeugt zwiſchen dieſen Spießgeſellen das größte Mistrauen, und verhütet ihre Vereinigung, die gefährlich werden könnte. Die Friedensrichter ſchicken auch oft bewaffnete Leute, die man hier Diebsfänger nennt, auf den Fang aus. Dieſe ſetzen ſich verkleidet in Poſtchaiſen, und befahren die berüchtigtſten Gegenden vor der Stadt. Werden ſie ſodann angefallen,

so feuern sie, oder sie stürzen heraus, und nicht selten glückt es ihnen, den Straßenräuber habhaft zu werden. Indessen verlassen sich diese auf die geprüfte Schnelligkeit ihrer Pferde, und auf die große Kenntniß des Terrains, wo ihnen die kleinsten Schlupfwinkel bekannt sind.

Dieses ist jedoch nur der Fall bey Straßenräubern von Profession, deren Anzahl kaum auf hundert gerechnet wird. Andre treiben dieses Handwerk nur allein, wenn sie Geld brauchen, und noch andre machen blos Versuche dieser Art im äußersten Nothfall. Es geschieht indessen oft, daß diese am unglücklichsten dabey sind, und daß ihr erster Versuch aus Mangel an praktischer Kenntniß übel abläuft. Die Höflichkeit dieser Räuber ist bisweilen groß; sie bedauern, daß schlechte Glücksumstände sie zu diesem Schritte nöthigen, und erbitten sich das Geld der Reisenden in sehr anständigen Ausdrücken. Diejenigen, die in der Angst alles, was sie haben, hergeben, erhalten auch auf Verlangen so viel zurück, daß sie ihr Wegegeld bezahlen können. Dergleichen Dialogen werden bisweilen mit der größten Kaltblütigkeit von beiden Seiten gehalten, und man trennt sich mit Höflichkeitsbezeugungen. Einige nehmen außer dem Gelde

auch Uhren, andre aber ſchlagen ſie aus, weil ſie zur Entdeckung des Räubers führen können, welches ſich auch oft ereignet. Die ärmſten, die kein Pferd haben, rauben zu Fuß, allein innerhalb der Stadt. Dieſes iſt ihre Provinz, ſo wie die Landſtraßen den berittenen Räubern gehören. Es iſt hiebey zu bemerken, daß nur ungefähr zwey deutſche Meilen rund um London geraubt wird; in einer größern Entfernung iſt man völlig ſicher, weil es allda einem Räuber ſehr ſchwer fallen würde, zu entwiſchen, dahingegen die ungeheure Stadt, gleichſam der Schlund iſt, der alles aufnimmt, und wo man ſich ſehr leicht verbergen kann.

Ein Verwahrungsmittel gegen ſolche Anfälle, iſt, weder ſehr früh des Morgens, noch Abends, wenn es dunkel iſt, dieſen geweiheten Bezirk zu bereiſen, oder wenn es doch geſchieht, ſich von bewaffneten Bedienten zu Pferde begleiten zu laſſen. So reiſen auch alle Vornehme und Reiche in England, die daher auch nie beraubt werden, es ſey denn, daß ſie dieſe ſo ſimple Vorſicht unterlaſſen. Indeſſen ſind dieſe Beraubungen eben nicht als ein großes Unglück anzuſehn, weil der engliſche Räuber nur gewöhnlich droht, und blos bey gewaltſamer Widerſetzung ſeine Piſtolen braucht.

Diese Widersetzung in einer zugemachten Chaise zu wagen, wo der Schuß so leicht fehlen kann, und zwar gegen einen Mann, der frey zu Pferde sitzt, ist wahre Vermessenheit. Ich habe mich daher auch nie mit Gewehr versehn, wenn ich in kritischen Stunden die Landstraßen bey London befuhr; dagegen aber habe ich in Ansehung meines bey mir habenden Geldes allemal eine gewisse Vorsicht beobachtet. Diese bestand darin, mein Geld zu theilen, und das zum Räubertribut bestimmte abgesondert in einem Beutel in Bereitschaft zu halten. Die Klugheit erlaubt es diesen Verwegenen nicht, sich lange bey ihrem gefährlichen Geschäft zu verweilen, daher sie sich davon machen, ohne erst ihre Beute zu untersuchen. Diese ist selten beträchtlich, weil die Engländer nicht viel baar Geld bey sich führen, da sie es als eine Beschwerlichkeit ansehn. Man wird daher nie bey ihnen einen wohlgefüllten Beutel gewahr, weil er entweder einen lächerlichen Prahler, oder einen absichtvollen Betrüger bezeichnen würde, ja die Geldbeutel selbst sind bey allen denen proscribirt, die nach den alten Sitten leben. Diese tragen ihr Geld blos in der Tasche.

Das Räubergewerbe iſt in ganz verſchiedene Klaſſen abgetheilt, die alle ihre eignen Maximen, Lebensart und Benennungen haben. Es giebt arme Räuber, die zu Fuß und blos in den Gaſſen der Stadt des Nachts rauben (foot pad), dahingegen die berittenen (high wayman) auf den Landſtraßen den Reiſenden auflauern. Die einbrechenden Diebe (houſe breaker) ſind von dieſen wieder ganz verſchieden. Noch mehr aber ſind es die Taſchendiebe (pickpocket), welche die ärmſten und verächtlichſten von allen ſind; es ſey denn, daß ſie es in ihrer Kunſt weit gebracht haben, und nur auf große Diebereyen ausgehn. Dieſe verſchiedene Gattungen von Dieben bleiben den Grundſätzen ihres eigenthümlichen Gewerbes bis zum Erſtaunen getreu. Es fällt einem Landſtraſſenräuber gar nicht ein, ſich zu den einbrechenden Dieben zu geſellen, ſo wie dieſe hingegen ſich mit dem Straßenraube nie befaſſen. In der Stadt Perſonen durch Liſt die Taſchen auszuleeren, würde der Straßenräuber unter ſeiner Würde halten. Auch iſt dieſes faſt ohne Beyſpiel. Ich habe einen Räuber geſehen, der ſein Leben blos durch die geſezmäßige Anklage eines andern im Gerichtshofe gerettet hatte, und dennoch den Taſchendieb-

stahl so sehr verachtete, daß er ausschlug, sich eines feinen Schnupftuchs zu bemächtigen, das einem Vorübergehenden aus der Tasche hing, und er ganz ungesehn entwenden konnte. Er that es aber nicht, sondern erinnerte jenen vielmehr, es einzustecken.

Ich komme nun zu der andern Klasse von Räubern, die von den nächtlichen Einbrüchen in abgelegenen und schlecht verwahrten Häusern leben, und dieses trotz den zweytausend Nachtwächtern, die von der Stadt unterhalten werden. Nichts gleicht der Vermessenheit dieser Diebe, als ihre große Geschicklichkeit bey ihrem Gewerbe. Sie erbrechen Laden, heben Fenster aus, machen eiserne Stangen los, und alles dieses in der größten Geschwindigkeit, und mit geringem Geräusch; so bald aber die Nachtwächter dazu kommen, oder die Hausbewohner erwachen, so nehmen sie mit Hinterlassung ihrer Brecheisen die Flucht. Geraubtes Silberzeug wird wegen der Marquen gleich umgeschmolzen; zu allen andern Sachen aber wissen die Diebe Käufer. Da diese leztern nun den Diebstahl befördern, ja dazu aufmuntern, so ist nach den Gesetzen die Strafe eines solchen Hehlers doppelt, wovon kein Geld befreyen kann. Ehemals wurden sie auf vierzehn Jahr nach

Amerika transportirt, und die Diebe ſelbſt nur auf ſieben Jahre. Daſſelbe Verhältniß wird auch jezt bey ihrer Gefängnißſtrafe beobachtet.

Obgleich auch hiebey das Geſez in Anſehung des Angebers ſtatt findet, ſo geſellen ſich doch kleine Banden zuſammen, die, auf ihre gegenſeitige Treue bauend, ihr Gewerbe treiben. Oft gehören Mädchen dazu, deren ſchöne Bildung von der Natur ganz zur Verehrung beſtimmt iſt. Dieſe dienen zu Spionen bey Tage, und des Nachts ſind ſie Mithelfer in verſtellter Kleidung. Ich habe bey meinen häufigen Beſuchen der hieſigen Tribunäle davon außerordentliche Beyſpiele erfahren. Ich will nur eins anführen, das auffallend iſt. Ein Mädchen, das vor den Augen der Richter und Zuſchauer in der Old Bailey als eine Venus auftrat, ſehr zierlich geputzt war, und mit großem Anſtand und Grazie ſich zu vertheidigen verſuchte, dieſes reizende Geſchöpf war ſo tief geſunken, daß ſie Mitglied einer Diebsbande war, unter welcher ſich ein junger Menſch befand, den ſie liebte. Sie hatte einem Einbruche beygewohnt, um die geſtohlnen Sachen mit fortbringen zu helfen. Dieſer Beſuch hatte ein entlegenes Haus betroffen, deſſen Bewohner auf dem Lande waren, und alſo leer ſtand.

Man hatte daher nicht die ſpäte Nacht, ſondern nur den Abend erwartet, um einzudringen. Der Diebſtahl war ſchon geſchehn, als Lärm entſtand, und die Diebe mit ihrer Beute verfolgt wurden. Ungeachtet nun die ſchöne Diebin ihre Bürde von ſich warf, ſo wurde ſie doch eifrig verfolgt, bis ſie endlich ein ihr wohlbekanntes offenes Haus erreichte, hineinſtürzte, und die Thüre verſchloß. Wie erſchien aber dieſe flüchtende Perſon ihren Verfolgern? Man ſtelle ſich ein Bettelweib in zerriſſenen ſchmuzigen Lumpen vor, das Geſicht geſchwärzt, und die Haare wie eine Wilde um den Kopf hängend. So ſahe die Diebin aus, die ſich ins Haus rettete, das ſogleich vom Volke umringt wurde. Man holte einen Conſtabel, nach deſſen Ankunft die Hauswirthin ſelbſt die Thür öfnete. Dieſe war eine Wittwe von unbeſcholtenem Ruf, die von einem kleinen Vermögen lebte, das ſie durch mancherley Künſte ingeheim zu vermehren ſuchte, und die auch in gegenwärtiger Verlegenheit ihre Rolle ſehr gut ſpielte. Die kleine Verzögerung hatte ihr Zeit gelaſſen, ſich vorzubereiten. Sie ſchien über die Nachricht ſehr unruhig, daß eine Diebin in ihr Haus geflüchtet ſeyn ſollte. Die Nachbarn halfen ihr allenthalben das ſcheußliche Bettelweib

in irgend einem Winkel ausſpähen, das einige von ihnen ſelbſt hatten hineinſchlüpfen ſehn. Man fand aber niemand, als in dem ſchönſten Zimmer des Hauſes ein junges reizendes Frauenzimmer, das in einem zierlichen Nachtkleide mit der Nadel beſchäftigt war, und von der Wirthin mit dem Namen Couſine bezeichnet wurde. In dieſem Zimmer wurde natürlich nicht geſucht, man trat mit Achtung zurück, und gab das Bettelweib auf. Wenig Tage nachher wurden einige von der Bande eingezogen, die ſie mit angaben, und ſo wurde ſie mit in deren Criminalprozeß verwickelt. Ihre Reize und angenehme Beredſamkeit wirkten mächtig auf Richter und Zuſchauer, allein das unerbittliche Geſez mußte befolgt werden. Ihr Urtheil war ein vierjähriges Gefängniß.

Die Taſchendiebe formiren, wie ich bereits oben geſagt habe, eine von der vorigen ganz abgeſonderte Dirbsklaſſe. Ihr Gewerbe wird nicht mit Gewalt, ſondern blos durch Liſt und Handgriffe getrieben; auch führen ſie keine Waffen. Sie leben nicht in Societät, ſondern ein jeder ſtiehlt für ſeine eigne Rechnung und allein. Genug, daß ſie die Oerter wiſſen, wo ſie das Geſtohlne verſilbern können. Manche kleiden ſich ſehr gut, und mi-

ſchen ſich an öffentlichen Oertern unter die angeſehnſten Leute, wo es ihnen denn oft glückt, ihre Kunſt auszuüben. Ein junger Menſch dieſer Art, Namens Barrington, der ſich in London durch ſeine große diebiſche Geſchicklichkeit, mit feiner Lebensart und Kühnheit verbunden, außerordentlich berüchtigt gemacht hat, und noch jezt, troz aller erlittenen Beſtrafung, ſein Gewerbe treibt, befand ſich vor einigen Jahren mit dem Fürſten Orlow in einer Loge im Theater zu Drury Lane, und entwandte ihm eine goldne mit Diamanten reich beſezte Doſe, die dem Diebe aber ſogleich wieder abgenommen wurde. Orlow wünſchte ihn beſtraft zu ſehn, allein da er hörte, daß er ſich deshalb in eigner Perſon vor Gericht ſtellen müßte, unterließ er die Anklage.

Es iſt zu bewundern, daß man bey allen dieſen Dieben und Räubern eine gegenſeitige Treue, ja wenn ich mich ſo ausdrücken darf, eine Ehrlichkeit findet, die ſich bey Prozeſſen, Gefahren, Theilungen, Geldunterſtützungen, u. ſ. w. auf eine ſonderbare Weiſe äußert, und vollkommen das engliſche Sprüchwort rechtfertigt: „There is ho„nour amongſt thieves.“ (Auch unter den Dieben iſt Ehre zu finden.) Dieſes Handwerk, er-

ſcheint ſogar in einem nicht unedeln Lichte in der berühmten Bettler-Oper des Gay, die alle Jahre nur allein in London einige Dutzendmal geſpielt wird, und ein Favorit-Schauſpiel des engliſchen Publikums iſt. Hier ſieht man eine ganze Bande Räuber, die mit Piſtolen in der Hand die Ehre ihres Gewerbes beſingen, und ihre Bacchanalien feyern. Es iſt nicht zu läugnen, daß gegen die Moralität eines ſolchen Schauſpiels ſehr viel zu ſagen iſt; allein das Sonderbare deſſelben, der auſſerordentliche Witz, der darin herrſcht, und die vortrefliche Muſik erhalten es beſtändig auf dem Theater. Garrick wurde 1772 von den ſämtlichen Friedensrichtern der Grafſchaft Middleſex ſchriftlich erſucht, dieſe Oper nicht mehr zu ſpielen, allein der engliche Roſcius fand nicht rathſam, ein ſo beliebtes und einträgliches Stück von ſeiner Bühne zu entfernen, weil er verſichert war, daß es auf andern Theatern zu ſeinem Nachtheile deſto häufiger gegeben werden würde.

Die Diebe hier miethen auch manchmal Zimmer bey wohlhabenden Bürgern, da ſie ſodann des Nachts entweder ihren Kameraden die Hausthüre öffnen, oder alle Möbeln, die ſie nur habhaft werden können, zum Fenſter heraus ſchaffen. Die

gute Kleidung und der Anſtand dieſer Leute, die zu dieſen Experimenten erfoderlich ſind, ſetzen ſie gewöhnlich über allen Verdacht bey den gutmüthigen Hausbewohnern hinaus, ungeachtet dieſe täglich ſolche Beyſpiele in den Zeitungen leſen.

Die Criminal-Verbrecher werden nicht nach der Kings-Bench oder der Fleet, welche blos für Schuldner ſind, ſondern nach andern Gefängniſſen gebracht, wovon Newgate das vornehmſte iſt. Hier werden alle männliche Gefangene in Feſſeln gelegt; außer dieſer Sicherheits-Maaßregel aber werden ſie nicht übel gehalten, man erlaubt ihren Freunden den ganzen Tag bey ihnen zu ſeyn, und geſtattet ihnen überhaupt, ſich ihre unglückliche Lage auf allerhand Art zu verſüßen. Indeſſen iſt doch der Abſtand zwiſchen dieſen Kerkern und den republikaniſchen Schuldgefängniſſen, die ich im neunzehnten Abſchnitte beſchrieben habe, unermeßlich, da dieſe leztern kaum als Gefängniſſe betrachtet werden können.

Bey Executionen drängen ſich die Diebe und Straßenräuber beſonders zum Richtplaz, um Zeugen von dem exit ihrer Zunftgenoſſen zu ſeyn. Nie hat der Zuſchauer mehr Urſache ſeine Taſchen zu bewahren. Man hat ein artiges Bonmot von

einem Räuber. Einer ſeiner Kameraden, der neben ihm zu Tyburn ſtand, und dem Hänge-Geſchäfte ernſthaft zuſah, rief endlich aus: „O wenn „doch das verdammte Ding (der Galgen) nicht „wäre, wie gut würde es für unſer Gewerbe ſeyn!“ „Du Narr,“ verſezte der andere, „dieſes Ding, „das du verfluchſt, erhält eigentlich unſer Ge„werbe; denn ohne daſſelbe würde ein jeder Tau„genichts Straßenräuber ſeyn.“

Von den Dieben und Straßenräubern ſind die hieſigen Betrüger ganz verſchieden, die ſich nie eines Diebſtahls ſchuldig machen, dagegen aber alles, was menſchliche Liſt vermag, anwenden, andre um das Ihrige zu bringen. Wenn ſie die Geſetze wohl kennen, ſo haben ſie freyes Spiel, denn ſie treiben ihre Entwürfe bis an die äußerſte Linie, wo das Geſez anfängt, und überſchreiten ſie ſolche ja, ſo wiſſen ſie durch ſchlaue Maaßregeln entweder der Klage vorzubeugen, oder ſie zu vernichten. Sie aſſociiren ſich in ganzen Banden, bewohnen große prächtig möblirte Häuſer, halten Equipagen u. ſ. w. Herr, Kammerdiener und Livrebedienten ſind innerhalb dem Hauſe alle gleich, und theilen ſich die Beute. Oft zieht auch der Herr die Livree an, um Gläubiger abzufertigen, welche, ohne die

Hausbewohner zu kennen, oder je den Herrn gesehn zu haben, ihre Waaren blos auf den äußern Schein ins Haus liefern, und so darum betrogen werden. Ich könnte hier die sonderbarsten Scenen schildern, die sich in London bey meinem Aufenthalt wirklich zugetragen haben; weil solche aber mit den Sitten und Gebräuchen andrer Länder so gewaltig abstechen, daß man sie geradezu für unmöglich erklären würde, so will ich sie übergehn, da überdem so manches in diesem Werk enthalten ist, das, weil es nirgends gesagt worden, Zweifel erregen dürfte. Ich habe indessen das meiste durch solche Thatsachen bewiesen, die leicht zu untersuchen sind. Ist die Wahrheit derselben nun unleugbar, so stellen sich die Resultate den denkenden Lesern von selbst dar, und nur diese allein, wenn sie unbefangen sind, werden das Ganze meiner auf Erfahrung und unermüdetes Nachforschen gegründeten Behauptungen gehörig prüfen.

Ich komme nun zu den Freudenmädchen in London, die einen unerschöpflichen Stoff liefern. Die körperliche Schönheit des englischen Frauenzimmers ist bekannt. Nun kann man kühn behaupten, daß der größte Theil von den weiblichen Bewohnern dieser Hauptstadt, die sich durch

ihre Reize auszeichnen, dies elende Gewerbe treiben. Man rechnet hier ihre Anzahl über 50,000, ohne die Mätreſſen. Ihre Gebräuche und Lebensart beſtimmen die verſchiedenen Klaſſen derſelben. Die niedrigſte Gattung wohnt zuſammen in öffentlichen Häuſern, unter der Anführung von Matronen, welche ſie mit Koſt und Kleidern verſehen. Dieſe Kleider, ſelbſt gemeiner Mädchen, ſind dem engliſchen Luxus gemäß von Seide, mit welchen denn manche aus ihrem Kerker entwiſcht, und ihren Handel für eigne Rechnung anfängt. Durch dieſes Avancement erlangt die Unglückliche, außer ihrer Unabhängigkeit, auch das Recht, diejenigen Liebhaber abzuweiſen, die ihr nicht gefallen, welches ihr in dem öffentlichen Hauſe nicht frey ſteht. Dagegen iſt ſie auch allen Sorgen für ihren Unterhalt ausgeſezt, die bey ſchlechten Einkünften oder einer üblen Oekonomie ſie bald zum Schuldgefängniſſe führen. Die Unſicherheit der Bezahlung veranlaßt daher, daß alle Hausherren, die ſolchen Mädchen Zimmer vermiethen, den Miethzins bey ihnen verdoppeln. Dieſer hohe Preiß, der durchgängig Statt findet, und von den meiſten richtig bezahlt wird, macht Leute von mittelmäßigen Glückumſtänden willig, ihre Häuſer dieſen

Unglücklichen zu öffnen. Man giebt ihnen die beſten Zimmer und die beſten Möbeln, für einen wöchentlichen Zins, der jährlich die Hausmiethe mit allen Taxen weit überſteigt. Ohne dieſe Nymphen würden viele tauſend Häuſer im weſtlichen London leer ſtehn. In dem einzigen Kirchſpiel Marybonne, das aber auch das größte und volkreichſte in England iſt, zählte man vor einigen Jahren nicht weniger als dreyzehntauſend Freudenmädchen, von denen 1700 ganze Häuſer für ſich bewohnten. Dieſe leztern leben ſehr anſtändig und ungeſtört in ihrem Gewerbe. Sie ſind ſo ſehr Herr in ihrem Hauſe, daß, wenn es ſelbſt einer vornehmen Magiſtratsperſon einfallen ſollte, ſie darin zu beunruhigen, ſie ihn zur Thüre hinauswerfen könnten; denn da ſie ihre Taxen ſo gut wie andre Hausbewohner bezahlen, ſo genießen ſie auch daſſelbe Hausrecht.

Ihre Häuſer ſind durchaus zierlich, oft auch prächtig möblirt. Sie haben Kammer- und Dienſtmädchen, viele auch Livreebediente, manche ſogar eigene Equipagen. Eine große Anzahl derſelben hat Leibrenten, die ſie von ihren Verführern erhalten, oder von reichen und großmüthigen Liebhabern in den Stunden des Rauſches erringen.

Dieſe Renten ſichern ſie zwar für Noth, ſie ſind aber gewöhnlich nicht hinreichend, mit Aufwand in der Hauptſtadt zu leben, und die koſtbaren Vergnügungen zu genieſſen, daher ſie denn verliebte Beſuche annehmen, allein nur von ſolchen Perſonen, die ihnen gefallen, die andern werden ganz abgewieſen. Vor Gericht iſt das Zeugniß der Freudenmädchen nicht allein dieſer Klaſſe, ſondern ſelbſt der niedrigſten, ſo gültig wie jedes andre. Alles dieſes verurſacht bey ihnen einen gewiſſen Ehrgeiz, und Grundſätze, die man Mühe hat mit dieſem Gewerbe zuſammen zu reimen, die aber dennoch hier ſehr gemein ſind.

Man iſt bey denen von der beſſern Klaſſe ganz für Diebſtahl ſicher, ja man könnte ihnen dreiſt einen Beutel mit Gold ungezählt anvertrauen. Mädchen, die mit einander umgehn, ſchlagen jeden Preiß aus, wenn ein Liebhaber ihrer Freundin von ihnen Gunſtbezeugungen verlangt, wäre gleich die höchſte Gewißheit vorhanden, daß der Genuß verſchwiegen bleiben wird. Dieſes iſt ſehr gewöhnlich. Einer meiner Freunde that einſt einem dürftigen Mädchen von Profeſſion einen Antrag, der ihr unanſtändig ſchien, nachdem ſie bereits alles bewilligt hatte; er verdoppelte Liebkoſungen

und Geschenke, allein vergebens. Die Weigerungsursache kam ihm unbegreiflich vor, bis ein dazukommender Engländer, den er kannte, das Geheimniß von ihr herausbrachte. Sie sagte: „Sir, ich bin ein sehr armes Mädchen, die von „diesem elenden Gewerbe leben muß, und der Himmel weiß, wie nöthig ich Geld brauche; allein ich „kann das verlangte nicht eingehn. Ich würde „es vielleicht thun, wenn der Herr ein Engländer „wäre; allein als ein Ausländer, welchen niedrigen Begriff würde er sich von uns Mädchen machen, wenn ich mich dazu bequemte?“ Man lachte über diese Delikatesse und sezte ihr Gründe und Gold entgegen, jedoch umsonst; sie beharrte bey ihrer Weigerung in ihrer Noth, und zwar aus Grundsätzen von Nationalehre. Man hat Freudenmädchen gesehn, die bey Parlaments- und andern Wahlen Gold für ihre Gunstbezeugungen ausgeschlagen, und nur die Wahlstimme für gewisse Patrioten zum Preiß derselben gemacht haben.

Durch diese Tugenden wird die Schande des Gewerbes hier sehr verringert, so daß man täglich an öffentlichen Oertern angesehene Personen sieht, die solche Mädchen am Arm führen; ja ich habe

mehr als Einen Geſandten im Garten zu Vaux-hall ſehn, die ſich mit ganz bekannten Nymphen vor den Augen aller Menſchen unterhalten haben. Obgleich ihr Rang Rückſichten erfodert, die der vornehme Engländer nicht kennt, ſo fügen ſich die fremden Miniſter doch ſehr leicht in die engliſchen Sitten, in ſo fern dieſe vom Zwange befreyen.

Eine von dieſen Mädchen, Namens Miß Fiſher, die vor fünfundzwanzig Jahren glänzte, machte ſich durch die eigne Art, womit ſie der Venus opferte, berühmt. Von der Natur in hohem Grade mit Schönheit, Verſtand, Witz und Munterkeit begabt, war ſie ein Gegenſtand der Verehrung und der Begierden aller derer, die den Hain von Amathunt allen andern Lebensfreuden vorzogen. Die Prieſterin kannte ihren Werth, und ſezte daher die Gunſtbezeugungen einer Nacht auf hundert Guineen feſt; dennoch fehlte es ihr nicht an Verehrern, die durch die Größe der Summe nicht abgeſchreckt wurden. Der verſtorbene Herzog von York, Bruder des Königs, trat auch in die Reihe derſelben. Nach einer mit ihr durchwachten Nacht, gab er ihr eine Banknote von funfzig Pf. St., weil er nicht mehr bey ſich hatte. Miß Fiſher beleidigt, verbat ſich alle fernern Beſuche von ihm,

und, um ihre Verachtung für sein Geschenk landkundig zu machen, schickte sie diese Banknote, (die, wie bekannt, von ganz ausnehmend dünnem Papier sind,) sogleich zu einem Pastetenbecker, der sie in eine Pastete thun mußte, und verzehrte sie beym Frühstück.

Die großen Vergnügungen dieser Hauptstadt, wovon ich in der Folge reden will, erzeugen bey den jungen Mädchen in der Provinz den brennenden Wunsch, sie auch zu genießen. Die Einbildungskraft spielt hiebey auch ihre Rolle, daher die Vorstellung dieser Freuden bey ihnen ganz übermäßig ist. So wie die Muhamedaner sich ihr Paradies einbilden, so ungefähr sind die Begriffe von London aller jungen Leute beiderley Geschlechts, die davon entfernt wohnen. Ist es nun wohl zu verwundern, wenn täglich hunderte von Entwürfen gemacht werden, das väterliche Haus zu verlassen, und nach dem Mittelpunkte der Vergnügungen zu eilen? Wie leicht ist ein unerfahrnes Mädchen betrogen, besonders wenn der Vorschlag von einem Geliebten kommt? Oft ist auch wenig Anschein, von den Aeltern Heurathsbewilligungen zu erhalten, die man aber durch eine Flucht zu erleichtern hofft. So kommt denn die Unschuldige nach Lon-

den, ihre gekränkten Aeltern bleiben taub bey ihrem Flehen; ſie erhört endlich das dringende Bitten ihres Geliebten in Hoffnung günſtiger Umſtände; er verläßt ſie aber nach der Sättigung, und gewöhnlich von aller Hülfe entblößt, in einer ihr ganz unbekannten Stadt, wo Liſt und Ränke die ſeltenſten Auftritte erzeugen. In dieſer Lage wird mancher ſtrenge Tugendrichter fodern, daß ſie ſich treumüthig zu Fuße auf den Weg machen, und ſich nach Hauſe betteln, oder trotz ihrer zärtlichen Erziehung in Dienſte gehen ſoll. Beides aber iſt gar nicht ausführbar in England. Der achtungswürdige Profeſſor Moritz hat die Natur der Reiſen zu Fuße in dieſem Lande hinreichend durch ſein eignes Beyſpiel erläutert; ein junges und ſchönes Mädchen auf der Landſtraße wandernd, wäre vollends unerhört. Dienſte ohne Zeugniſſe und in ihren Umſtänden zu erhalten, wäre gar nicht zu hoffen. Ja, wenn eine Unglückliche auch wirklich dieſe Verſuche machen wollte und könnte, ſo läßt man ihr die Zeit nicht. Kupplerinnen, Creditores, wahre und verkleidete Gerichtsdiener, kurz, alle Maſchinen und Künſte werden gebraucht, bis die Betrogene ſich zu allem bequemt.

Auf diese Weise ist es erklärbar, so viele Freudenmädchen in London zu finden, die oft alles vereinigt besitzen, was das schöne Geschlecht in Männeraugen nur immer verehrungswürdig machen kann. Schönheit, Grazie, Sanftmuth, Verstand, Erziehung, nicht unedle Grundsätze, ja selbst eine gewisse Schamhaftigkeit, welche die weiblichen Reize so sehr erhöht. Sie geben einen Begriff von den griechischen Buhlerinnen, die Athens Helden bezauberten, und die selbst ein Sokrates besuchte.

Dieses gilt jedoch nur von den höhern Klassen, denn bey den niedern sind diese Eigenschaften sehr selten beysammen, weil solche durch ihre gemeine Lebensart vernichtet werden, wenn sie auch zuvor wirklich das Loos eines Mädchens gewesen sind. Sobald es dunkel wird, in allen Jahreszeiten, überschwemmen diese Nymphen wohlgeputzt die vornehmsten Straßen und Plätze der Stadt. Sie reden die Vorübergehenden an, und offeriren ihre Gesellschaft, entweder zu Hause oder in Tavernen. Man sieht sie in ganzen Gruppen postirt. Die bessere Gattung begnügt sich auf den Straßen ihren Weg fortzugehn, bis man sie selbst anredet. Selbst viele verheurathete Weiber, die in entfern-

ten Quartieren der Stadt wohnen, kommen nach der Weſtmünſter Seite, wo ſie unbekannt ſind, und treiben hier dieſes Gewerbe. Ich habe mit Erſtaunen Kinder von acht bis neun Jahren geſehn, die ihre Geſellſchaft, wenigſtens ſo weit ſie tauglich war, angeboten haben. Das Verderbniß des menſchlichen Herzens iſt ſo groß, daß auch ſolche Kinder ihre Liebhaber zum Tändeln finden. Ja noch mehr! um Mitternacht verlieren ſich die Mädchen von den Straßen, und alte Bettelweiber von ſechzig und mehr Jahren gehen aus ihren Schlupfwinkeln hervor, um betrunkenen Menſchen zu dienen, die von ihren Gelagen erhitzt zurück kehren, und gleichſam im Galopp blindlings ihre thieriſchen Bedürfniſſe befriedigen wollen.

Ungeachtet der ungeheuern Menge Mädchen, die auf ihre eigne Hand leben, und der großen Anzahl der öffentlichen Häuſer, worin der Ausſchuß wohnt, giebt es dennoch andre Häuſer, und zwar ganz nahe beym Palaſt zu St. James, wo man Nymphen in zahlreichen Banden für die Hofleute unterhält. Eine kleine Gaſſe, die aber ganz aus zierlichen Häuſern beſteht und King's Place heißt, hat keine andern Bewohner, als Prieſterinnen der

Venus, die unter der Aufsicht von wohlhabenden Matronen leben. Sie besuchen alle öffentlichen Belustigungsörter, selbst die theuersten, und dies in den kostbarsten Kleidern. Jedes dieser Klöster hat eigne Equipagen und Livreebediente, denn die Mädchen gehen nie zu Fuße, außer bey ihren Spaziergängen im Park. Sie bezahlen für Wohnung und Kost, und werden ganz als Pensionärs behandelt, die sich jedoch den Regeln des Hauses unterwerfen müssen. Der hohe Preiß, der selbst mit dem Eintritt in diese Tempel verbunden ist, hält den großen Haufen ab, sie zu besuchen, dagegen sich Reiche und Vornehme desto häufiger einstellen. Der berühmte Fox war selbst, bis er Minister wurde, unter diesen besuchenden Freunden, und nicht selten verließ er diese Altäre, um ins Parlament zu eilen, und durch seine große Beredsamkeit alles zu erschüttern. Es ist sonderbar, daß dieser Mann, so lange er der Venus opferte und Bacchanalien beywohnte, wegen seiner Rechtschaffenheit und seinem wahren Patriotismus verehrungswürdig war; allein sobald er sich den politischen Mysterien ganz weihete, so entsagte er mit seinen Ausschweifungen auch jenen Tugenden gänzlich.

Man hat in London eine beſondere Art Häuſer, die man Bagnios nennt, und eigentlich Bäder ſeyn ſollten; ihre wahre Beſtimmung aber iſt, Perſonen beiderley Geſchlechts Vergnügungen zu verſchaffen. Dieſe Häuſer ſind prächtig, ja manche fürſtlich möblirt. Alles, was die Sinnen nur reizen kann, iſt entweder vorhanden oder wird verſchafft. Es wohnen nie Mädchen in demſelben, ſondern dieſe werden auf Verlangen in Portechaiſen geholt. Keine, als ſolche, die ſich durch Ton, Kleidung und Reize auszeichnen, haben dieſe Ehre, daher ſie auch ihre Adreſſen zu hunderten den Bagnios zuſenden, um ſich zu empfehlen. Ein Mädchen, die geholt wird und nicht gefällt, erhält kein Geſchenk, ſondern blos die Portechaiſe wird bezahlt. Die Engländer behalten ihr ernſthaftes Weſen auch bey ihren Vergnügungen bey, daher denn auch die Geſchäfte in einem ſolchen Hauſe durchaus mit einer Ernſthaftigkeit und Anſtändigkeit betrieben werden, die man ſich kaum vorſtellen kann. Alles Lärmen und Getöſe iſt hier verbannt; man hört keinen lauten Tritt, weil alle Winkel mit Fußtapeten belegt ſind, und die zahlreichen Aufwärter ſprechen beſtändig leiſe unter einander. Alte Leute und entnervte Perſonen wer-

den auf Verlangen mit Ruthen bedient, wozu alle Anstalten getroffen sind. In jedem Bagnio befinden sich auch Bäder, die aber selten gebraucht werden.

Diese Vergnügungen sind sehr kostbar, allein dennoch sind die zahlreichen Häuser dieser Gattung alle Nächte angefullt. Die meisten derselben sind ganz nahe bey den Schauspielhäusern, wo man ebenfalls Tavernen in Menge findet. In diesen Tavernen soupirt man nach Gefallen in Zimmern, wo sich große oder kleine Gesellschaft befindet, mit oder ohne Frauenzimmer. Diese muß man jedoch selbst mitbringen, auch sind keine Nachtherbergen hier üblich. Der Aufwand in allen diesen Häusern ist so groß, daß er das Bonmot des berühmten Beaumarchais gewissermaßen rechtfertigt, der, so bekannt er auch mit den Schwelgereyen von Paris war, dennoch über die Londoner Wollüste erstaunte, und behauptete, daß in Einem Winterabende in den Bagnios und Tavernen in London mehr verzehrt würde, als die sieben vereinigten Provinzen in sechs Monaten zu ihrem Unterhalte brauchten.

Ein junger Engländer aus Southampton, dessen Vater, ein Landedelmann, ihm nie die Erlaub-

uſſ hatte geben wollen, nach London zu reiſen, wurde kaum durch deſſen Tod ſein eigner Herr und Beſitzer von 40,000 Pf. St., als er ſogleich nach der Hauptſtadt eilte. Da er den Ausſchweifungen ſehr ergeben war, ſtieg er bey ſeiner Ankunft daſelbſt nicht in einem Gaſthofe, oder bey einem Freunde, ſondern geradezu in einem Bagnio ab, und ſchlug hier ſeine Wohnung auf, welches wider allen Gebrauch und unerhört iſt. Man nahm ihn auf, und erkannte bald, mit wem man zu thun hatte. Seine Begierde nach aller Art von Wolluſt, ſeine Unerfahrenheit, und ſein vieles Gold, womit er prahlte, erzeugten Plane, die ſofort ausgeführt wurden. Eine zahlreiche Geſellſchaft munterer Zecher und Mädchen fanden ſich ein, die ihn, berauſcht durch Muſik, Liebe und Wein, in einem beſtändigen Taumel Tag und Nacht erhielten. Man trank die theuerſten Weine nicht blos, ſondern machte ſogar Fußbäder von Champagner. So währte es ganzer eilf Tage, als der Wollüſtling für rathſam fand, einem Freunde von ſeiner Ankunft Nachricht zu geben. Dieſer erſtaunt, eilt nach dem Bagnio, und ſtellt dem Bacchanten das Nachtheilige ſeiner Lebensart und deren Folgen ſo nachdrücklich vor, daß dieſer den Augenblick das

Haus zu räumen bewilligte. Nun war aber noch die Rechnung zu berichtigen, die für dieſe eilf durchraſeten Tage nicht weniger denn 1300 Pf. St. betrug. Zu der Bezahlung dieſer großen Summe wollte ſich der neue Mentor durchaus nicht verſtehn. Es wurde Bürgſchaft geſtellt, und die Sache vor Gericht gebracht, da denn, in Rückſicht auf die liſtige, Sitten verderbende Aufmunterung eines Neulings, das Urtheil wider den Kläger ausfiel, und er anſtatt ſeiner großen Rechnung nur eine geringe Summe erhielt.

Wenn man dieſe Mißbräuche, die im Gefolge des Luxus und der Reichthümer ſich natürlich einſtellen, ganz abſchaffen wollte, ſo würden in einem ſolchen Lande wie dieſes, für Handel und Gewerbe die nachtheiligſten Folgen daraus entſtehn. Eine Keuſchheitscommiſſion, wie ehedem zu Wien war, wenn ſolche in London möglich wäre, würde dieſe Stadt entvölkern, die Melancholie der Engländer aufs höchſte treiben, und die Künſte verſcheuchen; unzählige Nahrungszweige, denen die Hälfte der Einwohner ihren Unterhalt, ja ihr Daſeyn zu verdanken hat, würden ganz vernichtet, und London in eine Einöde verwandelt werden. Das obenangeführte wird die Wahrheit dieſer Bemerkung ei-

nigermaßen beſtätigen. Will man mehr Beweiſe, ſo frage man in den tauſenden von Laden in der City, wer die meiſten Käufer und die beſten Kunden ſind. Der Gewinnſt einer Nacht bey dieſer zahlloſen Menſchenklaſſe wird den folgenden Tag ſogleich in die Laden angebracht, da dieſe Unglücklichen für eigne Rechnung gar nicht unmäßig ſind, vielmehr darben, um alles auf den Putz zu wenden. Ohne ſie würden die Schauſpielhäuſer leer ſeyn, welche ſie nicht allein ſelbſt ſo häufig beſuchen, ſondern auch ganze Schwärme junger Leute dahin ziehen, die blos allein ihrentwegen hinkommen. Jedermann, der London genau kennt, wird dieſes wiſſen.

Ein unverheuratheter junger Engländer, der 2000 Pf. St. Einkünfte hat, giebt für ſeine Bedürfniſſe kaum 200 Pf. St. aus; alles übrige iſt ſeinen Vergnügungen gewidmet, worunter die Mädchen der erſte und lezte Artikel ſind. Ein Tavernen-Wirth in Drury Lane giebt jährlich eine gedruckte Liſte von den Freudenmädchen heraus, die ſein Haus beſuchen, und ihm ſonſt bekannt ſind. Dieſes Buch führt den Titel: Harry's liſt of Coventgarden Ladies. Hierin iſt deren Namen, Geſichtsbildung, Geſtalt, Manieren, Ta-

lente u. s. w. beschrieben, allein oft parteyisch. Es werden davon alle Jahre 8000 Exemplare gedruckt, die reißend abgehn.

Da das englische Frauenzimmer so schön, und der Hang, sich mit ihnen zu vergnügen, so gemein ist, so übersteigt auch der Abscheu dieser Insulaner gegen die Pederastie alle Gränzen. Nirgends in Europa wird diese unglückliche Leidenschaft mit solcher Erbitterung angesehen, als hier. Nach den Gesetzen steht die Pilori und eine Gefängnißstrafe von einigen Jahren darauf. Allein die Pilori in einem solchen Falle ist so gut wie der Tod, weil das Volk sodann seiner Wuth kein Ziel sezt, und selbst der bessere Theil desselben wenig Mitleiden mit dem Patienten zeigt. Diese Bestrafungen sind jedoch sehr selten, nicht wegen der geringen Anzahl der hiesigen Pederasten, sondern weil diese bey ihren brutalen Handlungen die größte Vorsicht beobachten. Der berühmte Schauspieler Foote hatte das Jahr vor seinem Tode einen Prozeß dieser Art. So ein grosser Liebling des Publikums er auch war, so wollte doch das aufgebrachte Volk ihn nicht mehr vor Augen sehen, da das Gerücht von der Klage bekannt wurde. Der sonst unerschrockene Foote betrat indessen doch die Bühne, und zwar in einer

ſeiner beſten Rollen; allein der groſſe Tumult des Volks, mit den ſchändlichſten Namen begleitet, beläubte ihn ganz. Endlich erhielt er Erlaubniß zu reden. Er betheuerte ſeine Unſchuld, und bat, daß man ihn nicht ungehört verdammen möchte; er verſicherte die boshafte Anklage vor Gericht zu vernichten, und daß er nur in dieſem Falle allein auf die fortdaurende Gunſt des Publikums hoffte. Man war zufrieden; er ſpielte, und erhielt den gewöhnlichen Beyfall. Auch wurde der Prozeß zu ſeinem Vortheile entſchieden.

Die bey allen europäiſchen Nationen üblichen freundſchaftlichen Umarmungen und Küſſe unter Mannsperſonen ſind aus eben dieſer Urſache den Engländern ein Gräuel. Ein Ausländer, der dieſe ſeine Landesſitte auf öffentlicher Straße in London ausüben wollte, würde Gefahr laufen, vom Pöbel gemißhandelt zu werden. An die Stelle dieſer Küſſe iſt hier der Händedruck gebräuchlich. Das gröſſere und geringere Drücken oder Schütteln derſelben beſtimmt den Grad des gegenſeitigen Wohlwollens, der Freundſchaft und Achtung. Der gemeine Mann meynt es mit dieſem Ausdruck oft ſo ernſtlich, daß Hände und Arme dabey Schmerzen empfinden. Sind aber die Küſſe unter Männern

verbannt, ſo haben dieſe hingegen die angenehme Freiheit, die Schönen des Landes öffentlich zu umarmen. Selbſt in Gegenwart der Ehemänner iſt dieſes erlaubt. Wenn dieſe gleich von eiferſüchtiger Gemüthsart, oder die Frauenzimmer von groſſer Schamhaftigkeit ſind, ſo ſieht man doch, durch die Macht der Gewohnheit, einen ſolchen Gruß gleichgültig an, der in Italien als ein Frevel betrachtet werden würde, den nur Blut und Mord ausſöhnen könnte.

Eilfter Abſchnitt.

Lebensart der Engländer. Kaffeehäuſer und deren mannichfaltiger Gebrauch. Loyd's Kaffeehaus, ein Gegenſtand der Bewunderung. Societät der Aſſecuranten. Häusliche Gebräuche. Kontraſt engliſcher und franzöſiſcher Mahlzeiten. Hausthüren in London. Kochkunſt. Getränke. Brod. Diätetiſche Regeln. Kleidung und Putz der Mannsperſonen. Wunderliche Bittſchrift der Londner Perruckenmacher an den König. Dienende Stände. Bediente. Aufwärter in Kaffeehäuſern und Tavernen. Mägde. Kammermädchen. Näherung der Stände unter einander. Bureaux für

Geſinde, Kaufmannsdiener und Eheleute. Sonntagsfeyer. Gutmüthigkeit des engliſchen Pöbels, durch auffallende Beyſpiele bewieſen. Außerordentliche Herablaſſung des Königs. Fauſt-Kämpfe. Die Box-Kunſt und ihre Regeln. Kampf zwiſchen dem Marſchall von Sachſen und einem Karrenführer. Duelle. Gebrauch der kalten und warmen Bäder. König von Bath.

Die Lebensart der Engländer hat auch viel Auszeichnendes. Man ſteht gewöhnlich ſpät auf, und bringt den größten Theil des Vormittags auf Kaffeehäuſern und Spaziergängen zu. Die erſtern dienen nicht allein zur Zeitungslektüre, ſondern auch zu Geſchäften. Hier geſchehen Aſſociationen, Subſcriptionen, Aſſecuranzen, Wetten und Wechſel-Negoce. Hier werden Freundſchaften geſtiftet, Handel geſchloſſen, Ränke geſchmiedet, Hofkabalen gemacht, Bücher und Kunſtwerke beurtheilt, und patriotiſche Maßregeln genommen. Man hat daher auch Kaffeehäuſer für alle Stände und Beſchäftigungen; für Hofleute, für Gelehrte, für Künſtler, für Militärperſonen u. ſ. w. In der Gegend von der Börſe ſind einige hundert derſelben für Kaufleute, wo ſelbſt mehr Handlungsgeſchäfte als auf der Börſe ſelbſt ge-

macht werden. Unter dieſen iſt Loyd's Kaffeehaus beſonders merkwürdig, das in der Welt nicht ſeines gleichen hat. Hier verſammlen ſich die Aſſecuranten, deren Anzahl im Jahre 1778 ſich an ſechshundert betrug. Jeder giebt jährlich zehn Guineen zur geſellſchaftlichen Kaſſe, wofür eine erſtaunliche Correſpondenz nach allen Häfen von Europa unterhalten wird. Vermittelſt derſelben empfängt die Societät die ſchleunigſte und gewiſſeſte Nachricht von allen merkwürdigen, politiſchen und Handlungs-Vorfällen aller Länder unſers Welttheils. Oft meldet die Geſellſchaft der Regierung Neuigkeiten, die dieſe erſt ſpäter durch ihre Miniſter und Agenten, oder auch wohl gar nicht erfährt. Die Ordnung und Genauigkeit, die dabey beobachtet wird, iſt ſo groß, daß ſelbſt die unglaublichſte Nachricht, wenn ſie von Loyd's Kaffeehaus kommt, einen hohen Grad von Gewißheit erhält. Denn dieſe Aſſecuranten, die von dem Public Spirit, den ich im ſechsten Abſchnitte beſchrieben habe, ſowohl als andre Engländer belebt werden, behalten dieſe Nachrichten nie für ſich allein, oder erzählen ſolche blos ihren Freunden, wodurch ſie denn, von Mund zu Mund gehend, verändert und entſtellt würden; ſondern ſie werden ſogleich in ein

ungeheures Buch geschrieben, das auf dem Kaffeehause vor allen Menschen offen daliegt. Hunderte von Menschen schreiben daher diese Nachricht wörtlich ab; ja man sieht mit Erstaunen gemeine Leute, die dieses Buch durchblättern, und es überhaupt so behandeln, als ob es ihr eignes wäre; ein republikanisches Betragen, das hier niemanden befremdet. Erfährt jemand, von welchem Stande er auch seyn mag, durch einen eignen Kanal, oder durch Zufall, etwas Neues von Wichtigkeit, so sieht er es als Pflicht an, die Nachricht durch dieses öffentliche Buch ohne Verzug kund zu machen. Hiezu sind nicht die geringsten Umstände weiter erfoderlich; ja nicht einmal eine mündliche Anzeige. Er nimmt blos das Buch, schreibt die Neuigkeit selbst ein, meldet, wie er sie erhalten, und unterzeichnet es mit seinem Namen, Stand und Wohnung. Verfezliche falsche Nachrichten sind hiebey ohne Beyspiel. Wollte jemand dergleichen thun, um Privatabsichten zu befördern, so würde er sich dadurch gleichsam an den Pranger stellen, ja in mancher Rücksicht wäre dieser noch den Folgen vorzuziehen, die aus einem solchen Betruge entstehen würden.

Dieſe Societät von Aſſecuranten iſt gar nicht durch merkantiliſche, ja nicht einmal durch Aſſecuranzgeſchäfte unter einander verbunden. Ihr Bündniß bezieht ſich allein auf die äußere Einrichtung, und auf Maaßregeln zu Erlangung auswärtiger Nachrichten; denn ein jeder aſſecurirt für ſeine eigne Rechnung, und niemand iſt für die Nichtzahlung des Andern Bürge. Um beſonders bey Schiffen nicht blindlings zu verfahren, ſo zieht man von allen dazu gehörigen Dingen die genaueſte Erkundigung ein, die regiſtrirt wird. Von allen ſowohl inländiſchen als ausländiſchen Schiffen, die engliſche Häfen befahren, weiß man das Alter und die Beſchaffenheit, desgleichen den Charakter des Schiffers u. ſ. w. Außer dieſer Societät giebt es aber noch andre Aſſecuranzgeſellſchaften, welche gemeinſchaftlich dieſe Geſchäfte treiben, die im Namen der ganzen Geſellſchaft geſchehn, und wodurch folglich die Sicherheit ſehr erhöht wird. Indeſſen iſt auch diejenige von den obengedachten Aſſecuranten nicht geringe, weil dieſe Männer durchaus, wo nicht reiche, doch wohlhabende Kaufleute ſind, und nur ein förmliches Fallitment die Nichtbezahlung der Aſſecuranzprämie erzeugen kann. Der Ruf der rechtſchaffenen Hand-

lungsart der engliſchen Aſſecuranten iſt ſo groß, daß ſehr oft fremde Nationen ſie zu Schiedsrichtern bey ſtreitigen Vorfällen erwählen. Es iſt ſonderbar, daß man bey dieſen Aſſecuranzgeſellſchaften alles, was man nur will, aſſecuriren kann, ſein und ſeiner Freunde Leben, Häuſer und Kirchen in entfernten Ländern gelegen, die gar nicht unter den brittiſchen Zepter gehören, u. ſ. w.

Ein engliſches Kaffeehaus iſt von einem deutſchen und franzöſiſchen außerordentlich verſchieden. Es ſind hier weder Billardtafeln noch Spieltiſche; man hört keinen Lärm, jedermann ſpricht leiſe, um die Anweſenden nicht zu ſtören, die alle insgeſamt Zeitungen leſen; das große Bedürfniß der Engländer, das alle Kaffeehäuſer anfüllt. Man hat auf den am meiſten beſuchten manche dieſer öffentlichen Blätter acht- auch zehnfach; überdem findet man daſelbſt die beſten periodiſchen Schriften. Die Zeitungen werden in ganzen Jahrgängen foliantenartig aufbewahrt, und auch dieſe werden häufig geleſen. Es iſt Sitte, daß ſich ein jeder ein Kaffeehaus wählt, das ihm wegen der Lage oder der Geſellſchaft am vorzüglichſten ſcheint, und wenn er auch andre beſucht, ſo muß er doch einem den Vorrang geben, woraus mancherley Vortheile

entſtehen. Er wird daſelbſt wie ein Hausgenoſſe angeſehn, und kann ſich jeder Freiheit bedienen; zugleich dient es, Rendezvous zu geben, zu Adreßörtern für Briefe, zur Beförderung geheimer Correſpondenz in den Zeitungen, u. ſ. w.

Die Tiſchzeit bey den Einwohnern von London iſt ſehr verſchieden. Die Handwerksleute eſſen um ein Uhr, die Kaufleute und alle andre Mittelſtände um drey; dagegen der Adel erſt um vier Uhr, auch noch ſpäter zu Tiſche geht. Dieſe Methode iſt vortreflich, weil die Länge des Vormittags Zeit zu allen möglichen Geſchäften giebt, und man nach der Mahlzeit, wenn man eben nicht zu Arbeiten aufgelegt iſt, dieſe bey Seite ſetzen, und ſich Zerſtreuungen und dem Genuſſe des Lebens überlaſſen kann. Die Mahlzeiten ſelbſt haben auch viel eignes, wie denn überhaupt alles, was hier zum häuslichen Leben gehört, das Gepräge des Eigenthümlichen hat. Wenn man gerade das Gegentheil von allem annimmt, was in Paris Gebrauch iſt, ſo bekömmt man einen ziemlich richtigen Begriff, wie es in London in allen Häuſern zugeht, wo engliſche Sitten herrſchen. Die geringe Anzahl der vornehmen Häuſer, die auf franzöſiſchen

oder Anglo-galliſchen Fuß leben, kommt hier in keine Betrachtung.

Die Suppe iſt das Hauptgericht der Franzoſen, auf den engliſchen Tafeln erſcheint keine. Die Franzoſen eſſen viel Brod und wenig Fleiſch, die Engländer hingegen viel Fleiſch und wenig Brod. Das Fleiſch wird in Frankreich lange gekocht und gebraten, in England ißt man es halb roh. Im erſten Reiche ſind Ragouts, Saucen und andre ſehr complicirte Gerichte die Zierden der Tafeln, hier haßt man dieſe Künſteleyen, und geht dafür im Einfachen wieder zu weit. In Paris fehlt es an Platz, die Menge der Schüſſeln hinzuſtellen, in London machen ein paar Gerichte die ganze Mahlzeit aus, die jedoch in groſſen Fleiſchmaſſen beſtehn. Oft ſieht man auch Paſteten von ungeheurer Größe, die ganzen Vögelſchaaren zum Grabmahl dienen. Das Deſert beſteht in Frankreich aus Confituren und Früchten, und in England aus Käſe, der in einer großen Kapſel auf den Tiſch geſezt wird. Wenn aber die Franzoſen viel eſſen und wenig trinken, ſo iſt dieſes hingegen bey den Engländern auch umgekehrt, die das Trinken als den Hauptartikel bey Tiſche anſehn. Sie ſitzen daher auch nur kurze Zeit bey der Eßtafel, um nur bald zu der

geliebten Trinktafel zu kommen. An dieſer nimmt das Frauenzimmer keinen Antheil, ſondern ſie entfernen ſich, um den Mannsperſonen deſto mehr Freiheit zu laſſen. Bevor ſie aber vom Tiſche aufſtehen, geſchieht die allgemeine Ceremonie des Händewaſchens, wozu einem jeden ein kleines kryſtallenes Baſſin und ein Handtuch gegeben wird. Sobald dieſes geſchehn iſt, wird das Tiſchtuch abgenommen, die Weinflaſchen erſcheinen und die Damen verſchwinden. Nun werden unter politiſchen Geſprächen beſtändig Geſundheiten getrunken, die alle Anweſende nach der Reihe beſtimmen. Der Hausherr fodert einen jeden dazu auf, und ſo geht es immer im Zirkel herum, bis man aufſteht. Die Geſundheiten betreffen gewöhnlich öffentliche und bekannte Perſonen, deren Namen ein jeder bey Ergreifung des Glaſes laut nennt, oder auch junge Frauenzimmer, die oft Niemand von der Geſellſchaft, als der ſie Nennende, kennt; dennoch werden ſie ohne Widerrede getrunken. Auch ſentimentaliſche Geſundheiten werden nie vergeſſen, weil man hieran mehr, wie an allen andern Theil nimmt.

Man fängt jezt an, die Servietten bey Tiſche einzuführen, die vor zwanzig Jahren hier noch

gar nicht gebräuchlich waren, und immer noch den unmodiſchen Engländern zum Gegenſtande des Spottes dienen. Sie ſagen, es ſey eine gute Vorſicht für Kinder, aber für Erwachſene entbehrlich, weil ihre Tiſchtücher von außerordentlicher Größe ſind, die man vor ſich nehmen kann. Die Meſſer und Gabel werden bey jedem Gericht gewechſelt. Hingegen geſchieht damit keine Abwechſelung aus einer Hand in die andre, wie bey allen europäiſchen Nationen, ſondern das Meſſer bleibt beſtändig in der rechten und die Gabel in der linken Hand; eine Methode, die unſtreitig weit bequemer als die unſrige iſt. Ein Ausländer wird hieran bey Tiſche gleich erkannt, wenn er gleich kein Wort ſpricht. Nach der Trinktafel, die eine Stunde, auch länger dauert, begeben ſich die Mannsperſonen zu den Frauenzimmern, und nun verwandelt ſich die Decoration, und die engliſchen Sitten gehn in ausländiſche über; man trinkt ſodann in Geſellſchaft Thee und Kaffee, nachher zu den Karten, und von da wieder zur Tafel. Tout comme chez nous!

Die Hausthüren in England, wenn keine Kramladen dabey ſind, werden gewöhnlich verſchloſſen. Dieſes verurſacht einen ſonderbaren Ge-

brauch. Die Klopfenden nämlich geben durch die Schläge an der Thür ihren Stand zu erkennen. Ein Bedienter des Hauſes (wenn dieſes keinen abgeſonderten Eingang hat, welches doch bey den Vornehmen gewöhnlich der Fall iſt) giebt nur einen Schlag mit dem Klopfer, und zwar ſachte; ein fremder Bedienter aber giebt dieſen Schlag ſtark. Ein Mann vom Mittelſtande ſchlägt zweimal an; Vornehmere vier auch fünfmal, und ſind es beſuchende Standesperſonen und Damen, ſo werden von den Bedienten wohl ein Dutzend der ſtärkſten Schläge gegeben, die oft das Haus erſchüttern. Iſt es der Herr oder die Frau vom Hauſe, ſo wird zu gleicher Zeit geklopft und geklingelt, um allen Hausgenoſſen ihre Ankunft anzuzeigen.

So ſehr die engliſche Kochkunſt in Europa auch verſchrieen iſt, ſo iſt es doch größtentheils ein Vorurtheil, das aus dem falſchen Begriffe von rohem Fleiſch entſteht. Es iſt nur der gemeine Sinn des Geſchmacks erfoderlich, um ohne Bedenken das engliſch zubereitete Fleiſch voller Saft und Kraft dem ausgekochten und ausgemergelten vorzuziehn, das oft wie ein Caput mortuum in der Schüſſel liegt. Ich habe in England ausländiſche Frauen-

zimmer gekannt, die ſehr delicat erzogen und voller Vorurtheile gegen die engliſche Küche hier angekommen waren, allein in kurzer Zeit durch eigne Erfahrung eines beſſern belehrt wurden. Die Rede iſt hier blos von der gehörigen Zubereitung, denn das Einfache der Prozedur verurſacht, daß ein jedes ununterrichtetes Mädchen glaubt, ſolche Arbeiten übernehmen zu können, die denn natürlich nicht zur Empfehlung bey dem Ausländer dienen.

Die Getränke haben auch ihr Eignes, und manche darunter ſind aus ſonderbaren Beſtandtheilen zuſammengeſezt. Z. B. ein Getränk, das man Sillabub nennt, iſt rother Wein mit Milch und Zucker vermiſcht. Die gemeinen Leute trinken im Winter warm Bier mit bittern Eſſenzen, desgleichen Bier mit Branntewein, Eyer und Zucker durchgekocht. Rum oder Branntewein mit kalten Waſſer ohne Zitronen oder Zucker wird auf allen Kaffeehäuſern getrunken, desgleichen Punſch in erſtaunlichem Maaße. Dieſer Hang zu ſtarken Getränken verurſacht, daß die Engländer am Portowein ſoviel Geſchmack finden, der auch überdem der wohlfeilſte iſt. Auf die franzöſiſchen Weine iſt die Auflage außerordentlich, ſo daß in

den Tavernen die Bouteille Burgunder- oder Champagner einen Dukaten koſtet. Dennoch werden ſie in überaus großer Quantität getrunken. Obgleich man den Cyder liebt, ſo dient er doch mehr zum Getränke in den Provinzen, als in der Hauptſtadt, wo man allem, was ſtark und berauſchend iſt, den Vorzug giebt. Die ſtarken Biere und Oele ſind daher eigentlich das große Labſal der Engländer; auch ſind blos in der Stadt London, ohne die daran ſtoßenden Dörfer zu rechnen, über achttauſend Bierhäuſer. Hier trifft man alle Stände vermiſcht an. Es iſt nicht ungewöhnlich, ſelbſt vornehme Leute an dieſen Oertern zu finden. Von den großen Männern Swift und Sterne iſt es bekannt, daß ſie in ſolchen Häuſern die Menſchen ſtudirten.

Da keine Soldateneinquartierungen in Bürgerhäuſern in England Statt finden, ſo iſt die Verfügung getroffen worden, daß die Bierſchenken ſie aufnehmen müſſen. Die Erlaubniß, Bier zu verkaufen, wird von der Regierung ertheilt, daher ſie deſto leichter für die Erfüllung der damit verknüpften Bedingung ſorgen kann. Ein ſolcher Bierwirth, wenn ſein Haus wohlgelegen iſt, und er gutes Bier hat, nimmt in einem Tage zwanzig, auch fünf-

undzwanzig Pf. St. ein. Sie senden das Bier in saubern zinnernen Krügen in die Häuser, und wenn man sie ausgeleert hat, so legt man sie vor der Hausthür auf der Straße hin, bis des Bierwirths Leute sie von da abholen. Auf allen solchen Krügen ist der Name des Eigenthümers, die Straße, wo er wohnt, nebst seiner Hausnummer eingegraben, daher sie sehr selten verloren gehn; der Vortheil beym Diebstahl würde gering seyn, und der Dieb wegen vorbesagter Inschrift leicht entdeckt werden. Dieses erklärt den sonderbaren Anblick, wenn man hier in volkreichen Straßen ganze Haufen zinnerne Krüge auf der Erde liegen sieht.

Auf den Kaffee ist ein so starker Zoll und Accise gelegt, daß ein Pfund desselben über zwey Gulden kostet. Dieses aber hindert den großen Debit nicht, nur ist dadurch die Gewohnheit eingeführt worden, ihn sehr schwach zu trinken. Diese Gewohnheit verursacht, daß selbst reiche Engländer von keinem starken Kaffee wissen wollen, und mit einem elenden Getränke zufrieden sind, das in Deutschland ein armer Handwerksmann ausschlagen würde. Verstehn nun aber diese Insulaner sich eben nicht aufs Kaffeekochen, so sind sie hinge-

gen ſehr eigenſinnige Theetrinker. Man hat berechnet, daß weit mehr Thee in Großbritannien allein getrunken wird, als im ganzen übrigen Europa zuſammen genommen. Dieſes Kraut iſt hier ſo unentbehrlich, daß es dem Brod gleich geachtet wird; auch leben viele tauſend arme Menſchen die ganze Woche durch von nichts, als von Thee und Butterbrod. Allein ſelbſt dieſe Armen müſſen guten Thee haben, und ihn ſehr ſtark trinken; ſie würden ihn ſo ſchwach und ſo ſchlecht, wie man ihn gewöhnlich bey uns trinkt, nicht anrühren. Das beſtändig dabey genoſſene Brod verhindert die Schädlichkeit dieſes ſo ſtarken Getränks, woran ſich die Ausländer in England ſehr leicht gewöhnen. Um den Geſchmack des Thees recht zu genießen, werden nur einige Tropfen Milch in die Taſſe gethan, die ihn blos tingiren.

Man ißt durchaus Waizenbrod in England. Die zahlreichen deutſchen Einwohner in London haben jedoch veranlaßt, daß einige Becker auch etwas Roggenbrod backen. Der Abgang deſſelben aber iſt ſehr gering, weil ſelbſt die Deutſchen bald das braune Brod mit dem weißen vertauſchen. Für die Engländer iſt erſteres gar nicht. Ich habe ſelbſt den Verſuch gemacht, und es nothleidenden,

hungrigen Armen angeboten, allein sie schlugen es aus. Es ist sonderbar, daß die Menschen überhaupt eine große Abneigung gegen Speisen haben, zu denen sie nicht von Kindheit an gewöhnt sind. Man findet dieses bey allen Nationen, und nur allein die allmächtige Noth kann dieses Vorurtheil überwinden. Das Sauerkraut, ein in England ungewöhnliches Nahrungsmittel, war den englischen Matrosen auf ihren langen Seefahrten sehr zuträglich, und diente auch wider den Scharbock, allein sie waren dennoch äußerst schwer zu dieser Kost zu vermögen. Nur erst bey Cooks zweiter Reise um die Welt wurden sie dazu gebracht, da die beiden berühmten Forster, durch Beredsamkeit und ihr eigen Beyspiel, ihre englischen Gaumen zum Sauerkraut stimmten. Man hat dieser Kost größtentheils den unerhörten Fall zugeschrieben, daß auf dieser langen und gefährlichen Seereise, in unbekannten Zonen, nur ein einziger Mann von der ganzen Schiffsbesatzung gestorben ist. Die Regierung hat daher Maaßregeln genommen, alle Kriegsschiffe, die zu langen Fahrten bestimmt sind, damit zu versehen, daher man auch in London große Sauerkrautmanufakturen angelegt hat.

Es iſt eine Hauptregel für Reiſende, die jedoch von den mehreſten aus den Augen geſezt wird, ſich nach der Diät der Länder zu bequemen, worin man ſich befindet. Krankheiten und oft der Tod ſind die Folgen dieſer Uebertretung, wovon ich viele Beyſpiele erlebt habe. Dieſe diätetiſche Regel gilt für alle Erdſtriche und Welttheile. Oſtindien iſt das Grab ſo vieler Europäer, weil ſie daſelbſt ſo wie in Europa leben wollen. Ohne die muthwillige Uebertretung einer ſo einleuchtenden Maxime, würde die große arabiſche Reiſe nicht verunglückt, und Niebuhr nicht allein zurückgekommen ſeyn. In England ſind die ſtarken Getränke wegen der dicken Luft und der nahrhaften Speiſen durchaus nöthig; wer hier blos Waſſer trinken will, läuft Gefahr ſeine Geſundheit, ja ſein Leben zu verlieren. Eben dieſes würde hingegen der Fall ſeyn, wenn jemand dieſe engliſche Diät auch in Italien beobachten wollte, wo das Klima Eiß und kühlende Getränke, nebſt andern Maaßregeln in Anſehung der Kleidung und Bewegung, erfodert. Nichts iſt gewöhnlicher, als daß Reiſende, die für ihre Nachläßigkeit büßen, die Schuld ſodann aufs Klima ſchieben.

Der Luxus in Kleidern iſt jezt in England ſtärker als in einem Lande in Europa, und ſteigt noch immer höher. Vor zwanzig Jahren ſahe man kein Gold und Silber auf Kleidern, als nur bey Hofe und auf dem Theater. Prächtig gekleidete Perſonen fuhren. Ein galonirter Fußgänger auf den Straßen oder Promenaden, würde ein groſſes Gefolge vom Pöbel hinter ſich bekommen haben; auch ſahe man keine Degen bey den Fußgängern, und die Petitmaitres ſezten ihre Hüte auf. Dieſes lezteres iſt noch beybehalten worden, alles andre aber hat ſich geändert. Man trägt häufig Kleider mit Treſſen beſezt, und ſelbſt Leute vom Pöbel tragen geflickte Weſten. Sonſt iſt die Kleidung der Mannsperſonen ſowohl im Sommer als im Winter gewöhnlich Tuch, allein das feinſte, das zu haben iſt. Dieſes erſtreckt ſich bis auf geringe Handwerker, die ſchlechterdings kein andres als ſuperfeines Tuch tragen wollen. Man trägt hier nie Pelze; Ueberröcke ſind die gewöhnliche Kleidung im Winter bey der Kälte, und im Sommer beym Regen. In dieſem ſimpeln Aufzuge, ohne Bedienten, gehen ſelbſt die vornehmſten Staatsminiſter in den Straßen und auf Spaziergängen. Die Schuhe werden hier nicht in den Häuſern, ſondern

auf der Straße geputzt. Es giebt eine eigne Gattung Leute, die ſich von dieſem Gewerbe ernähren, und viel Geld verdienen. Dieſe Schuhputzer ſitzen in allen Gaſſen, mitten unter einer Menge von Schuhen, die man ihnen aus allen Häuſern zuträgt. Die Kleider, ſelbſt der Armen, werden nie umgewandt, und keine Schuhe verſohlt. Alle Stände, bis auf die niedrigſten, tragen feine Wäſche, die ſogar viele gemeine Menſchen täglich wechſeln; wie man denn überhaupt die Reinlichkeit der Engländer in allen Dingen nicht genug loben kann. Dieſes feine und reine Leinenzeug, ſaubre Strümpfe, ein guter Hut, und gute Schuhe, bezeichnen den wohlhabenden Mann; der Rock mag ſeyn wie er will, ſollte er auch ſehr abgetragen ſeyn. Dieſes iſt auch die Kleidung der reichen City-Bewohner, bey denen es Sitte iſt, in alten ſchlechten Röcken auf die Börſe zu kommen. Seit einigen Jahren hat die Mode der theuren Knöpfe ſehr überhand genommen, deren hoher Preiß verurſacht, daß ein bloßer Frack oft ſo viel als ein galonirtes Kleid koſtet. Junge Leute von Stande laſſen ſich ſolche Fracke Dutzendweiſe machen. Die Waarenlager von fertig gemachten Hemden, Binden und anderm Leinenzeug ſind durch die ganze Stadt

zerſtreut; allein die Magazine von fertigen Kleidern, Schuhen und Möbeln ſowohl alten als neuen ſieht man in gewiſſen Diſtrikten, wo aber der Vorrath auch ganz unermeßlich iſt. Man könnte mit den Möbeln zu Moorfields alle Häuſer einer großen Stadt durchaus, zum Theil prächtig, ja fürſtlich möbliren, und dennoch wendet ſich nie eine reiche Familie hieher, um ihre Bedürfniſſe zu kaufen, ſondern lieber zu den anſehnlichen Hausrathshändlern, die im Ruf ſtehn, wo alles viel theurer bezahlt wird. Von dem weiblichen Kleiderluxus habe ich an einem andern Orte geredet.

Die Engländer haben faſt wider ihren Willen die Mode angenommen, ihre Haare zu kräuſeln, daher ſie auch in keiner von allen mechaniſchen Künſten ſo ſehr, als in dem künſtlichen Bau der Haare, zurück ſind. Nirgends findet man ſchlechtere Friſeurs, und da hier, ſo wie in Frankreich, mit dem Haarkräuſeln auch das Raſiren verbunden iſt, ſo ſind ſie in dieſer leztern Kunſt eben ſo ungeſchickt. Vor einigen Jahren thaten die Perückenmacher in London einen ſehr ſonderbaren Schritt. Sie baten nämlich den König in einer Bittſchrift, ſich die Haare abſchneiden zu laſſen, und eine Perücke zu tragen; weil ſein Beyſpiel unfehlbar nachge-

ahmt, und dadurch ihrem Gewerbe, das wegen der Kräuſeley der natürlichen Haare ganz darnieder läge, aufgeholfen werden würde. Der König lachte über dieſes Anſuchen, das er eben nicht bewilligen wollte. Er that es jedoch im folgenden Jahre, obgleich aus andern Bewegungsgründen.

Ich habe ſchon in allen vorhergehenden Abſchnitten häufige Bemerkungen über das Auszeichnende der engliſchen Sitten gemacht. Die große Verſchiedenheit derſelben von andern Völkern hat vorzüglich ihren Urſprung in der Freiheit dieſer Inſulaner, die manche ſonderbare Gebräuche und Gewohnheiten erzeugt. Der Abſtand der Stände von einander kann daher hier nicht mit allerin Maaßſtabe gemeſſen werden. Dieſes erſtreckt ſich bis auf die Bedienten. Der vornehmſte Mann im Staat darf es nicht wagen, einen ſeiner Leute zu ſchlagen oder ſonſt zu mißhandeln, weil dieſer ihn entweder verklagen, oder auch ſich wehren würde. Im erſtern Fall iſt eine Geldſtrafe, nebſt andern unangenehmen Umſtänden, die unausbleibliche Folge davon, und zwar erhält der beleidigte Theil dieſe Geldſtrafe. Die Engländer ſagen mit Recht, daß, da Armuth und Abhängigkeit nicht zum Glück des Lebens gehören, ſo wäre es grauſam, dieſes

Lohs noch durch eine groſse Unterwürfigkeit zu erſchweren, die ohnedem hier nach den Geſetzen nicht Statt finden kann. Vergeht ſich daher ein Bedienter gegen ſeinen Herrn, ohne eben ein ſtrafbares Verbrechen zu begehn, ſo bleibt dieſem nichts übrig, als ihn ohne Abſchied wegzujagen. Schimpfworte würden Gegenſchimpfworte erzeugen, und den Verdruſs vermehren, da ſie kein Gegenſtand gerichtlicher Klagen ſind; es ſey denn, daſs ehrenrührige Beſchuldigungen ausgeſtoſsen werden. Andre Schimpfwörter, ſind ſie gleich noch ſo kränkend und demüthigend, kommen vor keinem Tribunal in Betrachtung.

Man würde ſich irren, wenn man hieraus eine Inſolenz gegen ihre Gebieter folgern wollte. Im Gegentheil bin ich überzeugt, daſs es in ganz Europa keine ſo guten Bedienten giebt, als hier. Die Herablaſſung, womit ſie von ihrem Herrn behandelt werden, die Furcht, daſs dieſer ihnen nach erheblichen Vergehungen kein Zeugniſs ihres Wohlverhaltens geben möchte, worauf doch hier ſo viel ankommt, und endlich der anſehnliche Lohn, den dieſe Leute erhalten, alles dieſes erhält ſie in Ordnung, und belebt ihren Dienſteifer. Selbſt in Tavernen und Kaffeehäuſern ſieht man mit Verwun-

derung die prompteſte und höflichſte Bedienung, die man den ſtolzen Engländern nicht zutrauen würde. Dagegen aber rechnen dieſe Aufwärter auch auf Trinkgelder, die jährlich große Summen betragen. Viele derſelben erhalten daher auch kein Lohn, ja nicht einmal die Koſt. In den großen Tavernen und Bagnios, wo das Trinkgeld mehrentheils Gold iſt, wird ſogar die Ehre bezahlt, der vornehmſte Diener derſelben zu ſeyn. Solche Stellen werden von dem Hausherrn mit 200, auch 300 Pf. St. erkauft. Ja in den Subſcriptionsſpielhäuſern, wo ſich blos Leute vom Stande zu Hazardſpielen verſammeln, giebt man wohl 500 Pf. St. für die erſte und 300 Pf. St. für die zweite Stelle. Ihre jährliche Einnahme in dieſen Spielhäuſern aber iſt dafür auch 1200 bis 1500 Pf. St., daher ſie nach einigen Dienſtjahren ſelbſt große Tavernen anlegen. Die Aufwärtereinkünfte in den beſten Kaffeehäuſern ſind damit nicht zu vergleichen, allein dennoch waren ſie in dem ſogenannten London Kaffeehouſe, einem der vornehmſten in der City, ſo beträchtlich, daß der erſte Diener deſſelben, der die Geldeinnahme hatte, nicht allein mit ſeiner Familie ein großes Haus in der Stadt bewohnte, ſondern auch ein Landhaus beſaß, wo er ſich einen

Theil des Sommers aufhielt. Diese Ruhezeit hatte er sich ausdrücklich ausbedungen.

Die Geschenke an Bediente in Privathäusern, dieser so schändliche Gebrauch, der noch vor zwanzig Jahren allgemein war, ist jezt fast ganz abgeschafft, nur allein in geringen Häusern erhält er sich noch. Die Mahlzeit eines vornehmen Mannes mußte ehedem mit Gold bezahlt werden, und bey andern Personen verhältnißweise, so daß eine solche Höflichkeitsbezeigung doch immer theurer als eine Mahlzeit im Gasthause erkauft wurde. In Italien wird das Trinkgeld der Bedienten aufs Lohn gerechnet, das daselbst nur gering ist; in England hingegen war dieses immer ansehnlich, und daher der Gebrauch desto abgeschmackter. Man hat dessen Abschaffung großentheils dem berühmten Lord Chesterfield zuzuschreiben. Seine nachdrücklichen Vorstellungen und sein Beyspiel verursachten, daß viele Standespersonen alle Bedienten sogleich von sich stießen, die ferner diese die Gastfreiheit so entehrenden Geschenke annahmen. Hierauf erfolgte eine förmliche Association, wodurch denn diese alte Landessitte unter dem Adel durchaus eingestellt wurde.

Wenig Gegenſtände in England, vorzüglich in London, ſind ſo auffallend für einen Ausländer, als die Mägde. Die gute körperliche Bildung, die Kleidertracht, die in nichts von angeſehenen Frauenzimmern verſchieden iſt, ihre Reden und Manieren, die mit Perſonen von beſſerm Stande ganz gleichförmig ſind; alles dieſes ſezt anfangs einen Fremden in Verlegenheit, der Mühe hat, ſich zu überreden, daß er eine Magd vor ſich ſieht, wenn er in guten Häuſern ſolche Mädchen wohl geputzt und mit Anſtand redend antrifft. Die tägliche Kleidung, ſelbſt der gemeinſten, beſteht in langen Roben und ſeidenen Hüten mit Bändern. Die beſſern tragen ſeidene Kleider, und wenn ſie ſich putzen, ſeidne Schuhe und Enveloppen wie die Damen. In den Häuſern der Vornehmen, wo acht, zehn, auch mehrere derſelben befindlich ſind, die nichts zu thun haben, ſind ſie beſtändig in Seide gekleidet. Verirret ſich ein Fremder in ihre Zimmer, ſo weiß er nicht, wie er dieſe Damenähnlichen Perſonen behandeln ſoll, die nicht einmal Kammermädchen, ſondern gemeine Mägde ſind. Ihre Geſchäfte ſind blos, das Haus rein und die Möbeln ſehr ſauber zu erhalten. Dieſes thun ſie des Morgens, und ſind daher den ganzen übrigen Tag von aller Arbeit frey.

Da die Mägde nun so vortheilhaft erscheinen, so kann man sich einen Begriff von den Kammermädchen machen, die das schärfste Kennrange nicht von ihren Gebieterinnen unterscheiden kann. Alles an ihrem Aeußern trägt die Zeichen von Stand und Reichthum. Ihnen wird mit Achtung begegnet, und sie leisten oft ihren Damen bey Spaziergängen Gesellschaft. Eine gute Aufführung verschafft vielen Leibrenten, die sie lebenslang für Mangel sichern.

In den großen Häusern bekommen Mägde und Bediente Kostgeld, von sieben Schilling bis zu einer halben Guinee, in allen andern aber die Kost selbst. Indessen ist ein besonderer Gebrauch damit verbunden. Sie empfangen die Schüsseln nämlich so, wie sie von Tische kommen. Ist der Vorrath gleich noch so groß, so findet kein Aufbewahren eher Statt, als bis das Gesinde sich daran gesättigt hat. Wollte man ihnen Portionen zutheilen, und sie mit freygebiger Hand auch noch so überflüßig versehen, so würden sie doch nichts davon anrühren, sondern sofort den Dienst verlassen. Sie müssen alles, was von Speisen auf dem Tische übrig bleibt, zu ihrer Auswahl erhalten; die Anzahl der Schüsseln mag groß oder klein seyn,

oder ſich auch koſtbare Gerichte darunter befinden, ſo begehren ſie dennoch alle ohne Ausnahme. Von allen engliſchen Gebräuchen iſt dieſer derjenige, der den ausländiſchen Familien, die ſich hier niederlaſſen, am wenigſten anſtändig iſt, weil er ſo ſehr mit den Haushaltungsgrundſätzen andrer Länder ſtreitet, und den Abſtand der befehlenden und dienenden Menſchenklaſſen verringert.

Dieſe Näherung der Stände unter einander, die das Gefühl der menſchlichen Gleichheit erzeugt und die Geſetze beſtätigen, wird man auch bey Perſonen aus dem gemeinſten Pöbel gewahr, die aus Dummheit noch eher als andre verleitet werden könnten, ſich über diejenigen zu erheben, die nicht ſo gut wie ſie leben. Ich kann hievon keinen beſſern Beweis anführen, als eine rohe Menſchenklaſſe, die mehr mit Pferden, als mit vernünftigen Geſchöpfen umgeht. Dem wohllebenden und ſtattlichen Kutſcher eines Herzogs fällt es gar nicht ein, den armſeligſten Miethkutſcher, der Tag und Nacht auf der Straße liegen muß, als tief unter ſich anzuſehn. Er betrachtet ihn als ſeines Gleichen, und, ohne ihn einmal zu kennen, ſteigt er gelegentlich vom Bock herab, um ihm allerhand kleine Dienſte zu leiſten, fährt ihm aus dem Wege, u. ſ. w.

In Paris hingegen theilt ein ſolcher Elender Peitſchenhiebe aus, womit der arme Fiacre vorlieb nehmen muß, der auf den Kutſcher eines Vornehmen mit Ehrfurcht zu blicken gewohnt iſt.

Man hat in London Bureaux, die man Regiſter offices nennt, wo man gegen Bezahlung eines Schillings mit Bedienten und Mägden aller Arten verſorgt wird. Auch ſind hier ähnliche Bureaux für Kaufmannsdiener, desgleichen für Perſonen, die entfernte Reiſen vorhaben, und Geſellſchaft ſuchen. Vor funfzehn Jahren wurde hier auch eins für den Eheſtand angelegt, das aber nur ſehr kurze Zeit Beſtand hatte. Der Einfall war ſehr originel, und nicht unglücklich, allein die Ausführung deſſelben außerordentlichen Mißbräuchen unterworfen. Perſonen beiderley Geſchlechts lieſſen hier ihre Eheſtandsbedürfniſſe regiſtriren. Stand, Vermögen, Alter, Bildung und Gemüthseigenſchaften, die man beſaß oder zu beſitzen vorgab, wurden aufgezeichnet, nebſt dem, was man dagegen wünſchte. Keine ordentlichen Leute meldeten ſich, wohl aber viel unordentliche, und eine noch größere Menge Spottvögel, deren thätige Scherze der Sache bald ein Ende machten.

Der von den Engländern für ſo heilig gehaltene Sonntag, an dem keine Muſik ertönen und keine Arbeit verrichtet werden darf, iſt zu ihren ländlichen Vergnügungen beſtimmt. Alle diejenigen, die Landhäuſer haben, verfügen ſich ſchon Sonnabends Abends dahin, um den Sonntag ihre Freunde zu empfangen. Die zahlloſe Menge Landtavernen in der Nachbarſchaft der Stadt, ſind an dieſen Tagen das Rendezvous von Leuten aller Stände; auch halten die Gaſtwirthe, welches in England ungebräuchlich iſt, Wirthstafeln, wo man des Sonntags in Geſellſchaft ſpeiſt. Die Eßzeit und der Preiß ſind auf großen Tafeln gemalt, die vor dem Hauſe hängen. Die Landſtraßen rund um London ſind ganz mit Menſchen und Wagen an dieſen Tagen bedeckt, ſo daß man kühn behaupten kann, daß drey Viertel aller Einwohner des Sonntags die Stadt verlaſſen, um den Sabbath nach ihrer Weiſe zu feyern.

Bey den großen Schwelgereyen, die das Loos ſolcher Tage ſind, wo tauſende von Menſchen, die großentheils zum Pöbel gehören, ſich verſammelt befinden, iſt es faſt unbegreiflich, daß keine Händel oder ſonſtige Exceſſe geſchehn. Dieſes iſt ein unwiderſprechlicher Beweis von der guten Be-

müthsart des gemeinen engliſchen Volks, das man nicht nach ſeinen politiſchen Ausſchweifungen beurtheilen muß. Man findet ſelbſt beym roheſten Pöbel gewiſſe Grundſätze von Recht und Billigkeit, ja Mitleiden, Gutwilligkeit, Großmuth und andre geſellſchaftliche Tugenden, worüber man erſtaunen muß. Frägt jemand nach einer Straße oder einem Hauſe, ſo iſt eine höfliche Zurechtweiſung, ſelbſt des niedrigſten Menſchen, die Folge davon, der oft einige hundert Schritte aus ſeinem Wege geht, und für dieſen Dienſt keine Belohnung verlangt; eine grobe Antwort in dieſem Fall iſt eine unerhörte Sache. Wenn in engen volkreichen Straſſen die Wagen und Karren zuſammen fahren, daß ſie Mühe haben, aus einander zu kommen, ſo ſpringen die Vorübergehenden zu, helfen die Ordnung wieder herſtellen, und ſind für ihre angeſtrengten Kräfte mit einem bloßen Dank zufrieden. Aehnliche Vorfälle ſind in Paris gewöhnlich mit Schlägereyen und Blutvergießen verbunden, daher auch daſelbſt bey öffentlichen Feſten durch Soldaten die nöthigen Anſtalten getroffen werden, um allen Unordnungen vorzubeugen; Maaßregeln, die man hier nicht kennt, und wo dennoch bey der erſtaunlichen Menge Kutſchen, die ſich bey Nacht

lagh, beym Pantheon und andern Luſtörtern verſammeln, die gröſte Ordnung herrſcht.

Englands Monarch gab ſelbſt 1784 von dieſer engliſchen Gutwilligkeit ein ſehr auffallendes Beyſpiel. Er machte mit einem ſeiner Prinzen, ohne alles Gefolge, einen Spaziergang in den angenehmen Gegenden von Richmond. Hier trafen ſie einen armen Landmann an, der auf einem Karren Lebensmittel zur Stadt führte. Dieſer Karren aber ſteckte in einem Graben feſt, und konnte ohne Beyhülfe nicht herausgehoben werden. Es war des Morgens ſehr früh, niemand war bey der Hand, und der Landmann in groſſer Verlegenheit. Ohne vieles Bedenken griffen Vater und Sohn zu, und hoben mit ihren königlichen Händen den Karren glücklich heraus. Der ſeine Helfer nicht kennende Landmann erbot ſich in der Freude ſeines Herzens, im nächſten Wirthshauſe ſie mit Bier zu regaliren, und ſie auch auf ſeinem Karren ſelbſt dahin zu führen. Dieſes gutmüthige Anerbieten wurde durch einige Goldſtücke belohnt. Man entfernte ſich, und lieſs dem erſtaunten Manne Zeit, ſich wieder zu faſſen. Durch dieſes Geſchenk wurde indeſſen die menſchenfreundliche Handlung und deren Urheber bekannt.

Bey Feyerlichkeiten, wo ſich das Volk haufenweiſe auf den Straßen verſammlet, zeigt der gemeinſte Pöbel Achtung für Kinder und Perſonen von kleiner Statur, man macht ihnen Plaz, oder hebt ſie in die Höhe, damit ſie beſſer ſehn können. Eine verehrungswürdige Dame, die Gemahlin eines deutſchen Geſandten in London, kam zufälligerweiſe beym Ausgang aus einem Schauſpielhauſe mitten unter dem Pöbel in ein gewaltiges Gedränge. Sie war dem Zeitpunkt nahe, Mutter zu werden, und empfand daher das Nachtheilige ihrer Lage deſto ſtärker. Eine Ohnmacht war auf dem Wege, als der ſie begleitende Cavalier ausrief: „Meine Herren, ich bitte, machen Sie „doch Raum für eine ſchwangere Dame, die ſich „nicht wohl befindet!“ Ich habe von ihr ſelbſt gehört, daß es geweſen ſey, als ob ein Blitz die Leute aus einander geſchmettert hätte. Die zuvor undurchdringbare Volksmaſſe öffnete ſich, und ſie kam ganz bequem zu ihrem Wagen.

Als 1780 der Hefen des niedrigſten Pöbels die Gordonlade ſpielte, und ſich aus dem Mordbrennen einen Zeitvertreib machte, ſo thaten dieſe Böſewichter doch keinem Menſchen an ſeinem Leibe Schaden, ja nicht einmal den Katholiken, deren

Religionsfreiheiten doch den Aufruhr veranlaßten; ja bevor ſie die Gefängniſſe abbrannten, gaben ſie bey jedem derſelben davon Nachricht, und bewilligten ungebeten eine gewiſſe Zeit, um die Möbeln der Gebäude in Sicherheit zu bringen. Man wollte auch damals das Haus des Erzbiſchofs von York verbrennen, den das Volk haßte, und ſchon fing man das Geſchäfte an, als Mrs. Markham, die Gemahlin des Erzbiſchofs, ſelbſt die Thür öffnete und dem wüthenden Pöbel folgende Anrede hielt: „Meine Herren! Eben iſt in dieſem Hauſe „eine Dame niedergekommen; ſie iſt ſowohl als „ihr Kind zu ſchwach, um ohne Lebensgefahr an„derswohin gebracht zu werden. Ich hoffe, daß „Sie ſo viel Menſchenliebe haben, nicht den Tod „dieſer Unſchuldigen zu bewirken.“ Dieſer naive Antrag hatte den erwünſchten Erfolg; das Volk hielt inne, und begab ſich weiter.

Entſteht ein Streit auf der Straße, ſo legen ſich gleich Vorübergehende ins Mittel, um ihn zu ſchlichten. Selbſt angeſehene Leute werfen ſich ungerufen zu Schiedsrichtern auf. Ich erfuhr dieſe Sitte gleich den zweiten Tag nach meiner Ankunft in London, bey einem Vorfalle, der mich ſelbſt betraf. Ein deutſcher Judenjunge, den ich in einer

der volkreichsten Straßen antraf, wollte mich auf eine grobe Weise betrügen. Dieser Vorsaz erregte bey mir einen Unwillen, den ich in wohlverdienten Benennungen äußerte. Wie sehr stieg aber dieser, da der Jude mir nichts schuldig blieb, und mir die kernhaften deutschen Ehrentitel alle wieder zurückschob! Mit den englischen Sitten noch unbekannt, und mit den deutschen Begriffen von Ehre reichlich versehn, ist die Folge leicht zu erachten. Ich legte Hand an ihn; der Jude schrie, und den Augenblick waren wir von einer Menge Menschen umgeben. Die englische Sprache war mir nicht fremd, ich erzählte daher die Veranlassung meines raschen Betragens. Einige Personen von äußerm Ansehn nahmen sogleich das Wort, und sagten mir mit vieler Sanftmuth, daß ich durchaus Unrecht hätte, und daß nach den Landesgesetzen keine Beleidigung eine solche Thätlichkeit rechtfertigen könnte. Der Jude, der den Beweis seines Betrugs in der Tasche führte, fand nicht rathsam, Kläger zu werden; er machte sich daher geschwind fort, und ließ mir Zeit, die gutgemeinten Lehren meiner unbekannten Freunde gehörig zu fassen.

Sind bey solchen Streitigkeiten beide Theile willig, ihre Fehde durch einen Faustkampf auszu-

machen, ſo werden ſie von den Anweſenden nicht gehindert, ſondern vielmehr dazu aufgemuntert, weil gewiſſe Begriffe von Gleichheit und Muth dieſem Mißbrauche zu ſtatten kommen, der jedoch ſehr anfängt abzunehmen. Vormals ſchämten ſich ſelbſt Standesperſonen dieſer Unanſtändigkeit nicht, jezt aber überlaſſen ſie es blos dem Pöbel, der, nicht durch vornehme Beyſpiele geleitet, auch nach und nach die Luſt daran zu verlieren ſcheint. Die Kämpfer entkleiden ſich gewöhnlich den Obertheil des Leibes, und ſo ſchlagen ſie mit geballten Fäuſten nackend auf einander los; während der Zeit ein Kreis von Menſchen um ſie geſchloſſen wird. Dem Fallenden wird von den Zuſchauern aufgeholfen, die ihm den Schweiß abtrocknen, und durch ihr Zureden ſeinen fortdauernden Muth anflammen. So geht es fort eine halbe Stunde, auch länger, bis einer von beiden erklärt, daß er aufhören will. Dieſer iſt ſodann der Ueberwundene, wenn er gleich ſeinen Gegner noch ſo oft zu Boden geſtürzt hätte, und er ſelbſt nie gefallen wäre. Der Sieger, der oft mehr entkräftet als der Beſiegte iſt, allein aus Ehrgeiz mit der entſcheidenden Erklärung zurückgehalten hat, wird nachher von den Zuſchauern triumphirend wegbegleitet, und der andre verſpot-

tet. Dieſe Achtung für ein muthvolles Betragen überſteigt bey den Engländern alle Vorurtheile. Ich habe einſt einen Kampf dieſer Art zwiſchen einem Engländer und einem Franzoſen geſehn. Der erſtere wurde für einen Meiſter in der Barkunſt gehalten, der Franzoſe hingegen war darin ganz unerfahren, er verließ ſich aber auf ſeine ſtarken Knochen und Behendigkeit, die ihm auch ſo gute Dienſte thaten, daß er ſeinen Gegner in kurzer Zeit durch einen Stoß zu Boden ſtreckte, der ihn unfähig machte, den Kampf fortzuſetzen. Nun wurde der Nationalhaß übertäubt, jedermann überhäufte den Franzoſen mit Lobſprüchen und Careſſen, und man beeiferte ſich um die Wette, wer ihn in der Taverne bewirthen ſollte.

Dieſe Barkunſt hat ihre Regeln, die genau beobachtet werden. Der Uebertreter derſelben würde vor der Wuth des Pöbels nicht ſicher ſeyn. Z. B. So lange als einer auf der Erde liegt, darf ihn der andre nicht ſchlagen. Kein Schlag oder Stoß darf mehr ausgetheilt werden, ſobald der eine erklärt, daß er aufhören will. Das Anpacken mit den Händen iſt gar nicht erlaubt, weil nur allein die geballten Fäuſte agiren müſſen, u. ſ. w. Es giebt ordentliche Lehrmeiſter in dieſer Kunſt.

die darauf reiſen und Lehrſtunden geben. In den Provinzen werden ſie jedoch weit mehr, als in der Hauptſtadt, geachtet. Da bisweilen aus ſolchen Fauſtkämpfen unglückliche Folgen entſtehen, ſo ſucht man ſich durch einen Kunſtgriff wider die Criminalprozeſſe zu ſichern, die daraus entſtehn könnten. Beide Theile werfen nämlich Geld auf die Erde, bevor der Kampf beginnt, daher dieſer denn zu einer wahren Wette wird, und ſelbſt bey einem Todesfall nicht als ein Mord angeſehn werden kann. Das Wettgeld kommt hiebey in keine Betrachtung, ſondern iſt blos Formalität, daher es auch eine gewöhnliche Redensart eines Herausforderers iſt: „I „ſhall fight You for a farthing. Ich will mit „Euch für einen Heller fechten.“

Dem berühmten Marſchall von Sachſen geſchah eine ſolche Ausforderung, da er ſich in London befand, und auf der Straße zufällig einem Karrenführer zu nahe trat, der den Koth von den Gaſſen aufhub. Der Mann glaubte ſich beleidigt und foderte den großen Feldherrn zu einem Fauſtkampf heraus. Dieſer, auf ſeine Rieſenſtärke ſich verlaſſend, nahm ihn an. Der Karrenführer entkleidete ſich dem Coſtume gemäß; kaum aber hatte er das Hemde abgezogen, als ihn der Marſchall

mit ſeinen gewaltigen Händen anpackt, und zum Erſtaunen aller Anweſenden ihn wie einen Strohwiſch in ſeinen eignen ganz mit Koth angefüllten Karren wirft, wo er nackend wie ein Froſch die Beine von ſich ſtreckte, und beynahe erſtickt wäre.

Die Duelle in beſter Form waren hier ehedem, ſo wie in andern Ländern gebräuchlich, ſie kamen aber ſeit der puritaniſchen Adminiſtration ganz aus der Mode. Da dieſe Religionsenthuſiaſten keine andere Richtſchnur als die Bibel, ſelbſt bey ihren Sitten, anerkennen wollten, und in dieſer keine Beyſpiele von Zweykämpfen gefunden werden, ſo verabſcheuten ſie ſolche. Cromwel machte auch überdem dawider die ſtrengſten Geſetze, wodurch denn dieſer barbariſche Gebrauch endlich ganz aufhörte. Man hat vielleicht kein Beyſpiel in der Geſchichte, daß der Fanatiſmus je eine ſo gute Wirkung hervorgebracht hätte. Nur erſt ſeit der leztern Hälfte dieſes Jahrhunderts iſt dieſe alte Mode wieder etwas in England aufgekommen, nach dem Maaß, als man das Baxen aufgegeben hat. Da aber ſo manches hier anders wie in der übrigen Welt geſchieht, ſo hat dieſer nur den höhern Volksklaſſen eigenthümliche Gebrauch

auf dieser Insel keine Schranken gefunden. Man hat Prediger, Krämer und Kaufmannsdiener sich duelliren gesehn, und zwar beständig auf Pistolen, weil die Engländer nicht fechten lernen; ja vor einigen Jahren hat man die lächerliche Scene erlebt, daß sich zwey Neger, beide Livreebediente, im Hyde-Park mit Pistolen herumgeschossen haben. Solche Vorfälle, und die satyrischen Gemälde, die täglich davon auf der Bühne gesehn werden, dürften wahrscheinlich die Fortschritte dieses Gebrauchs hemmen. Zeigt jemand die Absicht eines Zweykampfs bey einem Friedensrichter an, und die Kämpfer werden mit Waffen auf dem Platze gefunden, so werden sie in Verhaft genommen, und zum Friedensrichter geführt, wo sie, für sechs, acht, auch zehn Jahre, Bürgen für ihr friedfertiges Betragen stellen müssen. Diese Bürgen müssen nach Beschaffenheit der Umstände mit einer größern oder kleinern Summe Geldes die gute Aufführung des Beklagten assecuriren. Im Uebertretungsfall müssen die Bürgen sogleich bezahlen, wogegen kein Prozeß Statt findet. Will niemand Bürgschaft leisten, so muß der Friedensstörer ins Gefängniß wandern, bis ihm jemand diesen Freundschaftsdienst leistet. Dieses ist nicht allein

der Fall bey Duellen, ſondern bey allen Handlungen, wodurch die öffentliche Ruhe geſtört wird.

Die kalten Bäder gehören auch zu den in England ſehr üblichen Gebräuchen. Man hat deren eine Menge, wo man für den geringen Preiß einer Guinee das ganze Jahr baden kann, und zwar täglich, wenn man will. Dieſe kalten Bäder werden von den beſten engliſchen Aerzten ſehr empfohlen. Sie waren ſchon bey den alten Römern im Gebrauch. Antonius Muſa kurirte damit den Auguſtus, wofür ihn der Senat außerordentlich belohnte, und ſeine Bildſäule auf öffentliche Koſten neben der Statue des Aeſculap ſetzen ließ. Auch der Kaiſer Alexander Severus bediente ſich deren beſtändig, wie uns Lampridius berichtet; und da er ſich lange in England aufhielt, ſo iſt es nicht unwahrſcheinlich, daß damals die Bäder bey den Britten eingeführt wurden; ein Gebrauch, den auch hernach die Sachſen annahmen. So bequem auch die Einrichtung der warmen Bäder hier iſt, ſo bedient man ſich derſelben doch weit weniger.

England hat eine Menge Badeörter und Geſundbrunnen, deren viele noch jezt den alten Beynamen heilig führen. Man bediente ſich derſelben anfangs aus ſehr natürlichen Urſachen, bis

man endlich die Religion damit vermiſchte. Diejenigen Brunnen, woſelbſt die erſten chriſtlichen Prediger ihre Convertiten gemeiniglich tauften, erzeugten einen Begriff von Heiligkeit, und wurden daher heilige Brunnen genannt. Die Mönche benutzten dieſes, und ſchrieben daher in ihren Legenden gewiſſen Quellen wunderthätige Wirkungen zu, nachdem ſie vielleicht ihre mediciniſchen Tugenden entdeckt hatten.

Von allen engliſchen Bädern aber zeichnet ſich Bath aus, deren Quellen ſchon zu den Zeiten der Römer bekannt, und der Minerva geweihet waren, daher die Britten ſie in ihrer Sprache: Caer Palladdur, das iſt, die Stadt mit den Pallasquellen, nannten. Das Waſſer iſt hier warm. Bath iſt eine ſchöne Stadt, die mit ſehr prächtigen öffentlichen Gebäuden pranget. Es iſt der Verſammlungsort nicht allein von kranken Perſonen, ſondern auch von Geſunden, die durch die mannichfaltigen Vergnügungen dieſes Orts aus allen drey Königreichen hieher gezogen werden. Die eigentliche Jahreszeit zu den Luſtbarkeiten iſt der Anfang des Winters, und der Zufluß dauert, bis ſich das Parlament verſammelt. Er iſt weit ſtärker, als man in irgend einem Bade in Europa ſieht. Um

die nöthige Ordnung bey den Luſtbarkeiten unter einer ſo großen Menge freyer und reicher Menſchen zu erhalten, befindet ſich hier ein Mann, der den Titel, König von Bath führt, dem in allem, was Anordnung betrifft, unbedingter Gehorſam geleiſtet werden muß. Dieſen Vergleich haben die vornehmſten Perſonen des Königreichs unterzeichnet, die beſtändig dieſen Ort beſuchen, und ihren Ceremonienkönig in ſeinen Gerechtſamen ſchützen. Mit dieſer Würde iſt Anſehn und 1600 Pf. St. Einkünfte verknüpft. Sie dauert lebenslang, man müßte denn Urſache haben, den König abzuſetzen. Gewöhnlich wird hiezu ein Mann von Erfahrung, von Witz, Munterkeit und feinen Sitten erwählt. Alles dieſes, vereinigt mit andern außerordentlichen Talenten zur Erfindung und Anordnung neuer Ergötzlichkeiten, wurde in einem hohen Grade bey einem Engländer Namens Naſh angetroffen, der viele Jahre lang als König von Bath regiert hat, und 1761 zum Leidweſen der ſchönen Welt ſtarb. Jezt bekleidet ein bey der Armee geſtandener Hauptmann dieſen Poſten.

Zwölfter Abschnitt.

Charakter des englischen Frauenzimmers, dessen Lebensart und Sitten. Adel. Bisarre Handlungen; eine Eigenheit der Britten. Sehr merkwürdige Beyspiele davon. Lord Montague. Lotterie. Wett-Comptoirs. Sonderbare Wetten verschiedener Art. Leidenschaft zum Diebstahl. Gastmahl in Wallis für achttausend Personen. Ehestands-Prämie in Essex. Lord Baltimore. Schornsteinfeger-Prozession. Leichenbegängniß der Magna Charta. Emigration nach Neu-Seeland, eine sehr wenig bekannte außerordentliche Unternehmung. Reise nach O'Tahiti, ein romanhafter Entwurf. Vergrabene Bildsäule Karls I. Sonderbare Mißhandlung eines Spaniers. Haß der Engländer gegen die Franzosen. Brittisches Vorurtheil wider anatomische Operationen. Privat-Narrenhäuser. Gedruckte Anzeigen mannichfaltiger Art. Waarenlager von Mrs. Philipp, das einzige dieser Gattung in der Welt. Gassenlieder.

Von allem Schönen, was diese Insel zeigt, ist nichts so bewundernswürdig als die Reize des schönen Geschlechts. Diese haben eine so gewaltige Wirkung, daß jeder Ausländer, von welcher Nation er auch immer seyn mag, ohne Be-

denken den Engländerinnen den Apfel zuerkenne. Ein ſchöner körperlicher Bau, ein zierlicher Wuchs, eine volle Bruſt, eine ſehr zarte Haut im Geſicht, wo die ſanfteſten Züge durchſchimmern, alles dieſes zeichnet das engliſche Frauenzimmer vorzüglich aus. Es hat alle Eigenſchaften, die zum glücklichen Eheſtandsleben erfoderlich ſind. Der Nationalhang zur Melancholie macht die Weiber ernſthaft, und verurſacht, daß ſie weniger den Vergnügungen als ihren Männern und ihrem Hausweſen ergeben ſind. Die Vornehmen ſogar ſtillen ſelbſt ihre Kinder, weil ſie es für keine Schande halten, ſich als Mütter zu zeigen, und weil ſie glauben, daß die kleine Verringerung ihrer Reize, die ſie etwa dabey leiden möchten, nicht die mütterliche Zärtlichkeit und deren angenehme Folgen aufwiegen könne. Bey allen Ausſchweifungen, die hier bis aufs höchſte getrieben werden, ſind verheurathete Frauenzimmer ſelten der Gegenſtand verliebter Angriffe. Die Liebe zu ihrer Familie und ihrem Hausweſen, nebſt ihrer natürlichen Ernſthaftigkeit, ſind ihre Bollwerke; daher man kühn behaupten kann, daß in keiner großen Stadt in Europa die ehliche Treue von Seiten der Weiber ſo wenig verletzt wird.

Diese ernsthafte Gemüthsart ist Ursache, daß die jungen Frauenzimmer katholischer Religion sich sehr nach dem Klosterleben sehnen, und auch häufig nach Frankreich und Flandern gehn, um diesen Hang in den dortigen Klöstern zu stillen, woselbst viele Stiftungen für sie gemacht sind. Die vornehmste derselben ist in St. Omer. Für diejenigen, die nicht gern England verlassen wollen, hat man Arten von Klöstern errichtet, die zwar nicht den Namen führen, es aber dennoch wirklich sind. Eine Anzahl Frauenzimmer leben hier in Gemeinschaft, und verrichten alle gottesdienstliche und andre Handlungen, nach der Regel desjenigen Ordens, dem das Haus gewidmet ist. Sie thun ihre Gelübde sowohl wie andre Nonnen, und sind simpel gekleidet, wenn sie ausgehn. Solche Klöster existiren hier unter dem Namen von Pensionsanstalten.

Ich habe schon oben von der Theilnehmung des englischen Frauenzimmers an politischen Angelegenheiten geredet. Diese ist ein neues Band des Ehestandes. Der ganz Politik athmende Ehemann findet in seiner Gattin eine Person, mit der er über seinen Lieblingsgegenstand nach Gefallen spre-

chen kann. Er hat nicht nöthig, die Stillung dieſes Bedürfniſſes außer dem Hauſe zu ſuchen.

Die Freygebigkeit der Natur in Anſehung der körperlichen Reize, die ſie hier mit vollen Händen austheilt, wird durch vernünftige Gebräuche gehörig genützt. Die Kinder bekommen keine Windeln, ſondern leichte Bekleidungen, die den Körper frey erhalten, keine ſeiner Bewegungen hemmen, und bis zum mannbaren Alter getragen werden. Alsdenn machen ſie andern Kleidern Plaz, wobey ebenfalls der Zwang ſo viel als möglich verbannt iſt. Man ſieht keine Schnürbrüſte, ſondern die Roben ſind blos mit dünnem Fiſchbein verſehn, um die Taille zu formiren. Auch die Blatternincculation wird immer allgemeiner. Die Erziehungshäuſer für Kinder beiderley Geſchlechts ſind faſt alle auf dem Lande, in der Nachbarſchaft von London, wo man in den ſchönen Dörfern oft zwey, auch mehrere Häuſer neben einander antrifft, die auf großen Tafeln dieſe ihre Beſtimmung anzeigen. Eine Menge Sprach- Muſik- und Tanzmeiſter, und andre Lehrer finden hier ihr Brod, wozu eine einzige Erziehungsſchule hinreichend iſt.

Die Engländerinnen verlaſſen ſich ſo ſehr auf ihre natürliche Schönheit, daß ſie die künſtliche Er-

höhung derselben oft ganz hintansetzen. Nur blos einige Freudenmädchen legen Roth auf. Viele, selbst bey der zierlichsten Kleidung, streuen nie Puder in ihre Haare. Die Reinlichkeit, die hier in allen Stücken in einem sehr hohen Grade herrscht, erhöht auch die natürlichen Reize des schönen Geschlechts nicht wenig. Sie hat aber auch einen sonderbaren ungefälligen Gebrauch eingeführt, der nirgends als nur in London allein üblich ist. Die Frauenzimmer vom Mittelstande nämlich tragen bey schlechtem Wetter ringförmige eiserne Maschinen um die Füße, die sie an den Schuhen durch Bänder befestigen. Hiedurch bleiben die Schuhe rein, die gemeiniglich von Seide, und bey den Armen von Zeuge sind; denn selbst die geringste Dienstmagd trägt keine ledernen Schuhe. Sobald sie in ein Haus treten, werden die Maschinen abgelegt. Dieser Gebrauch hat außer dem mißfälligen Ansehn auch das Nachtheilige, daß die Frauenzimmer dadurch sich einen übeln Gang angewöhnen. Unter den Reichen und Vornehmen ist er nicht üblich, auch nicht in allen andern englischen Städten; wenn daher erwachsene Personen aus der Provinz nach London kommen, so können sie diese Mode nicht mitmachen, die ihre Schwürig-

keiten hat, und daher ſchon in der Kindheit gelernt werden muß.

Die ſchönſte Zierde der Engländerinnen aber iſt der Hut, der jezt mit Bändern und Federn reichlich verſehn iſt. Ohne denſelben darf keine weibliche Perſon hohen oder niedern Standes ihren Fuß auf die Straße ſetzen. Kein Bettelweib ſogar läßt ſich ohne Hut ſehen. Sie haben eine eigne Art ihn aufzuſetzen, die von den Damen andrer Länder nur ſehr unvollkommen nachgeahmt wird, daher auch bey dieſen die große Wirkung eines ſolchen Huts nicht ſo ſichtbar iſt. Dieſe Wirkung veranlaßte Linguet zu ſagen, daß, wenn Homer dieſe reizende Tracht gekannt hätte, er der Venus zu ihrem Gürtel auch einen engliſchen Hut würde gegeben haben.

Die engliſchen Frauenzimmer haben auch manches Eigne in ihren Sitten. Hierunter gehört das Reiten. Tauſende machen ſich täglich dieſes Vergnügen bey gutem Wetter, in Amazonenkleidern und in die Quer ſitzend. Dieſer Gebrauch wurde von der Königin Anna, Gemahlin Richards II., eingeführt, und iſt ſeitdem Landesſitte geworden. Sich am Fenſter zu zeigen, wird für ſehr unanſtändig gehalten. Nur ein Verfall auf der Straße, der die

Neugierde reizt, rechtfertigt ein ehrbares Frauenzimmer, wenn sie das Fenster öffnet. Die öffentlichen Nymphen hingegen setzen sich über diese Sittsamkeit weg.

Wenn gleich die physikalische Erziehung der Engländer sehr gut ist, so kann man doch nicht ein gleiches von der moralischen rühmen. Die Mißbräuche, die sowohl auf ihren niedern als hohen Schulen herrschen, sind bekannt. Ich will sie daher nicht wiederholen. Auf den Universitäten führen die Studirenden ein wahres Mönchsleben, wovon die Wirkung für das Reich nachtheilig seyn würde, wenn nicht die Reisen nach geendigten Studien dem Geist eine andere Richtung gäben. Man hat in England viel über die Vortheile und Nachtheile der Privaterziehung geschrieben, bis endlich das allgemeine Urtheil wider dieselbe ausgefallen ist. Der junge Herzog von Bedford, die reichste Person des Königreichs, war noch vor einigen Jahren auf der Westmünster-Schule, und wurde vollkommen wie alle andre Knaben erzogen. Er aß, trank und schlief nicht besser. Sein Taschengeld bestand wöchentlich in zwey Guineen, und zu seiner Erziehung überhaupt waren jährlich 500 Pf. St. von seinen Einkünften bestimmt, die sich

über 60,000 Pf. St. erſtreckten. Heftige Leibesbewegungen und Spiele, wobey alle Muskeln des Körpers angeſtrengt werden, ſind die gewöhnlichen Recreationen in ſolchen Schulen, die bey allen ihren Mißbräuchen doch weder den Körper noch den Geiſt weichlich machen. Oft entſtehen hier Verbindungen zwiſchen Kindern von ſehr ungleicher Geburt, die nicht eher als mit dem Leben aufhören, und manchmal die Quellen glänzender Glücksumſtände ſind.

Viele von angeſehenen Familien werden von ihren erſten Jugendjahren an zur Handlung erzogen. Dieſer weiſe Gebrauch, der den Gemeſiſchen Adel ſo ſehr bereichert, und das Haus Medicis auf den Thron erhoben und zu Wohlthätern der Welt gemacht hat, wurde in England erſt in der Mitte des vorigen Jahrhunderts eingeführt. Er war eine Folge der bürgerlichen Kriege. Der engliſche Adel, der gröſtentheils dem Könige anhing, war von dem herrſchenden Unterparlament von allen Civil- und Militär-Aemtern ausgeſchloſſen; dieſes trieb ihn zur Kaufmannſchaft, wodurch viele derſelben große Reichthümer erwarben, und das Vorurtheil gegen dieſen Stand ausgerottet wurde. Nunmehr wurden die vornehmſten Män-

ner des Reichs die eifrigſten Beförderer der Handlung, und verwandten ſelbſt einen Theil ihrer Einkünfte zu dieſem Zweck. Man kann behaupten, daß dieſe thätige Theilnehmung der Großen den erſtaunlichen Flor Englands größtentheils bewirkt habe. Sie widmeten ſelbſt ihre Kinder einem Stande, der Anſehn und Reichthümer verſchafft, daher man auch in unſern Tagen den Sohn des Staatsminiſters Walpole als Banquier geſehn hat, desgleichen einen Sohn des ſo viel vermögenden Grafen von Bute, der als Handlungsſchreiber nach Oſtindien gegangen iſt. Es iſt aber ein Irrthum, wenn man glaubt, daß dieſe Standeswahl ſich auch bis auf die Handwerke erſtrecke; denn ein Handwerksmann, iſt er gleich noch ſo reich, hat nur ein eingeſchränktes Anſehn, und kann keine großen Ehrenämter bekleiden, oder im Parlament ſitzen.

Nur aus Biſarrerie kann jemand einen ſolchen Entſchluß ergreifen, wie der berühmte Lord Montague, Schwager des vorerwähnten Grafen von Bute, gethan hat, der als Knabe den väterlichen Palaſt mit dem ruſtigen Loch eines Schornſteinfegers vertauſchte. Die harte Koſt, die ſchmuzigen Lumpen, und Prügel, waren ihm lieber als

eine ſtandesmäßige liebreiche Behandlung. Dieſer entfloh er, und lebte neun Monat in London unbekannt als Schornſteinfegerjunge. Er wurde endlich entdeckt, und wieder nach Hauſe gebracht, wo man alle nur erſinnlichen Kunſte anwandte, eine ſo ſonderbare Krankheit des Geiſtes zu heilen, allein vergebens. Er entfloh von neuem, ging als Schiffsjunge nach Liſſabon, und durchreiſte hernach Spanien als Knecht eines Maulefeltreibers. Seine fernern Abentheuer gehören nicht hieher. Man kann ſchwerlich ein größeres Beyſpiel menſchlicher Thorheit anführen, als dieſen vor wenig Jahren im Orient verſtorbenen Mann.

Da in England Bizarrerien aller Art ſo überaus häufig ſind, ſo hat man dafür einen eignen Namen. Man nennt eine ſolche Handlung a Whim; wer aber viel dergleichen ausübt: a whimsical man. In andern Ländern würde man Leute dieſer Gattung für närriſch halten: weil aber die Freiheit hier alle nur möglichen Handlungen begünſtigt, die niemand Schaden verurſachen, ſo wundert man ſich nicht ſehr darüber; eine biſarre Geſchichte macht der andern Plaz, man lacht oder zuckt die Achſeln. Ich könnte hunderte von Beyſpielen anführen, deren manche vielleicht nie gekannte Falten des

menschlichen Herzens aufdecken würden; allein dieses möchte mich zu sehr von der Charakteristik Englands ableiten. Dennoch ist es nicht unpassend, daß ich einige dieser Whims als englische Nationale Eigenheiten hier berühre.

Im Jahre 1776 starb in London ein Engländer, der durch die Handlung ein Vermögen von 60,000 Pf. St. erworben hatte; dieses Vermögen vermachte er einem Vetter, der kein Kaufmann war, jedoch mit der sonderbaren Clausul, daß er alle Tage zur Börsenzeit von zwey bis drey Uhr sich auf der Börse einfinden sollte. Keine Geschäfte oder Witterung sollten ihn davon abhalten, sondern nur Krankheit allein könnte ihn entschuldigen. Ohne diese leztere erwiesene Ursache (heißt es im Testament) sollte durch das Wegbleiben eines einzigen Tages das ganze Vermögen für ihn verloren seyn, und gewissen Stiftungen zufallen. Er wollte hiedurch der Börse, woselbst er seinen Reichthum erlangt hatte, auch nach seinem Tode eine Art von Ehre erzeigen, die aber den Erben in beständiger Sklaverey hielt. Er durfte sich nicht aus der Stadt entfernen, als nur des Sonntags, weil alsdann die Börse geschlossen ist. Ich habe diesen Mann selbst gekannt, und bin ein Zeug

ſeiner großen Unzufriedenheit geweſen. Selbſt die kleinſte Reiſe konnte er nicht unternehmen; ja alle ſeine Beſuche und Geſchäfte mußten ſo eingerichtet werden, damit ja die Börſenſtunde nicht verſäumt würde. Er wohnte im weſtlichen Theile der Stadt, über eine halbe deutſche Meile von der Börſe, wohin er alſo täglich fuhr, eine Stunde lang, ohne mit jemand zu ſprechen, daſelbſt herumging, und ſich hernach wieder in ſeinen Wagen ſezte. Die Stiftungen, die im Verſäumungsfalle ſo reichlich beſteuert werden ſollten, hatten ihre Spione, die auf ihn Acht gaben.

Ein vornehmer Engländer, der bey Jahren und Wittwer war, hatte einſt auf ſeinem Landgut eine ſchlafloſe Nacht. In dieſer beſchließt er wieder zu heurathen, und zwar das erſte ledige Frauenzimmer, das er des Morgens ſehen würde. Er ſteht mit dieſem närriſchen Gedanken auf, und klingelt. Der Kammerdiener erſcheint; man ſagt ihm, daß er eine ledige Frauensperſon ins Zimmer ſchicken ſoll. Der Kammerdiener eilt weg, die Haushälterin zu rufen. Dieſer ertheilt der Lord folgenden Befehl: „Zieht Euch an, Ihr ſollt mit „mir nach der Kirche gehn, ich will Euch heurathen.“ Die Perſon nahm dies natürlich für einen Scherz

an, und entfernte sich schweigend. Eine halbe Stunde nachher wird der Kammerdiener gefragt, ob die Haushälterin angekleidet sey. Dieser antwortet: Nein! sondern daß sie ihre Hausgeschäfte besorge. Der Lord verlangt darauf ein ander Frauenzimmer sogleich zu sprechen. Der Kammerdiener schüttelt den Kopf, geht fort, und sieht zuerst auf eine Kuchenmagd, die er auch zu seinem Herrn schickt. Sie erhält den nämlichen Auftrag wie die erstere. Die Magd kleidet sich geschwind an, und begiebt sich sodann zum Lord, um ihn an sein Wort zu erinnern. Dieses wurde genau gehalten, und eine Stunde darauf war das Küchenmensch eine Dame. Ein Mann, der eine der höchsten Würden des Reichs bekleidet hat, und noch lebt, war die Frucht dieser Ehe.

Solche rasche Entschließungen sind bey den Engländern sehr häufig. Ein junger Mensch von großem Vermögen verläßt des Morgens sein Bette, und befiehlt seinen Leuten, sich fertig zu halten, in zwey Stunden mit ihm abzureisen. Man fragt ihn, wohin? Er antwortet: nach Egypten, und dahin ging es auch wirklich ohne Verzug.

Ich habe einen Engländer gekannt, der ein rechtschaffener liebenswürdiger Mann war, allein

einen höchſt bizarren Geſchmack hatte, der, wie er mich oft verſicherte, tief in ſeiner Seele lag. Das größte Vergnügen, das nur allein ſeine Sinne berauſchen konnte, war, die Haare eines ſchönen Weibes zu kämmen. Er unterhielt eine reizende Mätreſſe blos zu dieſem Zweck. Liebe und Treue kam hiebey in keine Betrachtung, er hatte es blos mit ihren Haaren zu thun, die ſie in den ihm gefälligen Stunden entnadeln mußte, damit er darin mit ſeinen Händen wühlen konnte. Dieſe Operation verſchaffte ihm den höchſt möglichſten Grad körperlicher Wohlluſt.

Eine andre eben ſo außerordentliche Wohlluſt gewährt der Anblick hingerichteter Miſſethäter dem Ritter S***, der ſonſt ein, wegen ſeines vortreflichen Charakters, allgemein hochgeſchäzter ſanftmuthiger Mann iſt. Das Vergnügen einer Execution hat in ſeinen Augen ganz unnennbare Reize, die eine unerklärbare Gewalt über ihn haben. Einer ſeiner Freunde machte ihm deshalb Vorwürfe; der Ritter entſchuldigte ſich und ging eine Wette ein, der nächſten Hinrichtung nicht beyzuwohnen, welches er ſonſt nie unterließ. Der Tag erſchien, allein mit ihm fand ſich auch der unwiderſtehliche Drang ein, ſein Lieblingsvergnügen zu

genießen: er ritt nach Tyburn, und bezahlte die Wette. Als der Königsmörder Damiens in Paris von Pferden zerrissen wurde, reiste S*** blos dieserhalb dahin, und erkaufte sich vom Scharfrichter die Freiheit, das Blutgerüste mit besteigen zu dürfen, damit er die gräßliche Scene in der Nähe genau sehen könnte. Er sahe sie, und reiste sogleich nach England zurück.

Obgleich ein so eigner Geschmack, wie diese beiden leztern Beyspiele, auch ein Whim genannt wird, so gehört er doch eigentlich dem Menschen, und nicht dem Engländer zu; er ist, wenn man will, eine Krankheit des Geistes, und daher ganz von den Whims unterschieden, die zum Charakter der Britten gehören.

Diese Liebe zum Sonderbaren und Außerordentlichen erzeugt auch die so häufigen Wetten: eine Sitte, die besonders zu der Zeit auffallend ist, wenn die Staatslotterie gezogen wird. Es werden alsdenn einige hundert Wettcomptoirs in London angelegt, woselbst auf Nummern und Preiße gewettet wird. Die Wettmeister geben gedruckte Anzeigen von ihren Planen heraus, die auch täglich in den Zeitungen erscheinen. Des Abends werden die Comptoirs mit transparenten Verzierungen

prächtig erleuchtet; eine große Punſchſchale iſt darin die vornehmſte Möbel, die für alle Wettende dienet, und niemals leer wird. Dieſes iſt anziehend, daher auch in den vierzig Tagen, die man zur Ziehung der Lotterie braucht, das Gedränge zu dieſen Wettbuden ganz unglaublich iſt. Sie ſind die ganze Nacht offen; ein Umſtand, der bey ſolchen Perſonen zu ausſchweifenden Wetten Anlaß giebt, die berauſcht von ihren Bacchanalien ſich nach Hauſe begeben. Man hat daher die Verordnung gemacht, daß die Wettbuden um eilf Uhr geſchloſſen werden müſſen; da man aber die Oeffnungszeit für den folgenden Tag nicht beſtimmt hat, ſo werden ſolche gleich nach Mitternacht wieder geöffnet, wodurch alſo die Abſicht des Geſetzes verfehlt wird. Manche legen dergleichen Comptoirs an, um die Leute zu betrügen. Das Geld wird von den Wettenden immer vorausbezahlt; gehn nun groſſe Summen für den Wettmeiſter verloren, ſo macht er ſich aus dem Staube, und ſchließt ſeine Bude. Um dieſes Gewerbe etwas zu erſchweren, und zugleich aus der Thorheit des Volks für den Staat Vortheile zu ziehen, hat die Regierung vor einigen Jahren verordnet, daß die Erlaubniß zur Anlegung eines ſolchen Comptoirs

mit funfzig Pf. St. gelöſt werden muß. Dennoch war deren Anzahl im Jahre 1779 in London allein über funfhundert. Am ſonderbarſten aber iſt, daß viele Krämer auch die Lotterie mit ihren Waaren verbinden. Bänder, Tücher, Strümpfe u. ſ. w. werden alle nummerirt, und nur für die gewöhnlichen Preiße verkauft, demnach erhält der Käufer eine Prämie, wenn die Nummern der großen Lotteriecloſe mit den Nummern ſeiner erkauften Waaren übereinſtimmen. Ein Menſch alſo, der ein Haarband für acht Pfennige kauft, kann zehn Guineen gewinnen. Dieſes iſt ein ſichres Mittel, ein ganzes Waarenlager los zu werden; es wird aber nicht für ſehr anſtändig gehalten.

Man findet hier auch Wettcomptoirs, um auf gewiſſe beſtimmte Dinge zu wetten. Außerdem giebt es große Wettmeiſter, die auf unglaublich ſcheinende Gegenſtände Spekulation machen, und ihr ganzes Vermögen daran wagen. An dieſe wendet man ſich gewöhnlich mit neuen Erfindungen von ſonderbarer Art, deren Wahrheit bezweifelt wird, und alsdann geſchehn die Wetten. Ohne dieſe ſind aber auch die Privatwetten zu erwähnen, deren täglich viele tauſend geſchehn. Dieſes iſt ſo ſehr Sitte, daß bey dem geringſten Zweifel die Re-

densart: I lay any thing (ich wette, was Sie wollen,) zum gemeinen Sprüchwort aller Stände geworden iſt. Nimmt nun der Andre die Ausfoderung an, ſo geht die Wette bey den unbedeutendſten Dingen vor ſich, wobey oft große Summen aufs Spiel geſezt werden. Ich weiß, daß man große koſtbare Spiegel in den Tavernen vorſezlich zerſchlagen hat, um die zerbrochenen Stücken zu zählen, worauf man gewettet hatte. Der berühmte Fox wettete einſt tauſend Pf. St. auf die Nummer der erſten Miethkutſche, die bey dem Hauſe, worin er ſich mit ſeinem Gegner befand, vorbey fahren würde.

Ich habe einen Mann gekannt, der um 500 Pf. St. die närriſche Wette gemacht hatte, ein ganzes Jahr durch, alle Nächte in einem verſchiedenen Hauſe in London zu ſchlafen. Er bereute dieſes Unternehmen ſehr, und war ſchon nach drey Monaten entſchloſſen, die Wette zu bezahlen, um der täglichen Sorgen, Anſtalten und Unruhen, die daraus natürlich erfolgen mußten, überhoben zu ſeyn. Er hatte dieſes leichtſinnig überſehn, ſein Gegner es aber wohl überdacht.

Als der Krieg zwiſchen England und Frankreich 1778 auf dem Punkte war auszubrechen, der

gewöhnlich durch eine königliche Proklamation mit gewissen Feyerlichkeiten in London bekannt gemacht wird, so geschah zwischen zwey reichen Engländern folgende Wette: derjenige, der den Krieg zwar nicht bezweifelte, aber den Ausbruch noch entfernt glaubte, gab dem andern 100 Guineen, um dafür von demselben täglich eine Guinee bis zur Proklamation zu erhalten. Diese aber unterblieb diesesmal ganz und gar aus Staatsursachen, und der Krieg fing ohne Proklamation an. Nun bot der Verlierende seinem Gegner tausend Guineen, um die Sache zu endigen, allein vergebens; er muß daher noch immerfort alle Jahre 365 Guineen zur Erfüllung dieser Wette anwenden.

Eine der tollsten geschah 1773. Die Frage betraf die Möglichkeit, in drey Stunden Zeit vierzig englische Meilen weit zu reiten, drey Bouteillen Wein auszuleeren, und drey Mädchen den Gürtel aufzulösen. Der Gegenstand war funfzig Guineen, die der Experimentenmacher glücklich gewann.

Wider solche Thorheiten hat man keine Gesetze, weil niemanden Schaden dabey geschieht, als etwa nur dem Thoren selbst, der oft Vermögen, Gesundheit und Leben dabey wagt. Manche aber überlassen sich auch ihrem Hange zu gesezwidrigen

Lüſten, woven ich unter andern zwey ſonderbare Beyſpiele anführen will, die bey meinem Aufenthalt in England geſchehen ſind. Es giebt Menſchen, ſo ſelten ſie auch ſind, die einen unwiderſtehlichen Drang zum Stehlen haben, wenn gleich keine Noth ſie dazu zwingt; ja zuweilen hat auch die Habſucht daran keinen Antheil, indem ich ſelbſt eine liebenswürdige Dame gekannt habe, die alles, was ſie in Geſellſchaften nur ſtehlen konnte, zu ſich ſteckte, und es den folgenden Tag wieder zurück ſchickte. So ehrlich war jedoch ein reizendes engliſches Frauenzimmer nicht, die von guter Geburt und anſehnlichem Vermögen war. Wenn ſie etwas im Laden kaufte, ſo wurde noch mehr heimlich mitgenommen. Ein Ladendiener, der auf die ſchöne Diebin einen ſtarken Verdacht hatte, nahm ſich vor, bey ihrem nächſten Beſuche aufmerkſam zu ſeyn. Sie kam wieder, und ſteckte eine Rolle brabanter Spitzen ein. Der Zufall wollte, daß niemand ſonſt im Laden war, daher der Ladendiener ohne Umſtände ihre Taſchen durchſuchte. Er zog das Entwendete heraus, und ließ ihr die Wahl, ob ſie als eine Diebin ſofort feſtgenommen ſeyn, oder ihm ihre Hand geben wollte. Sie wählte natürlich das leztere, und der ent-

schlossene arme Ladendiener kam in der Geschwindigkeit zu einer schönen Frau und 12000 Pf. St.

Ein andrer leidenschaftlicher Dieb aber hatte kein so gutes Schicksal. Ein Haarhändler, Namens Eyre, ein Mann von sechsundsechzig Jahren und 30,000 Pf. St., stahl aus niederträchtigem Geize allenthalben, wo er nur konnte. Endlich ward er ertappt, da er zwey Buch weißes Schreibpapier entwenden, und unter seinen Ueberrock verbergen wollte. Man machte ihm den Prozeß. Ein so reicher Dieb, der wegen dem Werth eines Schillings verurtheilt werden sollte, war ein Phänomen; alles lief nach dem Gerichtshof, das Verbrechen wurde erwiesen, und Eyre zur Transportation nach Amerika auf sieben Jahre verdammt. Dieser Unmensch wurde jedoch ein Opfer seines schändlichen Geizes. Seine Freunde hatten zur Bequemlichkeit seiner Reise nach jenem Welttheile mit dem Schiffscapitain die nöthigen Maaßregeln genommen; er sollte, von den andern Verbrechern abgesondert, ein eignes Behältniß haben, und an des Capitains Tische essen. Kaum war man aber unter Segel, als ihn der Vergleich zu gereuen anfing. Um das Geld zu ersparen, sagte er sich davon los, worauf ihm denn anstatt seines Bet-

tes der harte Boden des Schiffraums angewieſen wurde. Hier durfte er von ſeinen Mitverurtheilten kein Mitleiden erwarten. Jedermann verabſcheute und floh ihn. Sein alter ſchwacher Körper unterlag endlich dieſem ſelbſtgewählten Mangel; er ſtarb noch, ehe man Amerika erreichte, und wurde in der See begraben.

Dieſes laſterhafte Betragen des Eyre hatte nicht die Ehre, mit dem Namen Whim beehrt zu werden, wohl aber das ganz entgegengeſezte des Sir Watkins William Wynn. Dieſer Ritter, der reichſte Mann in Wallis, gab vor achtzehn Jahren an dem Tage, da er majorenn wurde, dem walliſchen Adel und allen ſeinen Pächtern nebſt deren Familien, Knechten und Mägden ein Feſt, das drey Tage lang dauerte, und eines Königs würdig war. Es waren achttauſend Perſonen, die an dieſer Gaſtfreiheit Theil nahmen, und auf dem Felde aßen, tranken und ſich vergnügten.

Die engliſchen Jahrbücher ſind voll von biſarren Entwürfen und Unternehmungen aller Arten. In der Grafſchaft Eſſex befindet ſich ein großes Dorf, das Dunmow Parva heißt. Ein Eigenthümer deſſelben, der im dreyzehnten Jahrhunderte ſtarb, führte hier einen ſonderbaren Gebrauch ein,

den er durch Hinterlassung einer Summe Geldes nach seinem Tode dauerhaft machte. Es wurden nämlich demjenigen Ehemann eine Speckseite und andre Victualien mit vielen feyerlichen Ceremonien zum Geschenk dargereicht, der ein Jahr und einen Tag nach seiner Hochzeit öffentlich vor dem Altar im Angesicht der ganzen Gemeinde einen Eid ablegen konnte, daß er in dieser Zeit weder mit seinem Weibe gezankt, noch einen Augenblick bereut hätte, sie geheurathet zu haben. Die Annalen des Orts erwähnen nur drey Männer, denen in einem Zeitraume von mehr als dreyhundert Jahren diese Geschenke zu Theil worden sind.

Von allen Engländern aber der neuern Zeit zeichnete sich niemand so sehr durch Eigenheiten aus, als der berühmte Lord Baltimore, dessen ganzes Leben eine Kette von Bisarrerien war. Diese waren jedoch niemanden schädlich, vielmehr trugen die meisten den Stempel der Wohlthätigkeit. Seine Einkünfte vor zwanzig Jahren waren 42000 Pf. St., die er größtentheils aus Maryland zog. Er hatte den Grundsaz angenommen, ganz nach seiner Fantasie zu leben, daher er auf alle Ehrenämter und Würden Verzicht that, die ihm sein großer Verstand und seine glänzende Glücksumstände unfehl-

Bar verſchaffe haben würden; auch ging er nie nach Hofe. Die Neigung fürs ſchöne Geſchlecht war ſeine Hauptleidenſchaft, die noch mehr auf ſeiner Reiſe nach dem Orient angefeuert wurde. Nach ſeiner Zurückkunft in England ließ er ſich am äuſſerſten Theile des weſtlichen Londons nach dem Felde zu, in einer reizenden Gegend, ein ſehr prächtiges Haus bauen, und zwar nach dem Model eines in Conſtantinopel berühmten Harems. Hier legte er ein Serail an, und bevölkerte es mit ſchönen Mädchen, denen alle ihre Wünſche erfüllt wurden, nur daß ſie nicht ausgehen durften. Sie hatten ihre vorgeſchriebenen Regeln, die pünktlich beobachtet werden mußten. Alte Frauen waren ihre Aufſeherinnen. So führte Baltimore ganz das Leben eines türkiſchen Baſſa. Empfand er Sättigung gegen eine ſeiner Odaliſken, ſo entließ er ſie fürſtlich beſchenkt, oder ſtattete ſie reichlich aus.

Obgleich nun dieſe Lebensart niemand nachtheilig war, und die Engländer, wie ich durch Beyſpiele gezeigt habe, ſehr viel Nachſicht mit ſonderbaren Fantaſien haben, ſo wollte doch dieſes nach London verpflanzte türkiſche Coſtume den Einwohnern dieſer Hauptſtadt nicht recht behagen. Satyren und Gaſſenlieder nahmen kein Ende, und un-

bedeutende Anekdoten dieses Serails wurden in ausschweifende Romane verwandelt. Hiezu trugen die Hofleute nicht wenig bey, die dem Lord Baltimore seine Verachtung gegen das Hofleben gar nicht verzeihen konnten. Man brachte endlich eine seiner Schönen dahin, daß sie ihn Nothzucht halber anklagen mußte. Nun kam es zu einem Criminalprozeß, worin er aber seine Unschuld eclatant bewies. Dieser Vorfall machte jedoch einen tiefen Eindruck auf ihn. Er entließ seine Mädchen, verkaufte das Gebäude seines Serails, das jezt der Herzog von Bolton bewohnt, verschenkte seine königlichen Möbeln, die eben so sonderbar waren, wie alles übrige, und verließ England. Er starb einige Jahre hernach in Neapel, in einem Alter von sechsunddreyßig Jahren.

Der Reichthum der Engländer verursacht überhaupt oft die Ausführung höchst bisarrer Einfälle. Unweit dem Hydepark hat ein reicher Mann vor wenigen Jahren ein großes Haus ganz im gothischen Geschmack bauen lassen, worin alles, was dieser verrufenen Bauart in Ansehung der Häuser nur mißfälliges eigen war, gesehn wird. — Ein junger Verschwender wollte die Freymäurer lächerlich machen, die vormals hier den Johannistag durch

eine groſse Prozeſſion feyerten. Er verſammelte daher eine Menge Schornſteinfegerjungen, über achtzig an der Zahl, ließ ſie mit allen Ordensinſignien bekleiden, und ſo mußten ſie durch die volkreichſten Straßen ziehen. Man kann ſich den Zulauf des Volks denken. Seitdem haben die Londner Freymäurer ſehr weislich ihren öffentlichen Umgang eingeſtellt.

Eine andre ſatyriſche Scene, aber von einer ſehr verſchiedenen Art, habe ich 1770 in London geſehn. Das Volk war damals wegen der Geſchichte des Wilkes höchſt mifvergnügt, und glaubte mit Recht, daß die Fundamentalgeſetze der Reichsverfaſſung übertreten wären. Es verſammelten ſich daher über hundert Perſonen in Trauerkleidern mit Flören behangen, um einen Leichenwagen zu begleiten; in dem ein Sarg ſtand, und in demſelben lag die Magna Charta mit den Sinnbildern der Freiheit umgeben, die man alſo feyerlich zu Grabe brachte. Man zog damit vor dem St. James Palaſt vorbey, von einem zahlloſen Pöbel gefolgt. Es ging jedoch alles dabey ruhig zu. Die Abſicht war auch blos, eine ſehr ſinnreiche Erinnerung gehörigen Orts zu machen, und dieſer Zweck

wurde auch nicht ganz verfehlt, wie die Folge bewies.

Dieser Hang zum Sonderbaren veranlaßte vor zwey Jahren eine außerordentliche Unternehmung, die in Deutschland ganz unbekannt, und selbst in England nur unvollkommen bekannt ist. Ein schottischer Edelmann, der auf der Insel Herries, eine der westlichen Inseln bey Schottland, wohnte, war in der Liebe sehr unglücklich gewesen. Dieses stimmte ihn zur Melancholie, und brachte ihm eine Abneigung gegen das civilisirte Leben bey. Er faßte daher den Entschluß, unter einem schönen Himmel andre Menschen aufzusuchen, und verkaufte, diesem Vorsaz zu folge, seine Güter. Es wurden von dem dafür erhobenen Gelde zwey gute Schiffe ausgerüstet, die mit allen Nothwendigkeiten reichlich versehn waren; auf diesen schiffte er sich mit sechzig Familien, die seine Vasallen waren, zu Glasgow ein. Seine Absicht war, nach Neu-Seeland zu segeln, und daselbst den Themseſluß des Capitain Cook aufwärts zu fahren, alsdann seine Schiffe in eine sichere Bucht zu führen, und zwar in der Nähe eines Felsens, der ihnen als ein Fort dienen sollte. Er hat alle Arten von Hornvieh, Federvieh, Vögel, und Samen mitgenommen. Da er als

ein Mann von Klugheit und sehr guter Gemüthsart bekannt ist, so zweifelt man nicht, daß er die Liebe der Eingebornen erwerben wird, und in wenig Jahren Beherrscher dieser Insel werden dürfte. Er will ihnen die Wichtigkeit des Ackerbaues und andrer nützlichen Künste begreiflich machen, und sie durch sein und der Seinigen Beyspiel belehren, unter denen alle Arten von Handwerksleuten sind; desgleichen will er ein Neu-Seeländisches Mädchen heurathen, um dadurch mit den Insulanern in nähere Verbindung zu treten, und sie von seinen guten Gesinnungen zu überzeugen. Einer seiner Freunde in Schottland hat ihm versprochen, ihn nach vier Jahren zu besuchen, mit der Versicherung, wenn seine Colonie die gehofften Fortschritte macht, sich auch bey ihm niederzulassen. Im Fall aber seine Entwürfe fehlschlagen, so ist er mit allem Nöthigen versehn, neue Schiffe zu bauen, um wieder zurückzukommen.

Das paradiesische Clima gewisser Südsee-Inseln und deren gutartige Einwohner haben schon manchen Wunsch erzeugt, sich daselbst niederzulassen. Der Professor Forster, der Sohn, erhielt kurz zuvor, ehe er London verließ, einen Besuch von einem unbekannten Engländer aus der Provinz

der, durch seine schöne Reisebeschreibung hingerissen, ihm die sonderbare Nachricht gab, daß er und fünf andre Freunde, die alle verheurathet wären, sich entschlossen hätten, mit ihren Familien nach O' Tahiti zu segeln, und daselbst ihre Tage zu verleben. Sie wollten zu diesem Endzweck ein Schiff auf eigne Kosten ausrüsten lassen, und wünschten Forsters Rath in Ansehung gewisser Maaßregeln zu hören. Dieser vortrefliche Mann, damals in seinen ersten Jünglingsjahren, ersezte durch einen sehr reifen und tiefdringenden Verstand den Mangel an eigner Erfahrung. Er zeigte seine Bereitwilligkeit, der irrenden Rittercolonie mit seinem Rathe beyzustehn, machte aber dabey in Ansehung des Entschlusses selbst so gegründete Bemerkungen, die sich auf die Zukunft und auf sechs junge Weiber bezogen, daß der Engländer stuzig wurde. Democh versicherte er ihn von dem unwandelbaren Vorsaz, den er, seine Freunde und Freundinnen insgesamt dieserhalb gefaßt hätten, und daß sie von ihrer Unternehmung nicht abgehn würden. Wahrscheinlich aber ist dieser philosophische Entwurf doch nicht ausgeführt worden, weil man nichts davon weiter gehört hat.

Die engliſche Sittengeſchichte der vorigen Jahrhunderte beweiſt, daß Fantaſievolle Entwürfe und deren Vollziehung ſchon lange dieſer Inſel gemein waren. In dem bürgerlichen Kriege, der unter Karl I. ſo ſeltene Scenen veranlaßte, da die Hoffnung der Royaliſten ſchon zu ſinken anfing, wurde die Bildſäule dieſes Königs von Bronze, die in London errichtet war, öffentlich zum Verkauf ausgeboten. Ein Meſſerſchmidt gründete hierauf eine Speculation, und erſtand ſie für einen ſehr geringen Preiß. Nun zeigte er an, daß er dieſe Bildſäule ſchmelzen, und davon Meſſerhefte machen würde. In kurzer Zeit wurden auch in ſeinem Laden eine erſtaunliche Menge Meſſer und Gabel mit metallenen Heften zum Verkauf ausgelegt, die ſeine Anzeige zu beſtätigen ſchienen. Jedermann lief nun zu dieſem Meſſerſchmidt; Leute von allen Factionen drängten ſich zu, um Meſſer zu kaufen, die Theile eines ſo intereſſanten Denkmals waren; die Königlichgeſinnten, um ein theures, ihre Gegner, um ein unwürdiges, und die wahren Republikaner um ein ſonderbares Andenken aufzubewahren. Der Meſſerſchmidt nutzte dieſen Enthuſiaſmus, und verdoppelte ſeine Preiße bey dem ungeheuern Abſaz, der ihn in wenig Mo-

naten zu einem reichen Manne machte. Das Ganze war jedoch ein Betrug. Die Bildsäule war nicht geschmolzen, sondern vergraben worden, und da Karl II. auf den Thron kam, wurde sie hervorgezogen und dem Könige übergeben, der sie auf einem neuen Postument bey Whitehall an dem nämlichen Orte errichten ließ, wo sie zuvor gestanden hatte. Hier sieht man sie noch, und zwar auf dem volkreichsten Plaz des westlichen Londons, nahe an der Stelle, wo 1649 diese große Justizhandlung geschah. Die Zierde des Postuments ist ein schönes Sinnbild: eine große Dornenkrone, die von zwey Genien mit wehmuthsvollem Ausdruck getragen wird.

Mit dieser Bildsäule wurde ein Spanier auf eine sonderbare Weise bekannt. Es war in jenem großen Kriege, der in so vieler Rücksicht der ausserordentlichste der neuern Zeit ist. Die englische Armee unter dem General Braddock war in Amerika von den Franzosen geschlagen, *) Minorca

*) Der jezt so berühmt gewordene Washington war damals Major und kommandirte ein Corps leichter Truppen, mit denen er, da alles verloren schien, den Feind aufhielt. Durch sein kluges und tapferes Betragen bewirkte er die Retirade

war verloren gegangen, und Admiral Byng hingerichtet worden. Das Volk war natürlich über dieſe Unfälle wüthend. In dieſer Diſpoſition ſahe der Pöbel bey Whitehall einen Spanier, der ganz auszeichnend franzöſiſch gekleidet war, und den man daher für einen Franzoſen hielt. Er war nur wenig Tage zuvor in London angekommen, und ſprach kein Wort engliſch; folglich konnte er ſich nicht erklären und dem ihn umringenden Volke den Irrthum benehmen. Man berathſchlagte, was man mit ihm thun wollte. Endlich ſchlägt einer vor, ihn oben auf das Pferd der Bildſäule Karl I. zu ſetzen. Es wird eine Leiter geholt, auf welcher der Spanier zu ſeinem Beſtimmungsorte heranklettern mußte. Hier ſollte er gleichſam zum Ziel der Kothwürfe dienen, die man ihm zugedacht hatte. Zu ſeinem Glück aber fährt ein Staatsminiſter dieſen Augenblick vorbey, der freylich zu ummächtig war, ihn zu beſchützen, allein dennoch die Urſache dieſes Tumults gern wiſſen wollte. Er nähert ſich dem Patienten, redt ihn franzöſiſch

des engliſchen Heers, das durch die Unvorſichtigkeit des Anführers in eine Lage gerathen war, wo man keine Rettung hoffen konnte.

an, und erfährt den Irthum des Pöbels. Nunmehr wandte er ſich an dieſe Antigallier, und ſtellte ihnen mit allem Glimpf das Ungerechte ihres Betragens gegen einen Mann vor, der zu einer Nation gehörte, mit der England in Friede und Freundſchaft lebte. Der ganze Haufen bezeigte ſogleich ſeine Reue. Man holte den Spanier von ſeinem unbequemen Poſten mit vieler Höflichkeit herunter; der Miniſter nahm ihn zu ſich in den Wagen, und fuhr mit ihm zum ſpaniſchen Geſandten, den er im Namen des engliſchen Volks wegen des Vorgefallenen um Verzeihung bat.

Die franzöſiſche Kleidung war die Urſache dieſes Unfalls geweſen, dem tauſende von Franzoſen, die damals in London lebten, nicht ausgeſezt waren. Es iſt überhaupt Sitte für einen Ausländer, ſich in ſeiner täglichen Kleidung hier nach dem engliſchen Gebrauch zu richten. Man darf deshalb nicht eine ganze Garderobe, ſondern nur blos den ſimpeln Anzug abändern, worin man auf den Straßen zu Fuße geht. In Kutſchen fahrend, oder bey Beſuchen in angeſehenen Häuſern, kann man gekleidet ſeyn, wie man will. Was ſoll aber der Engländer von jemand halten, der, um ein paar Guineen zu erſparen, die er nicht einmal ver-

liert, ſich lieber, wo nicht den thätlichen Beleidigungen, doch den Neckereyen des Pöbels ausſezt? Er thut es entweder aus Verachtung der Nation, oder aus Armuth. Im erſtern Fall darf er wohl nicht dafür Hochachtung erwarten, und der leztere iſt für einen Ausländer, der dürftig, auf gut Glück, nach einem ſo theuern Lande kommt, eben keine Empfehlung.

Der engliſche gemeine Pöbel hat mit dem vornehmen franzöſiſchen darin eine große Aehnlichkeit, daß beide ſehr verworrene geographiſche Begriffe haben. In Frankreich heißt alles le Nord, es mag von der Schweiz, der Krimm, oder von Nova Zembla die Rede ſeyn, und in England glaubt das rohe Volk, daß ein jeder Menſch, der kein Britte oder Irländer iſt, mehr oder weniger eine Art von Franzoſe ſeyn müſſe. Unter den feinen Leuten werden jedoch die Zeichen der Antipathie gegen dieſe Nation immer ſeltner, allein der Nationalhaß ſelbſt iſt darum nicht ſchwächer geworden, vielmehr kann man mit gutem Grunde behaupten, daß er ſeit dem amerikaniſchen Kriege, in den Herzen aller engliſchen Patrioten noch tiefer als je Wurzel gefaßt hat. Es iſt indeſſen merkwürdig, daß dennoch die franzöſiſche Sprache in

England häufig gelernt wird. Derjenige Hausvater, der die Franzosen von ganzem Herzen haßt, und es gar nicht verbirgt, ist stolz darauf, wenn sein Sohn oder Tochter einige französische Worte plaudern können, daher auch alle Kinder der Wohlhabenden diese Sprache lernen müssen. Sie lernen sie aber, um sie nie zu sprechen. Im mannbaren Alter ist jedes Wort davon vergessen, und selbst diejenigen, die diese fremde Sprache cultiviren, und fortfahren französische Bücher zu lesen, sind doch sehr schwer zum Reden zu bringen. Es verursacht ihnen, auch bey der besten Fähigkeit sich darin auszudrücken, eine Art von Zwang, der mit der Ungebundenheit streitet, die zum brittischen Charakter gehört. Man findet daher selbst unter den Hofleuten wenige, die gut französisch sprechen, ja man sieht häufig Staatsminister, die gar nichts von dieser Sprache verstehn; der verstorbene Graf von Suffolk, einer der Urheber des amerikanischen Krieges, nahm erst einen Sprachmeister an, da er Minister wurde.

Zu den Vorurtheilen der Engländer gehört auch ihre außerordentliche Abneigung gegen anatomische Operationen. Es ist für die Anatomiker ungemein schwer, todte Körper zu bekommen. Sie

müſſen ſolche theuer bezahlen, und doch des Nachts heimlich mit großer Vorſicht ins Haus bringen laſſen. Erfährt es der Pöbel, ſo geſchieht ein Auflauf, und die Fenſter des Zergliederers müſſen herhalten. Die Abneigung gegen dieſe nützliche Kunſt wird dadurch vermehrt, daß manchmal arme Leute, durch die Belohnung gereizt, die Gräber durchwühlen, und die Körper herausſtehlen. Es iſt unbegreiflich, warum die Regierung nicht aus dieſem Abſcheu Vortheil zieht, und alle hingerichtete Straſſenräuber den Anatomikern übergiebt. Der Straſſenraub würde zwar deshalb nicht aufhören, allein er würde doch gewiß ſehr verringert werden, und die Zergliederer nicht an Körpern Mangel leiden. Jezt werden ihnen blos die Leichname der hingerichteten Mörder überliefert.

Es verdient noch als ein brittiſcher Charakterzug bemerkt zu werden, daß die Engländer nicht das Glück ihrer Freiheit allein zu genießen wünſchen, ſondern es vielmehr gern über alle Völker ausgebreitet ſehen möchten. Zu der Zeit, da Paoli mit ſeinen braven Corſicanern durch die Macht Frankreichs in die Enge getrieben wurde, verlangte die ganze Nation, daß man ihnen, zu Erlangung ihrer Freiheit, beyſtehn ſollte. Die Regierung war

jedoch hiezu nicht geneigt; um aber das Murren des Volks wenigstens etwas zu stillen, so gab man diesem General eine Pension von 1000 Pf. St. die er auch noch jezt genießt.

Man hat in England Privatnarrenhäuser, wo man heimlich Personen hinbringt, die ihren Verstand verloren haben, damit sie allda ohne Aufsehn kurirt werden können. Solche Häuser sind mit Gegitter, Schlössern und handfesten Leuten wohl versehn, daher die Narren hier so gut wie in dem großen Hospital Bedlam aufbewahrt werden, ohne daß der Ruf ihrer Familie dabey leidet, oder auch ihr eigner, wenn sie wieder gesund werden. Dieser gute Gebrauch wird aber auch schändlich gemißbraucht. Es werden hier oft Leute eingesperrt, die völlig bey Verstande sind, die man aber gern eine Zeitlang aus dem Wege haben möchte. Sie werden durch List in ein solches Haus gebracht, das von außen ein feines Ansehn hat, kaum aber sind sie drinnen, so bemächtigt man sich ihrer, um sie einzuschließen. Der Narrenwirth kann die Thorheit seines neuen Gasts anfangs nicht beurtheilen, und steigen ihm nachher einige Bedenklichkeiten auf, so werden diese durch die Sorge für seine eigne Sicherheit und durch reichliche Belohnun-

gen gehoben. Allein der vermeynte Thor findet nicht selten Mittel, sich frey zu machen, alsdenn entstehen Criminalprozesse, die für alle dabey interessirte Personen sehr üble Folgen haben. In Ansehung des Hauses aber übernimmt das Volk selbst die Exekution, und macht es gemeiniglich dem Erdboden gleich. Diese Narrenhäuser haben sich jedoch nicht vermindert, nur sind die Narrenwächter vorsichtiger geworden. Man liest oft in den Zeitungen Anzeigen, worin man wohlhabenden Familien den Antrag thut, sich ihrer Narren incognito zu entledigen. Es giebt auch Häuser in London, wo Frauenzimmer heimlich entbunden werden können, wobey sie mit aller Bequemlichkeit und Pflege versehn werden. Ihr Name und Stand bleibt daher nicht allein allen sie bedienenden Personen, sondern selbst dem Hausherrn völlig unbekannt; daher die Wöchnerin dieserhalb so sicher ist, als ob die Entbindung in einem andern Königreiche geschehn wäre, besonders wenn sie dazu ein von ihrer Wohnung sehr entlegenes Haus gewählt hat.

Die Lage solcher Häuser wird theils in den Zeitungen, theils durch gedruckte Zettel bekannt gemacht, die auf den Straßen ausgetheilt werden. Man würde überhaupt seine Taschen mit unnützen

Papieren füllen, wenn man alle die so mannichfaltigen Anzeigen annehmen wollte, die in volkreichen Gegenden von dazu gedungenen Leuten den Vorübergehenden dargereicht werden. Junge und alte Aerzte, denen es an Praxin fehlt, erbieten sich zu wohlfeilen Kuren; Schneider, Kleider zu sehr billigen Preißen zu machen; Taverniſten, ihre Kunden mit allen Bequemlichkeiten für ein geringes Geld zu versehn, u. ſ w. Neumodiſche Waaren, Auktionen, neue Erfindungen, Gaukelſpiele, Seltenheiten, die für Geld gezeigt werden, und andre Dinge mehr, werden außer den Zeitungen noch beſonders durch gedruckte Anzeigen zu vielen Tauſenden vertheilt. Eine Frau, Namens Mrß. Philipps, bedient ſich auch dieſes Mittels, um ihr Waarenlager bekannt zu machen, das, als Magazin betrachtet, das einzige ſeiner Art in der Welt iſt. Es beſteht in Waaren, die man nirgends öffentlich verkauft, ja die nur überhaupt in ſehr wenig großen Städten einzeln, und in allen andern gar nicht gefunden werden; die das wollüſtige Italien nicht einmal recht kennt, und die eigentlich nur in den beiden ausſchweifungsvollen Städten London und Paris verfertigt und gebraucht werden. In der leztern Stadt werden ſie heimlich

in den Galanterieladen verkauft, allein in London hält obengedachte Frau davon ein eignes Waarenlager.

Eine auszeichnende Sitte der Engländer sind auch die Gassenlieder. Man macht zwar in Frankreich ebenfalls Gassenlieder, sie werden aber nicht öffentlich, wie in London, auf den Straßen abgesungen. Hier sind es mehrentheils Weiber, die in den volkreichsten Gegenden der Stadt herumwandern, von Zeit zu Zeit Halte machen, einen Kreis vom Pöbel um sich formiren, und sodann ihre Lieder absingen, die oft auch von einem Instrument begleitet werden. Diese Lieder beziehen sich gewöhnlich auf politische oder merkwürdige Privatvorfälle, die neu und allgemein bekannt sind. Manchmal ist darin so viel Witz und Laune angebracht, daß man bedauern muß, solche Talente an den niedrigsten Ephemeriden des Tages verschwendet zu sehn. Die Lieder werden auf elendes Papier gedruckt, und das Stück für einen halben Pfennig von dem singenden Weibe verkauft. Dieses ist ihre Belohnung, da sie für ihren Gesang sonst nichts fodert. Betrifft es einen sehr interessanten Gegenstand, so gehn dergleichen Lieder zu Tausenden ab. Der gemeine Engländer ergözt sich

daran, wie denn überhaupt deſſen Sitten, Lebens- und Denkungsart von den Engländern der höhern Klaſſen ganz ungemein verſchieden ſind. In andern Ländern ſuchen die niedern Stände die vornehmern ſoviel wie möglich zu copiren, hier aber bemühn ſich die erſtern vielmehr, ſich von den leztern zu unterſcheiden. Ein reicher Handwerksmann glaubt ganz nach ſeiner Weiſe leben, und ſein eigen Original ſeyn zu können. Dieſe Gattung Menſchen von originellen unverfeinerten Sitten, deren man auch oft in den höhern Volksklaſſen antrifft, haben einen beſondern Namen, man nennt ſie John Bull; unter welcher wunderlichen Benennung jedoch auch bisweilen der groſſe Haufen des engliſchen Volks verſtanden wird. John Bull iſt ſonſt der Lieblingsgegenſtand der engliſchen Satyrenſchreiber und dramatiſchen Dichter, und nie ergözt ſich das Volk mehr, als wenn dieſer John Bull durch die beiſſendſten Spöttereyen von ihnen ganz unbarmherzig behandelt wird.

Dreyzehnter Abschnitt.

Lustbarkeiten der Engländer. Theater in Drury-Lane, Coventgarden und Haymarket. Italienisches Opern-Theater. Zustand der englischen Bühne. Entertainuments, eine besondere Gattung Schauspiele. Jubildum, zur Ehre des Shakspear. Eigenheiten des englischen Theaters. Tumult im Schauspielhause in Drury Lane wider den Dichter O'Kelly. Verschiedenheit der französischen und englischen Schauspieler. Brittische Theater-Freiheit Foote, der englische Aristophanes. Garrick. Sadlers Wells, ein sonderbares Sommerschauspiel. Kleine Schauspiele. Stevens satyrisch-komische Vorlesungen. Verunglückte Versuche, französische Schauspiele in London einzuführen. Konzerte. Ranelagh. Vauxhall. Attische Versammlung. Madame Cornely's prachtvolle Feste. Das Pantheon. Maskeraden. Thee-Gärten. Spaziergänge. St. James-Park, Green Park und Hyde-Park. Der Garten zu Kensington. Englische Jagd. Ball- und Kugelspiele. Wettrennen von Pferden, Eseln und Läufen. Hahnengefechte. Clubs und Societäten sehr verschiedener Art. Große debattirende Societät und deren sehr merkwürdige Einrichtung. Außerordentliche Scene daselbst, zur brittischen Charakteristik gehörig.

Ich komme nunmehr zu den Lustbarkeiten der Engländer, die sich, so wie alles andre, durch Eigenheit und Mannichfaltigkeit auszeichnen. Unter diesen steht das Theater oben an.

London hat zwey große englische Schauspielhäuser, in Drury-Lane und in Coventgarden, worauf vom Anfange des Oktobers bis zum Juni gespielt wird, ein Zeitraum, den man hier die Theaterjahrezeit nennt. In den Sommermonaten wird das Theater im Haymarket geöffnet, das aber beträchtlich kleiner wie die andern ist, und unter der Direction des Dichters Colmann steht, so wie das in Drury-Lane von dem Dichter Sheridan dirigirt wird. Die Wintertheater sind täglich offen, Sonntags ausgenommen, das Sommertheater aber nur wöchentlich viermal. Auf diesem wird vom May bis zum Oktober gespielt, und zwar, wie auf den andern, Lust- Trauerspiele und Farçen, wozu für jeden Sommer Schauspieler engagirt werden, die zum Theil von den untern Klassen der Bühnen in Drury-Lane und Coventgarden genommen sind. Das italienische Operntheater wird im December eröffnet und im May geschlossen. Hier giebt man wöchentlich vier Vor-

stellungen. Da die Engländer nicht sehr zur Oper gestimmt und mit der italienischen Sprache gar nicht bekannt sind, so wird dies Theater von der ganzen Nation mit der größten Gleichgültigkeit angesehn, und blos der Adel glaubt es der Mode wegen unterstützen zu müssen. In keinem Schauspielhause in der Welt wird daher so viel gegähnt, als hier, wozu denn auch kömmt, daß Decorationen, Maschinen, Kleider, Tänze, kurz alles, die Musik ausgenommen, der Nation unwürdig ist. Die großen Kosten der Kastraten-Besoldungen, die hier stärker als irgendwo sind, verhindern die Unternehmer, ihren Aufwand auf die andern Theile dieses Schauspiels zu erstrecken, daher denn diese armselige ausländische Oper mit den Nationaltheatern sehr seltsam kontrastirt, deren Unternehmer sich Schätze sammeln, dahingegen die Operndirecteurs einer nach dem andern bankerot werden, wie noch vor zwey Jahren geschehn ist.

Es ist merkwürdig, daß nichts Ausländisches, was Sitten, Gebräuche, Vergnügungen u. s. w. betrifft, auf dem englischen Boden gedeihen will. Dieses erstreckt sich auf alles, selbst bis auf die Masseraden, wovon ich hernach reden werde. Die italienische Oper in London zeichnet sich daher blos

dadurch aus, daß mit ungeheuern Kosten sehr geringe Wirkungen hervorgebracht werden. Das Operuhaus selbst ist sehr groß und schön, die Logen darin abonnirt, und überhaupt alles auf ausländischen Fuß eingerichtet. Die ganze Unternehmung ist erzwungen, so daß man auch dabey keine Spur weder vom brittischen Charakter, noch vom Nationalgeist gewahr wird.

Diesen aber sieht man in seiner ganzen Größe auf den Nationaltheatern, wo man Kunst, Pracht, Patrietismus, Freiheitssinn, kurz alles findet, was die Engländer auszeichnet. Die beiden Theater in Drury-Lane und Coventgarden wetteifern mit einander, und zwar so sehr, daß der Vorzug nicht leicht zu bestimmen ist. Beide sparen keinen Aufwand und keine Bemühungen, das Publikum zu gewinnen, und bey beiden fehlt es nicht an sehr guten Schauspielern. Wenn daher auch der Vorzug für ein Jahr entschieden ist, so wechselt es vielleicht im folgenden Jahre. Dieser Wetteifer ist von anerkanntem und ausgebreitetem Nutzen; auch wünschen die Franzosen sehr, daß eine ähnliche Einrichtung in Paris getroffen werden möchte. In den vier lezten Wochen vor Ostern werden in beiden Theatern an gewissen Tagen Oratorios auf-

geführt, wobey die Einlaßpreiße verdoppelt werden. Gewöhnlich sind sie von Händels Compesition. Die singenden Tonkünstler sind hiebey alle Engländer. Es giebt nach dem Urtheil einsichtsvoller Kenner unter ihnen Virtuosen, denen nichts als ein italienischer Name und das Wanderungsgewerbe fehlt, um großen Ruhm zu erlangen. Der größte Theil aber der hier lebenden ausländischen Tonkünstler, denen England ein wahres Peru ist, will durchaus dieses nicht einräumen, um das musikalische Monopolium für sich allein zu behalten.

Das englische Theater war in den lezten Lebensjahren des großen Garricks auf dem Gipfel seines Ruhms; dieser Zeitraum war dessen glänzendste Epoke. Die unsterblichen Meisterstücke Shakspear's und andrer großen dramatischen Dichter wurden mit einer nie in England gesehnen Kunst vorgestellt, und mit Würde und Pomp aufs Theater gebracht. Obgleich es nur Einen Garrick gab, so fehlte es doch zu eben dieser Zeit nicht an vortreflichen Schauspielern, die würdig waren, ihn zu unterstützen und diese Epoke zu verewigen. Hierunter gehörten Abington, Barry, Woodward, Weston und andre mehr. Der Abgang Garricks vom Theater 1776 war gleichsam die Losung zu

deſſen Verfall. Der Tod entriß der engliſchen Bühne, in Jahresfriſt, die drey leztbenannten groſſen Künſtler. Auch Mrs. Abington, die Thalia Englands, wollte die Bühne ſchon damals verlaſſen, wenn ſie nicht auf dringendes Bitten ihr Vorhaben aufgegeben hätte. Der große Verluſt der vorerwähnten vortreflichen Schauſpieler wurde nur ſehr ſchwach durch Henderſon und Mrs. Siddons erſezt, die beiden einzigen, die ſich von allen neu hinzugekommenen als große Künſtler auszeichnen. Beide betraten das Theater in Drury-Lane mit einem ausſchweifenden Beyfall; der Taumel legte ſich aber bald, und man ſchäzt jezt ihre Talente, ohne gegen andre ungerecht zu ſeyn. Um die ſinkende Kunſt zu unterſtüzen, hatte man vor fünf Jahren einen glücklichen Einfall. Bey beiden oben erwähnten großen Theatern befinden ſich noch aus der alten Schule mehrere talentvolle, und eine Anzahl geſchickter Schauſpieler, ſo daß die Rollen alle vielfach beſezt werden können. Die Direkteurs. beider Bühnen legten die Eiferſucht eine Zeitlang bey Seite, und verglichen ſich, einander bey Hauptvorſtellungen ihre beſten Schauſpieler freundſchaftlich zu leihen, wobey man denn oft das ſeltne Schauſpiel ſah, daß alle Rollen

durchaus vortreflich beſezt waren; es war niemand, dem dieſe kluge Maaßregel nicht Vortheile gebracht hätte; das Vergnügen des Publikums wurde dabey erhöht, daher die Zuſchauer an ſolchen Tagen zuſtrömten, und die Direkteurs reichlich für die Geſchenke entſchädigten, die ſie den geliehenen Akteurs zu machen verbunden waren. Dieſe Geſchenke waren nach dem Verhältniß ihrer Gage feſtgeſezt. Auf dieſe Weiſe alſo war es jedermanns Intereſſe, die Dauer dieſer Anſtalt zu wünſchen, wobey die Schauſpieler, die Direkteurs, und das Publikum zugleich gewannen; allein ſie hat längſt wieder aufgehört *).

Unter die Eigenheiten der engliſchen Bühne gehört eine Gattung von Nachſpielen, die man En-

*) Ich finde hier nöthig, zu erinnern, um falſchen Urtheilen vorzubeugen, daß ich von dieſer Nachricht, das engliſche Theater betreffend, einige Fragmente an meinen Freund, Herrn Neumann in Dresden, der als dramatiſcher Dichter durch die Singſpiele, Cora und Amrbion, dem Publikum vortheilhaft bekannt iſt, zu den Theateranalen von Europa gegeben habe, der ſie auch bey dieſem ſeinen Werke genuzt hat; eine periodiſche Schrift, die für alle Theaterfreunde ſehr intereſſant iſt.

tertainments nennt, und die nur allein in dieſem Lande vorgeſtellt werden. Dieſes ſind Schauſpiele, wo der Dialog mit Geſängen, oft auch mit Tänzen abwechſelt, und wobey prächtige Theaterverzierungen, Maſchinerien, Prozeſſionen u. ſ. w. angebracht ſind. Die Neigung der Engländer zu dieſen Entertainments iſt außerordentlich, daher denn auch die Direkteurs keine Koſten ſparen, ſie ſo glänzend als möglich zu machen. Kühne ſchöpferiſche Malerideen werden hier ausgeführt, kunſtvolle, mechaniſche Entwürfe realiſirt, und das Ganze durch ſinnreiche Fiktionen gekrönt, deren Bearbeitung ſich die beſten dramatiſchen Dichter, ſelbſt Sheridan, unterziehen. Die merkwürdigſten Nationalbegebenheiten werden auf dieſe Art dramatiſirt, und mit großer Pracht dargeſtellt. So ſah man auf der Bühne in London die Krönung des jetzigen Königs; die Ritterinſtallation des Prinzen von Wallis zu Windſor; die große Seerevüe des Königs zu Portsmouth von 1774; das Lager bey Coxheath, und 1783 die Belagerung von Gibraltar. Dieſe Schauſpiele werden im erſten Jahre ihrer Vorſtellung, wenn ſie gefallen, ſehr oft, bisweilen vierzig auch funfzigmal gegeben, ja man hat manche achtzigmal in einem Jahre mit

Vergnügen geſehn. Solche Entertainments dauern gewöhnlich eine Stunde, auch wohl anderthalb Stunden, und werden oft nach den längſten Shakſpearſchen Stücken gegeben, weil der Engländer auf ſeiner Bühne viel und mancherley ſehen will.

Ich habe hier die berühmte Gegend in Derbyſhire, die unter dem Namen the Peak bekannt iſt, auf dem Theater in Drury-Lane mit einer erſtaunlichen Täuſchung dargeſtellt geſehn. Alle Naturwunder, die dieſer kleine Erdſtrich in Höhlen, Grotten und Bergen zeigt, waren hier mit großer Kunſt angebracht. Bey der vorerwähnten königlichen Krönung und Ritterinſtallation übertrafen die nachgeahmten Theaterprozeſſionen ſelbſt die Muſter an äuſſerm Glanze. Von allen dieſen pantomimiſch-muſikaliſchen Nationalſchauſpielen aber war das Jubilæum des Shakſpears wohl das vorzüglichſte. Als dieſes Feſt die Engländer gleichſam im dramatiſchen Taumel erhielt, hatte man in Deutſchland noch keine Theaterzeitungen, Theaterkalender und Theaterjournale, daher eine höchſt ſonderbare Feyerlichkeit zu Ehren des auch unter uns ſo ſehr vergötterten Dichters unſrer Nation unbekannt blieb, oder allenfalls ein Zeitungsſchreiber dieſelbe mit ein paar Worten ohne Sachkennt-

niß abfertigte. Die Feyerlichkeit im franzöſiſchen Theater zu Paris 1777 zu Ehren des Voltaire, war blos eine armſelige Nachahmung des Shakſpearſchen Jubileums. Garrick, der, wie bekannt, dieſen unſterblichen Dichter anbetete, dem er ſo viel ſchuldig war, entſchloß ſich, ſeinem Andenken ein außerordentliches Feſt zu feyern. Er führte auch dieſen Vorſaz 1769, und zwar mitten im Sommer aus. Die Stadt Stratford in Warwickſhire, der Geburtsort des großen Barden, wurde dazu beſtimmt. Garrick lud zu dieſem Nationalfeſte ganz England ein. Der Zufluß der Menſchen war auch unglaublich; der größte Theil derſelben mußte in Zelten wohnen, die bey der Stadt aufgeſchlagen waren, weil dieſe, obgleich ſie nicht unbeträchtlich iſt, doch die große Menge der Gäſte bey weitem nicht faſſen konnte; ja Tauſende von gemeinen Leuten kampirten unter freyem Himmel, und viele angeſehene Perſonen ſchliefen in ihren Kutſchen. Der große Beyfall, den dieſes Feſt erhielt, veranlaßte Garrick, es den folgenden Winter auf ſein Theater in Drury-Lane zu bringen, da es denn daſelbſt bis zum nächſten Sommer nicht weniger als ſiebenundneunzigmal vorgeſtellt wurde. Ich habe es ſelbſt achtundzwanzigmal, und beſtändig mit vielem Ver-

gnügen gesehn, daher ich hier einen kleinen Begriff davon geben will.

Dies Schauspiel war kein großes Stück in fünf Akten, sondern nur ein Enterrainment, das wie gewöhnlich nach einem größern gegeben wurde. Es führte den Titel: The Jubilee, und dauerte anderthalb Stunden. Garrick selbst war dessen Verfasser, wo ich nicht irre. Die Scene lag in Stratford; der Inhalt des Stücks aber war eine Menge sehr kontrastirender Auftritte, die sich während dem Jubileo in dieser Stadt theils wirklich zugetragen hatten, oder doch sich hätten ereignen können. Es waren englische Naturgemälde nach dem Leben gezeichnet, und mit Witz und Laune reichlich ausstaffirt. Bald war die Scene in einer Bauerhütte unter alten Weibern, bald auf der Gasse, wo eine große Anzahl Masken zur Nachtzeit Ständgen brachten, dann wieder auf dem Markt, wo man alle Scenen vereiniget sah, die man auf großen Messen einzeln gewahr wird. Juden, die da handeln wollten; Tabletkrämer, die ihre Waaren anpriesen; tanzende Hunde und Affen; Weiber vom Pöbel umringt, die Gassenlieder sangen; Equilibristen zu Pferde mit Trompetern, die ihre Künste kund thaten, und Zettel aus-

theilten; Leute, die sich prügelten; Taschendiebe, die ihre Praxin ausübten, und andre dergleichen Gegenstände, die ein Personale von vielen hundert Menschen darstellten, einen königlichen Aufwand bewiesen, und die Täuschung aufs höchste trieben. Mit diesen waren launige und interessante Scenen verbunden, die jedoch alle ein Ganzes formirten. Es fanden sich auf dem Markt eine Anzahl Trinkgesellschafter ein, die Lieder zu Ehren des Shakspear sangen, und dabey feyerlich aus einem Becher tranken, der von dem Holz eines Maulbeerbaums gemacht war, den der große Dichter mit eignen Händen gepflanzt hatte; dieser Becher war ein Geschenk des Stadtmagistrats an Garrick, er wurde wie ein Heiligthum angesehn, und selbst von diesen Zechern mit Ehrfurcht ausgeleert.

Endlich stellte das Theater den großen Marktplaz von Stratford vor, mit einer großen Kirche im Hintergrunde, aus deren Kuppel eine Glocke gewaltig ertönte, wobey die Bühne mit gemeinem Volk angefüllt war, das man von der Straße hereingerufen hatte, um den Markt desto natürlicher darzustellen; und nun nahm eine der prächtigsten Prozessionen ihren Anfang, die man je auf einem

Theater gesehn hat; eben dieselbe, die in Stratford die Zierde des Festes gewesen war. Der Zug wurde durch eine große Anzahl schön gekleideter Tänzer eröffnet, die blos durch einen feyerlichen Tanz vor den Augen der Zuschauer vorbeyzogen; ihnen folgten Nymphen, die den Weg mit Blumen bestreuten; hiernächst kamen alle Lustspiele und Farcen Shäkspears nach der Reihe zum Vorschein. Die vornehmsten Personen eines jeden Stücks gingen hier in Prozession hinter großen Fahnen, worauf die Titel der Stücke angezeigt waren. Der Zug der Komödien wurde durch einen Triumphwagen geschlossen, worauf Thalia saß, der von groteskten Figuren gezogen wurde. Nachher sahe man die andern Musen, Venus mit ihren Grazien, große Chöre von Liebesgöttern und Scherzen, Nymphen, Dryaden, Faunen u. s. w. die Shakspears Bildsäule unter Gesängen begleiteten. Nach diesen folgten die Trauerspiele mit ihren Fahnen und Herolden, und zwar nicht allein die vornehmsten Personen in denselben, sondern auch andre dazu gehörige Dinge erschienen in diesem Triumpf. Im Makbeth sah man nebst den Hexen den großen Kessel; im Coriolanus das mit Waffen geschmückte Zelt dieses Feldherrn, und im

Romeo und Julie das Grabmal der leztern. Wenn die Perſonen ſich dem Proſcenio näherten, ſtellten ſie einen Hauptzug des Stücks pantomimiſch vor, wodurch das Ganze ungemein belebt wurde. Der König Lear zeigte ſeinen Wahnſinn, und Richard III. ſeine Wuth vor der Schlacht. Der Geiſt im Hamlet trat in ſeiner Rüſtung auf, und zeigte ſich dem Prinzen, worauf die ſchreckenvolle Scene durch die Geberdenſprache erfolgte. Makbeth erſchien hier mit ſeinem blutigen Dolch, und ſeine Gemahlin im Nachtkleide mit dem Licht in der Hand. Romeo nahm ſein Gift, und in dem Augenblick erwachte Julie im Sarge. Im Trauerſpiel Julius Cäſar ſahe man Lictores und Adler, und beym Coriolanus eine Menge römiſcher Matronen verſchleyert zu den Füßen dieſes Siegers liegen. Sein Zelt ſowohl als das Grabmal der Julie wurden durch Maſchinen ganz unmerklich von hinten nach vorne geſchoben, ſo daß man die Handlung ſich entwickeln und vollenden ſah, ohne daß der Zug dabey aufgehalten wurde, der ſich mit dem Triumphwagen der Melpomene endigte. Dieſer wurde von Helden gezogen, und die Muſe ſtand in demſelben aufgerichtet mit dem Dolch in der Hand. Die lezte Scene dieſes glän-

genden Schauspiels stellte den Tempel der Unsterblichkeit vor. Man sahe hier die vornehmsten Stücke des Dichters in transparenten Gemälden, die auf den Altären des Tempels aufgestellt waren. In der Mitte desselben stand Shakspears Bildsäule, in derselben Stellung, wie man sie in der Westmünster-Abtey sieht. Hier versammelten sich nun die Musen, Grazien und Nymphen, bekränzten die Bildsäule des Dichters mit Blumen, machten feyerliche Tänze um dieselbe, und sangen Jubellieder zu Ehren dieses göttlichen Genies. Es war eine förmliche Apotheose, aber nicht dem Aberglauben, sondern dem erhabensten Talent freywillig dargebracht. Die Hochachtung der Nation für diesen unsterblichen Mann war schon vordem sehr groß, allein durch dieses Jubileum wurde ein Enthusiasmus daraus, der keine Gränzen kannte. Straßen, Tavernen, Kaffeehäuser und Theegärten wurden nach seinem Namen genannt; sein Bildniß in Büsten und Kupferstichen in allen Häusern aufgestellt, und seine Lobgesänge von allen Menschen gesungen. Um dieses theure Andenken zu erneuern, wurde dies Schauspiel vor acht Jahren wieder auf die Bühne gebracht, allein nicht mehr mit der ursprünglichen Pracht, die Garricks

Ehrgeiz und Reichthümer bezeichneten. Wenn es jezt gegeben wird, ſo geſchieht es blos, um das Schauſpielhaus zu füllen.

Man hat folgendes ſchöne Epigramm auf Shakſpear gemacht, das wenig bekannt iſt, und ich daher hier herſetzen will:

Nature her pencil to his hands commits
and then in all her forms to this great maſter ſits.

„Die Natur übergab ihren Pinſel in ſeine Hände,
„und ſodann ſaß ſie dieſem großen Meiſter in allen
„ihren Geſtalten.“

Die Vorſtellungen auf beiden Theatern nehmen um ſechs Uhr ihren Anfang, und dauern bis zehn, auch bis um eilf Uhr. Die Trauerſpiele des Shakſpear, die mit Gepränge und Spektakel verbunden ſind, werden jährlich auf jedem Theater wohl zwanzigmal gegeben. Hierunter gehören vorzüglich Romeo und Julie, Makbeth, Hamlet und Richard III.; daher es denn oft geſchieht, daß auf ein ſpektakelvolles Schauſpiel ein eben ſo gepränge-volles Nachſpiel folgt, wobey manchmal einige

hundert Perſonen gebraucht werden. Die Oekonomie, die bey faſt allen Theatern Europens präſidirt, iſt hier blos Gefährtin, und zwar eine unſichtbare Gefährtin, deren Gegenwart ſich nirgends verräth. Wenn daher ſolcher Theaterpomp auff unſern deutſchen Bühnen ins Lächerliche und Kindiſche fallt, ſo iſt es ganz anders in London, wo z. B. das feyerliche Leichenbegängniß der Julie die höchſte Illuſion verſchafft.

Eine große Anzahl Mönche von allen Farben, weiße, ſchwarze und braune, begleiten mit Kreuzen und Wachskerzen, mit Sang und Klang den Leichnam zur Kirche, der nach dem italieniſchen Gebrauch in einem offenen Sarge liegt, wobey das Trauergeläute mit einer großen Glocke eine auſſerordentliche Wirkung thut. Zu den ſonderbaren Schauſpielen, die man auf dem engliſchen Theater ſieht, gehört auch die berühmte Bettleroper des Gay, worin eine ganze Schaar liederlicher Mädchen auftritt.

Das engliſche Theater hat viele Eigenheiten, hierunter gehören folgende: Es findet kein Abonnement Statt, ſelbſt der König bezahlt jedesmal, wenn er die Schauſpiele beſucht. Dieſes iſt gewöhnlich einmal die Woche, wofür die Kaſſe ſechs-

zehn Guineen erhält. Er geht wechſelsweiſe in beide Theater, wo er, nach der Lage der öffentlichen Angelegenheiten, mit mehr oder weniger Händeklatſchen empfangen wird; eine Complimentirart, welche die königliche Familie mit tiefen Verbeugungen erwiedert. Die Logen, worinnen ſie ſich befindet, ſind prächtig verziert, allein nur für einen Abend gemiethet, da ſie die andern Tage für jedermann offen ſind.

Alle Schauſpieler, ohne Ausnahme, genießen die Vortheile der Beneſizkomödien. Die vornehmſten beiderley Geſchlechts haben alle einen Abend für ſich; die übrigen aber nach dem Verhältniß ihrer Talente und Gagen, müſſen ſich dazu aſſociiren, zu zwey, drey, vier, auch fünf in Geſellſchaft. Die Unternehmer beſtimmen dieſe Claſſification, allein die Schauſpieler ſelbſt wählen die Stücke ihrer Beneſizkomödien. Auch der Theatermeiſter und die andern Oberbedienten des Schauſpielhauſes haben ſich dieſer Vortheile zu erfreuen.

Ehe der Vorhang aufgezogen wird, kann der Zuſchauer nach Wohlgefallen das Schauſpielhaus verlaſſen und erhält ſein Geld zurück. Nach dem zweiten Aufzug des Vorſpiels wird jedermann für den halben Preiß hereingelaſſen, dafür er denn die

Hälfte des Stücks und das Entertainment ſieht, das dem großen Haufen vorzüglich angenehm iſt.

Die Struktur des Schauſpielſaals iſt ſonderbar, und hat nirgends ſeines Gleichen. Die Gallerien, als die beiden geringſten Plätze, haben die Form von Amphitheatern, und ſind dem Theater gegen über; ſie ſind übereinander plazirt, und haben unter ſich die Frontlogen, und auf beiden Seiten die ſogenannten Seitenlogen. Dieſe Gallerien ſind ſehr groß, weil das gemeine Volk hier keinen unbedeutenden Theil der Verſammlung ausmacht. Man wird aber den gewaltigen Raum, den ſie einnehmen, von unten nicht gewahr, daher die Theater beym erſten Anblick nur klein ſcheinen. Ein Beweis aber, daß Größe und Form wohl überdacht iſt, giebt das Schauſpielhaus in Coventgarden, das erſt vor ungefähr zwanzig Jahren erbaut wurde, und wo man dennoch die völlige Struktur des ältern in Drury-Lane beybehalten hat. Der einzige Unterſchied zwiſchen beiden beſteht in den Verzierungen. Man habe ſich wohl vor, franzöſiſchen oder italieniſchen Muſtern dabey zu folgen, weil dadurch alle Engländer von dieſem Theater verſcheucht worden wären; denn alle Logen in den verſchiedenen Etagen haben einerley

Preiß und einerley Zugang; eine Einrichtung, die ganz dem ungebundenen Sinn der Engländer gemäß und überhaupt vortreflich ist; denn hier hat man ein Recht zu allen Logen, man verändert seinen Plaz, wenn und so oft man will, und sucht sich Gesellschaft nach Gefallen.

Jedes neue Stück muß einen Proleg und einen Epilog haben, und diese müssen das erste Jahr durch jedesmal bey der Vorstellung des Stücks wiederholt werden. Die folgenden Jahre aber unterbleiben sie.

Das Getöse des Volks im Schauspielhause, bevor der Vorhang aufgezogen wird, ist ganz erschrecklich. Ein Ausländer, der an diesen ungebundenen Freiheitssinn nicht gewöhnt ist, glaubt sich in einem Kampfplatze zu befinden, wo man bereit ist sich einander die Hälse zu brechen. Dennoch sind Schlägereyen hier höchst selten. Das gemeine Volk auf den Gallerien, woselbst der Lärm am größten ist, sucht sich nur durch lautes Geräusch die Zeit zu verkurzen, und da hier einige hundert Menschen zusammen gedrängt sind, die von der Anständigkeit keine Begriffe, dagegen von ihrer Freiheit desto größere haben, so ist diese Wirkung höchst natürlich. Man hat den Gebrauch, wenn

man ins Theater geht, ſich die Taſchen voll Orangen zu ſtecken; eine Frucht, die hier wohlfeil iſt, und im Schauſpielhauſe ſowohl zur Erfriſchung als zur Zerſtreuung dient. Die Schalen dieſer Frucht aber werden von dem Gallerie-Pöbel oft ins Parterr geworfen, oder ſie fallen hinein, wenn das Proſcenium verfehlt wird, wohin man ſie beſtimmt. Sie häufen ſich an dieſem leztern Ort auch ſo ſehr, daß, bevor der Vorhang aufgezogen wird, allemal erſt ein Theaterdiener mit dem Beſen auftreten muß. Mit dem Anfang des Stücks aber hört alles Geräuſch und Werfen auf, ſo daß man die Stille und Aufmerkſamkeit eines ſo unruhigen Pöbels, ſelbſt bey den längſten Schauſpielen, bewundern muß.

Die Schauſpieler zeigen für die Gallerie eben ſo viel Achtung als für die Logen, und nie wird es ſelbſt den reichſten und angeſehnſten dieſer Künſtler einfallen, ſie aus den Augen zu ſetzen, viel weniger es gegen die ganze Verſammlung zu thun; eine Unvorſichtigkeit, die man auf dem engliſchen Theater gar nicht, und auf dem franzöſiſchen ſehr ſelten ſieht, die aber in Italien nicht ungewöhnlich, und noch gewöhnlicher in Deutſchland iſt. Ich war einſt im Theater in Coventgarden,

her König war gegenwärtig, und das Haus gedrängt voll. Auf einmal ertönte von der Schillingsgallerie das Geschrey eines kleinen Kindes. Man bat die Mutter desselben, es zu entfernen. Sie that es, und einige Personen vom niedrigsten Pöbel machten ihr dazu Platz; allein auch diese wollten nichts vom Schauspiel verlieren. Man hörte daher die Stimme eines gemeinen Kerls, der den Schauspielern zurief, etwas inne zu halten. Es geschah sogleich, ungeachtet der Anwesenheit des Königs und so vieler Großen des Reichs. Dieser Stillstand dauerte ungefähr eine Minute, als von neuem diese plebejische Stimme mit folgenden Worten erscholl: „Now You may go on! „I thank You!" (Nun könnt' ihr wieder fortfahren! ich dank euch!) Es fiel niemanden ein, dieses unschicklich zu finden, da hier der niedrigste Mensch für sein Geld und zwar an einem solchen Orte mit dem König gleiche Rechte hat, und überdem die Störung nicht von den Gallerie-Zuschauern herkam, sondern nur von einer Person, deren Weggehen man fürs allgemeine Beste erleichtern mußte.

Die förmlichen Tumulte in den englischen Schauspielhäusern sind selten, wenn sie sich aber

ereignen, ſo ſind ſie ernſthaft. Ich habe nur einen dieſer Art geſehn, der aber wegen des Sonderbaren für mich alles Anziehende des vortreflichſten Schauſpiels hatte. Es war 1772, als der bekannte dramatiſche Dichter O' Kelly, ein Irländer und großer Freund Garricks, eine neue Komödie auf das Theater zu Drury-Lane bringen wollte. Das Stück führte den Titel: A word to thewiſe, und wurde angekündigt. Unglücklicherweiſe war O' Kelly als ein vom Miniſterio gedungener Scribent bekannt, der anfangs ſeine Feder zur Vertheidigung der Volksrechte gebraucht hatte, und nunmehr auf die andere Seite übergegangen und ein Miethling geworden war. Das Mißvergnügen des Volks mit der Regierung war damals überhaupt ſehr groß; und nun erſchien O' Kelly mit ſeiner Komödie und beſtie auf Verfall. Ohne die damit verbundenen Auftritte zu abnden, verfügte ich mich ins Schauſpielhaus. Es war voll, und der Lärm anfangs nicht größer als gewöhnlich. Endlich wurde der Vorhang aufgezogen; dieſes war gleichſam das Signal zum Ausbruch des wildeſten Tobens. Man warf Orangen und andre Dinge in Menge aufs Theater, und ſchrie dabey ſo entſezlich, daß die Schauſpieler es unmöglich

fanden, ihr Spiel anzufangen. Eben dieſes wollte man auch verhindern. Viele andre Zuſchauer, die keinen Antheil an dieſer Antipathie hatten, und den Dichter von dem feilen Miethling abſonderten, verhielten ſich anfangs leidend; da aber ihr abſichtliches Vergnügen ganz verhindert werden ſollte, wurden ſie auch laut, und verlangten durchaus die Komödie zu ſehn. Die Schauſpieler erſchienen abermals, mußten ſich aber bald wieder entfernen, da an keine Vorſtellung zu denken war. Die ganze Verſammlung nahm nun Partey, entweder für oder wider. Man ſchrie von beiden Seiten, der eine Theil das Stück zu ſehn, und der andre es zu verhindern. Beide drohten die Zerſtörung des Schauſpielhauſes. Garrick befand ſich in der äuſſerſten Verlegenheit; er betrat ſelbſt das Theater, um das Publikum zu haranguiren; allein, ſo ſehr er auch ein Günſtling des Volks war, ſo wollte man ihm doch nicht erlauben zu reden, weil O'Kelly, den man ſo ſehr haßte, ſein Freund war; er wurde ſo wie die andern gemißhandelt, und mußte ſich entfernen. Der Lärm dauerte beſtändig fort, bis endlich O'Kelly ſelbſt die Bühne betrat. Dieſe Erſcheinung verurſachte eine allgemeine Stille. Die Kühnheit dieſes ſo verhaßten Mannes, unter

ſolchen Umſtänden ſich öffentlich zu zeigen, gefiel, und ſein Zutrauen auf die Großmuth des Volks ſicherte ihn gegen Mißhandlung. Er redte, und man hörte ihm aufmerkſam zu. Mit betrübtem Herzen bat er um die Erlaubniß, ſeine Komödie zurücknehmen zu dürfen, da er das Unglück hätte, wie er ſagte, der Verſammlung mißfällig zu ſeyn, noch ehe ſie ſeine Arbeit hätte beurtheilen können. Man bewilligte dieſe Bitte, und alles ward ruhig. Kein ander Stück konnte in ſolcher Geſchwindigkeit gegeben werden, daher man ſich für dieſen Abend mit dem Entertainment allein begnügen mußte.

Was man in andern Ländern eine zahlreiche Verſammlung im Schauſpielſaal nennt, heißt hier ein leeres Haus; die Benennung: a full houſe, wird nur alsdann gebraucht, wenn alles gedrängt voll iſt, und einige hundert Menſchen haben zurückgehen müſſen. Dieſer Fall iſt bey allen guten Stücken ſehr gewöhnlich. Die Einnahme bey beiden Theatern in Drury-Lane und Coventgarden beträgt alsdenn etwas über dreyhundert Pf. St. Das Verhältniß der Ausgaben kann man daraus beurtheilen, daß man die regelmäßigen Tageweiſe berechnet hat. Dieſe waren im Anfange dieſes

Jahres (1785) beym Theater in Drury-Lane täglich 140 Pf. St. die unter der Benennung: the charges of the house, bey den Beneſizkomödien abgezogen werden.

Das Engagement der Londner Schauſpieler iſt gewöhnlich nur für ein Theaterjahr, (ſeaſon) das vom Oktober bis zum Juni währet. Smith, der erſte tragiſche Schauſpieler beym Theater zu Drury Lane hat wöchentlich achtzehn Guineen Gehalt. Dieſe Summe hatte auch vor einigen Jahren, ohne andre groſſe Vortheile zu rechnen, Mrß. Abington, die gröſßte komiſche Schauſpielerin, die England je hervorgebracht hat.

Das engliſche Theaterſpiel iſt von dem franzöſiſchen ganz verſchieden. Wenn man die guten Schauſpieler in Paris und London betrachtet, ſo erſtaunt man über dieſe Verſchiedenheit in Ton, Geberden, Ausdruck, und überhaupt in allem, was Leidenſchaft und Charaktere bezeichnen kann. Man iſt daher beym erſten Anblick geneigt, zu glauben, daß eine von beiden Nationen in der Schauſpielkunſt von dem Wege der Natur entfernt ſey: eine nähere Bekanntſchaft aber mit beiden Bühnen, mit beiden Völkern, und mit der Natur zeigt, daß der Tempel der leztern auf mannichfaltigen Straſ-

ſen erreicht werden kann. Wie ſehr iſt überdem die Art verſchieden, womit zwey ſo in allem entgegengeſezte Nationen ihre Leidenſchaften äußern, deren richtiger Abdruck doch die Grundlage des Theaterſpiels iſt. Eine genaue Charakteriſtik dieſer Verſchiedenheit könnte nur derjenige entwerfen, der mit beiden Sprachen wohl bekannt, und mit gehöriger Sachkenntniß, in ſehr kurzer Zeit, das nämliche Stück, und zwar oft wiederholt in London und Paris geſehen hat, wie z. B. die Heurath des Figaro, die im December 1784 in beiden Hauptſtädten zugleich geſpielt worden iſt. Die Engländer bringen in ihrem Spiel viel Heftigkeit, und dehnen die Regeln der Anſtändigkeit weit aus. Nur ſehr wenige ihrer männlichen Schauſpieler beſitzen das Talent, erhabne Rollen mit Würde zu ſpielen. In den engliſchen Originalſtücken, die aus der Landesgeſchichte genommen ſind, wo blos brittiſche Sitten dargeſtellt werden, iſt dieſes nicht ſo ſichtbar, als bey den überſezten Trauerſpielen, Zaire, Iphigenie, die Horazier u. ſ. w. in welchen die jezt lebenden engliſchen Schauſpieler gar nicht zu ihrem Vortheil auftreten. Die weiblichen Rollen werden jedoch beſſer geſpielt; ſelbſt die Würde wird bey dem Frauenzimmer nicht vermißt, das

hierin die Ehre der engliſchen Bühne rettet. Die gröſßte Zierde aber derſelben iſt die vorerwähnte Mrß. Abington, eine Schauſpielerin, die die Verzweiflung aller ihrer Nebenbuhlerinnen iſt, alle Faktionen, welches in England ſo ſchwer iſt, für ſich hat, und alle Kenner aufs vollkommenſte befriedigt. Sie ſpielt keine andre als komiſche Rollen, dieſe aber mit ſo viel Natur und Kunſt, daß man kühn behaupten kann, daß gröſßere Talente wohl nie auf einem Theater in Europa geſehn worden ſind. Sie iſt jezt eine Frau von mehr als funfzig Jahren, und ſpielt nicht allein durchgehends junge Rollen, ſondern ſtellt unerzogene Kinder bis zur höchſten Täuſchung dar. Ein gleiches iſt der Fall mit den beiden äußerſten Extremitäten in der ſittlichen Welt: ein gemeines Bauermädchen, und eine Dame von Stande. Welch ein Abſtand von der ländlichen Einfalt, die in der erſtern Rolle in den geringſten Geberden bey ihr ſichtbar iſt, bis zum gröſßten Hofton der Dame, und dem Grazienanſtand, der als Muſter von der feinen Welt in London ſtudirt wird! Hierin iſt ſie faſt unerreichbar. Je gröſßer das Talent der Künſtlerin iſt, die neben ihr auftritt, je mehr wird man überzeugt, daß dieſe Frau einzig iſt.

Das Schauſpielhaus am Haymarket iſt auch an manchen Wintertagen offen, wenn der Lord Chamberlain dazu die Erlaubniß ertheilt. Unter dieſem, der ungefähr ſo viel wie Oberkammerherr ſagen will, ſtehen ſämtliche Theater der Hauptſtadt, daher auch die drey vorbenannten königliche Theater heißen, ſo wie das Opernhaus ebenfalls den Titel: des Königs Theater, hat. Die Schauſpieler nennen ſich daher auch auf ihren Anſchlagzetteln königliche Diener. Dieſe Protektion ſichert den Hof, auf der Bühne nicht lächerlich gemacht zu werden. Da aber in dieſem Lande das Volk den erſten und der Hof nur den zweiten Rang hat, ſo hat dieſer im Schauſpielhaus keine Vorrechte; ja es darf nicht einmal auf den König gewartet werden, wenn er nicht zu rechter Zeit da iſt. Wegen dieſer Freiheitsſitte findet ſich der Hof auch immer beyzeiten ein. Einſt aber war ich im Schauſpielhauſe in Drury-Lane gegenwärtig, als die erwartete königliche Familie über die gewöhnliche Zeit ausblieb. Man rief, daß angefangen werden ſollte; worauf einer der vornehmſten Schauſpieler heraustrat, und dem Publiko meldete, wie der König ausdrücklich das ſpielende Stück zu ſehen gewünſcht hätte, und daß die Geſellſchaft daher

hoffte und bäte, noch wenige Minuten Geduld zu haben; wäre die Verſammlung aber nicht geneigt dieſe Bitte zu bewilligen, ſo wollten ſie ſogleich anfangen. Man bequemte ſich zu warten, weil es nicht als Pflicht gefodert wurde. Der König erſchien gleich darauf, und äußerte ſeine Dankbarkeit durch ein deſto freundlicheres Compliment, das, wie ich ſchon oben geſagt habe, in einer Verbeugung gegen die Verſammlung beſteht; eine brittiſche Sitte, die nach altrömiſcher Art mit Händeklatſchen vergeſellſchaftet iſt. Die Königin zeigte, daß ſie den Charakter des engliſchen Volks wohl kannte, als ſie vor einigen Jahren einem ihrer jungen Prinzen, der ſein Compliment ſehr unbedeutend machte, den Kopf herunterbeugte; eine Handlung, die das Klatſchen verdoppelte. Man hat auch Beyſpiele, daß bey ähnlichen Gelegenheiten die Verſammlung das demüthigende Wort: tiefer gerufen hat.

Dieſes Sommertheater hat dem berühmten Foote ſeine Stiftung zu verdanken. Der verſtorbene Herzog von Cumberland wirkte ihm dazu vom König Georg II. die Erlaubniß aus. Man nannte ihn mit Recht den engliſchen Ariſtophanes. Außer dem ſatyriſchen Witz, der ihm ſo ſehr eigen war, daß er herausſtrömte, wenn er nur die Lippen öff-

nete, so war er dem griechischen Dichter darin ähnlich, daß er lebende Personen auf der Bühne zum Gegenstand des Spottes machte. Er verfertigte dazu eine Gattung von Schauspielen, die ein Mittelding zwischen Lustspiel und Farce waren. Sie hatten indessen das Verdienst, interessante brittische Sittengemälde zu seyn, die blos durch die Ueberladung farcenartig wurden. Er nahm bisweilen allgemein bekannte Vorfälle, zergliederte sie, und sponn sie sodann in drey Akten aus, wobey er sogar die Vornamen der verspotteten Personen beybehielt, und nur allein die Zunamen in etwas abänderte. Alle Verhältnisse solcher Männer, ihre Redensarten und Eigenheiten, wurden dabey angebracht; ja noch mehr, Foote besaß das seltne Talent, Geberden und Sprache andrer Menschen zum Erstaunen nachzuäffen, das er denn bey dieser Gelegenheit in vollem Maaße zeigte. Sein Schauspielhaus war daher immer, wenn er selbst spielte, gepfropft voll, selbst an den schönsten Sommertagen, wo alles zu Spaziergängen und Gartenluft einlud. Dieser Vorzug wurde durch das Vergnügen eines beständigen convulsivischen Gelächters bestimmt.

Vor dem Witz dieſes Mannes zitterte jedermann, der ſich ihm näherte, denn er verſchonte niemand, wozu noch kam, daß ſeine ſatyriſche Bemerkungen und Bonmots nicht verloren gingen, ſondern durch die öffentlichen Blätter allgemein bekannt wurden. Keiner fürchtete dieſes mehr als Garrick, der manchen Stoff dazu gab, und den ein ſatyriſcher Einfall auf ſeine Koſten mehr kränkte, als ihm zehn Lobgedichte Vergnügen machten. Er that daher alles, dieſen furchtbaren Witzling zum Freunde zu behalten, allein umſonſt; denn niemand fand vor ihm Gnade, ſo bald ihm der Drang witzig zu ſeyn ankam. Er hatte einſt den Grafen von Sandwich, einen von den Pfeilern des Northſchen Miniſteriums, in einer großen Geſellſchaft ſehr lächerlich gemacht; dieſer erfuhr es, und da er bald nachher an einem öffentlichen Orte mit Foote zuſammen kam, äußerte der erſtere ſeine Empfindlichkeit durch folgende Frage: „Sagen Sie mir „doch, welches die größte Wahrſcheinlichkeit iſt, ob „Sie eher die Fr...n bekommen, oder eher ge„hängt werden dürften?“ Dieſe Frage, worauf der Miniſter ſich vielleicht vorbereitet hatte, war von einer ſolchen Art, daß eine vernünftige und noch dazu prompte Antwort faſt unmöglich ſchien;

ſie ſollte inſultirend ſeyn, und noch dazu Verlegenheit erregen. Der Zweck wurde aber ganz verfehlt, da Foote die Beleidigung durch eine Replik erwiederte, die ein Meiſterſtück des Witzes genannt werden kann. Er ſagte: „Mylord! dies hängt „nur von dem kleinen Umſtand ab, ob ich eher „Ihre Maitreſſe, oder eher Ihre Grundſätze em„braſſire“ *).

Der Stand eines Schauſpielers in England iſt im geringſten nicht mit Verachtung verknüpft, im Gegentheil iſt Anſehn und Ehre mit großen theatraliſchen Talenten verbunden. Garrick und Foote lebten nicht allein mit den Großen des Reichs auf einem ſehr vertrauten Fuß, ſondern ſie gingen auch nach Hofe, und betrugen ſich in den königlichen Zimmern zu St. James, ſo wie Perſonen, die ganz dahin gehören. Den auffallendſten Beweis von dieſer großen Achtung der Engländer, gegen einen in andern Ländern ſo verach-

*) Obgleich dieſes Wort undeutſch iſt, ſo kann es doch durch kein andres gegeben werden, ohne den witzigen Sinn zu entſtellen. Vielleicht verdient auch dieſes jedermann verſtändliche Wort, das in den vornehmſten europäiſchen Sprachen angenommen iſt, das deutſche Bürgerrecht?

teten Stand, gab Garricks Leichenbegängniß, das feyerlichste, das man seit vielen Jahren in London gesehn hat. Selbst brittische Pairs waren nicht etwa bloße Trauerbegleiter, sondern sogar Quastenträger beym Sarge. Man glaube nicht, daß dieses junge Leute thaten, die ihre Würde leichtsinnig hintansezten. Nein! Im Gegentheil waren es sehr ernsthafte Personen, unter denen sich der verehrungswürdige Lord Camden befand, der wenige Jahre zuvor Großkanzler des Königreichs gewesen war. Niemand rügte diese Herablassung, vielmehr ward sie durch den allgemeinen Beyfall belohnt. Garricks Freunde schlugen ihm vor, nachdem er das Theater 1776 verlassen hatte, Parlamentsglied zu werden. Es hing ganz von seinem Willen ab, diesen Ehrenposten zu erlangen, er zog aber in seinem Alter und bey seinen großen Reichthümern die Ruhe vor.

Wie lange dürfte es wohl noch dauern, deutsche Schauspieler so geehrt zu sehn? Wenn nur allein außerordentliche Talente diesen Zeitpunkt bestimmen könnten, so wäre er schon da. Es ist kein deutscher Patriotismus erfoderlich, um Schrödern den größten aller lebenden Schauspieler in Europa zu nennen. Nur Sachkenntniß, Beurtheilungs-

kraft, Unpartheylichkeit, und vor allen Dingen ein durch Erfahrung ſehr oft angewandter Maaßſtab, können allein dieſes Urtheil erzeugen. Man würde dieſen vortreflichen Künſtler erniedrigen, wenn man ihn mit einem le Kain vergleichen wollte; ein jeder wird dieſes einräumen, der beide in einer Menge Rollen geſehn hat. Die großen Shakſpearſchen Charaktere, auf denen Garrick ſein glänzendes Glück gründete, werden von Schrödern mit gleicher Kunſt, aber nicht mit gleicher Würdigung von ſeiner Nation vorgeſtellt, da dieſe das Maaß ſeiner Vortreflichkeit noch nicht beurtheilen kann, und noch immer zu ſehr geneigt iſt, nur Ausländern Gerechtigkeit, und mehr als Gerechtigkeit wiederfahren zu laſſen.

Ein ſonderbares Sommerſchauſpiel in London ſieht man zu Sadlers Wells, außerhalb der Stadt, allein nur in einer geringen Entfernung vom nördlichen Theile derſelben. Es iſt eigentlich für den Pöbel calculirt, allein es wird der Seltenheit wegen von allen Ständen, ja ſelbſt von Perſonen vom erſten Range beſucht. Dieſes iſt ein Inbegriff aller Jahrmarktſpiele, die mit einander abwechſeln, und den Zuſchauer im Taumel erhalten. Man ſieht hier Seiltänzer, Springer und Ringer;

Singspiele, Tänze, Pantomimen und dialogirte Farcen mit prächtigen Theaterverzierungen vereinigt. Der erstaunliche Aufwand, den ein so mannichfaltiges Schauspiel erfodert, ist Ursache, daß den ganzen Sommer hier nur zweymal Abwechselungen von denjenigen Spektakeln gegeben werden, die neue Decorationen u. s. w. verlangen. Man spielt hier sechsmal die Woche, und giebt jedem Zuschauer eine Viertelbouteille Portowein, dessen Werth schon im Einlaßgelde inbegriffen ist. Auf diese Art hat man durch ein seltsames Raffinement ein höchst komplicirtes Schauspiel mit einem Trinkgelage vereinigt, wobey es denn freylich ziemlich tobend zugeht. Mr. King, der beste komische Schauspieler des Theaters in Drury-Lane, war einige Jahr lang Unternehmer von Sadlers Wells. Der Sommer von 1778 brachte ihm, nach Abzug aller Kosten, an zweytausend Pf. St. ein. Man sieht hier in London zu allen Jahreszeiten Schauspiele, die in andern großen Städten nur auf eine kurze Zeit gesehn werden. So hat der berühmte Bereuter Ashley den ganzen Sommer durch sein Reittheater offen, das mit andern Künsten verbunden ist; den Winter über sind alle Tage chinesische Schattenspiele, Marionettenspiele, und

große Taſchenſpielerkünſte in gewiſſen Theatern zu ſehn. Die Fechterſpiele, die ehemals hier ſo blutig waren, ſind gänzlich abgeſchafft. Von Hatzen aber, dieſem barbariſchen Vergnügen, weiß man in England gar nichts.

Ein im vorigen Jahre geſtorbener Engländer, Namens Stevens, erfand ein Schauſpiel von einer ſonderbaren Art. Er nannte es: Lectures upon heads, und trat damit alle Winter im Theater am Haymarket auf. Es waren eigentlich ſatyriſch-komiſche Vorleſungen über alle Stände und Volksklaſſen der brittiſchen Nation, mit tiefer Welt- und Menſchenkenntniß, mit Witz, Laune und großer Kunſt gehalten. Um ſeinen Vortrag ſinnlich zu machen, bediente er ſich einer Menge Büſten von Pappendeckel, deren Bildung und Kopfputz die verſchiedenen Stände, Gewerbe und Charaktere der Menſchen bezeichneten, die er durch Nachäffung in Sprache, Ton und Geberden darſtellte. Hofleute, Advokaten, Aerzte, Prediger, Krämer, Militärperſonen, Gelehrte, Künſtler, Hofdamen und Fiſcherweiber, alle kamen nach der Reihe vor. Man hörte ſehr wenig triviales, aber viel belehrendes in dieſer Menſchenſchule, die auch nicht ſowohl in Betracht der philoſophiſchen

Kenntniß, als wegen der ergötzenden Mimik häufig beſucht wurde. Er beſchloß ſeine Vorleſungen gewöhnlich mit einer Satyre auf ſich ſelbſt, um bey dem ſo reichlich ausgetheilten Spott nicht allein leer auszugehn. Stevens ging auch nach Amerika, ehe der Krieg in dieſem Welttheile ausbrach, blieb einige Jahre daſelbſt und kehrte ſehr belohnt nach Europa zurück.

Man hat mehr als einmal Verſuche gemacht, franzöſiſche Schauſpiele in London einzuführen, allein jederzeit mit unglücklichem Erfolg. Der lezte Verſuch geſchah 1752. Eine beträchtliche Anzahl franzöſiſcher Schauſpieler waren mit großen Koſten und unter ſehr vortheilhaften Bedingungen verſchrieben worden. Man hatte ein eignes Schauſpielhaus dazu einrichten und prächtig verzieren laſſen. Die erſte Vorſtellung ward angekündigt; man ſah das Haus gedrängt voll, und tauſende von Menſchen vor dem Hauſe. So ſehr auch die Franzoſen auf einen ſchlechten Empfang vorbereitet waren, ſo benahm ihnen doch der raſende Tumult des Volks allen Muth; vergebens verſuchten ſie ihr Spiel anzufangen, denn das entſezliche Geſchrey aus Parterr und Gallerien, das Stampfen, Toben und Werfen mit Orangen-

ſchalen wollte kein Ende nehmen. Kein Schauſpieler durfte es wagen, ſich zu zeigen. Das ganze Theater war mit hingeworfenen Sachen bedeckt, und man wollte den Theaterdienern nicht einmal erlauben, es zu reinigen. Es blieb daher kein ander Mittel übrig, als das Schauſpielhaus zu verlaſſen. Einige Tage nachher wurde ein zweizer Verſuch gemacht. Eine Anzahl junger Leute von Stande hatten ſich mit Degen verſehn, und die Logen zunächſt dem Theater beſezt; viele von ihren Bedienten und andern gedungenen Leuten hatten ihren Plaz im Parterr genommen, um ſie zu unterſtützen. Das Aufziehen des Vorhangs war die Loſung zum Angriff. Ein Orangenhagel fiel auf die Bühne; die Schauſpieler flohen, ihre Beſchützer hingegen ſprangen mit bloßen Degen aus den Logen, theils aufs Theater, theils ins Parterr. Nunmehr wurde das Gefecht allgemein; man zerbrach Kronleuchter und Bänke. Der Kampf war wüthend, und das Geſchrey fürchterlich. Die Damen wurden ohnmächtig, und ihren unſinnigen Lords, die es mit dem Pöbel aufnehmen wollten, zerbrach man die Degen, und ſchickte ſie mit blutigen Köpfen nach Hauſe. Der Auftritt endigte ſich mit der gänzlichen Zerſtörung

des Hauſes, nachdem verſchiedene Todte, und eine Menge Verwundete, Martyrer der franzöſiſchen Schauſpielkunſt geworden waren.

Nach einem ſolchen Verſuche, ſollte man glauben, daß es Tollheit wäre, neue Entwürfe dieſer Art zu machen. Es geſchah aber noch 1778, daß eine Anzahl engliſche Cavaliers und Damen, an deren Spitze die verwittwete Herzogin von Bedford war, einen ähnlichen Plan entwarfen. Alle mündliche und ſchriftliche Vorſtellungen vernünftiger Perſonen waren vergebens. Die dazu beſtimmten franzöſiſchen Schauſpieler wurden gegen vortheilhafte Bedingungen und noch größere Verſprechungen eingeladen, und empfingen auch ſchon Reiſegeld. Die Unternehmung war feſt beſchloſſen. Nunmehr wurden die Zeitungen mit ſatyriſchen Verſen angefüllt; man verfertigte Gaſſenlieder, deren Gegenſtand dieſer Plan war, und ſang ſie auf allen Straßen ab; ja was vielleicht mehr als alles wirkte, war ein ſchöner Prolog, den der Schauſpieler Palmer im Drury-Lane Theater hielt, worin er das Publikum bat, nicht zu erlauben, daß die engliſche Schauſpielkunſt einer fremden nachgeſezt würde. Ein enthuſiaſtiſcher Zuruf der ganzen Verſammlung beantwortete dieſe Bitte, und zeigte

die Diſpoſition des Volks. Man fand daher endlich für rathſam, dies Projekt aufzugeben, und wird es wahrſcheinlich ſo bald nicht wieder erneuern.

Die Konzerte in London ſind ſehr prächtig. Die Engländer beſuchen ſolche mit größerm Vergnügen, als das Opernhaus. Der hohe Preiß, der gewöhnlich eine halbe Guinee iſt, hält das gemeine Volk ab, dahin zu kommen, daher alles höchſt anſtändig dabey zugeht. Die groſſen Tonkünſtler aller Art, deren es beſtändig nicht wenige in London giebt, ſind alle in die verſchiedenen Konzerte vertheilt, die oft an einem Tage zugleich gegeben werden. Die erſtaunliche Menge der reichen und müßigen Leute, die in dieſer Hauptſtadt den Vergnügungen nachjagen, verurſacht jedoch, daß dieſe Rivalität hier keinem Theile merklich nachtheilig iſt; denn alle Beluſtigungsörter werden doch angefüllt.

Die hieſigen Konzerte ſelbſt vom dritten Range würden jeder Königsſtadt Ehre machen; ein Ranelagh aber, das hier nur den zweiten Rang behauptet, hat als ein öffentlicher Beluſtigungsort nirgends ſeines gleichen. Die runde majeſtätiſche Form und ungeheure Größe des Salons,

die herrliche Erleuchtung, die erſtaunliche Menge wohlgekleideter Menſchen, die in beſtändiger Bewegung ſind, die ſchöne Muſik, alles vereinigt ſtellt ein groſſes Schauſpiel dar. Der Boden iſt mit Fuſstepeten bedeckt, daher man keinen Tritt hört; die ganze Seitenwand iſt eine Reihe von Niſchen, worin gedeckte Tiſche ſtehn, die für diejenigen Zuſchauer ſind, die Kaffee und Thee verlangen; ähnliche Tiſche ſtehen auch in der Mitte des Saleus neben einem ungeheuren Kamine, das architektoniſch mit Lampen geziert iſt. Das Orcheſter bildet ein zierliches Amphitheater. Groſſe Gallerien zieren den obern Theil dieſes außerordentlichen Saals, deſſen Fenſter an der Decke rund herumgehn. Der Preiß dieſes Vergnügens iſt nur eine halbe Krone, nach deutſchem Gelde achtzehn gute Groſchen, wobey Thee und Kaffee inbegriffen iſt. Das Konzert fängt Abends um acht Uhr an, und dauert bis Mitternacht. Da Ranelagh nicht in der Stadt liegt, ſondern in dem Dorfe Chelſea, das eine engliſche Meile davon entfernt iſt, und überdem hier keine Weine oder andre ſtarke Getränke, ſelbſt für doppelte Bezahlung nicht, gegeben werden, ſo bleibt das gemeine Volk von dieſem Orte weg. Dieſes Konzert fängt

gewöhnlich zu Oſtern an, und währet bis zum Auguſt. Es wird wöchentlich dreymal gegeben, und iſt bisweilen auch mit einem großen Feuerwerk vergeſellſchaftet, das in einem dazu gehörigen Garten abgebrannt wird. Man muß indeſſen geſtehen, daß dieſes Vergnügen etwas melancholiſches mit ſich führt, und bey allem Glanz ermüdend iſt, daher auch Perſonen von Stande hier ſelten länger als zwey Stunden verweilen.

Der berühmte Garten zu Vaurhall aber iſt alle Tage offen, Sonntags ausgenommen, vom Frühling bis Ende des Sommers. Vaurhall iſt nicht der Name des Konzertgartens, wie man insgemein glaubt, ſondern eines ſchönen Dorfs an dem Ufer der Themſe, worin dieſer Garten liegt. Dieſe Lage, zwey engliſche Meilen von der Weſtmünſterbrücke, erzeugt die Bequemlichkeit, daß man ſich des Fluſſes bedienen kann, um dieſen reizenden Beluſtigungsort zu beſuchen. Das Einlaßgeld iſt nur ein Schilling, allein wegen der bey gutem Wetter beſtändig zuſtrömenden Menge Volks zu dem großen Aufwande hinreichend, ohne den großen Gewinn zu rechnen, den die Mahlzeiten verſchaffen, die hier ſehr theuer ſind. Es kommen hier oft ſechstauſend auch mehr Menſchen zuſam-

men, ja man hat deren manchmal achttausend, auch neuntausend gezählt. Der Garten ist groß und in seiner Art einzig. Nur ein Theil desselben ist der Schauplatz des rauschenden Vergnügens, die andern Theile sind stille Spaziergänge in Alleen, wo man ausruhen und seinen Gedanken ungestört nachhängen kann. Diese sind nur mäßig, aber doch mit Geschmack erleuchtet; dagegen aber hat man in der musikalischen Gegend alles verschwenderisch angebracht, was nur die Sinne reizen kann. Ein prächtiges tempelartiges Amphitheater zum Orchester unter freyem Himmel, mit zierlichen Perticos umgeben, die mit dreytausend großen krystallenen Lampen erleuchtet sind. Diese Perticos dienen gleichsam zur Einfassung einer Menge schöner Nischen, die in Form chinesischer Lusthäuser zu den Erfrischungen und Mahlzeiten der Zuschauer zubereitet sind. Man sieht hier Bäume mit Lampen behangen, und unter denselben gedeckte Tafeln; einen prächtigen Salon mit historischen Gemälden der neuesten englischen Geschichte; desgleichen ein großes optisches Schauspiel, wo ein Wasserfall und eine reizende Landschaft höchst täuschend dargestellt wird, wobey man das entsetzliche Rauschen des Wassers hört.

Das Ganze ist ein Kunstwerk, das wohl nie auf einem Operntheater besser ausgeführt worden ist. Dem Andenken Händels ist eine Statue geweiht, die im schönsten Theile des Gartens steht, und mit Lampen umgeben ist; nur diese einzige Bildsäule ist hier aufgestellt.

Das Konzert wird um zehn Uhr geendigt, alsdann formirt sich alles in Partien, man füllt die Lusthäuser zur Abendmahlzeit an, und überläßt sich ganz dem Vergnügen, das bis zum Anbruche des Tages dauert. Merkwürdig ist hiebey, daß kein schlechtes Wetter oder eine anhaltende sehr üble Witterung diese Gartenkonzerte unterbrechen. Wenn gleich nur ein Dutzend Menschen da sind, so darf dennoch in Musik und Erleuchtung keine Aenderung gemacht werden, weil selbst diese Wenige ein Publikum formiren, das hier mit dem zahlreichsten gleiche Rechte hat. Ich erinnere mich, daß einst das Regenwetter drey Wochen anhielt, und niemand sich nach dem entlegenen Vaurhall sehnte; dennoch war der Garten zum großen Schaden des Eigenthümers täglich offen, weil die Anzeige für alle Tage lautet. An solchen Regentagen aber wird das Orchester in den großen Salen verlegt.

Vor zwölf Jahren hatte man in London einen neuen Zweig der Ergözlichkeit erfunden, den man Attick Assembly (attische Zusammenkunft) nannte. Man versammelte sich in einem schönen Saal, woselbst Vokal- und Instrumentalmusik mit Vorlesungen vortreflicher Gedichte, und mit Declamationen aus den besten prosaischen Werken der Engländer abwechselten. Die Vorleser waren geschmackvolle Männer, die mit der Kenntniß des englischen Parnasses auch diejenige des menschlichen Herzens verbanden, und daher zur Unterhaltung eines sehr vermischten Publikums alles anwandten. Dieses sonderbare Vergnügen, das man für den geringen Preiß einer halben Krone genieſſen konnte, dauerte einige Jahre lang, ist aber nachher gänzlich eingegangen. Hieran war vornehmlich eine fremde Frau Schuld, von der man mit Wahrheit sagen kann, daß sie zum großen englischen Luxus der neuesten Zeit sehr viel beygetragen hat. Ja noch außerordentlicher aber ist es, daß diese merkwürdige Person, die in der Sittengeschichte eines mächtigen Volks Epoche gemacht hat, jezt in Dürftigkeit schmachtet.

Diese Frau, eine Deutsche von Geburt, die aber meines Wissens nie die Ehre gehabt hat, von

einem Deutschen angezeigt zu werden, heißt Madame Cornely. Sie kam vor ungefähr zwanzig Jahren nach London, und zwar in einem Alter, wo ein Frauenzimmer nicht mehr auf Eroberungen rechnen kann; auch hatte ihr die Natur alle äußerlichen Reize dazu versagt, überdem redte sie keine Sprache. Tyroler Deutsch und sehr gebrochenes Französisch war alles, was ihre Zunge zu Markte bringen konnte. Wer hätte nun wohl glauben sollen, daß eine solche Person fähig seyn würde, bey einer ernsthaften und eigensinnigen Nation den Ton anzugeben? Sie selbst ließ es sich nie träumen. Ein nothdürftiger Unterhalt war das Ziel ihrer Wünsche. Diesen zu erlangen, sah sie kein ander Mittel, als eine sehr mittelmäßige oder vielmehr verlorne Stimme dem Londner Pöbel zum Besten zu geben. Sie vereinigte sich daher mit drey andern Spielleuten, und gab sogenannte Konzerte, wofür die Person einen Schilling bezahlte. Sie hatte dabey Zulauf; nun vermehrte sie ihre Spielgesellen und erhöhte den Preiß. Das Glück machte sie bald nachher mit einer vornehmen Dame bekannt, die durch ihre Talente hingerissen wurde: denn kennte diese Frau gleich weder singen, noch gehörig reden, so besaß sie doch viel Ver-

stand, einen sehr feinen Geschmack, und war unerschöpflich an Erfindungen. Sie machte einen Entwurf, zum Vergnügen des Adels prachtvolle Feste zu geben, dergleichen man nie in Europa für Geld gesehn hätte, und sie hielt Wort. Der Plan wurde genehmigt, und zwölf Damen vom ersten Range nahmen es über sich, bey dieser Unternehmung zu präsidiren. Madame Cornely miethete hiezu ein sehr großes und schönes Haus, und ließ es fürstlich möbliren. Die Vergnügungen in demselben bestanden in Konzerten, Bällen und Maskeraden. Niemand als Subscribenten wurden dazu gelassen, und diese mußten erst von einer der Präsidentinnen eine schriftliche Einwilligung bringen; sodann durften sie aber nicht weniger als zwölf Billets nehmen, die anfangs nur sechs Guineen kosteten, aber endlich bis auf neun erhöht wurden. Im ersten Jahre hatte sie schon zweytausend siebenhundert Subscribenten. Hiezu kam noch, daß man ihr alle Jahre den Stiftungstag ihres Instituts ganz nach ihrem Gefallen zu feyern erlaubte. Dieses geschah denn vermittelst einer Maskerade, wozu jedermann ohne Unterschied den Zutritt hatte. Das Billet kostete alsdann zwey Guineen, wofür aber auch um zwey Uhr nach Mitternacht eine

herrliche Nachtmahlzeit gegeben wurde. Ich weiß von ihr ſelbſt, daß an ſolchen Tagen mehr als einmal achttauſend dergleichen Billets verkauft worden ſind.

Keines dieſer Feſte war dem andern gleich; denn hier zeigte ſich das erfindungsreiche Genie dieſer Frau auf eine bewundernswürdige Weiſe. Man ſahe hier illuminirte Säulengänge und Triumphbogen, Säle in Gärten verwandelt mit Orangerien und Springbrunnen geziert, labyrinthiſche Blumenbeete, transparente Gemälde und Inſchriften, Treppen und Zugänge mit farbigen Lampen und Guirlanden feſtonartig geſchmückt; amphitheatraliſch geſtellte Eßtafeln; eine Reihe von Zimmern, deren jedes vollkommen nach dem Coſtume eines fremden Volks aufs prächtigſte möblirt war: perſianiſch, indiſch, chineſiſch, u. ſ. w. Bey allem dieſen herrſchte eine Ordnung, die den Glanz der Feſte noch mehr erhöhte. Am Stiftungstage brannten in den Sälen und Zimmern gewöhnlich neuntauſend Wachskerzen, und auch dieſe mußten durch mannichfaltige Stellungen und Figuren das Auge ergötzen. Die Fee dieſes Zauberpalaſts wußte von keinem Geldgeiz, nur Ehrgeiz war ihre Leidenſchaft; ſie fand ſich durch den außerordentlichen

und allgemeinen Beyfall belohnt, den ihr ſelbſt ſolche Perſonen in vollem Maaße zollten, die den herrlichſten Feſten unſers Welttheils beygewohnt hatten. Anſtatt alſo ſich Schätze zu ſammeln, hatte ſie vielmehr ungeheure Schulden. Wenn ſie 10,000 Pf. St. bezahlte, ſo ließ ſie dafür 20,000 auf neue Rechnungen ſchreiben. Alles wurde angewandt, die Pracht ihres Hauſes zu vermehren, die auch endlich königlich war. Dieſer gränzenloſe Aufwand aber hatte für ſie die unangenehmſten Folgen. Sie wurde mehr als einmal in Verhaft genommen, und immer wieder von ihren Beſchützerinnen befreyt. Doch dieſes diente zu nichts, denn ihre Schulden wuchſen, ungeachtet der überaus großen Einnahme, beſtändig an. Man kann ſich einen Begriff davon machen, wenn ich ſage, daß ſie an einen einzigen Mann für gelieferte Wachskerzen 13000 Pf. St. ſchuldig war. Sie wurde endlich nach der King's Bench gebracht; ihre Feſte dauerten indeſſen doch fort, und zwar war ſie in Begleitung eines Gerichtsdieners bey allen zugegen. Man denke ſich die höchſt ſonderbare Lage einer Perſon, die tauſend Herzen vergnügt machte, ſich an ihren Ergötzlichkeiten labte, allgemeine Bewunderung einſog, allein immer den nächſten Mor-

gen darauf ihren prächtigen Palast wieder verlassen und nach dem Gefängniß wandern mußte.

So ging es eine Weile: da aber durch diese ihre Abwesenheit die Anordnungen bey ihren Lustbarkeiten wegfielen, der Mangel an vielen Dingen die Stelle des Ueberflusses einnahm, und keine Hofnung einer Aenderung vorhanden war, so hörten diese glänzenden Vergnügungen nach und nach auf. Die Gläubiger theilten sich in das, was da war, das Haus wurde vermiethet, und Madame Cornely kam los. Sie lebt jezt von den Wohlthaten ihrer Beschützer, nachdem sie mehr als zwölf Jahre lang den Engländern Unterricht im Luxus gegeben, und von ihnen die ehrenvolle Benennung: Kaiserin des Geschmacks, erhalten hatte.

Daß dieser Unterricht nicht verloren war, bewies die Unternehmung das Pantheon zu bauen, das an Größe und Höhe das römische übertrifft. Man subscribirte dazu 70,000 Pf. St., die aber doch nicht hinreichten. Dies ist eigentlich ein prachtvoller Tempel des Luxus, wo man alles angebracht hat, was nur Schönheit, Reichthum und Majestät bezeichnen kann. Hier werden Konzerte, Bälle und Maskeraden gegeben. Die Decke der

Kuppel ist dabey immer herrlich erleuchtet, auch in Ansehung der Decorationen werden oft Veränderungen getroffen. So sah ich bey einer großen Maskerade den ungeheuern Salon ganz mit Spiegeln tapeziert. Man hatte sie nicht gekauft, sondern aus vier Spiegelmanufakturen zur Miethe genommen, da ihr Werth 36000 Pf. St. betrug. Hier werden eigentlich die Konzerte vom ersten Range gegeben, auch sind sie die einzigen, wobey sich der König bisweilen einfindet. Von den Aufsehern dieses Tempels werden auch außerordentliche musikalische Talente mit einer auffallenden Verschwendung belohnt. Die berühmte Sängerin Ajugari sang 1777 im Pantheon den Winter durch, und erhielt ihrem Contract gemäß für jeden Abend hundert Pf. St., wofür sie nur zwey Arien zu singen brauchte.

Die Maskeraden werden theils im Pantheon, theils im Opernhause gehalten. So prächtig sie auch sind, so ist doch diese ausländische Lustbarkeit für England nicht sehr passend, da die Nation zu ernsthaft ist, und überdem nicht sehr den Tanz liebt. Die Menge der Masken, und die häufige Ausführung sinnreicher Ideen mit großem Aufwande, machen das einzige Angenehme dabey aus.

Es giebt Damen, die für 100,000 Pf. St. auch mehr Kleinodien von Juwelenhändlern borgen, und dafür einige hundert Guineen bezahlen, blos um wenige Stunden damit paradiren zu können. Der König iſt ein Feind dieſes Vergnügens, und man verſichert, daß er nicht wenig Antheil an dem Entwurff des Oberſten Luttrel hatte, der 1771 eine große Maskeradengeſellſchaft zu betäuben verſuchte. Er erſchien in einem Sarge, die in England gewöhnlich von ſehr kleiner Form ſind, ſo daß blos darin für den Körper Raum iſt. Das Todtenkleid und alles dazu gehörige war ganz dem Coſtume gemäß, der Sarg ſelbſt aber, den er trug, und worin er zu liegen ſchien, die Einfaſſung des Ganzen. Die Inſchrift auf dem Deckel war eine pathetiſche Erzählung, daß der häufige Genuß der Ergötzlichkeiten den Todten, in ſeinen Jünglingsjahren, ins Grab gelegt hätte. Die Wirkung dieſes Schauſpiels, beſonders unter dem anweſenden Frauenzimmer, war groß und allgemein. Die Todtenmaske in einem Winkel des Saals, war eine Zeitlang unbeweglich, und gab keinen Laut von ſich. Die Damen baten ihn vergebens, zu reden, und am gegenwärtigen Vergnügen Antheil zu nehmen, um den ſchauervollen Anblick weniger täuſchend zu

machen. Man ſagte ihm endlich, daß es ſehr unanſtändig wäre, die Luſtbarkeit einer ſo zahlreichen Geſellſchaft muthwillig zu ſtören. Auch dieſe Vorwürfe blieben ohne Wirkung, bis endlich eine Matroſenmaſke ſich näherte, und alle ſeine anweſenden Kameraden zu verſammeln drohte, um den Todten aus der Geſellſchaft der Lebendigen heraus zu werfen. Hierauf entfernte ſich der Sarg, um das Leichenbegängniß nicht abzuwarten.

Der engliſche Pöbel nimmt an den Maſkeraden auf eine ſehr beſondere Art Theil, die ſo viel Unangenehmes hat, daß man erſtaunen muß, wie unter ſolchen Umſtänden delikate Damen einem ſo theuer erkauften Vergnügen nachjagen können. Die ungeheure Menge der Kutſchen verurſacht, daß viele derſelben eine halbe, auch wohl eine ganze Stunde auf der Straße warten müſſen, bevor ſie die Reihe trifft, vorzufahren. Dieſe Zeit über ſind die Maſken, wes Standes und Würden ſie auch ſind, dem Spotte des Pöbels ausgeſezt, der ſich dabey zahlreich einfindet. Alle Wagen, welche halten, werden mit Pechfackeln von dieſem Auswurf der Nation beleuchtet. Man betrachtet und verſpottet die Maſken mit Fiſchmarktswitz, Zoten und wieherndem Gelächter, wobey kein Wort ver-

loren geht. Die Kutschenräder werden bestiegen, und die Fackeln den darin Sitzenden unter die Augen gehalten. Diesem Unfuge, dem die Bedienten gelassen zusehn müssen, ist nicht wohl abzuhelfen; man müßte denn ein Gesez machen, wodurch dem Volke verboten würde, über ungewöhnliche und scherzhafte Gegenstände, die man auf der Straße sähe, zu lachen. Denn über die Gränzen dieser brutalen Neugierde und Spötterey geht die Belustigung des Pöbels nicht; niemand wird an seinem Leibe angetastet, ja nicht einmal ein Wagenfenster eingeschlagen. Sie mischen sogar bisweilen Galanterie mit dieser Ausgelassenheit. Bey meinem ersten Aufenthalt in England, da die Gährung wegen Wilkes so groß war, fiel es dem Pöbel eines Tages ein, auf alle zur Maskerade fahrenden Kutschen mit Kreide das berühmte Motto zu schreiben: Wilkes and liberty. Sie thaten dieses ohne Anfrage, nur allein bey den Equipagen der fremden Gesandten baten sie deshalb um Erlaubniß, die ihnen auch gern ertheilt wurde.

Die Theegärten gehören auch zu den Vergnügungen der Engländer. Selbst kleine Städte sind damit versehn. In und bey London sind sie in erstaunlicher Menge zu finden. Die Zierlichkeit die-

ser Gärten, die Reinlichkeit, Ordnung und gute Bedienung, die zahlreichen Gesellschaften, die man hier beständig antrifft, und andre Dinge mehr, machen sie zu sehr angenehmen Belustigungsörtern. In einem derselben, Vaguiage Wells genannt, hat man des Sonntags bey gutem Wetter den seltenen Anblick, mehr als tausend Menschen zu gleicher Zeit Thee trinken zu sehen. In einem andern, der Shakspear's Garten heißt, sind in allen Lusthäusern Scenen aus den Werken dieses großen Dichters gemalt. Diese Gärten sind jedoch blos für den Mittelstand und für gemeine Leute, Mannspersonen von Distinction besuchen sie selten, Frauenzimmer von Stande aber nie. Das milde Klima verursacht, daß sie auch im Winter häufigen Zuspruch haben; alsdann aber werden vorzüglich die großen Säle gefüllt. In jedem derselben ist eine Orgel, die jedoch nach englischer Sitte nicht des Sonntags gespielt werden darf, obgleich dieses eigentlich der Festtag der Theegärten ist.

Die Engländer sind gewiß die größten Spazierfreunde in Europa. Diese Neigung hat die Anlage so vieler Gärten in der Stadt London veranlaßt, die blos allein zu Spaziergängen dienen. Die

verſchiedenen Collegia der Rechtsgelehrten, die Zünfte, und andre Societäten, haben hier Gärten, die für jedermann offen ſind, oder doch auf Verlangen ſogleich aufgeſchloſſen werden. Der St. James-Park iſt indeſſen der Hauptſpaziergang der Londner. Er iſt nebſt dem daran ſtoßenden Green-Park von Anbruch des Tages bis des Abends um zehn Uhr offen, und hat nicht weniger denn ſiebenzehn Zugänge, die alsdann theils von Soldaten, theils von Privatperſonen verſchloſſen werden. Um diſtinguirte Perſonen nicht dieſem Zufalle auszuſetzen, ſo werden Schlüſſel zu gewiſſen Parkthüren für eine Guince verkauft. Mit dieſen verſehn, kann man die Nacht nach Gefallen im Park zubringen. Die Anzahl dieſer zum Vortheil des Parkinſpektors verkauften Schlüſſel war vor einigen Jahren 65. o; noch viel mehr aber werden nachgemacht, um nicht dieſen hohen Preiß zu geben, wobey man aber Gefahr läuft, daß die Nichtgeſtempelten bey der Entdeckung weggenommen werden.

Man ſieht Kühe und Ziegen im Park, wodurch er ein ſehr ländliches Anſehn bekommt, das mit dem Luxus einer ſo großen Stadt, der ſelbſt an dieſem Orte ſo ſichtbar iſt, ſeltſam kontraſtirt. Die

Engländer trinken hier Milch bey ihren Spaziergängen, die aber vor ihren Augen gemolken werden muß. Die große Allee, die den Park durchſchneidet, iſt 850 geometriſche Schritte lang. Von allen Gegenſtänden, die zum öffentlichen Gebrauch in England dienen, wird nichts als dieſer berühmte Garten vernachläßigt, obgleich er der Lieblingsort aller Großen iſt, und die Paläſte des Königs, der Königin und des Prinzen von Wallis daran ſtoßen. Der Grund des Parks wird ſo ſchlecht unterhalten, daß man ſehr zufrieden ſeyn würde, wenn er nur ſo gut wie auf den öffentlichen Landſtraßen wäre, und die darin befindlichen Bänke ſind durch das Alter halb verrottet. Dieſe unbegreifliche Nachläßigkeit, macht nicht der Nation, ſondern dem Hofe Schande, der dem Eigennutze des Parkinſpektors nachſieht; ein Poſten, der allemal einem angeſehenen Höflinge auf Lebenslang ertheilt wird. Viele Ausländer wiſſen nicht dieſe Hintanſetzung mit dem brittiſchen Nationalgeiſt zuſammen zu reimen, allein man muß ſich erinnern, daß hier nicht die Rede von einer öffentlichen Anſtalt iſt, ſondern blos von einem verworfenen Menſchen, der die Stirn hat, im Angeſicht eines ganzen Volks ſeinen ſtrafbaren Eigennutz zu zeigen, und

ſich die zur Unterhaltung des Parks ausgeſezten Summen zuzueignen. Es iſt daher die populäre Sage entſtanden, die auch einige franzöſiſche Schriftſteller als Wahrheit niedergeſchrieben haben, daß die Schuſter in London dem Parkinſpektor jährlich eine gewiſſe Summe gäben, um die Steine in den Alleen nicht wegräumen zu laſſen. Dieſer Unbequemlichkeit ungeachtet, iſt er der Sammelplaz ſowohl der feinen Welt als aller andern Stände, wenn nur das Wetter erträglich iſt.

Der daran ſtoßende Green-Park hat wenig Bäume und keine Alleen; es iſt größtentheils eine mit Teichen vermiſchte reizende Wieſe. Von dieſem iſt blos durch eine Straße der Hyde-Park abgeſondert, der eigentlich ein ſehr angenehmer Luſtwald iſt; er erſtreckt ſich bis an den Garten zu Kenſington, der einen neuen Spaziergang darſtellet. Wegen der Lage im Mittelpunkte des weſtlichen Londons wird jedoch der St. James-Park vor allen andern zum täglichen Gebrauche vorgezogen.

Dieſes Vergnügen iſt bey vielen Einwohnern der Stadt zur Leidenſchaft geworden, die daher dieſen St. James-Park als einen Nationalort betrachten, welches er jedoch nicht iſt; denn er gehört dem Könige. Dieſe Idee von Eigenthum ver-

anlaßte einen Entwurf der Gemahlin Georgs II., einen franzöſiſchen Garten daraus zu machen, und ihn ſodann vor dem Volke zu verſchließen. Die Riſſe dazu waren ſchon fertig, auch wußte man bereits, woher man die hiezu erfoderlichen Summen nehmen wollte, als es der Königin einfiel, dem berühmten Grafen von Cheſterfield den Plan zu zeigen, um ſein Kennerurtheil darüber zu hören. Sie war weit entfernt, ein politiſches von ihm zu erwarten. Der Graf gab den Riſſen ſeinen Beyfall. Nun erfolgte aber die Frage: wieviel er wohl glaube, daß dieſer Garten koſten würde? Cheſterfield antwortete: „Nicht mehr als drey Kronen.“ *) Dieſe witzige Antwort rettete den Park, denn der ganze Entwurf wurde ſogleich aufgegeben.

Der königliche Garten zu Kenſington iſt auch den ganzen Tag zum Spazieren offen; allein ganz gemeinen Leuten, welche die Livree der Armuth tragen, iſt der Eingang verſagt. Er iſt ſehr groß und ſchön, wird wohl unterhalten und beſonders im

*) Eine Krone ſind fünf engliſche Schilling, daher der Ausdruck des Lords als Wortſpiel hier ſehr paſſend war. Es bedarf übrigens wohl keiner Erklärung, welche Art Kronen hierunter verſtanden wurden.

Monat May häufig beſucht. Die königliche Familie kommt jedoch nie hieher, ſondern iſt den Sommer über in Richmond, Kew, Windſor, auch bisweilen in Hamptoncourt, dem einzigen von den königlichen Gebäuden in England, das eines Monarchen würdig iſt.

Die Engländer ſind große Liebhaber der Parforce-Jagd, die beſtändig eine außerordentliche Menge Menſchen verſammelt. Man ſieht oft einige hundert zu Pferde einen Fuchs jagen, wobey ſie über Gräben und Hecken ſetzen. Die Jagdgeſetze werden ſehr ſtrenge beobachtet, wodurch der Landmann gegen alle Verheerungen dieſer Art, die in den mehreſten Ländern ſo gemein ſind, völlig geſichert iſt. Eine andre Art ihrer Ergözlichkeiten auf dem Lande iſt das Ballſpiel, desgleichen das Kugelſpiel auf grünem Raſen, wobey immer von den Zuſchauern Wetten geſchehen. Es iſt merkwürdig, daß man hier von dem Scheibenſchießen nichts weiß. Die Urſache davon iſt nicht ſchwer zu beſtimmen. Die Bürger haben hier keine Mauern zu beſchützen; ſelbſt Bürgerwachen ſind unerhört. Sie haben daher keine Veranlaſſung zu einer Uebung, die für ſie von keinem Nutzen iſt.

Eine charakteriſtiſche Luſtbarkeit der Engländer aber ſind die Wettrennen ihrer Pferde. Der Geſchmack an dieſen Vergnügungen war ſchon den alten Griechen eigen, ein Gegenſtand, der von ihren größten Dichtern beſungen wurde, und der nicht den unbedeutendſten Theil der großen Nationalfeſte dieſes berühmten Volks ausmachte. Für einen Ausländer hat jedoch dieſe brittiſche Ergözlichkeit wenig Anziehendes; es iſt hinreichend für ihn, dieſes Nationalſchauſpiel einmal geſehn zu haben. Die Anzahl der rennenden Pferde iſt nicht beſtimmt; vier, ſechs, auch mehrere laufen zuſammen, um einen gewiſſen Bezirk dreymal durchzueilen. Da der größte Theil der Zuſchauer bey dieſen Wettrennen beritten iſt, ſo folgen ihnen tauſende zu Pferde nach, und zwar mit einem ſo großen Geſchrey, als wenn die türkiſche Cavallerie attaquirt. Die Bereiter der Rennpferde ſind leicht und zierlich angekleidet. Sie werden vor dem Wettlaufe gewogen, ſowohl als ihre Sättel, damit die leichtern durch Bley in ihren Taſchen dem natürlichen Gewicht ihrer Kameraden ſich gleich machen können. Die Schnelligkeit dieſer Wettläufer iſt ganz außerordentlich, daher ihre Reiter alle Mühe anwenden müſſen, die Luft durch Bewegungen des

rechten Arms zu theilen, um nicht den Athem zu verlieren. Die berühmten Wettläufer haben alle Namen, und werden abgemalt, nebſt einer Anzeige ihrer errungenen Siege. Mit dieſen Bildern ſind die Wirthshäuſer auf dem Lande und die Wohnungen der Pächter reichlich geziert. Eines dieſer Pferde, das ungefähr vor zwanzig Jahren ſtarb, hat überdem die Ehre gehabt, in Kupfer geſtochen und beſungen zu werden. Es hieß Child, und wurde für den größten Wettläufer gehalten, den man je in England geſehn hatte. Dieſes ſagte auch die Inſchrift des Kupferſtichs, nebſt dem Beyfügen, daß, einer Berechnung zu folge, dies Pferd ſchneller als der Wind geweſen ſey.

Die Wetten bey dieſem Pferderennen ſind unglaublich, vorzüglich bey den zwey vornehmſten zu Newmarket und Epſom. Es geſchieht oft, daß Perſonen ihr ganzes Vermögen hier verſpielen, zumal wenn ſie auf gut Glück wetten, und mit den Wettkünſten unbekannt ſind. Solche Wettrennen werden bey vielen groſſen und kleinen Städten des Königreichs gehalten; man hat ſie ſorgfältig vertheilt, damit die Liebhaber von einem zum andern reiſen können; auch ſind alle dieſe Pferdefeſte in den Kalendern angezeigt.

Die Eſel kommen hier ebenfalls an die Reihe, und müſſen Wettrennen halten. Dieſes iſt jedoch mehr ein Poſſenſpiel der Landleute, als eine Nationalergözlichkeit; indeſſen wird es häufig geſehn, und auch dabey gewettet. Man hat in England die wunderliche Gewohnheit, dieſem Thiere die Ohren hart am Kopf abzuſchneiden, wodurch es auf eine widerliche Weiſe entſtellt wird.

Die Leidenſchaft der Engländer für Wettrennen iſt ſo groß, daß die Kranken in den Hoſpitälern und die Land- und See-Invaliden zu Chelſea und Greenwich, die weder Pferde noch Eſel laufen laſſen können, ſich der Läuſe zu dieſem Endzweck bedienen, die, ungeachtet der großen Reinlichkeit dieſer Gebäude, doch zu den Hausgenoſſen gehören. Sie ſetzen ſolche auf Tiſche, und wetten ſodann auf die ſchnell- oder langſame Bewegung dieſes Ungeziefers, wodurch Gewinn oder Verluſt beſtimmt wird. Nicht Geld, ſondern Kannen Bier, das höchſte Gut des engliſchen Pöbels, iſt gemeiniglich der Gegenſtand dieſer Wetten, die man ohne Streit ſchlichtet.

Das Hahnengefecht iſt auch weniger ein Vergnügen als eine Wette. Ohne das dabey aufs Spiel geſetzte Geld würden die Engländer keinen

Kampf dieſer Art zu ſehen wünſchen, und die Hähne in Ruhe bleiben. So aber bekommen ſie Sporen an den Füßen, man hezt ſie gegen einander an, und muntert ſie durch Geſchrey auf. Dieſes iſt gemeiniglich ſo groß, daß, wenn ſich jemand zufällig einem ſolchen Kampfplatze nähert, man einen Haufen raſender Menſchen zu ſehn glaubt. Faſt alle Zuſchauer ſind dabey intereſſirt, und oft beſtimmt der Sieg oder die Niederlage eines ſo kleinen Thiers das Schickſal eines Mannes auf Lebenslang. Es iſt jedoch zu bemerken, daß Frauenzimmer hieran keinen Theil nehmen, wie denn dieſe überhaupt ſich mit Wetten gar nicht befaſſen.

Ich will nun dieſe Skizze der engliſchen Vergnügungen mit einer Nationalſitte beſchließen, die ſowohl Vergnügen als Nutzen gewährt. Dieſes ſind die Clubs, welche die Geſelligkeit befördern, republikaniſche Geſinnungen verbreiten, und den Public Spirit unterhalten. Es ſind deren unzählige in der einzigen Stadt London, für alle Stände und Gewerbe, für öffentliche und Privatanſtalten, zu Erreichung beſtimmter Abſichten u. ſ. w. Alle haben ihre beſondern Namen. Manche darunter ſind außerordentlich zahlreich, und ſchießen jährlich groſſe Summen zuſammen, gewiſſe Endzwecke zu

befördern, als die Humane Society, die Prämien für alles ertheilt, wodurch das menſchliche Elend verringert werden kann; der Whig Club, deſſen Mitglieder über die unbefugte Ausdehnung der königlichen Gewalt wachſam ſind; ein Inſtitut, das von der großen Society of the bill of rights unterſchieden iſt, deren Fürſorge ſich über die Aufrechthaltung aller engliſchen Rechte erſtreckt, und die größte Stütze des Wilkes war. Zu den zahlreichſten gehören auch die Societät der alten Britten, die Quintuple Allianz, die Freunde rund um den Erdboden, und andre mehr. Tag und Stunde ſind zu dieſen Verſammlungen feſtgeſezt. Man kommt zuſammen, ſpricht, ißt und trinkt; man macht Entwürfe und führt ſie aus. Das Spiel iſt daraus verbannt, indeſſen giebt es einige ſogenannte Spielklubs, wo nicht Geſpräche, ſondern Hazardſpiele allein der einzige Gegenſtand ſind, daher auch ungeheure Summen hier verloren werden. Solche Häuſer ſind jedoch nicht mehr als drey in London. Niemand darf dabey erſcheinen, als die Subſcribenten, um deren Aufnahme ſehr vorſichtig balotirt wird. Auch die fremden Geſandten haben einen Club, wo ſie ſich wöchentlich einmal als Pri-

vatpersonen verſammeln, und wo alles Ceremoniel verbannt iſt. Keine Geſellſchaft kommt zu irgend einem Endzwecke zuſammen, ohne daß man die Vergnügungen der Tafel damit paart; ſogar die königliche Societät der Wiſſenſchaften beobachtet dieſen Gebrauch, der die Bande der Mitglieder enger zuſammenzieht, und überhaupt ſo manche Vortheile erzeugt, daß man wohl ſchwerlich etwas Gegründetes dagegen einwenden könnte. Im Jahre 1784 hat man das längſt eingegangene Vergnügen der attiſchen Verſammlung, deſſen ich oben erwähnt habe, wieder erneuert, doch ohne Muſik. Die Verſammlung nennt ſich: die leſende Geſellſchaft. Die berühmten Männer Sheridan und Henderſon gehören dabey zu den vorzüglichſten Vorleſern.

Von allen Clubs aber ſind die ſogenannten Spouting Clubs, oder diſputirende Geſellſchaften, die ſonderbarſten. Sie ſind ein Vergnügen des Geiſtes, das man in keiner Stadt in Europa kennt. Schon im Anfange dieſes Jahrhunderts exiſtirte diejenige, die unter dem Namen Robin Hood noch jezt bekannt iſt. Dieſes Inſtitut, obgleich das älteſte dieſer Art, iſt dennoch jezt eines der ſchlechteſten, obwohl es vormals die Ehre gehabt hat, von Swift, Goldſmith, Foote, Garrick

und andern großen Männern fleißig beſucht zu werden. Viele berühmte Advokaten und Parlamentsredner, ſelbſt der große Lord Mansfield haben hier ihre Rednertalente entwickelt und gebildet; auch der vortrefliche Sterne beſuchte dieſen Ort bis an ſeinen Tod. Man kommt hier im Winter wöchentlich einmal zuſammen, bezahlt für den Einlaß ſechs engliſche Pfennige, diſputirt über allerhand Gegenſtände, und trinkt Bier dazu. Auf dieſen Fuß wurden mehrere Societäten in verſchiedenen Gegenſtänden der Stadt errichtet, wodurch denn die Muttergeſellſchaft Robin Hood in Verfall kam. Mehrentheils Leute von niedrigem Stande fanden ſich hier ein, Anſtändigkeit und Ordnung litten dabey ſehr, und gaben den beſuchenden Ausländern, welche die beſſern Geſellſchaften dieſer Art nicht kannten, eine geringe Idee von dieſem Nationalvergnügen.

Dieſem Uebel abzuhelfen, und das Inſtitut, dem urſprünglichen Zwecke gemäß, mit Ordnung und Würde einzurichten, that ſich 1775 eine Geſellſchaft zuſammen und entwarf einen Plan. Man miethete einen ungeheuern Saal in der City in Foſter-Lane, dieſer wurde ſchön erleuchtet, und das Biertrinken daraus verbannt; eine Maaßregel, die alle

diejenigen entfernte, denen es mehr um Getränke als Geiſtesnahrung zu thun war. Man verſammelte ſich wöchentlich einmal des Abends von acht bis zehn Uhr. Die Regeln dieſer Geſellſchaft, die den Titel: debattirende Societät annahm, waren ganz nach den Parlamentsverſammlungen gemodelt, die debattirenden Materien jedesmal in den Zeitungen angezeigt, und acht Perſonen wechſelten dabey beſtändig als Präſidenten ab. So entſtand die Vervollkommung eines edlen Vergnügens, deſſen häufiger Genuß mir die angenehmſten Erinnerungen gewährt. Ich will mich bemühen, hier einen Begriff davon zu geben, da es eine brittiſche Nationalſitte iſt, die der deutſchen Philoſophen Achtung verdient, und gewiß nur ſehr wenigen recht bekannt ſeyn wird.

Man ſtelle ſich einen ſehr großen zierlichen und wohlerleuchteten Saal vor; lange Reihen von Bänken erfüllten denſelben ganz. An dem einen Ende deſſelben war ein Katheder für den Präſidenten errichtet, der mit Lichtern, Schreibmaterialien, Aktenbüchern und einer Sanduhr verſehn war. Ein großes Chor in dieſem Saale war für das Frauenzimmer beſtimmt, die jedoch nicht redend, ſondern blos zuhörend an dem Vergnügen Theil nahmen.

Es waren deren oft vierzig auch funfzig gegenwärtig, die Zahl der Mannsperſonen aber belief ſich bisweilen auf ſechshundert. Dieſes waren: Gelehrte, Künſtler, Kaufleute, Handwerksleute, Kaufmannsdiener, Militärperſonen, Seeleute, u. ſ. w. Ein jeder von den Anweſenden, wenn er ſich gleich nur zum erſtenmal hier einfand, hatte das Recht, eine Materie, in Form einer Frage, zum Debattiren vorzuſchlagen. Dieſes geſchah ſchriftlich. Man brachte den Aufſaz entweder mit, oder ſchrieb ihn daſelbſt. Im erſtern Falle konnte der Fragenaufgeber ganz verborgen bleiben; es war hinreichend, ſein zuſammengewickeltes Papier durch einen Aufwärter auf das Katheder pult legen zu laſſen. Dieſe Fragen waren philoſophiſch, moraliſch oder politiſch; phyſikaliſche oder andere ſcientifiſche Gegenſtände aufzugeben, war zwar nicht verboten, man würde aber nicht Theil daran genommen, ſondern vielmehr den Vortrag verworfen haben. Nur theologiſche Materien allein waren hier ausdrücklich unterſagt. Die Sitzung wurde von dem Präſidenten durch eine kleine Anrede eröffnet, ſodann las er die Papiere ab, welche die eben eingeſandten Fragen enthielten. Ob ſolche angenommen oder verworfen werden ſollten, wurde jedesmal blos

durch Aufhebung der Hände bestimmt, und zwar erst für, hernach wider die Frage. War die größere Zahl bejahend, so wurde die Streitfrage in ein großes Buch eingetragen, um zu ihrer Zeit nach der Reihe vorgenommen zu werden. Da man auf diese Art für die Zukunft gesorgt hatte, so wurde nunmehr die Frage vorgelesen, die nach der Ordnung auf den gegenwärtigen Abend gefallen war. Derjenige, der die Debatte öffnete, hatte das Recht wieder zulezt aufzutreten, den Andern war nur nach den Regeln erlaubt, einmal über jede Sache zu reden, es sey dann, daß die Versammlung den Redner öfter hören wollte. Eine solche Genehmigung war auch erfoderlich, wenn der Redner länger als funfzehn Minuten sprach. Die Sanduhr zeigte dem Präsidenten dieses Zeitmaaß an, worauf er öffentlich fragte: ob man geneigt sey, dem Redner ferner zuzuhören. Wenn dieser sich wohl ausdrückte, so ertönte von allen Seiten das Geschrey: hear him! hear him! (hört ihn) im entgegengesezten Fall wartete man selten die funfzehn Minuten ab, ohne Zeichen der Ungeduld und des Misfallens von sich zu geben. Der Präsident schrieb mit wenig Worten alle Argumente für und wider auf, und trug solche kurz zusammengefaßt nach geendigter De-

hatte der Versammlung vor, ohne seine Privatmeynung dazu zu fügen, und sodann wurden die Stimmen ebenfalls durch Aufhebung der Hände gesammelt. Schienen sie beym ersten Anblick getheilt zu seyn, so zählte man sie, und zwar übernahm einer von jeder Partey dies Geschäfte bey der entgegengesezten. Diejenige, die den Sieg davon getragen hatte, ging dann triumphirend weg.

Ich habe hier mit Erstaunen gemeine Leute gesehn, die mit der alten und neuen Geschichte ganz vertraut waren, und die besten philosophischen Schriften gelesen hatten. Ihre passenden Anwendungen und Argumente, die oft aus dem Stegreif kamen, bewiesen hinreichend, daß diese Kenntnisse gründlich waren. Wenn man nun hiezu die Rednertalente fügt, die Viele besaßen, so muß man einräumen, daß solche Scenen Bewunderung erregen mußten. Es fand sich hier oft ein Weinhändler ein, der den beißendsten Witz mit der glücklichsten Laune und vieler Wohlredenheit vereinigte. Von seinen Lippen strömte Ueberredung, und es war Wollust, ihn anzuhören. Dieses Talent der englischen Stegreifredner ist unendlich über die italienischen Stegreifreimer erhaben; denn zu der leztern Kunst gehört nur ein musikalisches Ohr, ein

mit Reimen aus einer poetiſchen Sprache angefüll-tes Gedächtniß, und die Gabe zu plaudern; dahingegen die Erſtern wiſſenſchaftliche Kenntniſſe beſitzen und mehr oder weniger Redner ſeyn müſſen. Nie habe ich ſelbſt in Italien einen Mann von Verſtande geſehn, der dieſem italieniſchen Talente mehr als kalte Bewunderung gezollt hatte, dagegen Ausländer, die mit der engliſchen Sprache bekannt waren, und die debattirende Societät beſuchten, von dieſem ſonderbaren Geiſtes Vergnügen hingeriſſen wurden. Ich habe ſehr gelehrte Männer dahin geführt, die ſich anfangs durchaus nicht überreden konnten, daß dieſe Reden nicht auswendig gelernt wären. Sie kannten die Schwierigkeiten einer ſolchen Geiſtesübung, es fiel ihnen daher ſchwer zu glauben, daß Perſonen von ſehr verſchiedenem Gewerbe ohne alle Vorbereitung fähig ſeyn ſollten, vortrefliche Reden zu halten, die oft würdig ſind, in alle Sprachen überſezt zu werden. Sie wurden aber bald unwiderſprechlich davon überzeugt. Solche Societäten ſind gleichſam oratoriſche Pflanzſchulen, da in dieſem Lande die Redekunſt eine ſo nöthige Eigenſchaft iſt, um ſich auszuzeichnen. Sie iſt im Parlament, in den Tribunälen, in den Clubs, und bey den häufigen Volks-

versammlungen erfoderlich. Hier aber verschaffte sie, außer dem Nutzen, auch ein edles Vergnügen, das für jeden Zuhörer viel Annehmlichkeit hatte, und noch dadurch erhöht wurde, daß ein jeder nach Gefallen Materien wählen, und sie zum Gegenstande der allgemeinen Aufmerksamkeit machen konnte; ein Vorrecht, dessen ich mich oft bedient habe.

Diejenigen von meinen Lesern, die nicht englisch gesinnt sind, und daher geneigt seyn möchten, mich der Parteylichkeit zu beschuldigen, da ich von der Gutmüthigkeit, der edlen Denkungsart, und der Großmuth des brittischen Volks soviel Vortheilhaftes geschrieben habe, werden ersucht, nebst den vielen in diesem Buche angeführten Thatsachen noch folgendes Factum genau zu beurtheilen, das allein schon von sehr großem Gewicht ist. Ich befand mich in dieser Societät in Foster-Lane im December 1778. Der Krieg zwischen England und Frankreich war ausgebrochen, und zwar hatten die Engländer, wie jedermann weiß, höchst gegründete Ursachen, gegen die Franzosen aufgebracht zu seyn. Die Nationalantipathie hatte auch damals keine Gränzen, und war durch alle Stände verbreitet. In diesem Zeitpunkt war ein Franzose verwegen genug, in der

Societät aufzutreten, und Frankreich öffentlich zu rechtfertigen, da die Streitfrage den amerikanischen Krieg betraf. Ich konnte meinen Sinnen bey dieser Scene kaum trauen, und wußte nicht, ob ich mehr über die französische Vermessenheit, oder über die englische Großmuth erstaunen sollte. Man stelle sich eine Versammlung von sechshundert Engländern vor, unter denen viele, ihrem Stande nach, zum Pöbel gehörten, alle aber von Politik erhizt, und in Ansehung des französischen Artikels sehr einstimmig waren, und nun die Erscheinung eines Franzosen in diesem großen Zirkel, der alte abgedroschene Argumente herauskramte, und sie in einem ganz kauderwälschen Englisch mit dem mißfälligsten Accent darbrachte, und noch dazu floß diese barbarische Sprache ganz langsam von seinen französischen Lippen. Der Satz, den er beweisen wollte, war, daß der französische Hof aus wahrer Menschenliebe den Amerikanern beystünde. Eine größere Insulte für eine so zahlreiche Versammlung, und zwar unter solchen Umständen, läßt sich schwerlich denken. Dennoch hörte man sein langweiliges Gewäsche und seine unsinnigen Behauptungen gelassen an, eine burleske Oration, die ziemlich lange dauerte, und gleichsam

ein Versuch war, die Geduld der Engländer aufs höchste zu prüfen. Schlechte Reden werden zwar hier nicht ausgepfiffen, sondern durch ein Stampfen mit den Stöcken wird das allgemeine Mißfallen gewöhnlich bezeichnet. So verfährt man gegen Britten. Was konnte nun ein Franzose erwarten, bey der elendesten Rede, die je in diesen Mauern ertönt hatte, und die überdem eine Kette von Beleidigungen war? Man hörte jedoch bey dieser so sehr vermischten Versammlung, wo jeder völlige Freiheit hat, seine Gesinnungen zu äußern, kein Geräusch; gleichsam als ob man sich verabredet hätte, großmüthig zu seyn. Wenn solche Züge nichts für den englischen Charakter beweisen, so sind alle philosophische und historische Resultate Spizfündigkeiten. Der Präsident dankte ihm nach geendigtem Gekrächse für das Zutrauen, das er gegen die Societät gezeigt hätte, die Sprache seines Herzens in so kritischen Zeitumständen freymüthig zu reden; er sagte, obgleich wahrscheinlich sehr wenige von der Versammlung mit ihm einverstanden seyn dürften, so hätte man doch durch die stille Aufmerksamkeit gezeigt, daß selbst seine sehr freye und höchst unerwartete Rede an diesem Orte sowohl als irgend eine andre gehalten werden könnte.

Diesem Danke des Präsidenten wurde allgemeiner Beyfall zugeklatscht. Nachdem man aber nun der Anständigkeit und Freiheit dieses schöne Opfer gebracht hatte, so traten auch sogleich die besten Redner auf, den gehörten Unsinn nicht sowohl zu widerlegen, denn dieses wäre höchst überflüßig gewesen, als vielmehr ihn aufzudecken und lächerlich zu machen. Diese Unternehmung wurde auch mit einem so außerordentlichen Aufwand von Witz, Laune und komischen Bildern ausgeführt, daß die sich ergötzende Versammlung die Nachtmahlzeiten, die Regeln des Instituts, kurz, alles vergaß, und bis um Mitternacht zusammen blieb.

Vierzehnter Abschnitt.

Betrachtungen über den jetzigen Zustand Englands, in Rücksicht auf Finanzen, Staatsverfassung und Freiheit. Defensive Verfassung. Vortrefflichkeit der englischen Marine. Matrosenpressen. See-Invaliden-Haus zu Greenwich. Sonderbare Matrosensitten. Admiral Keppel. Landtruppen. Feldarmee. Nationalmiliz, ein politisch-philosophisches Phänomen, in allen seinen Theilen bewundernswürdig und einzig. Lager bey Coxheath. Englische Ehrentitel. Ostindische Compagnie. Einige Bemerkungen, Wissenschaften und Künste in England betreffend. Brittisches Museum und andre Kunst- und Naturalien-Sammlungen. Englische Gartenkunst. Beschluß.

Wer die so mannichfaltigen Thatsachen, die ich in diesem Buche vorgetragen habe, wohl erwägt, wird das moralische Sinken der Engländer, worüber so viel geschrieben ist, nicht für so ganz entschieden halten, oder es doch wenigstens mit vieler Einschränkung annehmen. Ich wünschte, daß ich ein gleiches von ihrer politischen Lage sagen könnte. Diese ist in der That weit schrecklicher, als man sich solche insgemein vorstellt, in Rücksicht auf auswärtige Verbindungen, auf Na-

tionalachtung, Nationalreichthum, Handel und ausgebreitete Wirkungen auf andre Länder. Großbritannien, das in der europäischen Waagschale nur ein Staat der zweiten Größe seyn sollte, hat sich durch Muth, Gold, Freiheit und politische Künste zu einer Macht vom ersten Range emporgeschwungen, die so viele Jahre lang den Dreyzack des Neptuns als Königin des Oceans führte, und alle Meere mit ihren Schiffen bedeckte. Es wird für die Nachwelt ein Problem seyn, wie ein Staat mit eigenen unbedeutenden Produkten einen so ausgebreiteten Handel treiben, und so erstaunliche Reichthümer erwerben konnte, und zwar zu einer Zeit, wo die Industrie jeder Art bey allen ihren Nachbarn auch große Fortschritte gemacht, und Holland sogar einen ansehnlichen Vorsprung gewonnen hatte. Die Epoche des brittischen Flors ist jedoch unwiederbringlich vorüber, und es ist nicht unwahrscheinlich, in wenigen Jahren diesen Staat nicht etwa nach und nach sinken, sondern auf einmal stürzen zu sehn. Der nächste Krieg, den dieses Reich unternehmen muß, wie auch immer der Ausgang desselben seyn mag, wird die fatale Katastrophe unfehlbar beschleunigen. In politischen sowohl als in natürlichen Körpern liegt der

Same des Todes in den geſundeſten Nahrungsmitteln, der früher oder ſpäter die Auflöſung bewirkt.

Man glaubte vor zwanzig Jahren, durch hundert Millionen Pf. St. Nationalſchulden, die Saiten aufs höchſte geſpannt zu haben. Die Leichtigkeit aber, die Zinſen zuſammen zu bringen, gab die Idee von unverſiegbaren Quellen, und entfernte alle Unruhen. Jezt aber iſt man von dieſem Irrthume zurückgekommen, da die Schulden über drittehalbhundert Millionen geſtiegen ſind, und man mit allen Auflagen zu kurz kommt, weil die Etatsbedürfniſſe ſelbſt im Frieden vierzehn Millionen erfodern. Eine Hinzufügung von hundert neuen Millionen Pf. St., die der nächſte Krieg erzeugen würde, iſt eine abſolute politiſche Unmöglichkeit, und ein Nationalbankerot daher die ſicherſte Erwartung. Entſteht er durch einen Zufall unvorbereitet, ſo werden die Folgen davon erſchrecklich und unüberſehbar ſeyn, da das Schickſal aller reichen und wohlhabenden Familien in Großbritannien ohne Ausnahme davon abhängt. Ja ſelbſt der Handel und die Seemacht würden durch dieſen Schlag außerordentlich eingeſchränkt, und dieſes Reich in die zweite Reihe der Staaten gleich-

ſam geſchleudert werden. Maaßregeln, dieſes Unglück zu verhindern, ſind unmöglich, allein es kann durch kluge Verfügungen vermindert werden. Hiezu gehört aber eine gewaltſame Operation, die niemand kühn genug iſt zu unternehmen, daher man blindlings dem Abgrunde zueilt.

Ob ein Nationalbankerot die Bank von England mit ſich fortreißen wird, ſteht dahin. Dieſe Maſchine, deren Einrichtung ich oben beſchrieben habe, erhält allein den Credit des Staats, aller Handlungsgeſellſchaften, desgleichen ſo vieler großen Handlungshäuſer nicht allein in London, ſondern in allen anſehnlichen Städten in England und Schottland; und zwar geſchieht dieſes nicht durch Gold, ſondern blos durch Papiere, die, ſo lange die Täuſchung dauert, hier beſſer als Gold ſind.

Das Erſtaunenswürdige dieſes ſo künſtlichen Papierſyſtems erhellt am beſten daraus, daß, ungeachtet des größten Handels in allen Welttheilen, den je eine Nation getrieben hat, und der engliſchen Reichthümer, die zum Sprüchwort geworden ſind, die Geldmaſſe in Großbritannien doch verhältnißweiſe gar nicht groß iſt. Nach den beſten Berechnungen beſteht ſie in nicht mehr als zwanzig Millionen Pf. St., eine Summe, die jedes

Jahr zum amerikaniſchen Kriege erfoderlich war, und wahrſcheinlich nicht den königlichen Schatz überſteigt, den die deutſche Oekonomie in einem nicht reichen Staate auf Einen Haufen geſammelt hat. Solche Nebeneinanderſtellungen geben zu mancherley Reflexionen Anlaß, da es beym erſten Anblick lächerlich ſcheint zu ſagen, daß eine deutſche Stadt mehr baare Reichthümer in ſich faſſe, als ganz Großbritannien.

Die außerordentliche Thätigkeit und Induſtrie der Nation verurſacht indeſſen, daß man hier nichts weniger als Geldmangel im Umlaufe ſpürt, im Gegentheil gehören Goldklumpen zu den gewöhnlichſten Gegenſtänden, die man aller Orten gewahr wird. Dadurch, daß Banknoten zur Auszahlung großer Summen dienen, und auch der ungeheure Handel faſt ganz vermittelſt Papiere getrieben wird, kann das baare Geld ganz allein zu geringeren Bedürfniſſen gebraucht werden; daher denn dieſe fortdauernde erſtaunliche Circulation, wovon Paris und Amſterdam nur ein ſchwaches Bild geben, hier in Anſehung der baaren Reichthümer blos Täuſchung iſt. Die circulirenden Banknoten, deren Betrag zwar unbekannt, allein wahrſcheinlich über hundert Millionen Pf. St. iſt, machen nebſt

dem ganz ungeheuern Vorrath roher und verarbeiteter Produkte, eigentlich den Nationalreichthum der Engländer aus; ſo lange alſo der Papierwerth bey ihnen erhalten wird, und die zahlloſen Magazine, mit Kaufmannsgütern angefüllt, nicht leer werden, wird niemand dieſen Inſulanern den Rang der reichſten Nation unſers Welttheiles ſtreitig machen können.

Die Ausländer ſind nur von einem kleinen Theile der engliſchen Nationalſchuld Gläubiger, alles übrige iſt der Staat ſeinen Unterthanen ſchuldig. Die Bezahlung dieſer Schuld hat ſchon ſeit langer Zeit eine Menge Projektmacher in Bewegung geſezt, die alle mit leichter Mühe dieſes große Werk ausführen wollen. Will ſie der Miniſter nicht anhören, ſo beklagen ſie ſich gewöhnlich beym Publikum. Jeder Entwurf, ſelbſt der ſinnreichſte, dieſen Knoten zu löſen, beweiſt jedoch nichts, als des Erfinders gänzliche Unkunde mit ſeinem Gegenſtande. Es geſchehn bisweilen politiſche Wunder, ſie müſſen aber doch in die Reihe der Möglichkeiten gehören, worunter die Abzahlung von mehr als funfzehnhundert Millionen Reichsthalern, die der nächſte Krieg wieder mit einigen hundert vermehren würde, nicht befindlich iſt. Man hat

berechnet, daß, wenn die ganze Erde von einem Zirkel harter Thaler, einer dicht an dem andern liegend, umgürtelt würde, dennoch die englische Nationalschuld nicht damit bezahlt werden könnte.

So groß indessen das Unglück der Engländer bey einem Nationalbankerot auch seyn würde, so könnte dieses doch noch erträglich seyn, wenn sie nur ihre Staatsverfassung und Freiheit beybehielten, denn nur der Verlust dieser beiden so preiswürdigen Nationalglücksgüter, kann allein diese Insulaner wahrhaft unglücklich machen. Es hat in Deutschland und Frankreich nicht an seichten Köpfen gefehlt, die, von den unruhigen Amerikanern verleitet, die englische Staatsverfassung voller grober Fehler gefunden haben. Man versprach sich in Europa, jenseit des atlantischen Meeres das Ideal einer vollkommenen Republik entstehn zu sehn. Nichts schien gewisser, da wahrhaft große Männer sich an der Spitze dieses neuen Freystaats befanden, die, durch die Erfahrung aller Jahrhunderte belehrt, die Route zum Völkerglück mit fester Hand vorzeichnen konnten. Diese Vorstellung ist jedoch nicht erfüllt worden, im Gegentheil scheint allda die Anarchie Wurzel zu fassen. Des großen Montesquieu Urtheil über Englands Staatsverfas-

ſung wird dadurch beſtätigt. Unter der Aegide dieſes Weiſen wage ich zu behaupten, daß für ein mächtiges Reich, wo der Unterthan frey ſeyn ſoll, vielleicht keine beſſere als die engliſche möglich iſt. Dadurch, daß der König die vollſtreckende Gewalt in Händen hat, werden die Staatsgeſchäfte nicht aufgehalten, ſondern gehen, ſehr wenige Fälle ausgenommen, raſch ihren Gang fort. Dennoch iſt dieſe Gewalt ganz den Geſetzen untergeordnet, und dieſe gründen ſich wiederum auf die Grundverfaſſung des Reichs, die das Heiligthum der Nation iſt.

Was nun die engliſche Freiheit betrifft, ſo wird jeder Leſer, der die in dieſem Werke angeführten Thatſachen prüft, den Werth davon beurtheilen können. Alle weitere Betrachtungen würden überflüßig ſeyn; nur über die Staatsverfaſſung will ich noch eine Bemerkung hier beyfügen. Das Gleichgewicht der drey Theile, welche die geſetzgebende Gewalt hier ausmachen, iſt bewundernswürdig. Der König, das Oberparlament und das Unterparlament, ſind drey ganz für ſich beſtehende Staatskörper, deren jeder eigenthümliche Conſtitutionsvorrechte hat, und die daher immerfort auf einander wachſam ſind, damit ſolche nicht über-

schritten werden. Der König ist die Quelle aller Ehren und Würden; da er aber kein Gesez, wäre es gleich noch so unbedeutend, für sich machen, oder das geringste Gesezwidrige thun kann, so ist sein Uebergewicht nur scheinbar. Das Oberparlament hat außer seinem Antheile an der Gesezgebung, noch das besondre Vorrecht, das höchste Tribunal des Reichs zu seyn, zu welchem Endzwecke auch die zwölf Oberrichter des Königreichs nicht Mitglieder, sondern Beysizer desselben sind; sie dürfen nicht reden, bis sie aufgefodert werden. Das eigenthümliche Vorrecht des Unterparlaments aber ist, daß sich zu dessen Händen der Nationalschaz befindet, zu dem das Haus der Gemeinden nur allein den Schlüssel hat; da das Geld nun die größte Triebfeder unter dem Monde ist, so ist dadurch dieser Theil der Gesezgebung im Stande, den andern beiden vollkommen die Wage zu halten. Ueberdem hat das Unterhaus auch das besondre Vorrecht, diejenigen Mitglieder des Oberhauses anzuklagen, die man für Staatsverbrecher hält. Ein solcher Pair, wenn er gleich Minister, und nicht allein vom König, sondern vom ganzen Oberparlament unterstüzt ist, kann durch nichts gegen Verhaft gesichert werden. Sobald eine dergleichen An-

klage vom Unterhauſe ins Oberhaus geſchickt wird, ſo hilft keine Vertheidigung, kein Schutz, ſondern der Angeklagte wird ſogleich nach dem Tower gebracht, wo er ſich auf ſeinen Prozeß vorbereiten kann.

Die Bewegung der brittiſchen Staatsmaſchine entſteht, nach dem Monteſquieu, „aus dem beſtändi„gen Spiele der Leidenſchaften, des Neides, der Ei„ferſucht, und der Begierde ſich zu bereichern und „auszuzeichnen, die hier, durch die Freiheit berech„tigt, ſich in ihrem ganzen Umfange zeigen können.“ Aus dem Zuſammenſtoßen dieſer Leidenſchaften entſtehen die Factionen, die ſo, wie die Meereswellen, mit einander kämpfen, hernach ſich vermiſchen, und ſich ſodann wieder von neuem zertheilen. Dieſe Factionen, die uns in der Ferne verächtlich vorkommen, befördern eben ſo oft das Gute, als ſie das Böſe bewirken, und ſind von einem Freiſtaat ganz unzertrennlich. Der Staatsminiſter Walpole hatte unter andern zwey ſonderbare politiſche Maximen: 1) daß ein jeder Menſch, er ſey wer er wolle, für einen Preiß zu gewinnen ſey, nur müſſe man dieſen erſt ausfinden; 2) daß ein engliſcher Miniſter oft in die Nothwendigkeit geſezt wird, Parlamentsglieder zu erkaufen, nicht, um wider

ihr Gewissen, sondern ganz demselben gemäß zu stimmen.

Da kein politischer Gegenstand so verwickelte Begriffe erzeugt, und ohne die nöthige Sachkenntniß so schwer zu beurtheilen ist, als die brittische Staatsverfassung, so ist nichts gewöhnlicher, als hierüber bey ausländischen Gelehrten Vorurtheile und falsche Bemerkungen anzutreffen. Noch kürzlich ist der berühmte Schlözer in einem großen kritischen Werke einer offenbaren Parteylichkeit beschuldigt worden, weil er gesagt, daß die Amerikaner ohne Ursache und zu ihrem Nachtheile den Krieg angefangen hätten. Schlözer, der große Geschichtsforscher, hatte gewiß wohl geprüft, was er niederschrieb, und nicht blos aus französischen Manifesten seine historischen Ideen über diese so merkwürdige Begebenheit unsrer Tage geschöpft. Es gehört eben kein Scharfsinn, sondern nur Sachkenntniß dazu, um den Grad der sogenannten amerikanischen Unterdrückung zu beurtheilen; eine Unterdrückung, die in einem so großen Maaß von Freiheit bestand, daß, England ausgenommen, kein europäischer Freistaat sich einer größern rühmen kann, und die auch in diesen Provinzen einen so schleunig wachsenden Flor bewirkte, der in der

ganzen Geſchichte beyſpiellos iſt. Die Klagen waren jedoch gerecht, nur können ſie nicht als eine hinreichende Urſache zum Kriege angeſehn werden, da alle bürgerliche und Religionsfreiheiten unangetaſtet blieben, und nur blos von Vorrechten die Rede war, die einem monarchiſchen Staatsbürger ſehr unbedeutend vorkommen müſſen. Wenn nun dieſer ehemalige groſſe Flor jezt kaum mehr ſichtbar iſt, und das Nationalglück der Amerikaner nur noch blos in der Hofnung beſteht, ſo iſt der Nachtheil dieſes denkwürdigen Krieges wohl nicht problematiſch.

Groſsbritannien hat keine Feſtungen. Die bey einigen Häfen aufgeworfene Schanzen verdienen dieſe Benennung nicht, ſo wenig wie der Tower, das berühmte Staatsgefängniß, der Schauplatz ſo vieler Gräuel. Dieſes iſt eigentlich ein Fort, deſſen Thore und Mauern wider den Anlauf des Pöbels ſichern. Hier befinden ſich die Reichskleinodien, die Münze, und ein Arſenal, das mehr wegen der Alterthümer und ſonderbaren Gegenſtände, als wegen dem Vorrath von Kriegsgeräthe merkwürdig iſt. Die Bank von England hat hier auch Abſchriften von ihren Hauptbüchern in Verwahrung niedergelegt. Am Fuße des Forts ſteht eine

Batterie von ſechzig großen Kanonen, die aber zu nichts dienen, als die königlichen Geburtstage anzukündigen. Ein Engländer, der nie ſeine Inſel verlaſſen, hat daher keinen rechten Begriff von einer Feſtung. Das Meer, das diſſes Reich umringt, und die darauf ſchwimmenden bewafneten Schlöſſer, ſind allein die Bollwerke des Reichs, die ſeit tauſend Jahren alle feindliche Anfälle vereitelt haben. Wenn ſolche Landungen mit dem Anſchein eines glücklichen Erfolgs thunlich wären, ſo hätte man ſie im amerikaniſchen Kriege unternommen, da Englands Flotten in alle Welttheile zerſtreut, und die feindlichen im Kanal eine Zeitlang die Oberhand hatten. Man machte aber auch nicht einmal einen Verſuch, obgleich große Zurüſtungen zu dieſem Angriffe veranſtaltet worden waren. Dieſe Zurüſtungen waren jedoch noch größer im Jahre 1761 unter Choiſeuls Adminiſtration. Es waren damals ſechstauſend flache Boote in Bereitſchaft; die Ländungsörter an den engliſchen Küſten waren ſondirt, und überhaupt ſehr kluge Maaßregeln genommen, um den beſten Erfolg zu verſichern. Allein der Verſuch unterblieb, weil die engliſche Regierung die genaueſte Nachricht von dem ganzen Plan erhielt, und daher die nöthigen

Vorkehrungen machen konnte. Dieſe Entdeckung geſchah durch einen Irländer, Namens Maccalleſter, der in Paris durch einen höchſt ſonderbaren Zufall zu den ſo wichtigen Staatspapieren gekommen war, die dieſe Unternehmung in allen ihren Theilen beſtimmten. Er langte damit glücklich in London an, und erhielt nach geendigtem Kriege für dieſen großen Dienſt vom Parlament 20,000 Pf. St.

Die Vortreflichkeit der engliſchen Marine und deren Einrichtung, können nur von denen gehörig geſchäzt werden, die mit den Seeverfaſſungen andrer Staaten bekannt ſind, und durch Vergleiche zu ihrem Maaßſtab gelangen. Der Charakter der brittiſchen Nation und ihre Reichthümer ſind nirgends mehr ſichtbar, als in ihren Kriegsſchiffen. Die Gebäude ſelbſt verbinden Schönheit, Pracht und Bequemlichkeit in einem hohen Grade. Sie ſind mit allem Nöthigen in einem Ueberfluß verſehn, den man auf keinen andern Schiffen antrifft. Hiezu kommen nun noch neuere Raffinements, die man bey andern Marinen nur unvollkommen, oder auch gar nicht nachgeahmt hat. Die Schiffe ſind mit Kupfer beſchlagen, und mit Ventilators verſehn; ſie haben Blizableiter und Uhren, die Meeres-

länge zu bestimmen; Destillirungsmaschinen, um im Nothfall das Seewasser trinkbar zu machen; Backöfen, um mitten auf dem Weltmeer Brod zu backen; Schmieden, neue eiserne Werkzeuge zu verfertigen; tragbare Suppe in Tafeln in großen Quantitäten, u. s. w. Durch alle diese Dinge wird das Unangenehme des Seelebens und die Gefahren desselben verringert.

Die Subordination auf den englischen Kriegsschiffen ist außerordentlich, und übertrifft sogar die Preußische beym Militärdienst. Der älteste Lieutenant selbst, die zweite Person des Schiffes, nähert sich dem Capitain beständig mit dem größten Respekt, und gehorcht blindlings seinen Befehlen. Die gute oder üble Laune dieses Oberhaupts ist der allgemeine Gegenstand der Erkundigung auf dem Schiffe, weil seine Gewalt so ausgedehnt ist, seinen Schiffsgenossen gute oder böse Stunden zu machen. Ein alter Seemann, der in Portsmouth mein täglicher Begleiter war, charakterisirte das Leben auf einem Kriegsschiffe durch zwey Worte. „Es ist," sagte er, „ein Himmel oder eine Hölle, „nachdem die Gemüthsart des Befehlshabers „ist."

Ungeachtet der inſulariſchen Lage der Engländer, war ihre Marine doch im mittlern Zeitalter nicht ſehr bedeutend. Alle Seeſtädte mußten, wenn ein Krieg entſtand, eine gewiſſe Anzahl Schiffe liefern. Dieſes waren bloße Kauffartheyſchiffe, die man mit Soldaten beſezte. Da Eduard III. ſeinen großen Plan zur Eroberung Frankreichs machte, ſo lieferte London dazu fünfundzwanzig Schiffe und 662 Mann. Erſt unter der Regierung der Königin Eliſabeth fing die engliſche Marine an, ein Anſehn zu gewinnen, und ſeitdem iſt ſie beſtändig geſtiegen, bis ſie zu der jetzigen erſtaunenswürdigen Gröſſe gelangt iſt. Am Ende des amerikaniſchen Krieges beſtand ſie aus 346 großen und kleinen Schiffen, worunter ſich 140 von der Linie befanden. Die ausgerüſteten waren damals mit 100,000 Matroſen bemannt, von welchen jeder der Nation monatlich vier Pf. St. koſtete. Die Seearſenäle ſind mit einem ungeheuern Vorrath aller nur möglichen See- und Kriegsbedürfniſſe angefüllt. Dieſer Vorrath iſt beſonders in Portsmouth und Plymouth unglaublich, ja ſelbſt die kleinen Arſenäle in Chatham, Deptford, Sheerneß und Woolwich ſind ſo reichlich verſehen, daß jedes derſelben

alle Arſenäle in ganz Italien zuſammen genommen aufwiegen könnte.

Die Art der Bemannung der engliſchen Marine in Kriegszeiten, iſt von allen Gebräuchen auf dieſer Inſel die tadelnswürdigſte; auch iſt ſie durch kein Geſez autoriſirt. Man wirbt nämlich die Matroſen mit Gewalt an; da dieſe ſich nun oft vertheidigen, ſo entſtehen blutige Auftritte. Die Werber, die zu dieſem Geſchäfte gebraucht werden, ſind deſperate Kerls, die zu der Marine gehören, und täglich eine Guinee für ihre blutigen Arbeiten erhalten. Ein Trupp dieſer Gattung Menſchen von ſechs, acht Mann, auch mehreren, heißt hier: ein Preßgang. Dieſe offenbare Hintanſetzung der engliſchen Freiheitsmaximen hat von jeher alle Menſchenfreunde revoltirt, ſie hat unzählige Schriften und Parlamentsdebatten veranlaßt; allein das große Staatsbedürfniß, das nicht anders befriedigt werden konnte, vernichtete alle andern Betrachtungen. Vergebens bot man im lezten Kriege große Prämien zum Handgelde für die Matroſen an, die ſich freywillig zur Flotte begeben wollten; die Anzahl der ſich meldenden war doch nur gering, da ſie lieber auf Kauffartheyſchiffen dienen, wo keine Gefahr und keine große Unter-

würſigkeit iſt. Die 12000 Schiffe, die den britiſchen Handel beſchäftigen, müſſen auch beſezt werden. Alles dieſes hat das Matroſenpreſſen bisher zu einer Art von Nothwendigkeit gemacht, welche die Exiſtenz des Staats durchaus erfodert hat. Der Graf von Ferrers hat eben, da ich dieſes ſchreibe, (1785) einen Entwurf gemacht, dieſem Uebel abzuhelfen, und mit geringen Koſten ein Heer von 40,000 Matroſen im Frieden zu unterhalten, wodurch denn das Preſſen im Kriege entbehrlich gemacht werden würde. Wenn dieſer Plan ausführbar iſt, ſo hat der Lord gewiß von dem vortreflichen Pitt alle Unterſtüzung zu erwarten.

Das Hoſpital zu Greenwich iſt keine geringe Aufmunterung für Seeleute, dem Staate zu dienen. Dieſes iſt eines der größten und prächtigſten Gebäude in Europa, ſehr reizend an der Themſe gelegen, und mit Kuppeln, Säulengängen, Statuen, Gemälden, u. ſ. w. verſehn, wo einige tauſend abgelebte Seeleute mit der höchſten Bequemlichkeit wohnen, und woraus eine noch weit ſtärkere Anzahl ihren Unterhalt erhält. Dieſe Invaliden ſpeiſen auf großen marmornen Tafeln. Es werden jedem derſelben wöchentlich zwey Hemden gewaſchen, und alle Jahre werden die Betten er-

neuert, deren ein jeder ein abgesondertes für sich allein hat. Ueberhaupt ist die hier beobachtete Reinlichkeit unter so vielen gemeinen Menschen etwas bewundernswürdiges. Die Leichname der Verstorbenen werden, ohne Unterschied der Religion, alle auf einen gemeinschaftlichen Kirchhof begraben. Man hat auch in Portsmouth ein Hospital für kranke Seeleute, das dreytausend Betten enthält.

Die englischen Matrosen formiren eine ganz besondre Menschenklasse. Von ihrer Kindheit an leben sie mehr auf dem Meere als auf dem Lande, und werden dadurch rauh wie ihr Element; hiezu kommen nun noch die englischen National-Begriffe und Charakterzüge, die denn, vereinigt mit ihrer Lebensart, natürlich einen eigenthümlichen Charakter bilden müssen. Dieser äußert sich auffallend, wenn im Kriege Prisengelder unter sie vertheilt werden. Ungewohnt im Besitze grosser Summen zu seyn, und auch mit dem Werthe des Geldes unbekannt, begehen sie die lächerlichsten Ausschweifungen. Ich habe unter andern eine Prozession von dreißig Portechaisen gesehn, die alle mit Matrosen angefüllt und von vielen Musikanten begleitet waren. Während dem Tragen wurde be-

ſtändig getrunken, geſungen, Vivat geſchrien, und Geld unter das zahllos ſie umringende Volk geworfen. So ging der Zug durch die vornehmſten Straßen der City nach einer Taverne, wo ſie Trank und Geſang fortſezten. Eines Tages wurde in einem großen Hauſe dieſer Art eine Matroſen-Mahlzeit die Perſon zu zwölf Guineen beſtellt, ein Preiß wofür wohl die Tiſche bedeckt werden konnten, der aber, ſelbſt bey den theuerſten Weinen, das Nahrungsmaaß dieſer Seeleute überſtieg, allein ihrer Abſicht gemäß war, nämlich ihr Geld geſchwind los zu werden. Dieſen Endzweck zeigten auch ſechs andre Matroſen, die einem Gaſtwirthe ihr ganzes Vermögen, das in achtzig Guineen beſtand, übergaben, mit dem Auftrag, ihnen alles was verlangt würde zu reichen, und es ihnen zu melden, ſobald dieſe Summe aufgezehrt wäre. Dieſes geſchah, und nunmehr gingen ſie ruhig wieder zu Schiffe.

Die brittiſchen Admirale, die ſich durch Kenntniſſe, Erfahrung und Muth auszeichnen, erhöhen das Anſehn der engliſchen Marine. Unter ſiebenzehn oder achtzehn, die im amerikaniſchen Kriege abgeſonderte Geſchwader kommandirt haben, war auch nicht ein einziger, der Unfähigkeit verrathen hätte. Manche verbinden die rauhe Lebensart ei-

nes Seemanns, zu der sie von Kindheit an gewöhnt sind, mit seinen Weltmanieren, ja nicht wenige sind Muster eines wahren Biedermannes. Zu dieser Klasse gehört der Admiral Keppel, der im Jahre 1779 sich vor einem Kriegsgerichte stellen mußte, das auf Anstiften des Grafen von Sandwich gehalten wurde, und wobey der Admiral Palliser als Kläger auftrat. Keppel, ein erklärter Feind des Grafen, wegen seines nichtswürdigen Charakters, übernahm das Commando über die Flotte, weil die Nation es wünschte. Kaum daß zwischen dem Minister und Befehlshaber die gemeinsten Höflichkeiten beobachtet wurden. So etwas konnte nicht verziehen werden. Das Volk, durch Keppels vormalige Thaten berechtigt, hatte sich viel von ihm versprochen. Diese Erwartungen aber wurden nicht erfüllt. Nun erschien Palliser mit seinen falschen Beschuldigungen; sie fanden aber keinen Eingang, im Gegentheil vermehrten sie die Neigung zu Keppel, weil er offenbar das Opfer einer Kabale werden sollte. Das Kriegsgericht endigte sich zu seiner Ehre, nachdem man alle Tage die wörtliche Aussage der Zeugen in den Zeitungen gelesen hatte. Die Nachricht von seiner Lossprechung langte in London in der Nacht an,

ſogleich wurde die ganze Stadt erleuchtet, und Palliſers Haus geſtürmt. Man räumte alle Möblen deſſelben aus, und verbrannte ſie auf der Straße. Die Erleuchtung wurde den folgenden Tag bey Keppels Ankunft wiederholt, und zwar mit großen Anſtalten. Die Vornehmen und Reichen nahmen recht von Herzen Antheil daran, und zierten ihre Häuſer reichlich mit Lichtern, Lampen und Fackeln. Die Illumination erſtreckte ſich bis in die armſeligſten Gäßgen in London und alle umliegende Dörfer.

Den Befehlshabern der Geſchwader wird gewöhnlich von der Regierung große Gewalt ertheilt, nach Gutbefinden zu handeln. Dieſes vermehrt ihr Anſehn, und ſpornt ihren Ehrgeiz an. Selbſt der Capitain eines Kriegsſchiffs iſt ſchon ein Mann von Bedeutung, und hat in den Augen der Engländer einen größern Rang, als ein General bey der Landarmee. Ich habe einen alten Capitain gekannt, Namens O'Brion, einen Irländer, der die Ehre gehabt hat, zwey europäiſche Könige auf ſeinem Schiffe zu bewirthen; den König von Neapolis und den König von Portugal. Die Beſoldung der Seeoffiziers iſt auch ſehr anſehnlich, daher Ausländer ſich zu dieſem Dienſte erſtaunlich drängen

würden, wenn ſie angeſtellt werden könnten. Dieſes iſt aber ganz wider die Verfaſſung; gemeine Leute von andern Nationen werden auf Schiffen angenommen, allein niemand kann hoffen, Offizier bey der engliſchen Marine zu werden, der nicht ein Britte oder Irländer iſt; und dieſe müſſen alle von unten auf dienen, ihre Geburt mag auch noch ſo vornehm ſeyn, da keine Stelle erkauft werden kann.

Die große Aufmerkſamkeit der Regierung auf die Seemacht, iſt den Landtruppen nachtheilig, die hintangeſezt werden, bey denen auch der Chargenverkauf üblich iſt; ein barbariſcher Gebrauch, der wider alle Ehrenbegriffe des Kriegsſtandes ſtreitet. Die geringe Achtung des Volks für die Landarmee hemmt den Ehrgeiz der Offiziere, die ſich daher gar nicht auf die Taktik legen, und überhaupt keine Liebe zum Militärdienſte zeigen. Man findet engliſche Generals, die von einem preußiſchen Fähnrich, in Anſehung der Kriegsübungen, belehrt werden könnten. Auch bey der Armee wird kein ausländiſcher Offizier angeſtellt, ein einziges Regiment ausgenommen, das aber beſtändig in den weſtindiſchen Inſeln zur Beſatzung liegt. Da die Engländer nichts ſo ſehr als den Mißbrauch der Armeen

fürchten, ſo vereinigen ſich alle Patrioten wider die Unterhaltung eines großen Heeres in Friedenszeit. Die Truppenzahl iſt daher im Anfange dieſes Jahres (1785) nur auf 29345 angeſezt worden, und dennoch fanden ſie einige Parlamentsglieder zu hoch, und wollten ſie noch mehr einſchränken.

Da indeſſen eine ſtehende Armee in unſern Tagen einem großen Staat durchaus nothwendig iſt, ſo hat wenigſtens die engliſche Geſezgebung ein Mittel ausgefunden, um die Freiheit des Volks wider militäriſche Unternehmungen zu ſichern. Dieſes geſchieht vermittelſt einer Parlamentsakte, die den Titel führt: Mutinybill, wodurch die Armee zuſammen gehalten und beſoldet wird; die Dauer derſelben iſt aber nur ein Jahr, daher ſie beſtändig erneuert werden muß. Im Fall dies unterlaſſen würde, müßten die Truppen aus einander gehn. So lange dieſer Gebrauch ſtatt findet, hat das brittiſche Reich keinen Deſpotiſmus zu befürchten. Die geringe Anzahl der Soldaten, ihre große Vertheilung, die Schwierigkeiten, ſie zuſammen zu ziehen, ohne Aufſehn zu erregen, die patriotiſch geſinnten Krieger, deren es vom General an bis zum Gemeinen nicht wenige bey der engliſchen Armee giebt, die Kurze der Zeit, in welcher

die Unternehmung ausgeführt werden müßte, alles dieſes erſtickt die deſpotiſchen Entwürfe in der Geburt. Die Geſchwindigkeit, womit die lezte Revolution in Schweden geſchah, kann keinen brittiſchen Monarchen zu ähnlichen Verſuchen aufmuntern, weil der Fall unendlich verſchieden iſt. Ein großer Theil der ſchwediſchen Nation, wo nicht der größte, wünſchte die königliche Gewalt ausgedehnt zu ſehn, und wartete nur aufs erſte Zeichen, davon thätige Beweiſe zu geben. In England hingegen könnte nur ein ſolcher Wunſch allein in dem Herzen eines nichtswürdigen Hofſchranzen, oder eines Bewohners von Bedlam aufſteigen.

Die Freiheit des Volks wird aber noch durch ein andres groſſes Mittel geſichert, das erſt unter Chathams Adminiſtration erfunden wurde, und von ſehr mannichfaltigem Nutzen iſt; eine Erfindung, die ein politiſches Meiſterſtück, allein ſo, wie vieles andre England betreffend, unbekannt iſt. Ich rede hier von der engliſchen Landmiliz, die jedem Philoſophen ehrwürdig ſeyn muß, und in ihrer Art einzig iſt. Man hat zwar eine etwas ähnliche Einrichtung in der Schweiz; daß dieſe aber mit der brittiſchen bey weitem nicht zu vergleichen iſt, wird ſelbſt jeder unbefangene Schweizer ein-

räumen, ſollte er gleich die leztere nicht kennen, ſondern nur aus dieſen wenigen Zügen beurtheilen wollen. Die Abſicht der engliſchen Geſezgebung war, ein Heer innerhalb der Inſel zu bilden, das in Kriegszeiten, wenn ſich die ſtehende Armee auſſerhalb dem Königreich befände, England beſchützen könnte. Alle Grafſchaften müſſen hiezu Regimenter ſtellen, und zwar von freiwilligen und im Lande angeſeſſenen Leuten. Dieſe werden nur wenige Stunden die Woche in den Waffen geübt, allein alle Jahr werden ſie einen Monat lang zuſammengezogen, um ihre Uebungen im Großen zu machen. Die Beſoldung iſt anſehnlich, wird aber blos, es ſey im Krieg oder Frieden, nur alsdann der Landmiliz gegeben, wenn ſie verſammelt iſt. Niemand kann Offizier bey dieſen Truppen werden, der nicht liegende Gründe hat. Der Betrag iſt für jede Charge durchs Geſez beſtimmt; das heißt, er kann mehr Eigenthum haben, allein nicht weniger, als derjenige Poſten, worauf er Anſprüche macht. Ein Obriſter, der das Regiment kommandirt, muß wenigſtens fünfhundert Pf. St. Einkünfte haben, u. ſ. w.

Der groſſe patriotiſche Endzweck, nicht in auswärtigen politiſchen Kriegen zu fechten, ſondern

Familie, Hausgötter *) und Altäre zu beschützen, setzte alles in Bewegung. Viele der vornehmsten Männer des Königreichs, deren Alter, Reichthümer und Würden nichts weniger als Militärstellen erwarten ließen, traten zu dieser Landmiliz. Sie ließen sich nicht durch eine Clausul des Gesetzes abschrecken, die für den Adel demüthigend, allein sehr weislich erwogen war. Es konnte nämlich niemand von ihnen höher als bis zum Obristen steigen. Die Befehlshaber der vereinigten Regimenter und Corps waren Generals von der Feldarmee, die der König zu diesem Commando ernannte. Es waren nicht sowohl die größern taktischen Kenntnisse dieser leztern, die diese Maaßregeln veranlaßten, sondern die Furcht, daß ein Großer des Reichs, mit unermeßlichen Reichthü-

*) Dieser Ausdruck wird denjenigen nicht unschicklich scheinen, welche die große Anhänglichkeit der Engländer an ihr Vaterland kennen. Die Staatsverfassung desselben, die Gesetze, kurz, alles was das Wort Vaterland in sich begreift, sind gleichsam ihre Hausgötter, denen sie täglich Weihrauch streuen, so wie die vielen Bildnisse der Patrioten, die Zierde der Zimmer, als die Schutzgeister des Hauses anzusehen sind.

mern verſehn, an der Spitze einer Armee ſich leicht zum Dictator aufwerfen könnte.

Dieſer eingeſchränkte Ehrgeiz hinderte jedoch nicht, daß der große engliſche Adel ſich zudrängte, um ſich dem militäriſchen Zwange zu unterwerfen. Männer, die Staatsminiſter geweſen waren, wurden Obriſten der Landmiliz. Ich habe zu meinem Erſtaunen dieſe Patrioten an der Spitze ihrer Regimenter geſehn. Der Graf von Rochefort, der Geſandter am franzöſiſchen Hofe und engliſcher Staatsminiſter geweſen war, der Herzog von Richmond, auch vormals Staatsminiſter, der ſogar ſelbſt bey der Feldarmee den Poſten eines Generallieutenants gehabt hatte, der ſo verehrungswürdige Graf von Shelburne, die Herzoge von Devonſhire, Mancheſter und andre mehr, waren alle Obriſten. Der Herzog von Grafton, Lord Norths Vorgänger, hatte kaum den erſten Poſten des Reichs reſignirt, ſo übernahm er das Commando eines Regiments bey der Landmiliz und gehorchte dem General Amherſt, der wenig Monate zuvor auf ſeine Befehle als Miniſter in der Antichambre gewartet hatte, jezt aber ſein Befehlshaber war. Der Herzog, mit dem großen Orden vom Hoſenbande deco-

rirt, ſtand in der Linie bey der Muſterung zu Coxheath 1778.

Dieſe Muſterung rechne ich zu den ſonderbarſten Schauſpielen, die ich auf meinen langen Reiſen geſehn habe. Coxheath liegt ungefähr ſechs deutſche Meilen von London. Hier war ein Lager von 18000 Mann aufgeſchlagen, einige tauſend davon waren Feldregimenter, die übrigen aber alle Landmiliz. Das ganze Corps ſtand unter dem Commando des General Amherſt. Seit vielen Jahren hatte man nicht ein ſolches Heer ſo nahe bey der Hauptſtadt geſehn, daher alles, was nur fahren oder reiten konnte, ſich im Lager einfand. Der König, dem ſelbſt der Anblick dieſer großen Truppenlinie neu war, da er nie mehr als einige Regimenter im Hydepark verſammelt geſehn hatte, wurde ſo ſehr davon hingeriſſen, daß er in der erſten Entzückung ausrief: „O Amherſt, welch ein „himmliſcher Anblick!“ Ein Bonmot, das für die Zeitungsſchreiber nicht verloren ging, und reichlichen Stoff zu ſatyriſchen Bemerkungen gab.

Dieſer Anblick war es indeſſen nicht, der einem Soldaten, und zwar einem deutſchen, nur hätte erwähnungswerth ſcheinen können. Das Schauſpiel alſo, deſſen ich oben gedacht, war etwas ganz

anders, und gehörte mehr für den Philoſophen, als für den Soldaten. Die Truppen marſchirten vor dem Könige vorbey, und ſalutirten ihn als Oberhaupt des Reichs. Da jedoch die Landmiliz nicht ihm, ſondern dem Vaterlande dient, und alſo von allen Armeen der Erde die einzige iſt, die von ihrem königlichen Feldherrn nichts zu hoffen, oder Beförderungen zu erwarten hat; da die vornehmen Männer, die zu dieſem ſonderbaren Heere gehören, nicht des Königs bedürfen, er aber ihrer bedarf, ſo blieb einem jeden unbenommen, die Unzufriedenheit mit dem Monarchen öffentlich vor aller Welt Augen zu zeigen. Das Mißvergnügen über den ſo verderblichen amerikaniſchen Krieg, und über die unglückliche Beharrlichkeit nichtswürdigen Menſchen das Staatsruder in Händen zu laſſen, war damals aufs höchſte geſtiegen und faſt allgemein. Dieſe Laune war bey vielen Offiziers ſehr ſichtbar, als ſie vor dem Könige vorbey marſchirten, und ihn militäriſch begrüßten. Den Gegengrüßen ging jedoch nichts an Freundlichkeit ab.

Die Kriegsdiſciplin und Waffenübungen dieſer Landmiliz betreffend, ſo ſind ſie von den engliſchen Feldregimentern faſt gar nicht unterſchieden. Ich wenigſtens habe mit einem preußiſchmilitäriſchen

Auge keinen Unterschied unter beiden Gattungen von Truppen bemerken können. Der Diensteifer ist indessen unstreitig bey der Miliz größer; eine natürliche Folge, da hier jedermann aus freyer Wahl und mit Lust dient, dahingegen die Feldtruppen, so wie in andern Ländern, sehr bunt zusammengesezt sind, und die Offiziers, größtentheils von geringem Vermögen, den hier so verachteten Landdienst nur aus Noth wählen; anstatt daß bey der Landmiliz der große Adel des Königreichs alle Regimenter anfüllt. Die Einrichtung dieser so respektablen Armee scheint einem großen Monarchen ganz unbekannt gewesen zu seyn, weil er sich für beleidigt hielt, daß man ihm einen Gesandten an seinen Hof geschickt habe, der Major bey der englischen Landmiliz war. Der Herzog von Manchester, Obrister bey derselben, war zu eben der Zeit englischer Ambassadeur in Paris. Die Truppenzahl dieser patriotischen Armee war 1778 einige 20,000 Mann. Es wurde jedoch nach der Zeit der Entwurf gemacht, selbige bis auf 40,000 Mann zu vermehren, ich weiß aber nicht genau, ob es geschehn ist.

Der englische Adel ist gar nicht zahlreich. Es sind nur etwas über zweyhundert Personen, die

wirklich Pairs von England ſind, und das Oberparlament formiren; andre haben den Titel Lord, ohne jedoch dabey Pairs zu ſeyn, unter welche Klaſſe auch Lord North gehört. Die meiſten dieſer Lords, die entweder Pairsſöhne, oder Schottländer, oder auch Irländer ſind, ſitzen als Repräſentanten des Volks im Unterhauſe, wo alle diſtinguirten Stände vermiſcht ſind: Offiziers der See- und Landmacht, Kaufleute, Advokaten, Landedelleute, Magiſtratsperſonen, königliche Beamte, u. ſ. w. Aus dieſen beſtehen die Mitglieder des Unterparlaments, deren Anzahl 558 iſt.

Der Lords-Titel iſt jedoch durchaus erfoderlich, um zum Adel gerechnet zu werden, daher auch die Ritter und Baronets nicht darunter begriffen ſind, ſo wenig wie die jüngern Söhne der vornehmſten Pairs, die wie Perſonen vom niedrigſten Stande ſchlechtweg Maſter oder Herr heißen, ſo wie die Töchter Miſs oder Jungfer genennt werden. Die Baronets ſowohl als die Ritter erhalten die Benennung Sir zu ihren Namen, und ihre Gemahlinnen heißen Lady. Die erſtern ſind die niedrigſte Stufe erblicher Titel, denn die Rittertitel ſind es nicht, weil ſie nur blos der Perſon ſelbſt für gewiſſe Verdienſte oder Dienſte ertheilt werden. Ein Engländ-

der, mit dem ich eine Luſtreiſe nach Richmond that, ging eines Morgens früh ſpazieren. Er befand ſich auf einem Fußſteig, als er dem Könige begegnete, der ganz allein auf dieſem Abwege ritt, und ſich einer verſperrten Gartenhecke näherte. Der Monarch hätte ſelbſt abſteigen müſſen, ſie ſich zu öffnen, wenn nicht die Höflichkeit meines Freundes ihm zuvor gekommen wäre. Er war zu dieſer Handlung in einem freyen Lande nicht verpflichtet, und that ſie mit Ehrerbietung; weſür ihn denn der König zur Dankbarkeit auf der Stelle als Ritter begrüßte. Der Titel Eſquire kommt eigentlich nur dem zu, der 500 Pf. St. Einkünfte hat; da aber dieſes unmöglich zu unterſuchen iſt, und überdem keine Vorrechte damit verbunden ſind, ſo nennt ſich ein jeder Eſquire, der ſich vom Pöbel auszeichnen will, und keinen andern Titel hat. Die Benennung Gentleman aber hat bey den Engländern eine ſehr ausgedehnte Bedeutung, daher ſie von Ausländern ſo oft mißverſtanden wird. Eigentlich verſteht man darunter einen Mann von Erziehung, der entweder von ſeinen Einkünften lebt, oder eine anſehnliche Bedienung, oder auch eine ehrenvolle Beſchäftigung hat, und folglich Parlamentsglied werden kann. Kein Kaufmann, der im Kleinen handelt,

der auch nicht merchant, ſondern tradesman heißt, kann ſo wenig, wie der mechaniſche Künſtler, mit Recht auf dieſen Titel Anſpruch machen. Country Gentleman aber werden alle diejenigen genannt, die auf dem Lande von den Einkünften ihrer liegenden Gründe leben.

Die Oſtindiſche Compagnie in England kann in der That als ein politiſches Phänomen betrachtet werden, da ſie eine Societät iſt, welche Königreiche beſitzt, deren Einwohner man auf ſechszehn Millionen Menſchen berechnet hat; eine Volksmenge, wovon die großen brittiſchen Inſeln in Europa nicht viel über die Hälfte aufzuweiſen haben. Dieſe berühmte Geſellſchaft hat in einem ihrer lezten Kriege eine Armee von 80,000 Mann in Indien unterhalten. Die Anzahl ihrer Civilbedienten erſtreckt ſich jedoch nur auf dreyhundert, die aber alle außerordentliche Einkünfte haben. Man hat bey der lezten parlamentariſchen Unterſuchung gefunden, daß einige derſelben, ohne unerlaubte Mittel, die enorme Summe von 20,000 Pf. St. auch noch mehr jährlich einnehmen. Die Einkünfte der Geſellſchaft belaufen ſich an ſechs Millionen Pf. St. Um einen ſinnlichen Maaßſtab dieſer Summe zu haben, will ich bemerken, daß die vereinig-

ten Einkünfte der Könige von Dänemark, von Schweden, von Neapolis, von Sardinien und von Pohlen nicht gröſſer ſind. Von dieſen ſechs Millionen muß ein Drittel auf den Unterhalt der Truppen in Friedenszeit gewandt werden; im Kriege hingegen, nehmen dieſe mehr als die Hälfte der ſämtlichen Revenuen weg, da man in Aſien noch nicht die europäiſche Kunſt erfunden hat, die Soldaten dahin zu vermögen, ihr gefährliches Handwerk bey Waſſer und Brod zu treiben. Nicht allein die europäiſchen, ſondern auch die indiſchen Truppen in dieſem Welttheile werden reichlich beſoldet. Die Schulden der Compagnie belaufen ſich jetzt (1785) nicht höher als ſieben Millionen Pf. St., eine Schuldmaſſe, die in Verhältniß der Einkünfte nur gering genannt werden kann, und bey einer beſſern Staatsökonomie ſehr geſchwind getilgt werden könnte. Nur dieſe üble Oekonomie, die in einer ſo ungeheuern Entfernung von Europa aus unmöglich anzuordnen iſt, und die Habſucht faſt aller Civil- und Militärperſonen, die ihren Fuß in Indien ſetzen, haben die Compagnie ihrem Bankerot nahe gebracht. Wahrſcheinlich werden viele dieſer Uebel durch die Pittiſche Bill abgeſtellt werden. Die Compagnie hatte 1776 eine Flotte von

neunundachtzig groſſen Schiffen, jedes von zwanzig Kanonen, die alle zu den Reiſen nach Indien dienten, ohne die Menge der kleinen zu rechnen, womit der aſiatiſche Küſtenhandel getrieben wird. Dieſe Anzahl von neunundachtzig wurde aber auf dreyundſiebenzig heruntergeſezt, weil die engliſche Admiralität im obigen Jahre durchaus auf eine Verminderung beſtand. Das Verlangen wurde durch den Holzmangel gerechtfertiget, da das zum Schiffbau taugliche Holz in England ſehr abnimmt, und dieſem, nach der Engländer Behauptung, keines aus andern europäiſchen Ländern gleich kommt.

Der gegenwärtige Zuſtand der Wiſſenſchaften und Kunſte in England iſt dasjenige, womit die Deutſchen am meiſten bekannt ſind; ich würde daher ſehr wenig Neues über dieſe ſo intereſſanten Gegenſtände ſagen können. Nur einige Bemerkungen will ich hier machen. Die Engländer haben bey ihren gelehrten Societäten die Unabhängigkeit zum Grunde gelegt, die ſie bey allen ihren Entwürfen nie aus den Augen verlieren, daher ſie von keinen Penſionen etwas wiſſen wollen, die der Freiheit zu ſchreiben und zu handeln zuweilen Schranken ſetzen würden. Dieſer Grundſatz verurſacht, daß Perſonen aller Stände Mitglieder gelehrter Ge-

ſellſchaften werden. Die königliche Societät zählt faſt alle Pairs des Königreichs unter die ihrigen; ſo wie auch die Societät der Antiquaren, der wir die Bekanntmachung der prächtigen Ruinen von Palmyra, Balbeck, Athen, und andre mehr zu verdanken haben. Wenn dieſe Männer nun gleich nicht durch ihre Schriften zum Flor der Wiſſenſchaften beytragen, ſo geſchieht es doch durch ihre anderweitigen Bemühungen und ihre Reichthümer. In andern Ländern machen die Gelehrten einen Stand für ſich aus; ſie leben zerſtreut, und werden von andern Ständen entweder angefeindet, oder doch wenig geſchätzt: in England aber gehören zu der gelehrten Klaſſe Perſonen von jedem Range und jeder Lebensart; Miniſter, Magiſtratsperſonen, Advokaten, Aerzte, Prediger, Künſtler, Kaufleute und Soldaten; Männer, die bey ihren gelehrten Zuſammenkünften ganz ihre eigenthümlichen Civilbeſchäftigungen vergeſſen. Dieſe Societäten und Akademien haben jezt alle eine Anzahl Zimmer in dem von dem Parlament neu erbauten Sommerſet Palaſt, der zu den prächtigſten Werken der Baukunſt gehört.

Es iſt nicht zu läugnen, daß ausgezeichnete Verdienſte hier mehr als in jedem andern Lande Ehren-

ſtellen und Würden bewirken. Die Beyſpiele davon ſind unzählig. Prior, Addiſon und andre gelangten blos durch ihre Schriften zu hohen Miniſterialpoſten. Der große Locke erhielt das ehrenvolle und ſo einträgliche Amt eines Generalmünzdirekters, und ſein Nachfolger in demſelben war der unſterbliche Newton. Die großen Männer: Bacon, Clarendon, Chatham, und viele andre, hatten blos ihre Verdienſte und Liebe zu den Wiſſenſchaften zur Staffel ihres Glücks.

Die Belohnungen verſchiedener Art ſind hier die gewiſſen Folgen der Nationaldienſte, ſo daß der berühmte Profeſſor Forſter, der Vater, vielleicht das einzige Beyſpiel von unbelohnten Bemühungen darſtellt, die zur Ehre der Nation geſchahen. Er litt durch den Privathaß eines unwürdigen Miniſters, deſſen Neigung zu ihm ſich in die entſchiedenſte Abneigung verwandelt hatte, und der daher alles zu ſeinem Vortheile vereitelte. Das Schickſal dieſes ſo verdienten Gelehrten war überhaupt einzig; denn ſelbſt Geſchenke von unbekannten Südſeevögeln, die er der Königin machte, wozu ihn keine Pflicht verband, wurden zum Erſtaunen eines jeden zwar angenommen, aber nicht erwiedert; Seltenheiten, mit großer Mühe Jahre lang auf-

behalten, die man ihm reichlich in England bezahlen wollte. Dieſes Opfer, in ſehr mißlichen Glücksumſtänden freiwillig dargebracht, wurde ſogar zu der Zeit vergeſſen, da mehr als Eine Pflicht die Erinnerung daran erneuern mußte.

Der junge Forſter wurde in das Schickſal ſeines Vaters mit verwickelt. England verlor dieſen vortreflichen Mann, und nun hat ihn auch Deutſchland verloren. Nie hat ein Ausländer ſo englisch geſchrieben wie er. Seine ſchöne Reiſebeſchreibung wird von vielen Engländern für ein klaſſiſches Werk gehalten. Der bekannte Baretti, ein gelehrter Italiener, der ſeit mehr als zwanzig Jahren in London lebt, hat auch den Verſuch gemacht, ein Buch in engliſcher Sprache zu ſchreiben, der aber ſo ſehr verunglückt iſt, daß man ſich wundern muß, wie der Verfaſſer durch ſeinen barbariſchen Styl ſich ſo habe an den litterariſchen Pranger ſtellen können. Dieſer Baretti verleugnet den Charakter ſeiner Nation nicht. Unwiſſend in allem, was dasjenige Volk betrifft, worunter er ſo viele Jahre lebt, und bey einer nicht unbedeutenden Gelehrſamkeit höchſt abergläubiſch; auch hat er die italieniſche Sitte der Meſſerſtiche nicht hintangeſezt, ſondern zwey Engländer auf der Straße zugleich in Einem

Augenblick mit einem Meſſer ermordet, von denen er vorgab, daß ſie ihn angegriffen hätten. Ein Criminalprozeß erfolgte darauf, worin er freygeſprochen wurde, da die Todten ſich nicht vertheidigen konnten und keine Zeugen dabey geweſen waren.

Das britiſche Muſeum iſt mehr ein Denkmal der Wiſſenſchaften und Kunſte, als daß es deren größern Flor bewirken ſollte. Die Sammlungen von Naturalien, Manuſcripten, Kunſtwerken, Medaillen u. ſ. w. ſind außerordentlich, und werden beſtändig auf eine der Nation würdige Art vermehrt. Man kauft ganze Kabinetter, und incorporirt ſolche dieſer ungeheuern Collection, wie noch vor einigen Jahren mit dem vortreflichen Kabinet des berühmten Ritters Hamilton geſchehen iſt, das zu dieſem Endzwecke vom Parlament für 8000 Pf. St. gekauft wurde. Hier wird auch eine Abſchrift der Magna Carta aufbewahrt. Die Anzahl der gedruckten Bücher ſteht jedoch nicht mit den übrigen Theilen des Muſeums in Verhältniß; dieſem Mangel aber könnte man am leichteſten abhelfen. Das Gebäude, worin alles dieſes aufbehalten wird, iſt vollkommen der Gegenſtände und der Abſicht würdig. Es iſt der geräumigſte und zierlichſte Palaſt in London, den ein Monarch

bewohnen könnte. Der Herzog Johann von Montague, ein Günſtling Karls II., ließ ihn bauen, und verwandte dazu den größten Theil ſeines ungeheuern Vermögens. Die berühmteſten Maler, die ſich an dieſem wollüſtigen Hofe befanden, la Foſſe, Rouſſeau, Monoyer und andre, zeigten darin ihre ganze Kunſt, die man noch jezt in ſo vielen Gemächern bewundert. Die Einrichtung und Ordnung in dieſem Inſtitut iſt jedoch dabey nicht das Empfehlungswürdigſte.

Ein Privatkabinet iſt indeſſen in London, das unſtreitig die größte Münz- und Medaillenſammlung in der Welt iſt. Der kürzlich verſtorbene Doctor Hunter, ein berühmter Arzt, der ſich große Reichthümer erworben hatte, war der Sammler deſſelben. Er wandte dazu ein halbes Jahrhundert und den größten Theil ſeines fürſtlichen Vermögens an. Es war bereits vor zehn Jahren königlich, als er durch Bemühungen und Gold es außerordentlich vergrößerte. Ein Engländer, Namens Dnane, beſaß ein ähnliches Kabinet, das auch eines Monarchen würdig war. Es befanden ſich in demſelben beſonders eine Menge Münzen der Parther und andrer in der alten Geſchichte berühmten Völker, die man nirgends findet. Hunter kaufte es, und

fügte es zu dem ſeinigen. Der ungeheure Naturalienſchaz des Ritters Aſhton Lever hat auch das Gepräge von engliſcher Größe. Hier ſieht man die größte Sammlung von Vögeln, die je die Begierde nach Seltenheiten zuſammen gebracht hat.

Die Gartenkunſt iſt die einzige aller Künſte, worin die Engländer ganz ihren eignen Weg gegangen ſind. Die in ganz Europa angenommene ſymmetriſche Regelmäßigkeit bey Anlegung der Gärten, wurde von ihnen verachtet, die Natur auf ihren Schritten verfolgt, und ihr ganz die Kunſt untergeordnet. Dieſe Methode war lange Zeit ein Gegenſtand des Spottes, allein jezt fängt man an, ſie in allen Ländern nachzuahmen. So unſichtbar auch die Kunſt in den engliſchen Gärten iſt, ſo gehören doch große Bemühungen dazu, ſie zu unterhalten, beſonders in Anſehung der ſchönen Raſen, die beſtändig geſchnitten und gerollt werden; Arbeiten, wofür der Gärtner reichlich belohnt wird. Es iſt merkwürdig, daß im ganzen Königreich auch nicht ein einziger Garten im franzöſiſchen Geſchmack zu finden iſt. Die ſchönſten Gärten in dieſer Inſel ſind, der dem Marquis von Bukingham gehörige zu Stove, der Garten des Herzogs von Devonſhire zu Chatswerth, und

der königliche zu Kew. Ueberdem iſt das ganze Land voller Parke, die ſo herrliche und romantiſche Naturgemälde darſtellen, daß es nur an arkadiſchen Schäfern fehlt, um ſich ganz in Arkadien zu dünken. Die vorzüglichſten derſelben ſind bey Windſor, Richmond und Greenwich.

Dieſes iſt alſo eine Skizze der berühmten Inſel, von welcher Boſſuet ſagt, daß in ihrem Lande und in ihren Häfen mehr Bewegung ſey, als im Ocean, der ſie umringt; ein vor hundert Jahren gefälltes Urtheil, das noch jezt völlig gültig iſt. Es ereignen ſich hier Begebenheiten, wovon ich manche nur obenhin berührt habe, die des Philoſophen höchſte Aufmerkſamkeit verdienen; Handlungen, wodurch die neue Geſchichte dieſes Landes zu der Würde der alten Geſchichte erhoben wird. Die Freiheit, dieſes nicht genug zu preiſende Kleinod, war und iſt noch die Urquelle ſo vieler öffentlichen und verborgenen Thaten, die unſre Bewunderung erregen. Schon lange zuvor, ehe die Nation ihre Magna Carta errung, hatte ſchon der große Alfred in ſeinem Teſtament die denkwürdigen Worte geſagt, daß die Engländer ſo

frey wie ihre eignen Gedanken ſeyn ſollten. Der Deſpotiſmus und alles, was ihm ähnlich ſieht, iſt nie von einem Volke mehr verabſcheut worden, als von dieſen Inſulanern. Dieſer Abſcheu rechtfertigt den Ausruf der berühmten engliſchen Geſchichtſchreiberin Maccauley: „noch „nie," ſagte ſie, „hat der Anblick eines Deſpoten „die Reinigkeit meiner Blicke befleckt." Die Engländer haben einen längern Period von bürgerlicher und politiſcher Glückſeligkeit genoſſen, als je ein Volk ſich rühmen konnte. Man findet in der ganzen Geſchichte des menſchlichen Geſchlechts kein Beyſpiel als Großbritannien, wo ſoviel Millionen Menſchen in einem ſo langen Zeitraum, auf eine ſo freye, ſo vernünftige, und der Würde der menſchlichen Natur ſo gemäßen Art zuſammen gehalten worden ſind, und wo bey der höchſten Kultur, bey aufgehäuften Reichthümern, bey Ueppigkeit und Wohlleben, nebſt allen ihren nachtheiligen Folgen, die Geſetze doch mehr als die Menſchen herrſchen.

Ende

des zweiten Theils des erſten Bandes.

Berichtigungen.

Seite 288. Zeile 25. ſtatt dem lies den.
— 296. Zeile 9. ſtatt tauſend lies hundert.
— 444. Zeile 8. ſtatt Sohn lies Bruder.
— 457. Zeile 11. ſtatt Wakins lies Watkins.

Italien.

Erklärung der gegen über ſtehenden Titelvignette.

Britannien, durch den Neptuniſchen Dreyzack, als Gebieterin des Meeres, und der Stange mit dem Freiheitshut charakteriſirt, zeigt dem nun einige Jahre ältern Reiſenden die Gegenden von Italien, welche der Veſuv kenntlich macht, um dort ſeine Kunſtkenntniſſe zu erweitern. Der Reiſende hat ſich in England mit dem Schilde der Philoſophie und der Fackel der Vernunft bewaffnet, um ſo den Blendwerken und Verführungen zu entgehen, die ſeiner warten dürften. Er ſteigt in einen Kahn, womit er an das ſchon ſegelfertige Schiff zu ſteuern gedenkt.

England und Italien

von

J. W. von Archenholtz,
vormals Hauptmann in K. Preuß. Dienſten.

Zweiter Band.

Leipzig
im Verlage der Dykiſchen Buchhandlung
1785.

G.H. BIBL. Z. WEIMAR.

Inhalt.

Erſter Abſchnitt.

Allgemeine Bemerkung über Italien. Unglücklicher Zuſtand deſſen Bewohner. Staatskunſt. Mangel an Patriotiſmus. Unwiſſenheit. Nationalhaß. Furchtſamkeit. Mangel an Gaſtfreiheit und Geſelligkeit. Zuſtand der Wiſſenſchaften. Buchhandel. Dichtkunſt. Beredſamkeit. S. 1

Zweiter Abſchnitt.

Deſpotiſche Regierung. Charakteriſtik des Carnevals. Venetianiſche Meſſe. Unbedeutendes Arſenal. Märine. Landtruppen. Adel. Erlittene Demüthigung des Senats durch den Graf Orlow. Gondoliers. Freudenmädchen. Mönche. Marcuskirche. 13

Dritter Abſchnitt.

Marcusplaz. Politiſche Geſpräche. Kleidung. Frauenzimmer. Palaſt von St. Marcus. Inſel Rialto Lagunen. Giocondo. Brücken. Sitten und Denkungsart der Venetianer. Padua. Ehrloſer Schuldſtein. Vincenza. Olympiſches Theater. Verona. Schauſpiel im Amphitheater dieſer Stadt. Staatskunſt des Senats. 40

Vierter Abſchnitt.

Mailand. Sitten der Mailänder. Neues Theater. Domkirche. Der heilige Carl Borromeo. Sardiniſcher Hof. Flor von Piemont. Militärverfaſſung dieſes Staats. Parma. Piacenza. Ferrara. Bologna. Ancona. Loretto. 62

Fünfter Abſchnitt.

Florenz. Adel. Schauſpiele. Sprache. Litteratur. Nationaleinbildung. Künſte. Gallerie. Palaſt

Inhalt.

Pitti. Oeffentliche Gebäude. Piſa. Domkirche. Hangender Thurm. Heiliger Gottesacker. Brücke. Bäder. Univerſität. Sienna. Livorno. Projekt zur Erbauung des Tempels zu Jeruſalem. Ruſſen in Livorno und deren Betragen. Ungedruckte Anekdote, eine außerordentliche Begebenheit betreffend. Quarantaine. Kaffeehäuſer. Beſondere Gaſtfreiheit. S. 68

Sechster Abſchnitt.

Genua. Regierung. Charakter. Handel. Capitalien. Oekonomie. Wiſſenſchaften und Künſte. Werke der Baukunſt. Frauenzimmer. Sprache. Andachtsübungen. Brüderſchaften. Feyerlichkeit mit der Aſche des heiligen Johannes. Befreyung von Genua durch den Pöbel 1745. Landtruppen und Marine. Sich ſelbſt verkaufende Galeerenſclaven. Geſchäfte des Adels. Clifford. Bank von Genua. Aſſembleen. Cicisbeat. Lucca. 125

Siebenter Abſchnitt.

Rom. Charakter der neuern Römer. Stolz. Prieſterreligion. Toleranz. Geſelligkeit. Hang zur Politik. Kardinal Bernis und Herzog von Grimaldi. Zankfiſch. Meſſerſtiche. Proteſtanten. Papiergeld. Frauenzimmerſitten. Ungeheures Pilgerhoſpital. Collegium der Propaganda. Sanſkritta Sprache. Deutſches Seminarium in Rom. 158

Achter Abſchnitt.

Zweifelhaftes Alter von Rom. Kloaken. Baukunſt der alten Römer. Marsfeld. Der Trajaniſche Plaz. Pantheon. Coliſeum Triumphbogen des Titus. Triumphbogen des Conſtantins. Goldenes Haus des Nero. Altrömiſcher Marktplaz. Friedenstempel. Triumphbogen des Severus.

Inhalt.

Capitol. Bäder des Caracalla und des Diocletian. Obelisken. Grabmäler. Mausoleum des August, des Adrian und der Cecilia Metella. Septizonium des Septimius Severus. Pyramide des Cestus. Sehr sonderbare Antike im Jahr 1500 ausgegraben. S. 183

Neunter Abschnitt.

Das neuere Rom. Das Thor del popolo. Straße il Corso. Menge der merkwürdigen Gegenstände. in dieser Stadt. Peterskirche und Plaz. Grabmäler über und unter der Erde. Laterankirche. Geschenke Constantin des Großen. Pabst Ganganelli's kontrastirendes Loos in dieser Kirche. Lateranpaläst. Taufgebäude Constantins. Die heilige Treppe. Die Kirche Maria Magiore. Die Paulskirche. Die Kirche St. Andrea di Ponte Mole. Die Kirche der heiligen Agnes. Vatikanischer Palast und Bibliothek. Sixtinische Kapelle. Clementinisches Museum. Palast Monte Cavallo. Der Farnesische Palast. Villa Medicis. Palast Borghese. Villa Albani. Kardinal Albani. Villa Pamphili. Palast Barberini, Colonna, Justiniani und Spada. Engelsbrücke. Fontainen. 214

Zehnter Abschnitt.

Künstler in Rom. Model der trajanischen Säule. Deutsche Künstler. Akademie der Künste auf dem Capitol. Battoni. Kardinal Bernis. St. Peters Sakristey. Akademie der Arkadier. Akademie der Quirinisten. Krönung auf dem Capitol der Stegreifreimerin Corilla. Schauplaz der Improvisatoren in Rom. Transtevere, ein sich sehr auszeichnendes Quartier der Stadt. Juden. Ableitung der Tiber. Böse Luft in und bey Rom. Pontinische Sümpfe. Päbstliche Einkünfte. Land- und Seemacht. Jesuiten, deren ehema-

Inhalt.

lige Verfassung und politische Grundsätze. Ganganelli's Vergiftung. Prächtige Kirche des heil. Ignatius. Denkmaal des heiligen Stanislaus Cozka. S. 262

Eilfter Abschnitt.

Andacht. Feyerlichkeiten. Frohnleichnamstag. Große päbstliche Benediction. Charwoche. Harte Beleidigung eines Gesandten. Schweizergarde. Kirchspielfeste. St. Petersfest. Erleuchtung der Peterskuppel. Päbstliche Lebensart. Frescati. Circus des Caracalla. Catacomben. Appische Landstraße. Weinberge. Ländliche Ergötzlichkeiten. Wirkung der wohlriechenden Wasser beym Frauenzimmer. Stundenrechnung der Italiener. Schauspiele. Venetianischer Ball, beyspiellos in den Jahrbüchern der neuern Galanterie. Musikalische Talente der Römer. Schnellgalgen. Carneval und dessen Leichenbegängniß 297

Zwölfter Abschnitt.

Neapel. Lage. Charakter der Neapolitaner. Blut des heil. Januarius und andrer Heiligen. Castraten. Lazaroni. Banditen. Charakteristik dieser Menschenklasse. Ehrenhandlung eines Banditen-Anführers. Vapos oder Mordbeschützer. Seltenheit des Diebstahls. Prozeßsucht. Pederastie. Hausdienst. Aqua Tofana. Gebräuche. Bauart. Wohlthätigkeit. Königliche Vorrechte. Carneval. Schauspiele. Türkischer Hofstaat in Neapel, eine ganz außerordentliche Maskerade. Adel. Bibliotheken. Herculanum. Pompeja. Portici. Landtruppen und Marine. 336

Erſter Abſchnitt.

Inhalt.

Allgemeine Bemerkungen übe. Italien. Unglücklicher Zuſtand deſſen Bewohner. Staatskunſt. Mangel an Patriotiſmus. Unwiſſenheit. Nationalhaß. Furchtſamkeit. Mangel an Gaſtfreyheit und Geſelligkeit. Zuſtand der Wiſſenſchaften. Buchhandel. Lichtkunſt. Beredſamkeit.

Kein Land unſers Erdbodens giebt uns einen ſo auffallenden Beweis, wie ſehr die Verſchiedenheit der Regierungsformen den Charakter der Völker beſtimmt, als Italien. Klima, Religion, Sprache ſind hier einerley, und zwar in einem Lande von mäßiger Größe; allein wie groß iſt nicht der Unterſchied zwiſchen einem Venetianer und einem Römer, zwiſchen einem Genueſer und Mailänder, zwiſchen einem Florentiner und Neapolitaner! Dieſe Verſchiedenheit kann dem beobachtenden Reiſenden nicht entgehen; allein nur durch einen langen Aufenthalt in dieſem Lande kann er das Charakteriſtiſche der Bewohner eines jeden Staats

kennen lernen, das größtentheils aus der Art der Regierung und den Gesetzen entspringt. So gewiß ist es, daß die Menschen alle Eindrücke mit oder wider ihren Willen annehmen, die ihre Regenten ihnen geben wollen; eine Wahrheit, die von den mehresten Gesezgebern nicht erwogen worden, die ihre Allmacht verkannt haben.

Obgleich Italien viel große Staatsmänner hervorgebracht hat, die über die Regierungskunst tief nachgedacht haben, so sind dadurch die Bewohner dieses Landes doch nicht gebessert worden, vielmehr kann man behaupten, daß sie trotz ihren prächtigen Palästen, Kirchen, Bildergallerien, und andern Werken der Kunst, zu den unglücklichsten Unterthanen unsers Welttheils gehören, da hier die in allem so sehr unterschiedenen Regierungen doch in diesem einzigen Punkt von jeher übereinkamen, das Volk in Dürftigkeit und Unwissenheit zu erhalten, und wo bis jezt nichts seltener gewesen ist, als weise Gesetze.

Außer den schönen Künsten gehört keine Wissenschaft so ursprünglich in Italien zu Hause, wie die Staatskunst. Die Menge der Staaten dieses Landes so verschiedener Größe, die nicht so wie in Deutschland durch ein allgemeines Band in einem

Staatskörper verbunden waren, machte es nothwendig, daß ſich ihre Fürſten zu ihrer Erhaltung auf Ränke und Verſtellungskünſte legten, die erſt, nachdem ſie ſich allgemein verbreiteten, da man ſie in eine Art von Syſtem brachte, und große Staatsmänner ſie ſtudirten und ausübten, mit dem Namen Politik beehrt wurden. Nunmehr war es Staatskunſt. Die Spanier und Franzoſen lernten ſolche in ihren Kriegen in Italien, und bedienten ſich derſelben ſehr geſchickt gegen andere Völker, deren Oberhäupter noch nicht in dieſen politiſchen Myſterien eingeweiht waren. In dem Gefolge dieſer Staatskunſt aber kamen auch die ſchönen Künſte über die Alpen, die unſere Sitten verfeinerten, unſere Freuden vermehrten, und ganz Europa, deſſen Hauptſtädte ſelbſt nicht viel beſſer als große gefirnte Holzklumpen waren, die im Koth ſteckten, in wenigen Generationen mit zierlichen ſteinernen Häuſern, prächtigen Kirchen und Paläſten anfüllten. Alles bekam durch dieſe Künſte eine andere Geſtalt, deren wohlthätigen Einfluß wir jetzo ſo ſtark empfinden.

So ſehr die alten Italiener ſich durch Ehrgeiz und Patriotiſmus auszeichneten, ſo ſind doch dieſe Charakterzüge ganz bey den neuern Bewoh-

nern Italiens erloſchen; man müßte denn gewiſſe lächerliche Vorurtheile, die ſie von ihrem Vaterlande haben, für jene erhabne Tugend gelten laſſen. Die unterdrückende Sklaverey, in der faſt alle Provinzen dieſes Landes ſich befinden, erſticket natürlich die Keime des Ehrgeizes, der ſelbſt bey den größten italieniſchen Künſtlern ſelten, und durchaus der Geldbegierde untergeordnet iſt. Trägheit und Armuth ſind die Urſachen der überaus groſſen Unwiſſenheit, die hier das Attribut aller Stände ohne Ausnahme iſt. Ihre Schulen, Univerſitäten und Akademien ſind eine wahre Satyre auf Gelehrſamkeit, Wiſſenſchaften und Künſte. Sie vegetiren immer fort, und ſinken eben ſo ſehr zurück, als andere Nationen ſich vorwärts arbeiten. Dieſer ſinkende Zuſtand iſt ſelbſt ihren beſten Köpfen unbekannt, da ſie keine Kenntniß der neuern Sprachen haben, und nicht reiſen. In der That reiſt von allen großen Nationen Europens keine ſo wenig als die italieniſche. Keine Edelleute, keine Gelehrte, keine Künſtler, ja nicht einmal Kaufleute reiſen, ſo ſehr dieſe auch hiedurch ihre Handlungskenntniſſe und Verbindungen erweitern könnten. Ihre Maler und Caſtraten machen nur Paſſagereiſen, um zu ihrem Beſtimmungsorte zu gelangen, den ſie nach

einem vieljährigen Aufenthalt gewöhnlich eben so unwiſſend wieder verlaſſen, als ob ſie beſtändig jenſeit der Alpen geblieben wären. Die einzigen Reiſenden dieſes Volks ſind die Tabulettkrämer und Hechelträger, die nach der neueſten Art ihre Reiſen zu Fuße machen.

Die Italiener lieben ihr Land, ohne Patrioten zu ſeyn. Die Verſchiedenheit der Regierungsformen, der Geſetze und der Staatsvortheile ſo vieler und ſo ungleicher Provinzen, iſt dem Patriotismus ſehr entgegen, und verhindert gewiſſermaßen die Exiſtenz deſſelben. Wenn man bedenkt, wie ſelten der Patriotismus in Deutſchland iſt, und daß nur dieſes einzige Land in Europa mit Italien in Anſehung der zerſtückelten Staaten ſich in einerley Verfaſſung befindet, ſo iſt man geneigt, den Mangel dieſer fehlenden Tugend bey beiden Völkern aus Einer Quelle herzuleiten. Obgleich die Italiener keine Kriege unter einander führen, ſo herrſcht doch durchgehends unter den benachbarten Staaten Abneigung gegen einander, ja oft Haß und Verachtung, in einem ſehr hohen Grade. Die vielen Glieder dieſes ſo unvollkommenen Staatskörpers betrachten ſich als ſo viel abgeſonderte Nationen, daher in dieſer Lage keine Hofnung zu einer aufrichtigen Verei-

nigung iſt. Die Genueſer und Florentiner, Neapolitaner und Römer hegen einen ſo außerordentlichen Haß gegen einander, der nie zwiſchen den Engländern und Franzoſen größer geweſen iſt. Dieſes iſt nicht blos der Fall beym Pöbel, ſondern Perſonen von Stande und Erziehung äußern dieſen Haß ungeſcheut, und oft auf eine ſehr unanſtändige Weiſe.

Die Furchtſamkeit gehört zu dem Charakter der neuern Italiener; daher ihre hinterliſtigen Nachſtellungen, ihre Dolchſtiche, und ihre Abneigung gegen Kriegsdienſte. Kein Land in Europa iſt beſſer gegen Feinde geſichert, und doch iſt keins öfter und beſtändig mit gutem Erfolg angefallen worden. Nichts iſt auch noch bis auf den heutigen Tag unbedeutender, als die Kriegsmacht aller italieniſchen Staaten, wobey ich allein die Truppen in den kaiſerlichen Provinzen ausnehme. Ich werde hievon an ſeinem Orte weiter reden, und ein altes in Deutſchland herrſchendes Vorurtheil wegen der ſardiniſchen Truppen zu widerlegen ſuchen.

Nirgends iſt die Gaſtfreiheit weniger üblich wie in Italien. Die geringe Geſelligkeit der Nation, ihr großer Hang zur Sparſamkeit, oder vielmehr zum Geize bey einem jeden Aufwande, der

nicht allgemein in die Augen fällt, macht, daß ſie dieſe Tugend, ſo wie viele andre, nicht ausuben. Sind ſie Ehrenhalber verpflichtet, einem Fremden Höflichkeiten zu erweiſen, oder haben ſie in Betracht ſeiner politiſche Abſichten, ſo glauben ſie durch die Einladung auf eine Taſſe Chokolade ihm den überzeugendſten Beweis ihrer Achtung zu geben. Von Thee- und Kaffeegeſellſchaften, der großen und angenehmen Reſource in ſo vielen andern Landern, wiſſen ſie ganz und gar nichts; denn ſelbſt die am beſten eingerichteten Familien laſſen ihren Kaffee Taſſenweiſe aus den Kaffeehäuſern holen, und zwar als ein Bedürfniß, das man den Augenblick ſtillet, wobey alſo keine Converſation ſtatt finden kann. Ja ſollte man es wohl glauben, daß in ganz Italien auch nicht ein einziger Garten iſt, wo Menſchen zuſammenkommen, ſich zu unterhalten, und auf eine unſchuldige Weiſe zu beluſtigen. Keine Societäten, keine Clubs, keine Geſellſchaftsbälle und Pickeniks, kurz nichts von allen den geſelligen Vergnügungen iſt in dieſem ganzen Lande bekannt, die in Deutſchland, England, und ſo vielen andern Ländern eine unverſiegende Quelle unzähliger Annehmlichkeiten ſind. Den Menſchen bedaure ich, den Künſte und Klima, ſo viel Reize ſie auch mit

Recht haben, für ſolche Mängel ſchadlos halten können.

Es iſt unſtreitig, daß die Italiener in den Künſten unſere Lehrmeiſter geweſen ſind; allein in Anſehung der Wiſſenſchaften kann man dieſes nur mit vieler Einſchränkung behaupten; da es bekannt iſt, daß ſie in manchen Zweigen der Litteratur nie einigen Fortſchritt gemacht haben. Selbſt zur Zeit ihres höchſten Flors war der Abſtand zwiſchen ihrer damaligen Litteratur und der neuern engliſchen, franzöſiſchen und deutſchen außerordentlich. Wer wird wohl einen Guicciardini und Machiavell als Geſchichtſchreiber mit einem Robertſon, Hume, Gibbons und Raynal vergleichen? Nie ward von ihren Schriftſtellern ein Verſuch gemacht, die Philoſophie populär vorzutragen; ein Gegenſtand, worüber wir ſo viele vortrefliche Werke haben.

So unvollkommen indeſſen auch der Zuſtand ihrer wiſſenſchaftlichen Kenntniſſe ſelbſt in ihrer glänzendſten Epoche war, ſo dauerte doch auch dieſer nicht lange, ohne noch unvollkommener zu werden. In der Mitte des vorigen Jahrhunderts fing mit den Künſten auch die Litteratur an in Verfall zu gerathen. Man vernachläſſigte ganz das Studium der klaſſiſchen Werke, und bekümmerte ſich

gar nicht um benachbarte Völker; auf dieſe Art breitete ſich nach und nach die Unwiſſenheit aus, die dieſes ſchöne Land im achtzehnten Jahrhundert in die Barbarey des mittlern Zeitalters zurückgeſezt hat. Die Mathematik und einige Theile der Naturkunde ſind die einzigen Wiſſenſchaften, die noch jezt mit einigem Erfolge cultivirt werden. Proſaiſche Werke, wo Unterricht und Vergnügen verbunden werden; ferner ſolche, die die Philoſophie des Lebens lehren; ſinnreiche Unterſuchungen über intereſſante Gegenſtände der Vorwelt, u. ſ. w.; Bücher, woran die drey aufgeklärteſten Nationen in Europa ſo reich ſind, würde man hier vergebens ſuchen; ſie würden auch nicht geleſen werden. Das ganze Schriftſtellerweſen iſt in Italien noch in der Kindheit. Es giebt keinen reichen Buchhändler im ganzen Lande, ſo wie auch eigentlich hier kein wahrer Buchhandel exiſtirt. Doch haben die gröſsten Städte Buchkrämer, deren Gewerbe aber ſich nicht außer den Mauern ihrer Wohnſtädte erſtreckt. Wie wenig ſolche Leute Schriftſteller durch baare Vortheile aufmuntern können, iſt leicht zu errathen. Das Honorar für einen Bogen iſt gewöhnlich nach deutſchem Gelde ein Gulden, und dieſes nicht etwa in Calabrien, ſondern ſelbſt in Florenz, von wel-

cher Stadt man ſich überhaupt in Deutſchland ſeltſame Vorſtellungen macht.

Obgleich die Italiener gern von Politik ſchwatzen, und an allen europäiſchen Staatsbegebenheiten Theil nehmen, ſo iſt doch, wenn ich Machiavels Werk ausnehme, nie ein gutes Buch über dieſen Gegenſtand von ihnen geſchrieben worden. Auch Ueberſetzungen werden wenig gemacht, weil man gar nicht lieſt. Die Reiſen um die Welt, die vor wenig Jahren in ganz Europa ſo gewaltiges Aufſehn erregten, und die man nicht las, ſondern verſchlang, ſind dieſem unwiſſenden Volke noch bis auf den heutigen Tag ganz unbekannt. Dieſes iſt der Fall in den beſten Geſellſchaften, bey Staatsmännern und ſogenannten Gelehrten, denen der ehrwürdige Name Cook nie zu Ohren gekommen iſt.

Die großen Dichter, die Italien in neuern Zeiten hervorgebracht hat, deren Namen ihre ausgearteten Nachkommen beſtändig im Munde führen, können durch ihre vortreflichen Werke kein poetiſches Feuer bey den heutigen Dichterlingen anzünden, deren ganze Kunſt ſich auf Sonette einſchränkt, da ſie den Gedanken eines großen Gedichts kaum faſſen können.

Ihre Beredſamkeit iſt eben ſo wenig achtungswerth. Falſche Bilder, unpaſſende Gleichniſſe, ein übelgeordneter Vortrag u. ſ. w. begleitet mit den heftigſten Geſticulationen und Grimaſſen, wie wir in Deutſchland an ihren Singpoſſenſpielen ſehen, ſo iſt ihre Beredſamkeit auf der Kanzel und vor den Tribunälen beſchaffen. Der Redner nimmt allerhand Stellungen an, verzerrt das Geſicht und geberdet ſich überhaupt ſo poßirlich, daß ein davon unbenachrichtigter Fremder einen Unſinnigen vor ſich zu ſehn glaubt. Indeſſen wirkt dieſe Heftigkeit bey den italieniſchen Zuhörern, die dergleichen durchaus verlangen; ſie hält ihre Aufmerkſamkeit geſpannt, die bey dem ſanften herzrührenden Vortrage eines Zollikofers erſchlaffen würde.

So viel von der Nation überhaupt. Ich werde in der Folge das Charakteriſtiſche eines jeden Staats näher beſtimmen.

Zweiter Abschnitt.

Von Venedig.

Despotische Regierung. Charakteristik des Carnevals. Venetianische Messe. Unbedeutendes Arsenal Marine. Landtruppen. Adel. Erlittene Demüthigung des Senats durch den Grafen Orlow. Gondoliere. Freudenmädchen. Mönche. Marcuskirche.

Der Einwohner der Stadt Venedig wähnt in einem Freystaat zu leben, und spricht mit Abscheu vom Despotismus monarchischer Staaten; indessen wird er selbst mit einem eisernen Zepter regiert, den er noch viel mehr fühlen würde, wenn nicht die Regierung Sorge trüge, ihn durch Lustbarkeiten zu zerstreuen, die, obgleich sie dem Staate durch den Zufluß der Reisenden große Vortheile gewähren, dennoch vorzüglich die Beschäftigung des Volks zum Gegenstande haben. Ohne diese so nöthige Zerstreuung würde der Venetianer, ungeachtet seiner aufgeweckten Gemüthsart, ernsthaft wie der Engländer seyn. Er ist zurückhaltend, sobald von einer andern Materie als von diesen Vergnügungen die Rede ist. Die Furcht vor der Staatsinquisition und ihren Spionen hält seine Zunge in

Feſſeln. Dieſes fürchterliche Tribunal, das ohne Unterſuchung verdammt, iſt indeſſen zur Erhaltung der ariſtokratiſchen Macht unentbehrlich, und ſchützt zugleich den Bürger gegen die zu großen Gewaltthätigkeiten der Edlen. Gegen Fremde aber hat die Strenge dieſes Gerichts gegenwärtig ſehr nachgelaſſen. Man begnügt ſich, ihre Indiſcretion mit Landesverweiſung zu beſtrafen. Sie werden des Nachts arretirt, und ohne weiteres Verhör von Sbirren über die Gränze gebracht. Bey dem großen Verfall des venetianiſchen Handels ſind die Beſuche der Fremden der größte Nahrungszweig der Nation; es waren daher mildernde Maximen ſehr nöthig, um ſie nicht von einem Lande entfernt zu halten, welches ſie ſchlechterdings nicht entbehren kann.

Im Jahr 1774 wurden vom Senat alle Hazardſpiele verboten. Der Ruin vieler edlen Familien, die durch dieſe Sucht in die äußerſte Armuth geſtürzt werden, machte dieſes Verbot nothwendig. Da indeſſen in dem darauf folgenden Carneval Venedig wenig beſucht ward, ſo wurde man ſo ſehr dadurch beunruhigt, daß die Widerrufung des Spielgeſetzes im großen Rath in Vorſchlag gebracht wurde; und nur durch eine Mehrheit von zwey Stimmen

ward das Geſetz beſtätigt. Der Kaiſer kam im folgenden Jahr 1775 nach Venedig, um die berühmte Meſſe zu ſehen. Da dies nun eine erſtaunliche Menge von Fremden wieder dahin zog, und man die Luſtbarkeiten vermehrte, überdem auch das Spiel in allen Provinzen Italiens verboten ward; ſo trat dieſes berühmte Carneval wieder in ſeine alten Rechte, von Fremden vorzüglich beſucht zu werden.

So ſehr es indeſſen Menſchen aus allen Ländern hinlockt, und ſo ſehr es auch gerühmt, citirt und beſungen iſt, ſo hat doch noch kein Reiſender es kaltblütig analyſirt, um denjenigen, die es nicht geſehn haben, das Charakteriſtiſche deſſelben begreiflich zu machen. Eine Beſchreibung obenhin, wie man ſie gewöhnlich lieſt, oder eine Lobrede in allgemeinen Ausdrücken, iſt hiezu nicht hinreichend. Mit Gefahr alſo — da es um Wahrheit zu thun iſt — für einen ſchwermüthigen Beobachter gehalten zu werden, will ich hier keine langweilige Erzählung, ſondern das Auszeichnende dieſes berühmten Carnevals anzeigen, und es ſinnlich darzuſtellen ſuchen.

Die Luſtbarkeiten ſind: 1) Schauſpiele, 2) Redouten, 3) die Vergnügungen des Marcusplatzes, wozu denn noch bey Beſuchen großer Fürſten zuweilen eine Regatta oder Wettrennen in Böten kommt.

Die Schauſpiele, die man hier in ſieben Theatern ſieht, beſtehen in ernſthaften und in komiſchen Opern, in Balletten, Komödien, Farcen und Marionettenſpielen. Die drey erſten Gattungen kommen in keine Betrachtung für jemand, der ſolche Schauſpiele an den großen deutſchen Höfen, in London, Paris, ja ſelbſt in Neapel, Rom, Turin und Florenz geſehen hat. Eine Anzahl Sänger, Tänzer und Tonkünſtler treten zuſammen, und borgen von Juden und Chriſten, zu zwanzig, dreyßig und mehr Prozent Zinſen, das von der Regierung zum Depot feſtgeſezte Geld. Dieſes dient zur Entſchädigung für die andern von ihnen gedungenen Schauſpieler, wenn es übel geht. Ein Fall, der ſich nicht ſelten ereignet; denn da man nicht einen einzigen Sänger mehr hat, als nöthig iſt, die Rollen zu beſetzen, ſo kann die geringſte Heiſerkeit der Stimme eines Hauptſängers, oder ein anderer geringer Zufall die Societät ruiniren, und alle ihre Hofnungen vereiteln. Bey Höfen geſchehen in ſolchen Fällen Abänderungen, man weiß ſich zu helfen; allein hier iſt dieſes nicht möglich. Da der Theater ſo viele ſind, ſo bleibt dieſes unglückliche verlaſſen, und wenn auch das Uebel durch die Wiederherſtellung des Sängers, oder auf andre Art gehoben wird,

so ist doch der Kredit eines solchen Schauspielhauses für dieses Carneval gröstentheils verloren. Bey so bewandten Umständen kann man sich leicht vorstellen, wie sparsam alles eingerichtet ist; wodurch es denn fast unmöglich wird, ein einigermaßen kompletes Schauspiel, wie man an oben erwähnten Höfen gewöhnlich sieht, darzustellen. Bisweilen sind die musikalischen Rollen sehr gut besezt, allein die Kleider sind elend, und die Anezierungen des Theaters erbärmlich. Wird ein Maler ein Mitglied der Societät, so wird dieser Theil des Schauspiels hervorstechend, und die Dekorationen sind prächtig; allein die Sänger können nicht singen, und ihre Tänzer nur springen. Wenn man noch hiezu gewisse Unanständigkeiten rechnet, die nirgends als in den hiesigen Theatern in Gebrauch sind, und die unbequeme Zeit des Schauspiels betrachtet, das erst nach zehn Uhr Abends anfängt, so muß man gestehen, daß diese Theatervergnügungen nicht sehr beneidenswürdig sind. Dieses gilt doppelt von den komischen Singspielen, wo nur der Vorsaz die Zeit zu tödten, oder die Unmöglichkeit sich auf eine andere Art zu zerstreuen, jemand hinführen kann.

Die übrigen dieſer Luſtbarkeiten verdienen kaum Erwähnung. Gegen eine ſogenannte Comedia di Carattere werden zehn Farcen gegeben, wo die unſinnigſten Zoten von Signor Pantalone, Arlechino, Tartaglia u. ſ. w. extemporirt werden. Die Schauſpieler dieſer Rollen werden gut bezahlt, dahingegen die andern nur blos das Nothdürftige erhalten; daher kommt es, daß die beſte Truppe in Italien, welches jezt die Sachiſche iſt, nicht mit der ſchlechteſten von den ſtehenden Theatergeſellſchaften in Deutſchland verglichen werden kann. Die heftige Leidenſchaft, nicht allein der Venetianer, ſondern aller Italiener, für dieſe Poſſenſpiele, iſt unglaublich. Bey ernſthaften Stücken iſt das Haus leer; ſobald aber dieſe Lieblingsſpiele aufgetiſcht werden, ſind Logen und Parterr angefüllt; es herrſcht die äußerſte Stille und alles iſt Ohr. Dieſes erſtreckt ſich auch auf die Marionettentheater, die nicht etwa blos für den Pöbel ſind, denn ſelbſt Damen vom erſten Range ſtellen ſich ein.

Die Redouten haben ſeit Abſchaffung der Hazardſpiele nichts vorzügliches. In Neapel, Rom, Wien und London ſind ſie weit glänzender. Die Menge der Fremden kommt hier in keine Betrachtung; ſie vermehren zwar den Zulauf, aber nicht

die Pracht ſolcher Ergötzlichkeiten, die nur von einem reichen und zahlreichen Adel zu erwarten iſt.

Die Vergnügungen des Marcusplatzes beſtehen theils in den allgemeinen Maskeraden, theils in den Uebungen der Taſchenſpieler, Gaukler und Ringer. Man muß geſtehn, daß dieſe Leute in ihren Künſten ſehr geſchickt ſind. Unter andern excelliren ſie vorzüglich in der halsbrechenden Kunſt, eine Pyramide von Menſchen zu machen. Sie ſteigen ſechs auch ſieben Mann hoch auf einander. Die Baſis beſteht aus ſechszehn und mehrern Leuten, und ſo geht es nach einer regelmäßigen Vertheilung der Laſt verhältnißmäßig nach oben zu, wo denn endlich ein auf dem Kopf ſtehender Knabe die Spitze der Pyramide formirt. Dieſe Gauklerübung, die man außer Venedig faſt gar nicht ſieht, war nach dem Claudianſchen den alten Römern bekannt, und zwar machte man es damals genau auf eben dieſe Weiſe.

Die ſonderbare Lage von Venedig zwingt jedermann, der ſich eine Leibesbewegung machen will, ſeine Zuflucht zum Marcusplatze zu nehmen; er müßte denn Luſt haben, ſich in den äußerſt engen und ſtinkenden Gaſſen herumſtoßen zu laſſen. Da dieſes alſo das allgemeine Rendezvous zu allen Zei-

ten des Tages iſt, und die Vornehmſten ſowohl als der niedrigſte Pöbel ſich dieſes Spatziergangs bedienen müſſen, ſo iſt die natürliche Folge, daß dieſer in der That prächtige Plaz, den Fremden in kurzer Zeit als der ennuyanteſte Fleck des Erdbodens vorkommen muß. Die ungeheure Anzahl Menſchen, die in der Carnevalszeit in dieſem kleinen Bezirk beſtändig verſammlet ſind, verurſacht ein ſolches Gedränge, daß man oft unfähig gemacht wird ſich umzuſehen, viel weniger die Gegenſtände genau zu betrachten. Das entſezliche Gewühl und Geräſe der Menge raubt alle Beſonnenheit. Glücklich, wenn man noch einen der vor den Kaffeehäuſern ſtehenden Stühle erwiſchen kann, um Odem zu ſchöpfen. Wenn man ſich nun dieſe ermüdende Einförmigkeit und die ausnehmende Unbequemlichkeit vorſtellt, die das Loos dieſes Platzes iſt, ſo muß man geſtehen, daß das Vergnügen, welches der Anblick einer zahlloſen Menge Masken gewährt, wovon noch ein groſſer Theil in venetianiſchen Domino's, und alſo uniform gekleidet iſt, nichts ſehr anziehendes haben kann. Aus dieſer Skizze kann man ſchlieſſen, wie wenig dieſes berühmte Carneval ſeinem Ruhm entſpricht.

Die venetianiſche Meſſe, die gewöhnlich am Himmelfahrtstage anfängt, und vierzehn Tage dauert, iſt auch eine Art von Carneval; allein mit dem Unterſchiede, daß keine Charaktermasken, ſondern blos venetianiſche Dominos zu tragen erlaubt ſind. Dieſe Meſſe würde nicht ſehr beſucht werden, beſonders da ſie in der ſchönſten Jahrezeit gehalten wird, wo die Landluft am angenehmſten, und Venedig der unangenehmſte Aufenthalt von der Welt iſt; allein durch eine weiſe Politik hat man die prachtvolle Ceremonie der Vermählung des Doge mit dem adriatiſchen Meere damit verbunden, die, außer den Fremden von entlegenen Ländern, alle müſſige Leute von der Terra ferma dahin zieht, und ſollten ſie auch nur einige Tage daſelbſt bleiben.

Im Jahr 1775 war die Anzahl der Angekommenen den Tag vor dem Himmelfahrtstage 42480, ohne die vorhergehenden Tage zu rechnen. Da die Fahrt wegen der Sicherheit blos bey ſchönem Wetter geſchieht (bey ſchlechter Witterung wird ſie aufgeſchoben); ſo läßt ſich in der That kein herrlicherer Anblick denken, als dieſes Schauſpiel. Die Kriegsſchiffe, aus dem Arſenal gezogen, mit Wimpeln und Flaggen geziert, formiren eine Linie, und

begrüſſen mit Kanonen und Muſik den Bucentaur, in dem er von vielen tauſend Gondeln begleitet vorüber fährt, bis ſie von denen am Meere liegenden Kaſteien mit Kanonen und Musketenfeuer abgelöſt werden. Der Kaiſer ſah im vorbemeldeten Jahre dieſer Feyerlichkeit in einer ſchlechten Gondel zu. Er hatte alle Ehrenbezeugungen und Feſte verbeten; indeſſen ward doch auf dem großen Kanal, an welchem er in einem Wirthshauſe logirte, eine Regatta gehalten.

Dieſe von den Venetianern ſo ausgeſchriene Luſtbarkeit, iſt die unbedeutendſte Sache von der Welt. Blos die Zuſchauer, die die Häuſer und Ufer des Kanals anfüllen, und die aus den Fenſtern hangende Tapeten, nebſt einigen dem Adel gehörigen ſchön geſchmückten Fahrzeugen, die den Kanal auf und niederfahren, machen einen ſehenswürdigen Anblick. Die Sache ſelbſt iſt ein Wettrennen in gemeinen Böten, worin ſich blos ein Menſch befindet, der ſeine Kräfte anſtrengt, ſein Bot vorwärts zu bringen. Beym Auslaufen waren damals zwanzig Böte, wovon aber die mehreſten bald zurück blieben, ſo daß bey der Brücke von Rialto ſich nur noch fünfe befanden. Dieſes nennen die Venetianer, die eben ſo große Gaſconier,

wie die an der Garonne ſind: La famoſiſſima Regatta. Die drey erſten, welche das Ziel erreichen, erhalten Preiße, die alle zuſammen nicht über hundert Zechinen betragen. Dieſes und die Verzierung des Marcusplatzes, woſelbſt die vorher abgeſonderten Buden vereinigt, und mit Lampen verſehen wurden, war aller Aufwand, den die Republik bey dieſer außerordentlichen Gelegenheit machte. Die beſagte Verzierung koſtete fünfhundert Zechinen; indeſſen war ſie nicht für dieſe, ſondern auch für alle künftige Meſſen. So ökonomiſch weiß dieſe Regierung zu verfahren, und zwar zur Zeit, wo alle Zeitungen, ja ſelbſt ihre eigenen, mit auſſerordentlichen und nie geſehenen Feſten angefüllt waren.

Man iſt gewohnt mit Verwunderung von dem Arſenal in Venedig zu reden, und der Reiſende ſieht es für den erſten Gegenſtand der Neugier in dieſer Stadt an, da doch der unbefangene Beobachter hier nichts ſieht, was nicht in andern Ländern unendlich beſſer wäre. Die Urſache dieſer Illuſion iſt nicht ſchwer zu finden. Die Lage von Venedig macht es nothwendig, einen einzigen Plaz zu den Arbeiten und Bedürfniſſen des Krieges zu beſtimmen. Dieſer Plaz mit einer Mauer umgeben

heißt das Arſenal. Man findet darin außer dem nöthigen Kriegsvorrath aller Art, die der Republik gehörigen Linienſchiffe, Galeaſſen, Galeeren, Galliotten und andre Kriegsſchiffe; ferner eine Stückgießerey, eine Gewehrfabrik, eine Salpeterſiederey, Manufakturen von Segeltuch, von Schiffstauen u. ſ. w. Kurz, alles was zum Kriege zu Waſſer und zu Lande gehört, und an andern Orten zerſtreut iſt, trifft man hier vereinigt an. Wenn man nun alle Werkſtätte dieſer Arbeitsleute, die Garniſonskaſernen, die Admiralitätswerfte, wo die Schiffe gebaut und ausgebeſſert werden, die Schiffszimmerleute und Soldaten dazu nimmt, die alle in dieſem Bezirk wohnen, ſo kann man ſich vorſtellen, wie dieſes ungeheure Ganze die Augen blendet; obgleich es nichts enthält, was man nicht alles in weit größern Verhältniſſen, aber zerſtreut, ich will nicht ſagen in Portsmouth, Chatham und Breſt, ſondern ſelbſt in Kopenhagen findet. Indeſſen muß man eine Methode in dieſem Arſenal rühmen, die, ſo einleuchtend auch der Nutzen iſt, doch nirgends nachgeahmt wird. Dieſes iſt, die abgetakelten Kriegsſchiffe zu bedecken, um ſie gegen die Witterung zu ſchützen. Das Alter und die fortdauernde gute Beſchaffenheit vieler dieſer venetianiſchen

Kriegsſchiffe, beweiſen unleugbar die Nutzbarkeit dieſes Mittels. Einer meiner Freunde empfahl es vor dem amerikaniſchen Kriege dem berüchtigten Lord Sandwich, damaligen Präſidenten der engliſchen Admiralität; allein dieſer Miniſter hatte bey dem häufigen Bau neuer Schiffe Privatvortheile, die denn natürlich den Vortheilen des Staats vorgezogen wurden, daher man weit entfernt war auf ſolchen Vorſchlag zu achten. — Der hier befindliche Kriegsvorrath iſt mehr fürs Auge als zum Gebrauch; denn die zahlloſe Menge der Gewehre, Schwerter u. ſ. w. wenn ſie auch nicht größtentheils vom Roſte gefreſſen wären, ſind doch heutzutage ganz und gar unnütze, und eben ſo unbrauchbar als die vielen Rüſtungen des mittlern Zeitalters, die hier paradiren. Dieſer vereinigte Plunder macht auf den gemeinen Reiſenden Eindruck, und er ſtimmt mit in das Echo, das dieſes Arſenal zu einem Wunder erhebt. Es hatte vielleicht im vierzehnten und funfzehnten Jahrhundert nicht ſeinesgleichen, und verdiente den großen Ruf; allein die Zeiten haben ſich ſehr geändert, und ich bin verſichert, daß nicht ein einziges preußiſches Infanterieregiment aus dieſem Arſenal jezt bewaffnet, oder eine zahlreiche Flotte, wie ſie unſere Zeiten zum

Kriege verlangen, aus demſelben gehörig ausgerüſtet werden könnte. Hiezu kommt die überaus große Unwiſſenheit ihrer Offiziers im Land- und Seekriege, die durch einen ſehr langen Frieden erzeugt worden iſt. Auch hat die Regierung, unerachtet des obenangeführten Arſenalprunks, die Marine ſehr vernachläßigt, die höchſtens hinreicht, den venetianiſchen Handel gegen die Seeräuber zu beſchützen und die Raubneſter in Furcht zu ſetzen.

Die Landtruppen ſehen eher Banditen als Soldaten ähnlich. Schlecht gekleidet, ohne Ordnung, ohne alle Ehre, ſind ſie die verworfenſten Truppen in Italien, wobey ich nicht einmal die päbſtlichen ausnehme. Kein militäriſcher Zug zeichnet ſie aus. Es iſt bekannt, daß bey der berühmten Belagerung von Corfu die Offiziers ſelbſt, worunter einige Edle waren, bald nach dem Anfang der Belagerung in den braven General von Schulenburg drangen, die Feſtung den Türken zu übergeben. Sie wollten lieber Sklaven werden, als ſich länger vertheidigen. Es war ein Glück für Venedig, daß Schulenburg nicht auch dieſen Sklavenſinn hatte, ſondern durch ſeine Tapferkeit dieſe Vormauer von Italien rettete. Dieſe bewaffnete Banden gaben noch vor wenig Jahren einen Beweis, wie unwür-

dig ſie den Namen Soldaten führen. Der Kaiſer ließ an den dalmatiſchen Gränzen einen Peſtcordon ziehen. Die dahin beorderten Huſaren trafen einige venetianiſche Infanterieregimenter daſelbſt an, die in gleicher Abſicht dahin geſchickt waren, und bey Annäherung der kaiſerlichen Truppen ſich in Parade ſtellten. Die Huſaren wollten dieſe Ehre erwiedern, und zögen aufs Commandowort alle auf einmal die Säbel. Dieſe martialiſche Bewegung wirkte ſo ſtark auf die Venetianer, daß dieſe ganz in Ordnung geſtellte Regimenter, gleichſam als ob es abgeredet geweſen wäre, alle zugleich Reißaus nahmen.

Eine kleine Anzahl des venetianiſchen Adels iſt reich, die übrigen ſind arm, und zum Theil ſo ſehr, daß viele unterm Dache zur Miethe wohnen, ihre Lebensmittel ſowohl ſelbſt kaufen als zubereiten, und blos vom Verkauf ihrer Wahlſtimme leben, die der Aermſte ſowohl als der Reiche im Senat geben kann, und welche das vornehmſte Prärogativ ſeines Adels iſt. Indeſſen iſt ſelbſt bey den Armen der Hochmuth und die Inſolenz außerordentlich. Das Vorrecht, nicht körperlich angetaſtet zu werden, veranlaßt ihn bisweilen, ſich Beleidigungen zu erlauben, die in keinem Lande von Europa ungeahn-

der bleiben würden. Ein franzöſiſcher Edelmann ſtieß im Gedränge des Markusplatzes einen venetianiſchen Edlen ein wenig an, der ihn darauf beym Arme nahm und frug: welches Thier er für das plumpſte hielte? Der Franzos, beſtürzt über dieſes Betragen, antwortete: er glaubte, daß es der Elephant wäre. „Nun, Herr Elephant,“ erwiederte der Edle, „lernen Sie behutſamer gehen, „wenn Sie einem venetianiſchen Nobile begegnen.“ Wer bey ſolchen Gelegenheiten ſich als den Beleidigten zeigen wollte, würde ſich üble Folgen über den Hals ziehen. Die älteſten Familien der Terraferma, worunter manche alte reichsgräfliche Geſchlechter gehören, werden mit gleichem Hochmuthe von dieſen Nobles behandelt, die ſich, wenn gleich in der größten Dürftigkeit, dennoch den Fürſten gleich ſchätzen. Sie verlangen von jedermann den Titel Excellenz, mit dem ſie hingegen äußerſt ſparſam ſind. Denn wenn ſie gleich keinen ganzen Rock anhaben, und Bettlern gleich ſehen, ſo betrachten ſie ſich doch als eine ganz beſondere Menſchenklaſſe, die nicht allein ihren Unterthanen, ſondern allen Nationen Ehrfurcht einflößen muß. Dieſe abgeſchmackte Eitelkeit, die, wenn ſie ſo wie hier mit Ohnmacht gepaart iſt, ins Komiſche fällt, verurſa-

chet, daß die venetianiſchen Geſandten an den mehreſten Höfen ihren Einzug mit großem Pomp halten. So ſehr ſie auch ihre Schwäche kennen, ſo ſchämen ſie ſich doch nicht, durch dieſe Farce in den Augen des Pöbels einen Vorzug vor den Geſandten der größten Mächte zu behaupten; und zwar unter dem Vorwande, daß ſie als Nobili und Senatoren ſelbſt zur geſezgebenden Macht gehörten, und alſo die Republik vollkommen vorſtellten. Iſt denn ein engliſcher Geſandter an fremden Höfen, der Parlamentsglied iſt, nicht auch ein Theil der geſezgebenden Macht? Und wie groß iſt der Unterſchied zwiſchen Beiden in ihren Verhältniſſen und Wirkungskreiſen, ja ſelbſt in der Freiheit zu reden und zu handeln! da der ariſtokratiſche Tyrann gegen den engliſchen Senator ein wahrer Sklav iſt, deſſen Freiheit, Ehre und Leben ſich in den Händen von drey Perſonen befindet, die unter dem Namen der Staatsinquiſitoren, weniger nach den Geſetzen als nach ihrer Willkühr, unumſchränkt handeln, und nie zur Rechenſchaft gezogen werden können. Ich muß indeſſen geſtehen, daß ſie ſich dieſer Gewalt ſelten bedienen; allein dennoch geſchieht es, und zwar autoriſirt durch die Grundgeſetze der Republik. . . . . .

Es iſt bereits eben geſagt worden, daß dieſes Tribunal die Bürger gegen die zu großen Gewaltthätigkeiten der Edeln ſchützt. In der That iſt ein ſolcher Schutz auch höchſt nothwendig. Die armen Nobili würden ſich ſonſt Raub und Mord erlauben. Ich war ſelbſt ein Augenzeuge ihrer deſpotiſchen Handlungsart bey einem ſonderbaren aber hier gewöhnlichen Vorfall, der ſo gewaltig auf mich wirkte, daß ich mich nicht in Venedig, ſondern in Marocco zu befinden glaubte. Ein Edler trat in den Laden eines Galanteriehändlers, und frug um den Preiß einer Doſe. Der Kaufmann, der ſeinen Mann kannte, foderte zitternd ungefähr den halben Preiß. Dieſes war aber nicht hinreichend, ihn gegen Schimpfworte zu ſichern. Er mußte einen Bubo (Schelm) verſchlucken, wobey ihm der Edle etwas Geld auf den Tiſch warf, die Doſe einſteckte und davon ging. Der Kaufmann ſtrich das Geld mit Kränkung ein, das nicht den vierten Theil des Werths betrug, und da ich ihm mein Erſtaunen über dieſen Auftritt zu erkennen gab, ſagte er: „Was „können wir thun? Wir müſſen zufrieden ſeyn, „wenn ſie es nur nicht noch ärger machen. Es muß „aufs höchſte kommen, ehe wir zum Klagen ſchreiten, „das uns in vieler Rückſicht äußerſt nachtheilig iſt.“

Die überhandnehmende Armuth des Adels veranlaßte den Senat 1775, das goldene Buch zu eröffnen, worein die Namen der neuern Edlen geschrieben werden; ein Mittel, das man schon oft gebraucht hat, den Adel mit reichen Mitgliedern zu rekrutiren und den Schatz zu vermehren. In dem lezten Türkenkriege war der Preiß dieses Adels hunderttausend Zechinen. Viele Kaufleute in Venedig benuzten diese Gelegenheit, und gaben für ihr Diplom diese große Summe mit Freuden. Allein diesmal verfuhr man auf eine andre Art, man verlangte blos Candidaten von dem Adel des festen Landes und kein Geld. Die Bedingungen waren: vier Ahnen, zehntausend venetianische Dukaten Einkünfte und ein beständiger Aufenthalt in der Stadt Venedig. Diese lezte Bedingung, die wegen der Staatsverfassung unumgänglich nöthig ist, verursachte, daß sehr Wenige an dieser Gnade Antheil nahmen. Man rechnet gegenwärtig die Anzahl aller Edlen etwas über vierzehnhundert, die im Senat erscheinen können.

Der Verfall des Staats ist bey keiner Nation in Europa so auffallend wie in diesem Staate. Abnahme der Handlung, der Staatseinkünfte, elende Seemacht, noch elendere Landmacht, und wenig

politiſche Achtung von auswärtigen Mächten. Der Senat wurde vor wenig Jahren auf eine ſehr ſonderbare Weiſe an ſeine Sterblichkeit erinnert; eine Begebenheit, die, obgleich außerordentlich, dennoch in Deutſchland gar nicht bekannt geworden, und gewiß als Beytrag zur Geſchichte unſrer Tage merkwürdig iſt.

Noch nie waren dieſe Deſpoten innerhalb ihrer Lagunen gedemüthigt worden; es war dem Grafen Alexis Orlow vorbehalten, es in unſern Tagen zu thun. Da er im Jahre 1772 die ruſſiſche Flotte im mittelländiſchen Meere commandirte, that er eine Reiſe nach Venedig. Er kaufte daſelbſt viele Munition, Gewehre und andere Bedürfniſſe für die Flotte, und warb heimlich Montenegriner und Albaneſer an, um auf derſelben zu dienen. Dieſes Betragen beunruhigte die Republik, die den glücklichen Succeß der ruſſiſchen Waffen im Archipelago noch als ſehr zweifelhaft anſah, und der Pforte keine Urſache zu Klagen geben wollte. Man verlangte daher vom Grafen, daß er ungeſäumt Venedig verlaſſen möchte. Seine Antwort war: er würde abreiſen, wenn es ihm gelegen ſeyn würde. Er befahl indeſſen ſeinen Offiziers, deren er mehr als hundert bey ſich hatte, ſich zu bewaffnen, um

im Nothfall Gewalt mit Gewalt zu vertreiben. Der beleidigte Stolz der Regierung, bey einer solchen unerhörten Widersetzung, ließ jede Gewaltthätigkeit vermuthen. Die Sache wurde im Senat erwogen; da man aber zu viel Bedenklichkeiten hatte, sich durch Macht Gehorsam zu verschaffen, so schritt man zu gelindern Mitteln. Er ward durch Deputirte im Namen der Republik gebeten, sich mit seinem Gefolge zu entfernen, da man der strengen Neutralität, die man bey diesem Kriege beschlossen, nicht zuwider handeln wollte. Der Graf antwortete: daß eine Vorstellung und Bitte dieser Art auf ihn vielleicht Eindruck gemacht haben würde, wenn nicht ein Befehl vorhergegangen wäre. Er nähme von Niemanden Befehle an, als von seiner Monarchin, und würde abreisen, wenn es ihm gefiele. Hiebey blieb es, und man fand nicht rathsam, die Sache weiter zu treiben.

In allen großen Städten der Welt ist es ein Hauptgegenstand der Polizey, das gemeine Volk im Zaum zu halten; wo Gerichtsdiener nichts ausrichten, braucht man Soldaten. In Venedig aber ist es ein großer Theil des gemeinen Volks selbst, worauf die Regierung im Fall der Noth ihr

ganzes Vertrauen ſezt. Die wunderbare Lage der Stadt iſt hievon die Urſache; denn ſie veranlaßt die Nothwendigkeit, eine ungeheure Menge Bootsleute zu brauchen, die unter dem Namen der Gondoliers bekannt ſind, und eine beſondere Klaſſe von Menſchen ausmachen. Man rechnet vierzigtauſend derſelben in Venedig; eine Anzahl, die faſt unglaublich iſt, da die ganze Volksmenge der Stadt ſich nicht über hundert und funfzigtauſend Seelen erſtreckt.

Man begünſtigt dieſe Gondoliers auf alle Weiſe, und ſieht ihnen ihre Vergehungen nach; ein großer Theil derſelben ſteht im Solde des Adels, und durch alle dieſe politiſchen Maximen iſt man dahin gelangt, daß ſie dem Senat äußerſt ergeben und ſeine ſtärkſten Stützen ſind. Obgleich ein Gondolier Tag und Nacht auf dem Meere fährt, ſo iſt er dennoch unfähig, Matroſendienſte zu thun. Seine Talente erſtrecken ſich nur auf ſeine Gondel: dieſe geſchickt zu führen, und durch erlaubte und unerlaubte Mittel ein Handlanger verliebter Unternehmungen zu ſeyn, die ihm gut belohnt werden, weiter gehen ſeine Wünſche nicht. Dieſe Leute ſind unentbehrlich, wenn man mit Sicherheit verliebten Abentheuern nachgehen will. Ohne ihre Hülfe iſt Men-

chelmord oft die Folge einer Galanterie. Da sie alle Krümmungen und Winkel der Kanäle und Straßen kennen, so erleichtern sie die Flucht und decken die Retraite im Nothfall. Viele unterhalten geheime Verständnisse mit den Gouvernänten und Kammermädchen, und verschaffen Strickleiter und falsche Schlüssel.

Es ist höchst merkwürdig, daß von soviel tausend den ganzen Tag auf dem Meere herumschwimmenden Gondeln nie eine verunglückt. Ein Zufall dieser Art ist ohne Beispiel. Man schreibt dieses der ausnehmenden Geschicklichkeit der Gondoliers, und der ganz eignen Bauart der Gondeln selbst zu. Ich will nicht bestimmen, in wie ferne dieses seinen Grund habe, aber sonderbar ist es doch, daß bey allen an großen Flüssen liegenden Handelsstädten Unglücksfälle dieser Art nicht selten sind, dahingegen man in Venedig, das mitten im Meere liegt, und wo alle Bewohner einen großen Theil ihres Lebens auf Bretern herumschwimmen, davon nichts zu befürchten hat. Die Farbe aller dieser Gondeln ist schwarz. Es ist durch ein besonderes Gesez verboten, keine von andern Farben zu haben, noch sie sonst auszuschmücken, daher sie alle ganz einförmig sind, und einen

traurigen Anblick geben. Den fremden Gesandten steht es allein frey, ihre Gondeln ganz nach eigenem Gefallen auszuzieren; ein Vorrecht, dessen sie sich auch alle bedienen.

Man muß gestehn, daß diese Fahrzeuge, außer der obenangeführten Sicherheit, äußerst bequem sind, und daß es ein Vergnügen ist, darin zu fahren. Ich begreife nicht, warum man auf der Themse und der Seine solche nicht einführt, da man doch in London und Paris unabläßig beschäftigt ist, neue Zweige von Ergözlichkeiten aufzufinden. Ich theilte einem vornehmen Engländer, der sich mit mir zu Venedig befand, diese Bemerkung mit. Er faßte die Idee auf, und ließ sogleich ein vier Fuß langes Model einer Gondel verfertigen und nach London einschiffen. Das Schiff aber verunglückte, und das Gondelprojekt ist bis jezt noch nicht ausgeführt worden. Die Luftfahrzeuge, deren man sich in London, Marseille, Hamburg u. s. w. bedient, sind in Vergleich mit den Gondeln plumpe Kähne, die dennoch Geld genug kosten.

Die Freudenmädchen machen eine andre Klasse des Volks aus, die den besondern Schutz der Regierung genießt. Sie gehören auch zu den Carnevalsvergnügungen, das ohne sie nicht wohl bestehn

könnte. Die mehresten von diesen Unglücklichen werden von ihren Aeltern in ihrer zartesten Kindheit verkauft; diese machen mit Liebhabern oder Jungferschäfthändlern einen regelmäßigen Contract, in Gegenwart eines Notars, welcher vor allen Tribunälen gültig ist, sie als Jungfern in einer festgesezten Zeit gegen Bezahlung einer bestimmten Summe zu liefern. Der Preiß ist mehrentheils von hundert zu zweihundert Zechinen. In diesem Contract wird gewöhnlicher Weise die Armuth der Aeltern erwähnt, und der Bewegungsgrund angeführt, daß man dem Mädchen dadurch eine Aussteuer verschaffen wolle, um sich hernach ehrlich verheirathen zu können; allein dieses ist ein bloßer Vorwand, denn die Aeltern behalten das Geld, und die Töchter bleiben im Bordel. Diese Nymphen beobachten sehr genau ihre Fasten, gehn täglich in die Messe, und haben ihren besondern Schutzheiligen, unter dessen Schutze sie ihre Geschäfte mit gutem Gewissen treiben.

Für die Mönche ist Venedig ein wahres Paradies. Sie maskiren sich im Carneval, besuchen die Schauspiele, halten ihre Mätressen, und thun überhaupt, was ihnen gut dünkt. In keinem katholischen Lande ist die Kirchendisciplin so schlecht.

Verſchiedene Biſchöffe haben es verſucht, dieſen Ausſchweifungen Einhalt zu thun, haben aber nichts ausrichten können, und man verſichert, vielleicht nicht ohne Grund, daß die Regierung ſelbſt heimlich dieſe guten Abſichten verhindert habe. Es ſcheint eine Staatsmaxime des Senats zu ſeyn, der auf alles eiferſüchtig iſt, was ſeine Autorität ſchmählern kann, den Geiſtlichen nicht zu viel Anſehn beym Volk zu verſchaffen; ein Vorrecht, das in allen katholiſchen Staaten große Zerrüttungen veranlaßt hat, wovon Venedig glücklicherweiſe frey geblieben iſt. Daher läßt ſich die große Nachſicht gegen die ausſchweifende Lebensart der Geiſtlichen erklären; daher auch die innere Ruhe bey den oft aufs äußerſte getriebenen Streitigkeiten mit den Päbſten. Durch dieſes zügelloſe Betragen wird die Achtung gegen dieſen Stand ſehr verringert, und der Senat erhält ſein Anſehn ungetheilt. Ihr Sprüchwort iſt bekannt: *Siamo Veneziani e poi Chriſtiani;* Wir ſind erſt Venetianer, und dann Chriſten.

Ueberhaupt macht ſich das Volk in Venedig wenig aus Gott, noch weniger aus dem Pabſte, aber ſehr viel aus dem heiligen Marcus. Dieſer Heilige ward zum Schutzpatron der Stadt gewählt,

so bald sein Körper aus Alexandria dahin gebracht wurde. Vor diesem war der heilige Theodor ihr Schutzpatron, aber ihre Eitelkeit war mit einem solchen gemeinen Heiligen nicht zufrieden; in der Kindheit der Republik war er allenfalls gut genug, aber da sie groß und blühend wurde, verlangten sie einen Heiligen vom ersten Range. Man ließ also den Körper des heiligen Marcus nach Venedig kommen, baute ihm eine prächtige Kirche, und verabschiedete den alten Protektor.

Diese Marcuskirche ist überaus prächtig und das schönste Monument der Baukunst des zehnten Jahrhunderts. Venedig war damals die prächtigste Stadt in Italien. Ihre Paläste, Kirchen und andre öffentliche Gebäude waren größtentheils von griechischen Baumeistern gebaut, die in ihren noch vorhandenen Denkmälern den Geschmack jenes Zeitalters bezeichnen. Allein die vortreflichsten Werke der Baukunst, die Venedig darstellt, sind aus dem durch die Künste so verewigten sechszehnten Jahrhundert, da Sansovino und Palladio diese sonderbare Stadt mit so vielen prachtvollen Gebäuden verschönerten.

Sansovino, ein Florentiner, und Schüler des berühmten Sangallo, war Baumeister der Repu-

blik, ein Posten, in welchem ihm nach seinem Tode 1570 der große Palladio nachfolgte. Die schönsten Kirchen und Paläste der Stadt haben diese Epoche. Sansovino baute auch den prächtigen Münzpalast la Zecca genannt, den Palast der Prokuratoren auf dem Marcusplatze, und die vortrefliche Marcusbibliothek. Bey diesem letztern Bau aber begegnete ihm ein Unglück, das den Geist der venetianischen Regierung charakterisirt, so wie er zu allen Zeiten gewesen und noch ist. Sansovino brachte die sinnreichsten und edelsten Verzierungen bey dem Baue dieser berühmten Bibliothek an, wobey er den Versuch machte, sie auf eine besondere Art zu wölben. Dieser Versuch aber glückte nicht; das Gewölbe fiel ein. Die Regierung war taub gegen alle Rechtfertigung, und ließ den Künstler ins Gefängniß werfen, wo er ungeachtet seiner großen Talente lange Zeit schmachten mußte. Endlich kam er los, wurde aber seines Postens als Baumeister der Republik entsezt, verlor seine Pensionen, und mußte noch obendrein eine Geldstrafe erlegen. Nach vielem Bitten gestattete man ihm, das Gewölbe wieder herzustellen, worauf er begnadigt wurde.

Dritter Abschnitt.

Inhalt.

Marcusplaz. Politische Gespräche. Kleidung. Frauenzimmer. Palast von St. Marcus. Insel Rialto. Lagunen. Giocondo. Brücken. Sitten und Denkungsart der Venetianer. Padua. Ehrloser Schuldstein. Vincenza. Olympisches Theater. Verona. Schauspiel im Amphitheater dieser Stadt. Staatskunst des Senats.

Man muß gestehen, daß der Marcusplaz einen herrlichen Anblick darstellt. Alle Gegenstände rings um denselben sind groß, schön und edel, den zierlosen gothischen Thurm ausgenommen, der hier mit den andern Gebäuden sehr kontrastirt, und ungefähr die Wirkung wie Harlekin in einem Trauerspiele thut. Der Plaz ist mit einer Portico umgeben, wo nichts als Kaffeehäuser und sogenannte Cassinos befindlich sind, in welchen sich geschlossene Gesellschaften beiderley Geschlechts versammeln, da es nicht Sitte ist, daß Frauenzimmer die Kaffeehäuser besuchen. Diese leztern haben keine Thüren, sondern sind eigentlich große mit Stühlen versehene Nischen, wo viele Müßiggänger sich ganze Tage hinpflanzen, und da sie beständig ein

gewiſſes beſtimmtes Kaffeehaus beſuchen und in ihren Mänteln eingehüllt unbeweglich ſitzen, ſo ſind ſie als wahre zu dieſen Miſchen gehörige Gruppen zu betrachten. Nirgends in Italien wird in ſolchen Häuſern weniger geplaudert als hier; denn man lache über politiſche Kannengießerey ſoviel als man will, ſo iſt ſie doch die Seele aller Geſpräche in öffentlichen Geſellſchaften. Man verbiete dieſe Materie, wovon auch der Unwiſſendſte, ja der größte Dummkopf etwas zu verſtehen glaubt, und das geſellige Leben wird einen tödtlichen Stoß erhalten.

Hievon liefert Venedig den unleugbarſten Beweis. Die Einwohner ſind die aufgeweckteſten in Italien, und zeigen ihre muntere Gemüthsart auch in Privatgeſellſchaften; an öffentlichen Orten hingegen ſind ſie ſtumm. Wovon ſollten ſie auch ſprechen, da das Wort Politik Hochverrath und nur allein das Monopolium des Senats iſt? Vom Handel? Dieſer führt zur Politik; ein gleiches thut alles zur Geſetzgebung gehörige; ja ſo viele Hauptwiſſenſchaften, als Geſchichte, Erdbeſchreibung u. ſ. w. ſelbſt Religionsmaterien führen dazu. Es bleiben daher dem Venetianer nichts als die Künſte übrig, und zwar nur die Theaterkünſte, da die an-

dern jezt hier eben so wie in Italien im Verfall sind. Allein auch diese Materie wird währendem Carneval bis zum Ekel erschöpft, und alsdann hat die Litaney ein Ende.

Man erlaube mir hier die Bemerkung, daß die größere Geselligkeit der cultivirtesten Länder in Europa keine andere Epoche hat, als die gesellschaftliche Abhandlung politischer Materien; ja ich unterstehe mich zu behaupten, daß diese so verspottete Mode die Cultur befördert hat, und daß sie wegen der dazu nöthigen mannichfaltigen Kenntnisse gewissermaßen der Maasstab der Cultur eines Volks ist, und jederzeit gewesen ist. Man erinnere sich der Zeiten, wo das Volk in Athen und Rom sich um die öffentlichen Geschäfte bekümmerte, wo die Reden großer Männer die stärkste Wirkung thaten, da sie, häufig und auf öffentlichem Markt gehalten, bey Unwissenden neue Ideen und neue Kenntnisse erwecken mußten. Wenn hörte diese Theilnehmung auf? Mit dem einbrechenden Despotismus und der Barbarey, unter deren eisernem Joche die Bewohner Europens so viele Jahrhunderte durch vegetirten, bis erweiterte Kenntnisse uns nach und nach wieder zu Politikern machten. Wenn die Engländer das aufgeklärteste Volk unsrer Erde sind, wie

ſogar Franzoſen, Voltaire, Monteſquieu, Raynal, ja jezt ſelbſt Linguet eingeſtehen, ſo iſt es größtentheils dieſer großen unterhaltenden Antheilnehmung an den öffentlichen Angelegenheiten zuzuſchreiben, die bey ihnen den Nationalgeiſt erzeugt, der, ſo ſehr er auch oft ausartet, dennoch nicht ohne Kenntniſſe verſchiedener Art beſtehen kann. In Portugal und Sicilien lieſt faſt niemand Zeitungen, dagegen aber glauben z. B. die Einwohner dieſer Länder auch, daß die Proteſtanten eine Gattung Menſchenfreſſer ſind, ja tauſende vom Pöbel ſind überzeugt, daß ſie durch ein körperliches Zeichen von Gott zur Hölle gleichſam gebrandmarkt worden ſind. Will man noch mehr Beweiſe, ſo betrachte man den Orient, wo es den ſklaviſchen Völkern gar nicht einmal einfällt, ſich um die Staatsangelegenheiten ihres Landes, viel weniger um fremde zu bekümmern; da ſelbſt die Bewohner der Hauptſtädte oft die wichtigſten Dinge nicht wiſſen, die im Palaſt des Deſpoten vorgehen, und manchmal bey Todesſtrafe nicht darum fragen dürfen. Ich kehre von dieſer vielleicht nicht unzeitigen Ausſchweifung wieder nach Venedig zurück.

Alle Einwohner dieſer Stadt, die nicht zum Pöbel gehören, oder nicht dazu gehören wollen, tra-

gen rothe Mäntel. Selbſt die fremden Geſandten bedienen ſich dieſer bequemen Mode. Dieſe Einförmigkeit hat etwas Republikaniſches, obgleich eine andere Urſache davon der Grund iſt. In einem ſolchen Mantel eingehüllt, wobey das Geſicht auch halb verdeckt wird, iſt man in einer Incognito-Kleidung, wodurch man von Höflichkeitsbezeugungen diſpenſirt iſt; die ſonſt die ariſtokratiſchen Tyrannen verlangen würden. Dieſe allein tragen keine Mäntel, ſondern beſtändig ihre ſchwarze Kleidung, die den Schlafröcken ähnlich ſind, damit niemand durch Unwiſſenheit verleitet, ſich gegen ſie vergehen möge. Wenn man ſich erinnert, daß der Marcusplaz der einzige Spazierort dieſer großen Stadt iſt, wo ſich alles hindrängt, und wo beſonders die armen Nobili den ganzen Tag über liegen, ſo wird man die Nothwendigkeit eines Mittels einſehn, das allen Höflichkeitsceremonien vorbeuget.

Bey Feyerlichkeiten gehn die Edlen roth gekleidet, in eben ſolchen aufgebundenen Schlafröcken, wie die gewöhnlichen ſchwarzen, und mit ihren großen Allongenperücken geziert. Wenn ſie nun in dieſem Aufzuge tanzen, ſo kann man in der That nichts poßierlichers ſehn. Ich wohnte einem

groſsen Ball bey, den Piſani, einer der reichſten Edeln, 1775 gab, da er zum Prokurator von St. Marcus erwählt war. Das Feſt war königlich, und wenn gleich die zum Tanz ſo unſchicklichen Magiſtratskleider das Auge beleidigten, ſo machten doch die Damen alles wieder gut, die die ſchönſten in Italien ſind, und ſich überaus zierlich zu kleiden wiſſen.

Nebſt der Schönheit ſind die venetianiſchen Frauenzimmer ſehr aufgeweckte und angenehme Schwätzerinnen. Ihre gewöhnliche Kleidung beſteht in enge am Leibe liegenden und ſchleppenden Kleidern, über welchen ſie einen groſsen ſchwarzſeidenen Schleyer werfen, den ſie auf den Rücken zuſammenſchlagen, ſo daſs Geſicht, Bruſt, Arme und Taille frey bleiben, und er alſo durch dieſes geſchmackvolle Anlegen zu einer wahrhaft reizenden Tracht wird. Alle dieſe Reize aber ſind hier halb verloren, da die Italiener mit dem Frauenzimmer nicht frey umgehen dürfen. Die Männer müſſen ſich blos an Männer halten, daher das zurückhaltende Weſen und die Ernſthaftigkeit; Eigenſchaften, die der ganzen Nation gemein ſind, und aus eben dieſen Urſachen auch bey den Spaniern und Portugieſen ſtatt finden, und zwar noch mehr, da

der Umgang mit dem schönen Geschlecht bey diesen Völkern noch größerm Zwang unterworfen ist.

Der Palast von St. Marcus ist gewiß der schönste gothische Palast in Europa. Das äußere ist wegen der sonderbaren zierreichen Bauart auffallend, und das Innere prächtig und majestätisch. Die großen Säle prangen mit Gemälden, die sich auf die Geschichte der Republik beziehn. Unter andern ist hier die außerordentliche Begebenheit vorgestellt, wie Kaiser Friedrich I. 1175 vom Pabst Alexander zu Venedig vom Bann mit großen Feyerlichkeiten losgesprochen wurde. Der Kaiser liegt hier, der Geschichte gemäß, zu den Füßen des Pabsts, und erhält die Absolution. Man erzählt, daß, als Kaiser Joseph II. diesen Palast besah, glaubte man aus Delikatesse ihm nicht dieses Gemälde zeigen zu müssen, man bemühte sich daher, seine Aufmerksamkeit auf andre Gegenstände zu richten; allein vergebens. Der Kaiser ward es gewahr, man sagte ihm mit dem größten Glimpf woven die Rede sey, worauf er lächelnd versezte: „*tempi passati!*“ (vergangene Zeiten!)

Eine Sache aber, die einem beobachtenden Reisenden in diesem Palast mehr als alle Pracht und Seltenheiten auffallen muß, ist das unflätige Be-

ktagen der Venetianer, ſie mögen zum Palaſt gehören oder nicht gehören. Ein jeder erlaubt ſich hier ſeine Nothdurft zu verrichten. Nicht allein der Eingang des Palaſts, ſondern die innern Treppen bis oben zu ſind einer Kloake ähnlich, allenthalben ſieht man das ſtinkende Waſſer in kleinen Bächen rieſeln, und alle Winkel dampfen einem entgegen. Die Edlen, die ihren Antheil hiezu redlich beytragen; achten hierauf nicht, ſondern waden mit aufgehobenen Röcken durch. So geht es bis an die Saalthüren.

Vor dieſem Palaſt ſtehen die ſo berüchtigten ſteinernen Löwen mit aufgeſperrten Rachen, wodurch die Staatsſpione oder ſonſtige Angeber der Staatsinquiſition ihre Rapperts mittheilen. Die Republik hat hier die Dichterideen realiſirt, die uns in die goldne Feenzeit verſetzen, wo Drachen und Löwen dem Schein nach unbelebt, allein dennoch ſehr furchtbar die Hüter bezauberter Schlöſſer waren. In der That beſchützen auch dieſe Löwen im eigentlichſten Verſtande den ariſtokratiſchen Senat, der im Marcuspalaſt thront. Man hat durch ſie ſchon unzählige wichtige Entdeckungen gemacht, gefährliche Unternehmungen in der Geburt erſtickt, und flößt noch ſtündlich durch ihren Anblick Furcht und Schrecken ein.

Derjenige Theil des Marcusplatzes, der nach dem Hafen zugeht, ist mit zwey Säulen geziert, die eine von schönem Granit und die andere von gemeinen Steinen, die wegen der Symmetrie nachgeahmt wurde, nachdem man aus Ungeschicklichkeit eine andere von Granit beym Anlanden hatte ins Meer fallen lassen. Beide waren aus Konstantinopel, nach der durch die Venetianer gemachten Eroberung dieser Residenz, hieher gebracht worden. Zwischen diesen freystehenden Säulen geschehen die öffentlichen Hinrichtungen der Uebelthäter, daher ein Begriff von Unehre auf diesem Zwischenraume ruht, und man auch nie sieht, daß Personen von Ansehn, noch weniger Edle zwischendurch gehen; obgleich ihr schöner Standplaz und das Gedränge der Menschen verursachen, daß Tausende diesen Skrupel nicht hegen, sondern sowohl wie alle Fremde diesen durch nichts übelbezeichneten Raum passiren.

Die Insel Rialto liegt in der Mitte der vielen Inseln, aus welchen Venedig besteht, und ist gleichsam der Mittelpunkt des venetianischen Staats. Hieher flüchteten die ersten Familien, die bey dem Einfall der Visigothen in Italien das feste Land verließen. Unter diesen war Entinopus, ein Bau-

meiſter, aus der Inſel Candia gebürtig, der zu Padua wohnte, ſich aber aus Furcht vor dieſen grauſamen Feinden hieher rettete. Rialto, als die vorzüglichſte Inſel in den Lagunen, ward von ihm und ſeinen Begleitern, die vier und zwanzig Familien ausmachten, zum Wohnſitz erwählt. Hier baute Entinopus dem heiligen Jakob eine Kirche, die noch vorhanden iſt, desgleichen vier und zwanzig Häuſer oder vielmehr Hütten für ſeine Geſellſchafter, deren Abkömmlinge noch zum Theil die Republik beherrſchen. Die zu dieſer Inſel gehörige ſo berühmte Brücke iſt vom Palladio gebaut, und beſteht aus einem einzigen Bogen, der über den großen Kanal geht. Dieſe Brücke iſt ganz von Marmor, der aber hier nicht zur Pracht dient, da er unpolirt einem andern Stein ähnlich ſieht; die häßlichen Buden die darauf ſtehn, die vielen Stufen die man herauf- und herabſteigen muß, und andere Dinge mehr, machen dieſe Brücke zur unbequemſten, die man ſich denken kann. Sie hat größtentheils ihren Ruf ihrem großen Bogen zu verdanken, deſſen künſtliche Bauart aber nicht den großen Mangel der Bequemlichkeit erſetzt.

So wunderbar die Lage von Venedig auch iſt, ſo iſt ſie doch einem Fremden nicht ſo auffallend,

als der entſezliche Geſtank, der ein Attribut dieſes Orts, und den Ankommenden die erſten Tage über ganz außerordentlich läſtig iſt. Nach und nach aber werden die Geruchsnerven abgeſtumpft, und man findet dieſen die Stadt umgebenden Qualm erträglich. Daß er der Geſundheit nicht ſehr nachtheilig ſey, beweiſt die Anzahl der Sterbenden, die hier verhältnißmäßig nicht ſtärker als in andern großen Städten iſt. Indeſſen iſt die Urſache dieſes zunehmenden üblen Geruchs ſehr beunruhigend für den Senat; denn trotz aller angewandten Vorſicht, die Lagunen von dem beſtändig zufließenden Schlamm zu reinigen, ſo vermehret ſich ſolcher, und das Waſſer fällt. Man ſieht an vielen Orten die unleugbaren Zeichen von der ehemaligen Höhe des Waſſers, die ein unfehlbares Prognoſticon der Zukunft ſind. Viele ſachverſtändige Männer behaupten ſogar, daß dieſe unglückliche Epoche nicht über zweyhundert Jahr hinauszuſezen ſey. Die ſo ſehr bewunderte Stadt würde ſodann nicht mehr bewohnbar ſeyn, unſere Nachkommen würden dahin reiſen, ſie zu betrachten, wie wir es mit Pompeja thun, bis der Schlamm ganz vertrocknet wäre, und ein anderer Volk mit andern Sitten und Gebräuchen, und wahrſcheinlich ohne Staatsinquiſition, von den prächtigen Ruinen wieder Beſiz nähme.

Die Römiſche Republik war nicht genauer mit der Exiſtenz der Stadt Rom verbunden, als der venetianiſche Freyſtaat es mit der Stadt Venedig iſt, da auf dieſer Stadt, Staatsverfaſſung, Geſetze, die Dauer uralter Gebräuche, politiſche Maximen, kurz alles gebaut iſt; Gegenſtände, die bey keiner Republik in der Welt ſo wenig abgeändert werden ſind, wie hier; ſo wie auch keine je geweſen, die ſo lange beſtanden hat. Es iſt daher ſehr natürlich, daß der Senat außerordentlich für die fortdaurende Exiſtenz der Stadt beſorgt iſt. Alle hieher gehörige Vorſchläge geſchickter Waſſerbaumeiſter werden angehört, und ſehr oft befolgt. Man ſcheut hiebey keine Koſten. Die vornehmſten Reinigungsmittel, die man jezt braucht, ſind ungeheure künſtlich erbaute Maſchinen, die auf dem großen Kanal ſchwimmen, und den Schlamm abzuleiten dienen; ein wirkſames aber der Größe des Endzwecks nicht angemeſſenes Mittel.

Auch läßt die Republik bey Paleſtrina, einem kleinen Orte, eine Mauer im Meere, als einen Damm gegen dieſes furchtbare Element aufführen. Man arbeitet ſchon ſeit vielen Jahren an dieſer Mauer, die nach dem Plan zwölf italieniſche Mei-

len lang werden ſoll. Das Werk geht aber ſehr langſam von ſtatten, und dürfte wahrſcheinlich nie geendigt werden. Björnſtähl, ein Reiſender, der, wenn es nicht auf Bibliotheken und Handſchriften ankam, ſich alles was man wollte aufheften ließ, und ohne es zu überdenken niederſchrieb, berichtet im ganzen Ernſte und ſehr umſtändlich, daß jeder Kubikfuß dieſer Mauer an Arbeitslohne zwanzig, mit den Materialien aber an ſechzig Zechinen koſte. Man berechne eine hohe, dicke, und zwölf italieniſche Meilen lange Mauer nach dieſer Angabe, ſo kommt eine größere Summe heraus, als alles gemünzte und ungemünzte Gold und Silber auf der ganzen Erde beträgt. Und doch verſichert man, daß ſchon ein Drittel dieſes ungeheuren Werks vollendet ſey, welches der Regierung denn, mit dem gelehrten Björnſtähl zu rechnen, nur die Summe von ungefähr tauſend Millionen Zechinen in dreyßig oder vierzig Jahren gekoſtet haben würde. Es iſt indeſſen gewiß, daß die Koſten außerordentlich ſind, daß aber die Größe des Uebels ſie vollkommen rechtfertiget.

Dieſes Uebel war im ſechszehnten Jahrhundert ſchon ſo groß, daß es den Untergang der damals ſo blühenden Republik drohte. Ein Dominikaner-

mönch aber rettete die Stadt, und erwarb ſich dadurch ein ſo groſſes Verdienſt, daß der Senater Cornaro öffentlich erklärte, daß dieſer Mönch der zweite Stifter von Venedig ſey. Dieſer auch in der Mönchskutte groſſe Mann hieß Giocondo, und iſt in Deutſchland ſehr wenig bekannt, daher ich hier eine nähere Nachricht von ihm geben will. Er war ein Venetianer, trat ſehr früh in den Orden, und ging gleich darauf nach Rom, um dort zu ſtudieren. Er lernte die alten Sprachen, und machte ſich mit den klaſſiſchen Schriftſtellern durchaus bekannt. Darauf gab er die Werke des Vitruvius und Vegetius mit Commentaren und Figuren heraus. Dieſe Arbeit entwickelte ſein groſſes Talent zur Baukunſt, wovon er bald einen auffallenden Beweis gab. Die groſſe ſteinerne Brücke zu Verona war in Gefahr durch den Fluß Addigio zu Grunde gerichtet zu werden; man wußte nicht wie man die Grundpfähle ſichern ſollte. Giocondo ſagte, daß er das beſte Mittel in den Commentaren des Cäſars gefunden habe. Er bediente ſich daher derſelben Methode, die dieſer groſſe Feldherr gebrauchte, eine Brücke über die Rhone zu bauen. Die Unternehmung glückte, und der Ruhm dieſes Künſtlers wurde gegründet. Der König von

Frankreich Ludwig XII. ließ ihn nach Paris kommen, wo er unter andern auch die noch vorhandne Brücke Notre Dame erbaute. Bald nachher geschah es, daß er seinem Vaterlande oben berührten großen Dienst leistete. Das Wasser der Brenta führte unaufhörlich Sand und Schlamm in die Lagunen; dieser Unrath häufte sich so sehr an, daß man fürchtete, sie würden in kurzem zur Schiffahrt untauglich werden. Giocondo ließ einen Kanal graben, der einen Theil dieser Wässer nach der Seite von Chioggia leitete, wodurch der andere Theil dahin gebracht wurde, mit solcher Schnelligkeit in die Lagunen zu strömen, daß sie von ihrem Schlamm gereinigt wurden Da einige Zeit nachher die große Brücke von Rialto nebst vielen andern Brücken durch eine Feuersbrunst verzehrt wurden, so verlangte man von Giocondo Entwürfe sie wieder aufzubauen. Er gab sie, sie wurden aber nicht befolgt; ein Vorfall, der ihn so kränkte, daß er sich nach Rom begab, woselbst er auch in einem hohen Alter starb, nachdem er in Vereinigung mit Raphael und Sangallo den Bau der Peterskirche dirigirt hatte.

Die große Menge der Brücken, wodurch die Inseln zusammengehangen werden, sind alle von

einem Bogen und ohne Geländer. Es iſt merkwürdig, daß demungeachtet es ſehr ſelten iſt, daß Perſonen ins Waſſer fallen. Dieſes kommt vorzüglich daher, weil die Venetianer, ſo wie die Italiener überhaupt, der Trunkenheit ſehr wenig ergeben ſind. Ein Umſtand, der in dieſer Stadt zu bewundern iſt, wo die Einwohner ſo vielen andern Zeitvertreibs beraubt ſind. Es giebt hier erwachſene Perſonen, die in ihrem Leben kein Pferd geſehn haben. Indeſſen ſind einige hier, die im Reitſtall gebraucht werden. Leute, die nie auf dem feſten Lande geweſen ſind, haben keine Begriffe von Kutſchen, Laſtwagen, Karren, Pflugſcharen, Gärten und hundert andern Dingen, die von der Cultur eines Volks ganz unzertrennlich zu ſeyn ſcheinen. Alles dieſes iſt ſonderbar und auszeichnend, und würde in einem wahren Freiheitsſitze die außerordentlichſten Wirkungen hervorbringen.

Die Republik hat in einem kleinen Bezirk ſehr anſehnliche Städte, als Padua, Verona, Bergamo und Breſcia. Padua, eine Stadt, die viele Jahrhunderte lang wegen ihrer Macht und als ein Sitz der Gelehrſamkeit berühmt war, ſtellt jezt dem Reiſenden ein trauriges Bild der Vergänglichkeit dar. Die Armuth dieſer ſo großen Stadt iſt über

alle Vorſtellung. Hin und wieder ſieht man prächtige Kirchen und Paläſte, als Denkmäler des vormaligen Flors; allein dieſe liegen entweder in Feldern, oder ſtecken in engen, krummen und kothigen Straßen, wo alle Kunſt eines Palladio gleichſam verloren iſt, die dieſer große Baumeiſter hier vorzüglich gezeigt hat. In dieſen dunkeln Straßen ſieht man die armſeligen Einwohner in Lumpen gekleidet, bleich und abgezehrt, die, Geſpenſtern ähnlich, in dieſen Gemäuern zu ſpuken ſcheinen. Hiezu kommt die Tracht, da Männer und Weiber in abſcheulichen Mänteln eingehüllt ſind, die Menge der Mönche, die man in ganzen Gruppen ſieht, und die vielen Klöſter, die unaufhörlich durch ihr trauriges Geläute die Ohren betäuben; kurz, lauter Dinge, die die Menſchheit herabwürdigen und die Freuden des Lebens verſcheuchen. Die Unwiſſenheit hat daher auch in dieſer ſogenannten gelehrten Stadt ihren Hauptſitz. Der Aberglaube iſt ſelbſt in Neapel nicht ſtärker als hier, wo die Einwohner das Grab des heiligen Antonius beſtändig vor Augen haben. Die Ehrerbietung für dieſen Heiligen iſt ſo groß, daß man ihn ausſchließungsweiſe den Heiligen (il ſanto) nennt. Die ihm gewidmete Kirche iſt eine der prächtigſten in Italien, und von

dem berühmten Nicola von Piſa erbaut. Vorzüglich merkwürdig ſind darin die überaus ſchönen Basreliefs, die gröſtentheils von Nicola ſelbſt ſind, und die Wunder des Heiligen vorſtellen, wobey denn auch ſeine den Fiſchen gehaltene Predigt nicht vergeſſen worden iſt. So außerordentlich aber auch die Armuth der Stadt iſt, ſo unermeßlich ſind doch die Reichthümer, die bey dem Grabe dieſes Heiligen ganz unſinnig verſchwendet ſind, und die diejenigen weit übertreffen, die man in Prag und Neapel bey den Gräbern des heiligen Nepomuks und des heiligen Januarius ſieht.

Es herrſcht in Padua ein ſehr ſonderbarer Gebrauch, der auch in einigen andern Städten der Lombardey ſtatt findet. Wenn jemand ſeine Schulden nicht bezahlen kann, und ſo arm iſt, daß er nicht fünf Lire im Vermögen hat, ſo hängt es von dem Schuldner ab, ſich durch eine förmliche gerichtliche Erklärung dieſer groſſen Armuth von allen Anſprüchen ſeiner Gläubiger zu befreyen. Allein mit dieſer Erklärung iſt eine Cäremonie verbunden, die ſo ſchimpflich iſt, daß dieſes Hülfsmittel höchſtſelten gebraucht wird. Der Schuldner muß ſich nämlich auf einen Stein vor dem Rathhauſe mit dem bloßen Hintern ſetzen, und ſich in dieſer Stellung eine

Stunde lang von dem Volke begaffen lassen, bey welcher Scene die Sbirren präsidiren. Die mit dieser Cäremonie verknüpfte Infamie, die so groß ist, als wenn jemand in Deutschland gebrandmarkt wird, verursacht die Seltenheit solcher Farcen, die sonst in einer so armen Stadt, wie Padua, täglich gesehn, und folglich alle Wirkung verlieren würden.

Vincenza ist die Vaterstadt des Palladio, die er auch mit prächtigen Gebäuden zierte. Kein Denkmal ist aber von ihm merkwürdiger als das olympische Theater, das er hier auf Ansuchen einer gelehrten Gesellschaft erbaute, die den Namen der olympischen angenommen hatte, und ein Modell von den Theatern der Alten zu haben wünschte. Palladio nahm das Theater des Marcellus in Rom zum Muster, und führte seine Unternehmung vortreflich aus: unglücklicherweise aber starb er, ehe das Gebäude ganz vollendet und die nöthigen Zierathen angebracht waren. Dieses übernahm Scamozzi, der aber sehr unschicklich dabey verfahren ist. Dennoch ist es jezt die größte Zierde der Stadt. Palladio commentirte den Vitruvius, den Cäsar und auch den Polybius. Diese Werke sind aber nie gedruckt worden, und liegen wahrscheinlich noch in irgend einer Büchersammlung vergraben.

So klein der venetianiſche Staat iſt, ſo wird doch, ihn zu regieren, alles angewandt, was nur die feinſte Staatskunſt erfinden kann. Nahe an einander liegende Städte werden von der Regierung auf eine äußerſt verſchiedene Weiſe behandelt; eine Politik, wovon man in keinem andern europäiſchen Staate ähnliche Beyſpiele findet. Die Städte Vincenza und Bergamo, wovon ſich erſtere freywillig der Republik ergeben hat, und leztere von unruhigen und verzweifelten Leuten bewohnt wird, welche die geſchickteſten Banditen in Italien ſind, werden ſehr gelinde behandelt. Dieſe immerfort dauernde Erkenntlichkeit gegen Vincenza macht dem Senat Ehre; auch iſt unter allen Städten dieſe der Regierung am meiſten ergeben. In Anſehung der Stadt Bergamo iſt es nicht Großmuth, ſondern Furcht. Die Lage des Orts, der Charakter ſeiner Einwohner, die man oft in Haufen bewaffnet auf der Landſtraße mit Contrebande antrifft, machen dieſe Nachſicht eines unmächtigen Staats nothwendig. Eben dieſe Nachſicht hat man auch mit der Stadt Breſcia, wegen der Lage an der mailändiſchen Gränze. Verona aber wird ganz anders behandelt, da man weiß, daß dieſe Stadt gar nicht venetianiſch geſinnt iſt, ſondern lieber die Oberherr-

schaft des österreichischen Hauses wünschet, dessen Staaten ans veronesische Gebiet gränzen. Die unweit von hier gelegene kleine kaiserliche Stadt Roveredo, die einen blühenden Handel hat, erregt bey den Veronesern die Idee, was ihre große Stadt unter diesem Zepter seyn könnte, und rechtfertiget noch mehr ihre Abneigung gegen ihre aristokratische Regierung. Daher wird auch ohne Nachsicht gegen sie verfahren, als gegen eine Stadt, von der die Dauer des Besitzes ungewiß ist.

Man gab hier dem Kaiser im Jahr 1771 bey seiner Durchreise ein Fest, welches das einzige in seiner Art war, und ihn außerordentlich überraschte. Es war zwar nur ein Stiergefecht, allein es wurde im alten römischen Amphitheater gehalten, das, wie bekannt, inwendig vollkommen gut erhalten worden ist. Der Kaiser hatte es schon mit Bewunderung gesehn, als er vom Gouverneur zum Schauspiel dahin eingeladen ward, dessen Einrichtung aber man für den Monarchen ganz geheim hielt. Man führte ihn zum Eingange, der eben nicht ausserordentlich vom Volke berennt war, er ahndete also nichts ungewöhnliches. Er stieg die alten römischen Gänge hinauf; auf einmal kam er durch eine Oeffnung zu seinem Sitze, und erblickte nun in

dieſem engen Bezirke alle Einwohner der Stadt und der benachbarten Dörfer, die das Amphitheater von oben bis unten angefüllt hatten, und die ſich ſogleich erhoben und ihn mit Händeklatſchen empfingen; ein Anblick, der den Kaiſer ganz außer ſich ſezte.

Von allen Städten des venetianiſchen Gebiets aber fühlt Padua, deſſen elender Zuſtand oben beſchrieben iſt, das Unglück einer harten Regierung am meiſten. Die ſtärkſten Auflagen, die ſtrengſten Geſetze, unerbittliche Strafen bey kleinen Vergehungen, und Verhinderung aller Maaßregeln, die zum Wohl des Orts gereichen. Daher die unbeſchreibliche Armuth einer Stadt, die an Größe wenigen in Italien nachſteht, und eine Bevölkerung von vierzigtauſend Seelen hat. Auf ſolche Art rächt ſich Venedig für alle Unruhen und Gefahren, die Padua, als es einſt blühend und unabhängig war, ihr ſo viele Jahrhunderte lang verurſacht hat.

Bey der jetzigen europäiſchen Staatsverfaſſung kommt die Republik Venedig in keine Betrachtung, und ihre ſo lang erhaltene Unabhängigkeit beruht blos auf der Enthaltſamkeit ihres mächtigen Nachbars, in deſſen Händen ihr Schickſal iſt.

Vierter Abschnitt.

Inhalt.

Mailand. Sitten der Mailänder. Neues Theater. Domkirche. Der heilige Carl Borromeo. Sardinischer Hof. Flor von Piemont. Militärverfassung dieses Staats. Parma. Piacenza. Ferrara. Bologna. Ancona. Loretto.

Kein Theil von Italien sieht einem Garten so ähnlich, als die Lombardey. Dieses schöne Land ist am meisten bevölkert, und am besten angebaut. Mailand ist darin die größte Stadt, so wie sie auch nach Rom die größte in Italien ist. Indessen ist sie, nach Verhältniß ihrer Größe, nicht stark bevölkert. Diese Stadt hat von den ältesten Zeiten her das Loos gehabt, unaufhörlich ihre Herren zu wechseln. Die Sitten der verschiedenen Beherrscher haben auf die Sitten der Einwohner gewirkt, daher diese sich auch von allen andern Italienern auszeichnen. Was bey einzelen Personen kaum merklich ist, wird hier im Ganzen auffallend. Die Spanier haben hier eine gewisse Grandezza hinter sich gelassen, die besonders dem Adel eigen ist. Die Franzosen durch ihre beständigen Kriege in diesem Lande, haben den steifen italienischen Ge-

ſellſchaftſten bey den Mailändern gemildert, den Umgang mit dem Frauenzimmer befördert, und überhaupt einen gewiſſen Grad von Geſelligkeit eingeführt, die in ganz Italien nicht ſo wie hier herrſcht. Den Oeſterreichern haben die Mailänder hingegen die bey ihren italieniſchen Landsleuten unbekannte Gaſtfreiheit zu verdanken, die aus Wien, dem größten Sitz dieſer geſellſchaftlichen Tugend, hieher kam.

Unter der weiſen Adminiſtration des vortreflichen Grafen von Firmian wurde ſehr viel Gutes bewirkt. Er hatte eine ſehr ausgedehnte Gewalt, die nie ein Miniſter beſſer benutzte. Der ſtolze Adel ſelbſt war mit ſeinem Betragen zufrieden, und ſchäzte ihn hoch. Dieſer Adel iſt ſehr zahlreich und reich; auch zeigt er ſeinen Reichthum in prächtigen Kutſchen, vielen Pferden und Laufern. Dieſe Leztern halten Mailand für die hohe Schule ihrer Kunſt, daher auch von hier aus nicht allein ein großer Theil von Italien, ſondern auch die ſüdlichen Provinzen Deutſchlands mit Laufern verſorgt werden. Der Lohn dieſer Geſchöpfe an dieſem ihren Stapelplaz iſt natürlich wegen der Menge geringe, deswegen halten auch einzele Edelleute deren drey, vier, auch mehrere. Ihr Hauptgeſchäft

ist, ihre Herrschaften nach dem Corso zu begleiten; ein Spazierplaz, woselbst sich der Adel täglich bey gutem Wetter gegen Abend einfindet, nicht um daselbst zu Fuße zu spazieren, sondern in Kutschen auf und nieder zu fahren. Keine Conversation findet hier statt, außer sehr kurze, wenn sich die Wagen einander begegnen. Die einzige Absicht dieser Spazierfahrer ist zu sehen, oder vielmehr gesehen zu werden. Diese abgeschmackte Ergözlichkeit ist allen großen Städten in Italien gemein.

Man hat in Mailand ein neues Theater erbaut, das nur vor wenig Jahren fertig geworden ist, und für das größte und schönste in Italien gehalten wird. Es hat aber den kleinen Fehler, daß man wegen der Größe in der Entfernung nichts sehen und nichts hören kann. Die Logen des Adels sind so groß, daß man sie für Zimmer ansehn könnte; überdem sind sie alle prächtig möblirt mit kostbaren Tapeten, Wandleuchtern, Spiegeln und Sophas, nach dem Geschmack der Eigenthümer; welche Verschiedenheit eine sehr schöne Wirkung thut. Eine jede Loge hat ein daran stoßendes Cabinet, manche auch zwey zum Abtreten. Man hat für alle Bedürfnisse sehr sinnreich gesorgt, und nicht allein die Thüren, sondern auch die Oefnungen ge-

gen dem Theater zu werden nach geendigter Vorstellung mit Schlössern verwahrt. Für das Eigenthumsrecht einer solchen Loge sind bey Erbauung dieses Theaters zweytausend, dreytausend, auch viertausend Scudi bezahlt worden. Dagegen aber ist das Abonnement geringe. Ich sah in diesem Schauspielhause die schönste und prächtigste Theaterverzierung, die mir je in Italien zu Gesicht gekommen ist. Sie gehörte zu einem Ballet, betitelt Cleopatra, worin nicht getanzt, sondern gesprungen wurde. Nie hab ich eine so elende pantomimische Vorstellung eines heroischen Sujets gesehn, als diese. Es war die größte Parodie auf die in der Geschichte so berühmte Begebenheit, die der Cleopatra und dem Antonius den Tod, und der Welt einen neuen Beherrscher verschaffte. Der Dekorateur hatte indessen alle Kunst angewandt, den Zuschauer in die unterirdischen Gewölbe von Alexandria zu versetzen, und es war ihm bis zur Bewunderung gelungen. Die Grimassen der Springer aber vernichteten die kurze Täuschung, die bey einem guten und wohlvorgestellten Trauerspiele fortdauernd und hinreißend gewesen seyn würde.

Die so sehr gepriesene Domkirche hat wenig Auffallendes. Eine große Menge Statuen und ein

Reichthum von Marmor ist das vorzüglichste an derselben. Wie bekannt, wird daran beständig gebaut, und zwar mehr das Einfallende wieder herzustellen, als den Bau zu vollenden. Man führt Vermächtnisse, Clauseln und andere Gründe zur Rechtfertigung dieser architektonischen Farce an, die so lange dauern wird, bis ein Machtspruch endlich dem Spiel ein Ende macht. Das Innere dieser Kirche, oder vielmehr das Gebäude, so wie es jezt dasteht, wurde bereits im funfzehnten Jahrhundert durch Cezariani geendigt, nachdem der berühmte Baumeister Bramante, Lehrer des großen Raphaels, den Bau untersucht hatte.

Der Schutzpatron von Mailand ist der heilige Karl Boromeo. Wenn einer aus der ganzen Legende Achtung verdient, so ist es gewiß dieser Heilige, der, außer seiner Frömmigkeit und Gottesfurcht, durch ein thätiges Leben voller Wohlthaten, die man noch empfindet, auf die Verehrung seiner Landsleute ein gegründetes Recht hat. Seine Reichthümer sezten ihn in den Stand, viele Stiftungen zu machen, und überhaupt viel Gutes zu bewirken. Er wurde bereits in einem Alter von zweyundzwanzig Jahren Erzbischof, und starb sechsundvierzig Jahr alt. Dieser Todesfall erfüllte ganz

Mailand mit Verzweiflung. Der Ruf des Verstorbenen, das Flehen seiner hinterlassenen Mitbürger, seine vornehme Familie, deren Reichthümer wahrscheinlich hiebey nicht müßig lagen, alles dies bewog den römischen Hof, diesmal die so lange hergebrachte Gewohnheit bey Seite zu setzen, vermöge welcher die Canonisation eines Heiligen erst nach funfzig Jahren geschehen kann. Sie geschah diesmal nach dreyßig Jahren. Die Mutter des Heiligen, eine Dame in sehr hohem Alter, lebte noch und genoß eines Vergnügens, das noch nie einem christlichen Weibe zu Theil worden war, nämlich ihren Sohn in allen Kirchen verehrt, und alle Knie vor seinem Bilde gebeugt zu sehen.

Man fand hier in einer Privatbibliothek 1756 die Werke des Bramante in Manuscript, die dieser berühmte Mann über die Baukunst, Malerey und die Künste überhaupt geschrieben hat. Sie sind in italienischer Sprache gedruckt, ich zweifle aber sehr, daß sie ins Deutsche übersezt sind.

Der Sardinische Hof genießt seit langer Zeit den Ruhm, sowohl in der Staatskunst, als im Finanzfach und in der Militärverfassung ein Muster

zu seyn. In der That ist die durch alle Künste der Politik erworbene Krone und das respektable Ansehn, worin sich dieser kleine Staat gesezt hat und noch erhält, ein Beweis einer vortreflichen Staatskunst. Zu dem System derselben waren durchaus viele Truppen nöthig, und diese zu unterhalten, sezte eine wohlgeordnete Staatswirthschaft voraus, die man hier auch findet. Der König ist selbst ein großer Oekonom: alles an seinem Hofe sogar wird mit einer auszeichnenden Sparsamkeit verwaltet. In keiner großen Stadt in Italien ist der Adel so arm wie hier, daher er auch mit geringen Besoldungen zufrieden ist. Diese sind selbst den Ministern an auswärtigen Höfen sehr sparsam zugemessen, wie denn z. B. die sardinischen Gesandten in Holland und Genua jährlich nach unserm Gelde nur dreytausend Reichsthaler haben.

Kein Edelmann darf reisen, ohne ausdrückliche Erlaubniß des Königs; diese muß er auch haben, wenn er andern Mächten dienen will. Allein Geld außerhalb Landes zu leihen, ist durchaus verboten. Der Adel ist hier käuflich, so wie in ganz Italien. Wenn ein Fremder sich in diesem Lande etabliren will, so muß er sich förmlich naturalisiren lassen, und den Eid der Treue schwören.

Die Piemonteſer werden für die italieniſchen Gaſconier gehalten. Es iſt wahr, daß ſie einen zu hohen Werth auf ihre ſonſt wohlgegründeten Vorzüge legen. Ihr Land iſt in größerm Flor als irgend eines in Italien, ſo wie ſie auch alle andere Nationen dieſes Landes an Thätigkeit und Induſtrie übertreffen. Ein gleiches gilt von der guten Ordnung, die in allen Theilen der Staatsverwaltung herrſcht; ja ſelbſt die Polizey, die faſt allenthalben in Italien ſchlecht iſt, zeichnet ſich hier aus, ob man gleich noch viele weſentliche Dinge vermißt. So iſt z. B. die Hauptſtadt ſelbſt nicht des Nachts erleuchtet, und andere Dinge mehr. Indeſſen fehlt es nicht an der jenſeit der Alpen ſo ſeltenen Reinlichkeit, wovon der König in ſeinem Palaſt das Beyſpiel giebt. Da Regelmäßigkeit in dieſem Lande gleichſam einheimiſch iſt, ſo iſt auch die Reſidenzſtadt in ihrer Bauart ein Muſter derſelben, das man aber glücklicherweiſe nirgends nachahmt; denn die große Einförmigkeit iſt zwar anfangs auffallend, ermüdet aber bald. In der Po-Straße z. B. die zu den beſten in Turin gehört, ſind alle Häuſer von einerley Höhe, wodurch alle Annehmlichkeit fürs Auge verloren geht.

Der Flor von Piemont beruht vorzüglich auf den Seidenhandel. Die Engländer allein holen jährlich für zweimalhunderttausend Pfund Sterl. Seide aus diesem Lande, und zwar größtentheils für baares Geld, da auf die englischen Manufakturwaaren hier so hohe Zölle gelegt sind, daß man sie nicht viel besser als ein gänzliches Verbot ansehn kann. Sollten die Engländer einst einen bessern Markt zum Einkauf dieser Waare finden, so würde nicht allein der piemontesische Handel einen tödtlichen Stoß leiden, sondern der Flor des Landes überhaupt würde mit einemmal aufhören.

Es ist merkwürdig, daß Piemont nie einen guten Dichter hervorgebracht hat: auch in allen andern schönen Künsten haben sich die Piemonteser nie ausgezeichnet; einige Zweige der Wissenschaften aber sind von ihnen mit Erfolg cultivirt worden.

Man hat gewöhnlich von der Macht dieses Staats sehr unrichtige Begriffe, und unsere Zeitungsschreiber ermangelt nie, wenn von Allianzen die Rede ist, den König von Sardinien mit hinein zu flechten, um das Gleichgewicht von Europa zu erhalten; ein Fürst, der, ohne Subsidien zu bekommen, nach Besetzung seiner Festungen nur wenige tausend Mann ins Feld stellen kann. Dieses

kommt von dem nicht allein in Deutschland, sondern auch fast durchaus herrschenden Vorurtheile her, daß nämlich die Truppen des Königs von Sardinien vortreflich wären. Ein deutscher sachkundiger Beobachter aber wird sie im Wesentlichen nicht viel besser als alle italienische finden. Sie zeichnen sich nicht aus, weder durch einen martialischen Geist, noch durch hohe Begriffe von Ehre, die selbst, wenn sie überspannt sind, hier eher nutzen als schaden, noch weniger durch ihre Kriegsübungen und Kenntniß der Taktik, sondern blos durch das Aeußere. Es herrscht bey ihnen eine gewisse Ordnung und Regelmäßigkeit, wovon die andern Truppen in Italien nichts wissen. Hiezu kommt ein richtiger Sold. Die vielen Festungen in Piemont veranlassen schlechterdings eine Art von Ordnung beym Militärdienst, die bey vielen Reisenden die vortheilhaftesten Begriffe erzeugt haben, zumal in Vergleich mit ihren Nachbarn; desgleichen verursachen sie, daß sich mancher Offizier auf die Befestigungskunst legt, und sich darin auszeichnet. Alles dieses aber macht die Truppen noch nicht vortreflich, daher die ganze jezt nicht viel über zwanzigtausend Mann betragende sardinische Armee in freyem Felde gegen eine Berliner Wachtparade wohl nicht lange

aushalten dürfte. So gering die Anzahl dieser Truppen ist, so zählt man doch dabey siebenzig Generals.

Der königliche Titel, wenn er gleich dem Regenten ein höheres Ansehen verschafft, trägt doch zur Vermehrung seiner Macht nicht das geringste bey, da diese blos auf dem Werth seiner Staaten beruht. Das Königreich Sardinien bringt dem königlichen Schatze fast gar nichts ein, da dessen geringe Einkünfte kaum für den im Lande befindlichen Civil- und Militär-Etat hinreichen. Eine gleiche Bewandniß hat es mit Savoyen, so daß alles von dem Herzogthume Piemont abhängt; daher man sagen kann, daß hier der Herzog den König ernährt. Die Einkünfte dieses Landes sind zwar sehr beträchtlich; allein nicht so, daß der König auf dem politischen Theater von Europa für sich eine Rolle spielen kann. Ueberhaupt sind die königlichen Einkünfte nicht über fünf Millionen Reichsthaler, und die Volksmenge in Piemont beträgt nicht völlig funfzehnhunderttausend Seelen.

Die der ganzen Lombardey eigene Fruchtbarkeit trifft man auch in den Herzogthümern Parma und Piacenza an, die im Mittelpunkt dieſes Landes liegen. Indeſſen iſt hier weder die Bevölkerung noch die Induſtrie ſehr groß, deſto häufiger aber iſt das ſpaniſche Geld. Das Auszeichnende von Parma ſind die Meiſterſtücke des Corregio, die hier Kirchen und Paläſte zieren. Stolz auf die Werke dieſes großen Künſtlers, ſucht man in dieſer Stadt eben nicht durch andere Künſte zu glänzen, wie denn die Baukunſt hier ungemein vernachläßigt wird. Wenn man das Alter der Stadt, ihre Größe, Volksmenge, und daß ſie die Reſidenz eines Fürſten iſt, in Erwägung zieht, ſo erſtaunt man, hier ſo wenig ſchöne Paläſte und Kirchen zu finden, die doch in Italien ſo häufig ſind.

Das ſo berühmte große Opernhaus allhier iſt das Studium aller Baumeiſter, weil es die ganz beſondere Eigenſchaft hat, daß ſelbſt die in der größten Entfernung dieſes ungeheuern Umfangs geſprochene Worte allenthalben ſehr genau verſtanden werden. Die uns noch ziemlich unbekannten Geſetze des Schalls haben dem Baumeiſter dieſes Schauſpielhauſes nicht zur Richtſchnur dienen können, daher man füglich annehmen kann, daß eine noch nicht

entdeckte zufällige Ursache diese Wirkung hervorgebracht habe. Der preußische Oberste von Knobelsdorf, der das Opernhaus in Berlin gebaut hat, vorher aber eine Reise nach Italien that, hielt sich lange in Parma auf, um die Verhältnisse dieses Theaters zu studiren. Es ist unstreitig das größte in ganz Europa; der zu den Vorstellungen erfoderliche ausserordentliche Aufwand aber ist Ursache, daß seit mehr als vierzig Jahren nicht darauf gespielt wird.

Was Parma an Werken der Baukunst fehlt, ist hingegen in dem so wenig bevölkerten Piacenza im Ueberfluß zu finden. Sie ist unstreitig die schönste Stadt in der ganzen Lombardey. Man glaubt nicht eine Provinzialstadt, sondern die Residenz eines großen Monarchen zu sehen. Allenthalben wird man Spuren der Kunst und Prachtliebe des Farnesischen Hauses gewahr, das hier mit königlichem Glanze residirte. Man sieht hier lange, große und breite Straßen mit herrlichen Palästen und öffentlichen Gebäuden angefüllt, desgleichen Plätze mit schönen Springbrunnen geziert. Auf dem vornehmsten Plaz der Stadt stehen zwey Statuen zu Pferde, des berühmten Feldherrn Alexander Farnese und seines Sohns Ranuccio, die von allen Kennern unter die vortreflichsten Werke dieser Gattung gerechnet

werden. Auch die Kirchen sind mit Kunstarbeiten großer Meister angefüllt, der Carrache, Guerchino und anderer.

Nahe bey dieser Stadt war es, wo der berühmte Kardinal Alberoni seine leztern Lebensjahre in der Stille zubrachte, nachdem er eine so glänzende Rolle in Europa gespielt hatte.

Man erschrickt, wenn man aus den Städten der Lombardey nach der dem Pabst gehörigen Stadt Ferrara kommt. Es hat an diesem großen und wohlgebauten Orte das Ansehen, als ob die Pest darin aufgeräumt hätte. Es fehlt nicht an schönen Palästen und prächtigen öffentlichen Gebäuden, aber alles ist öde. Man sieht keine Menschen, und hunderte von Häusern stehn leer; ein stärkerer Beweis von den traurigen Folgen einer schlechten Regierung ist schwer zu finden. Auch halten sich Reisende gewöhnlich hier gar nicht lange auf, sondern eilen fort, sobald sie bey dem hier befindlichen Grabe Arioste dem Andenken dieses unsterblichen Dichters ihre Verehrung gezollt haben.

Das unweit davon gelegene Bologna hingegen ist in einem weit bessern Zustande, weil die Regierung hier nicht ganz päbstlich ist. Diese große und volkreiche Stadt hat das Auszeichnende, daß sie die

einzige in ganz Europa ist, welche unter einem souveränen Fürsten die republikanische Regierungsform behauptet. *) In der That ist die Macht des Legaten, der hier als päbstlicher Statthalter residirt, sehr eingeschränkt, weil alles vom Senat abhängt. Dieser hält sogar in Rom selbst beständig einen Gesandten, der dieselbigen Vorrechte allda hat wie die Minister großer Mächte, an denen er sich auch anschließt. Die Lage der Stadt Bologna, und ihre weite Entfernung vom Kirchenstaat, sind Ursache, daß man sie im Genuß der alten Freiheit läßt, die man unfähig seyn würde ihr mit Gewalt zu nehmen, so wenig als Ferrara zu behaupten, wenn das Haus Este seine so wohl gegründeten Ansprüche auf dieses Herzogthum hervorsuchen wollte.

Sowohl hier als in vielen Städten der Lombardey herrscht die Gewohnheit, daß durch alle Straßen auf beiden Seiten bedeckte Porticos gebaut sind, die zwar wider den Regen und die Sonne schützen, aber auch vielen Nachtheil erzeugen. Sie entstellen die Straßen und machen sie enge, verbergen die schönen Werke der Baukunst, die für den Anblick gleich-

*) Daß man Neuchatel hier nicht in Vergleichung bringen könne, wird jeder einräumen, dem die Verfassung dieses Fürstenthums bekannt ist.

ſamt verloren ſind, und verurſachen, daß man das Steinpflaſter in der Mitte ganz vernachläßigt, das mit einem ewigen Koth angefüllt iſt. Ueberdem ſind dieſe Porticos bey Nachtzeiten in nicht erleuchteten Städten ſehr gefährlich. In der Dunkelheit, worin die Menſchen hier herumtappen, haben die Räuber und Mörder freyes Spiel. Die erſtern ſind jedoch weit ſeltener als die leztern. Ich habe mich bemüht, davon die Urſache aufzufinden, weil dieſes der Fall in ganz Italien iſt; einem Lande, wo die Armuth ſo drückend iſt, und wo man ſogar Banditen für eine Kleinigkeit erkaufen kann. Die Urſache iſt wohl keine andere, als daß Diebe und Räuber von ihren Beichtvatern zu Wiedererſtattung des Entwendeten ſtrenge angehalten werden, und ihnen bis dahin die Abſolution verſagt wird, dahingegen der Mörder, er mag mit dem Tode, oder mit der Galeerenkette, oder auch gar nicht geſtraft werden, ſolche ohne Anſtand in der beſten Form erhält.

Bologna hat einen großen Schatz an koſtbaren Schildereyen und andern Kunſtwerken; indeſſen ſieht man unter den Paläſten und Kirchen allhier wenig Auszeichnendes. Die beſten der leztern ſind in Vergleich mit denen zu Rom, Florenz, Genua und Venedig ſchlecht zu nennen; wobey ich allein

die Kirche des heil. Petronius ausnehme, worin die berühmte Mittagslinie des Cassini befindlich ist, die man in der Mitte dieses Jahrhunderts wieder erneuert hat. Bologna ist der Sammelplaz aller italienischen Tonkünstler, Castraten und Schauspieler, die Engagements suchen; sie finden sich hier ein, weil man aus allen Ländern sich nach dieser Stadt wendet, um solche Personen zu verschreiben; eben so wie Leipzig der Stapelplaz für Hofmeister des deutschen Reichs ist: daher gehören auch die Schauspiele in Bologna zu den besten in Italien, und sind überdem die wohlfeilsten in ganz Europa.

Das sogenannte bolognesische Institut, das in Italien bis zum Himmel erhoben wird, ist eine überaus große Sammlung von allen zu einer jeden Wissenschaft und Kunst gehörigen Dingen, die hier vereinigt zu finden sind. Es ist gleichsam eine sinnliche Encyklopädie. Die Bibliothek enthält seltene Sachen; unter den vorzüglichsten rechnet man eine große Anzahl Foliantenbände, die Naturgeschichte betreffend, worin die Produkte der drey Naturreiche mit Farben vortreflich gemalt sind. Zu dem Institut gehört ferner ein Naturalienkabinet, eine Kunstkammer, eine Sternwarte, ein anatomisches Theater, Kunstmodelle aller Arten u. s. w. Alles die-

ses macht, weil es hier zusammen gefunden wird, und nicht wie sonst in der übrigen Welt abgesondert ist, ein auffallendes Ganze aus, dessen Theile aber eben nicht viel Auszeichnendes haben, sondern grösstenthells zu den Alltagsgegenständen großer Städte gehören. Es ist daher sehr füglich mit dem Arsenal von Venedig zu vergleichen, woron ich im zweiten Abschnitte dieses Bandes geredt habe, das auch blos wegen der Vereinigung der mannichfaltigen Kriegsbedürfnisse den großen Ruf erhalten hat. Der unbefangene Beobachter läßt sich jedoch hiedurch nicht irre machen, sondern zergliedert die Gegenstände, wie sie sich darstellen.

Der Pabst Lambertini, ein Bologneser, der 1758 starb, ist der Stifter dieses Instituts; er sparte dabey weder Geld noch Mühe: es sollte vorzüglich dienen, der hiesigen sogenannten Universität nicht allein aufzuhelfen, sondern ihr eigentlich einen ganz außerordentlichen Flor zu geben. Des Pabsts Absichten waren freylich recht gut; allein es gehört etwas mehr dazu, Kenntnisse zu verbreiten, oder vielmehr solche dahin zu pflanzen, wo keine sind. Hier ist dieses äußere Gepränge ein wahres Kinderspiel, auch sind aus diesem scientifischen trojanischen Pferde noch keine Weisen herausgegangen.

Ancona würde unter einer weisen Regierung die größte Handelsstadt in Italien seyn, so wie sie ehmals zu den vornehmsten in Europa gehörte. Indessen sieht man noch viele Spuren ihrer vorigen Wichtigkeit, und einen nicht unbeträchtlichen Handel, der nur in Vergleich mit ihrem vergangenen Zustande gering ist. Dies ist die einzige Stadt im Kirchenstaat, wo man eine Anzahl Manufakturen und Fabriken findet. Ueberhaupt wird man hier eine Industrie und Thätigkeit gewahr, die im südlichen Italien unbekannt ist. Der Adel schämt sich hier nicht merkantilische Gewerbe zu treiben, daher denn auch die vornehmsten Familien des Landes zu gleicher Zeit die größten Kaufmannshäuser formiren. Sogar die Juden, die in Rom selbst arm sind, und wie im Kerker leben, sind hier reich, und genießen große Freiheiten. Diese der päbstlichen Schatzkammer so vortheilhafte Industrie ist die Frucht des Entschlusses, Ancona zu einem Freihafen zu erklären, welches vor ungefähr funfzig Jahren geschah. Man sieht hier noch viele Alterthümer, worunter vorzüglich der vom Trajan im Hafen aufgeführte marmorne Damm befindlich ist, in dessen Mitte der bekannte Triumphbogen dieses Kaisers steht, den man ziemlich wohl erhalten hat.

Loretto ſtellt das ſonderbare Schauſpiel einer anſehnlichen Stadt dar, die ſich ganz vom Aberglauben nährt. Die erſtaunliche Menge Pilger und Reiſende, die das heilige Haus beſuchen, die vielen Reliquienhändler, die Roſenkranz- und Scapulierkrämer u. ſ. w. verſchaffen den dürftigen Einwohnern dieſer Stadt Subſiſtenz, die ſonſt mitten unter den hier aufgehäuften Reichthümern verhungern würden. Man hat hier auch viele Buden, worin man Marienbilder und Schaumünzen verkauft, die durch die Berührung des heiligen Hauſes einen beſondern Werth erhalten haben. Ich will hier keine Beſchreibung dieſes ſogenannten Heiligthums machen, das bekannt genug iſt, ſo wohl als die zum Beſuch gehörige Cäremonien der Andächtigen, die alle auf den Knien herumrutſchen; ein Anblick, der den Fremden außerordentlich auffällt. Dieſe guten Leute werden indeſſen für ihre beſchwerliche Mühwaltung durch die angenehmen andächtigen Empfindungen belohnt, die in ihnen das heilige Haus erweckt, welche oft in Freudenthränen ausbrechen, wovon freylich der bloße Beobachter nichts weiß.

Die Schätze werden in einem großen und prächtigen Saal in Schränken aufbewahret. Obgleich

man mit Grunde zweifeln kann, daß nicht viele von den hieher geschenkten kostbaren Edelsteinen mit kluger Vorsicht ausgetauscht worden sind, so formiren dennoch die Menge der wahrhaft guten Kleinodien, nebst den erstaunlichen Reichthümern an Gold und Silber, einen überausgroßen Schatz, der vielleicht der größte ist, den die Andacht je auf unserer Erde zusammengehäuft hat. Es würde klugen und entschlossenen Kapern gar nicht schwer fallen, diese Reichthümer abzuholen. Es ist in der That unbegreiflich, daß die barbarische Corsaren keine Versuche dieser Art gemacht haben. Die Stadt ist mit fünfhundert Mann elender Truppen besezt, die auf keine Vertheidigung vorbereitet sind, und deren Widerstand, wenn der Angriff in der Nacht geschähe, vollends höchst unbedeutend seyn würde. Man hat zwar Anstalten getroffen, in einem solchen Fall durch Signale das ganze Land in Bewegung zu bringen; allein dieses würde vergeblich seyn, wenn die Unternehmung mit der nöthigen Klugheit und Geschwindigkeit ausgeführt würde. Ich behaupte, daß der glückliche Erfolg sodann nicht fehlen könnte, und daß blos die Erhaltung der Lorettoschen Reichthümer dem Mangel an Kenntnissen zuzuschreiben sey, der, wie bekannt, bey diesen

unwiſſenden Seeräubern ſehr groß iſt. Loretto liegt in einer ſehr geringen Entfernung vom Meere, und nichts iſt leichter als am Ufer in bewafneten Schaluppen zu landen. Fiele es den Engländern je ein, feindſelig gegen den römiſchen Hof zu handeln, ſo würden ihre Kaper gewiß den Weg zum heiligen Hauſe finden. Ich gebe zu, daß eine ſolche Handlung bey allen katholiſchen Völkern Abſcheu gegen die engliſche Nation einflößen würde. Hieran aber dürften ſich die Kaper wohl nicht kehren, da der Gegenſtand zu groß und zu außerordentlich wäre, um nicht alle andre Betrachtungen zu überwiegen.

Fünfter Abſchnitt.

Florenz. Adel. Schauſpiele. Sprache. Litteratur. Nationaleinbildung. Künſte. Gallerie. Palaſt Pitti. Oeffentliche Gebäude. Piſa. Domkirche. Hangender Thurm. Heiliger Gottesacker. Brücke. Bäder. Univerſität. Sienna. Livorno. Projekt zur Erbauung des Tempels zu Jeruſalem. Ruſſen in Livorno und deren Betragen. Ungedruckte Anekdote, eine außerordentliche Begebenheit betreffend. Quarantaine. Kaffeehäuſer. Beſondere Gaſtfreiheit.

Toſcana iſt unter der jetzigen Regierung das glücklichſte Land in Italien. Weiſe Geſetze,

ein blühender Handel, und eine steigende Cultur unter einem schönen Himmel. Es mangelt aber den Toscanern sehr an der gehörigen Kenntniß ihres Glücks. Wie weit läßt ihr Beherrscher selbst die besten der Medicis hinter sich zurück! Hat er gleich nicht ein so glänzendes Gefolge von Künsten, wie Cosmus sie in seinem verewigten Jahrhundert hatte, so übertrifft er ihn doch in seinen ausgebreiteten Kenntnissen und in seiner eifrigen Vorsorge für sein Volk, die bey ihm Leidenschaft ist. Künftige Geschlechter werden erst die Früchte der vortreflichen Anstalten und Verordnungen ärnten, und in ihren Herzen dem weisen Leopold würdige Denkmäler errichten. Es ist merkwürdig, daß dieser Fürst erst seit einigen Jahren den Werth der schönen Künste kennt und schäzt. Ganz mit der Regierungskunst und den nüzlichen Künsten und Wissenschaften beschäftigt, sah er seine herrliche Gallerie mit großer Gleichgültigkeit an. Keine Anstalt zu ihrem Vortheil; ja nicht einmal ein Besuch, außer die cäremoniemäßigen bey der Anwesenheit durchlauchtiger Gäste. Diese Kälte machte oft die Kunstliebhaber seufzen, und war für Reisende befremdend. Z. B. die so bewunderte Gruppe der Niobe mit ihren Kindern, die man 1771 aus

dem Palaſt Medicis in Rom genommen, und nach Florenz gebracht hatte, war viele Jahre im Palaſt Pitti, in einem ſchlechten Geräthezimmer, unter unbrauchbaren Mobilien hingeſtellt, und wartete lange auf einen würdigen Plaz. Endlich iſt er ihr zu Theil worden, da ſich die Scene für die ſchönen Künſte in Florenz ſo glücklich verändert hat. Durch erweiterte Kenntniſſe hat der Großherzog wahrſcheinlich den großen Werth der Künſte ſchätzen lernen, denn er iſt ſeit kurzem ihr eifrigſter Beförderer geworden.

Das Vorurtheil, eine außerordentliche ſchöne Stadt zu ſehn, womit ein Reiſender gewöhnlich nach Florenz kommt, betrügt diejenigen, die ihre Erwartungen zu hoch geſpannt, und andre ſchöne Städte geſehn haben. Unmöglich kann ein unbefangener Mann, der Europa durch gethane Reiſen kennt, mit übermäßiger Bewunderung von der Schönheit dieſer Stadt reden, die alles Lob verdient, aber doch ihres Gleichen hat. Eine Anzahl ſchöner Statuen, die in der Stadt zerſtreut ſtehn, und zum Theil ſehr unſchicklich placirt ſind, folglich oft wenig ins Auge fallen, machen doch nicht allein die Schönheit einer Stadt aus. Das ſo gerühmte Steinpflaſter, das aus großen Steinen

besteht, ist gut, hat aber bey weitem nicht die Bequemlichkeit der Fußwege in den Straßen zu London, ja es ist nicht besser, als wie man es in Venedig, Genua, und andern Städten in Italien sieht. Hier sind keine große und breite Straßen, keine prächtige Plätze, kurz nichts Auffallendes im Aeußern, als einige Paläste und öffentliche Gebäude, die Domkirche, das Batisterio, worin alle Kinder der Stadt getauft werden, verschiedene andre Kirchen, und eine schöne Brücke über den Arno; hiezu kommen die vorbesagten Bildsäulen; alles übrige hat nichts Auszeichnendes. Der große Plaz, wo der alte großherzogliche Palast (*palazzo vecchio*) steht, ist der unansehnlichste von allen, obgleich verschiedene schöne Statüen und Gruppen hier angebracht sind, die mit dem schlechten gothischen Palast einen widrigen Contrast machen. Sonst ist der Plaz mit gemeinen Häusern und der sogenannten Logia besezt, die zur Zusammenkunft der Kaufleute bestimmt ist. Unter den Arkaden derselben sind einige der vortreflichsten Werke des Meisels aufgestellt. Der Anblick von Florenz ist ebenfalls nicht schön, von welcher Seite man sich auch nähert, so wenig als von den Terrassen des großherzoglichen Gartens, Boboli, wo man die

Stadt überſehn kann. Der Proſpekt aber von hier in die umliegenden Gegenden, und beſonders ins Arnothal iſt ſehr reizend, wo man eine Menge kleiner Hügel und Weingärten ſieht: allein Florenz ſelbſt hat an dieſer ſchönen Ausſicht nur geringen Antheil. Dieſes alſo iſt das Wunder einer ſchönen Stadt, von welcher einer ihrer Großherzoge zu ſagen pflegte, daß man ſie den Fremden nur des Sonntags zeigen ſollte. Vielleicht mochte dieſe Pralerey im ſechszehnten Jahrhundert wohl einigen Grund haben, da außer Italien allenthalben die Künſte noch in der Wiege lagen, und ſelbſt die vornehmſten Städte in Europa mit hölzernen Häuſern angefüllt waren. Allein die Zeiten haben ſich ſehr verändert.

Der florentiniſche Adel iſt arm, ſo reich er auch zu den Zeiten der erſten Medicis war. Damals beſchäftigte er ſich aber auch noch mit der Handlung, die allein den Staat ſo empor gebracht hatte. Seit langer Zeit hingegen hat man dieſe Quelle des Reichthums verachtet, ſo daß ein florentiniſcher Edelmann ſich zu entehren glauben würde, wenn er das Gewerbe des großen Coſmus treiben ſollte. Die Armuth des Adels verurſacht, daß der Aufwand deſſelben nicht beſonders glänzend iſt, allein

er steht dennoch mit den Einkünften in keinem Verhältniß. Es sind daher schon lange Prachtgesetze auf dem Tapet gewesen, und wenn der Grundsaz richtig ist, daß der Luxus einen großen Staat bereichere, aber einen kleinen zu Grunde richte, so kann es nicht fehlen, daß die Abstellung desselben in diesem Lande die vortheilhaftesten Wirkungen hervorbringen müsse.

Der Großherzog hat auch, diesem Uebel abzuhelfen, schon 1782 sehr weise Maaßregeln ergriffen. Nicht durch Gesetze, denen man durch List ausgewichen wäre, und die in diesem Fall gewiß fruchtlos gewesen wären, sondern durch eine schriftliche Ermahnung an sein Volk, und durch sein eigen Beyspiel. Niemand wird ihm an seinem Hofe, nach seiner ausdrücklichen Erklärung, willkommener seyn, als Personen in einem prachtlosen Aufzuge; dieses wird der Maaßstab seyn, wonach er sich bey Besetzung der Stellen und Ehrenämter richten wird. Er empfiehlt den Reichen ihren Glanz in Aufmunterung der Künste, der Manufakturen, des Ackerbaues, und in wohlthätigen Handlungen zu zeigen. Auch die Toscanischen Tribunäle haben weise Verordnungen erhalten, die in Italien eine außerordentliche Erscheinung waren. Der Groß-

herzog empfiehlt beſonders den Criminalgerichten, über die Freiheit der Menſchen nicht zu leicht zu entſcheiden; bey den Verhören Menſchlichkeit, und bey den Eiden Behutſamkeit zu zeigen; die Prozeſſe ſo ſehr als möglich zu beſchleunigen; das Elend der Gefangenen in den Kerkern zu mildern, und ſie nicht länger, als unumgänglich nöthig iſt, darin ſchmachten zu laſſen. Die Jagd hat er auch eingeſchränkt, weil er ſie für ein barbariſches Vergnügen hält.

Der Großherzog iſt kein beſonderer Freund des Theaters, doch liebt er Komödien mehr als Opern, daher auch bisweilen eine franzöſiſche Schauſpielertruppe hier ſpielt. Dieſes war auch der Fall bey meinem leztern Aufenthalte im Jahr 1780. Die Geſellſchaft war nicht ſchlecht, ſondern ſo gut wie irgend eine in den franzöſiſchen Provinzen; allein ſie ſpielten vor leeren Bänken, und ohne die Wohlthaten des Fürſten und die Beyträge des Adels, der es Schande halber thun mußte, hätten ſie verhungern müſſen. Der widerſinnige Gebrauch im Opernhauſe, in den Logen während der Vorſtellung Karten zu ſpielen, herrſcht hier ſo ſehr, wie an einem Ort in Italien. Der Lärm, den dieſes verurſacht, ſowohl als die beſtändigen Beſuche aus einer Loge in die andere, vernichten oft das Vergnügen

der andern Zuschauer bey den schönsten Arien. Allein sie sind es gewohnt, und eine verüberrauschende Empfindlichkeit ist alles, was sie bey solcher Gelegenheit äußern. Sonst ist es dem Ton der vornehmsten italienischen Damen überhaupt gemäß, keine Aufmerksamkeit auf das Schauspiel zu zeigen. Dieses überlassen sie dem bürgerlichen Frauenzimmer. Ja einige affektiren die größte Unempfindlichkeit bey den vortreflichsten Arien der besten Sänger, und wählen auch wohl diese Augenblicke, wo alles Ohr ist, und die größte Stille herrscht, sich laut zu unterhalten. Nur die Ballette sind der Talisman, der sie aus ihrer Gleichgültigkeit reißt. Dieser Reiz ist unwiderstehlich, und erhält die Aufmerksamkeit, wenn gleich die geschmackloseſten Tänze viele Tage hinter einander wiederholt werden. Ueberhaupt sind die Italiener in diesem Theil des Schauspiels noch sehr zurück. In ihren Balletten ist Erfindung sowohl, als Anordnung und Ausführung, gleich schlecht. Da die Geberdensprache ohne Karrikatur, nebst allen Talenten, die den großen Schauspieler bilden, in diesem Lande gänzlich unbekannt sind, so kann man auch keinen wahren Ausdruck von den italienischen Tänzern erwarten. Im Komischen sind ihre Geberden Karrika-

tur, und im Ernſthaften nichts wie Grimaſſen. Ihre Stärke beſteht im Springen, und in manſtändigen Stellungen; allein man ſieht keine Spur von Tanzkunſt, wovon Noverre die ſchöne Theorie gegeben und durch wundervolle Beyſpiele beſtätigt hat. Dieſe ſogenannten Ballette dauren Stunden lang, und die Italiener können ſich nicht ſatt daran ſehn. Es iſt Schade, daß man zu dieſen Poſſenſpielen oft die prächtigſten Theaterverzierungen machen läßt, die alle Bewunderung verdienen.

Die Hauptleidenſchaft der Florentiner aber iſt, ſo wie in ganz Italien, vorzüglich Geſang und Buffonerien. Sie haſſen jede Art von Schauſpiel, wobey man denken muß, und nehmen dagegen mit allen vorlieb, was nur ihre groben Sinne rührt. Während meines Aufenthalts allhier ſollte die verlaſſene Dido von Metaſtaſio gegeben werden; allein die erſte Sängerin, welche die Rolle der Dido ſpielen ſollte, erkrankte plözlich; demungeachtet ward dieſe Oper, wo die Dido als Heldin des Stücks, um welcher ſich die ganze Maſchine wie um den Mittelpunkt herumdreht, ganz unentbehrlich iſt, aufgeführt, und zwar viele Tage hinter einander; die Rolle der Dido blieb ganz weg, man ſahe alſo die Dido ohne die Dido. Wenn der Saz

jenes Philosophen wahr ist, der behauptete, um ein Volk kennen zu lernen, dürfte man nur dessen Schauspiele beobachten, so kann man wohl keine vortheilhafte Meynung von den Italienern haben.

Die Toscanische Sprache, vorzüglich die in Sienna, wird für die beste in Italien gehalten. Da diese Provinz die besten Schriftsteller hervorbrachte, und sich am meisten mit Verbesserung der Sprache beschäftigte, so gaben sie bey allen ihren Nachbarn den Ton an. Obgleich man aber den Toscanern in Ansehung der Schreibart gefolgt ist, so hat man doch ihre affektirte Aussprache ihnen überlassen. Es ist merkwürdig, daß diese eingebildete Schönheit von keiner andern italienischen Provinz nachgeahmt worden ist. Im Gegentheil ist das Sprüchwort bekannt: Lingua Toscana in bocca romana (die toscanische Sprache in einem römischen Munde.) Unter andern Abweichungen in Betracht der Aussprache, sprechen die Toscaner niemals das c aus, sondern verändern es in ein h, z. B. casa, hasa; cavallo, havallo; chiesa, hiesa; u. s. w. Diese Affectation ist sehr alt; schon zu Dante's Zeiten war sie bey den Florentinern im Gebrauch, der in seinem berühmten Gedichte sagt,

daß die Seelen in der andern Welt hieran ſein Vaterland erkannt haben.

Nirgends hat man ſo ſehr an Verbeſſerung der Sprache gearbeitet als hier, und dennoch kann eine Nation, die ſo vortrefliche Dichter gehabt hat, keinen einzigen eleganten Proſaiſten aufweiſen. Man hält Algarotti für das beſte Muſter in der italieniſchen Proſa, allein wie tief iſt dieſer Schriftſteller nicht in ſeiner Schreibart unter den vortreflichſten Proſaiſten Engelands, Frankreichs und Deutſchlands! Die hieſige Academie della Cruſca iſt alſo ein neuer Beweis, wie fruchtlos dergleichen Sprachgeſellſchaften ſind. Sie hat nicht mehr ausgerichtet, als die franzöſiſche Akademie in Frankreich, und unſere weiland berüchtigte fruchtbringende Geſellſchaft.

Es kommen hier viele gelehrte Werke heraus, die aber ſo pedantiſch und geſchmacklos ſind, als wenn ſie nicht im achtzehnten Jahrhundert, ſondern im mittlern Zeitalter geſchrieben wären. Auch alte klaſſiſche Werke werden neu gedruckt, oft mit Commentaren oder Noten, welche die geringe Aufklärung ſelbſt des ſich in Italien ſo auszeichnenden Toſcaniſchen Staats unwiderſprechlich beweiſen. Keine Dichter haben ſie jezt gar nicht, wohl aber eine

zahllose Menge Sonettenfabrikanten. Ich habe schon im ersten Abschnitt von dem elenden Zustande des hiesigen Buchhandels geredt, der ehemals hier sehr blühend war. Dieser wird wahrscheinlich noch sehr lange so wie er jezt ist bleiben, da man verhältnißweise hier gar nicht liest. Bisweilen erscheinen wohl italienische Bücher in Florenz, Parma ꝛc. mit großer typographischer Schönheit gedruckt, diese sind aber gewöhnlich auf fürstliche Kosten, oder doch durch große fürstliche Unterstützung hervorgebracht, und sind nichts weniger als Beweise von dem Flor des Buchhandels in diesem Lande, der doch ein unverwerflicher Maaßstab der Cultur einer Nation in unsern Zeiten ist.

Da die Italiener nun weder reisen noch lesen, noch andre europäische Sprachen verstehn, so ist ihr Zurücksinken nicht allein natürlich, sondern es wird auch begreiflich, daß ihnen selbst dieser Zustand verborgen bleibt. Der durch seine Reisen bekannte Irländer Sherlock unternahm es 1777, sie zu belehren. Da er ziemlich wohl die italienische Sprache verstand, so schrieb er in derselben ein Buch, worin er ihre jetzige Litteratur beleuchtete, und ihnen ihre Geschmacklosigkeit und krasse Unwissenheit unleugbar bewies. Die großen Namen Shakspear,

Richardſon, Pope und viele andere erſchienen hier zum erſtenmal mit Lobſprüchen in einem italieniſchen Buche. Es erregte einiges Aufſehn; man war aber weit entfernt ſeine Erinnerungen zu benutzen, vielmehr wurde heftig gegen ihn geſchrieben, und er durchaus mit dem Epithet beehrt: il matto Ingleſe. Der ſächſiſche Reſident in Rom, Bianconi, war der einzige Italiener, der die Feder zu ſeiner Vertheidigung ergriff, und Sherlocks Vorwürfe gegründet fand.

Die hohe Meinung von derjenigen Provinz in Italien, worin ein Italiener lebt, geht bis zum Lächerlichen. Ein jeder hält ſein eingeſchränktes Vaterland für den herrlichſten Erdraum aller Welttheile. Die dazu gehörigen Gründe werden durch die Tradition fortgepflanzt, und beſtändig im Munde geführt. Dieſes iſt der Fall von dem Römer an, bis zum Lukeſer. Es iſt daher nicht zu verwundern, daß die durch ſo manchen Vorzug ſich auszeichnenden Florentiner, wo möglich, alle andre Italiener in ihren Pralereyen zu übertreffen ſuchen. Dieſe finden allenthalben nichts als Barbarey und rohe Lebensart; nur ſie allein beſitzen alles, haben alles erfunden und zur Vollkommenheit gebracht. Die großen Männer aller andern Nationen ſind, nach

ihrer Meynung, tief unter den ihrigen, und dergleichen Abgeschmacktheiten mehr.

Die Florentiner können nicht über Mangel an Aufmunterung klagen, allein unerachtet derselben, und der vielen Hülfsmittel, welche die große Gallerie, die Privatkunstsammlungen, die Bildsäulen auf den Straßen und die Kirchen den Künstlern darbieten, machen dennoch die Künste hier geringe Fortschritte. Nichts ist leichter, als die Erlaubniß zu erhalten, in den Palästen zu zeichnen und vortrefliche Kunstwerke zu kopiren. Die Corridors der großherzoglichen Gallerie, voll antiker Statüen und schöner Gemälde, sind mit arbeitenden Künstlern angefüllt, und den ganzen Tag für jedermann offen. Die einzige Kunst, worin man es hier zu einem hohen Grad der Vollkommenheit gebracht hat, ist die florentinische Mosaik, die den Namen florentinische Arbeit führt, da sie nirgends als hier gemacht wird. So schön indessen der Glanz, so genau die Nachahmung der Natur, und so stark die Wirkung dieser Steingemälde auch ist, so stehen dennoch deren Arbeiter als Künstler in einem sehr niedrigen Range, und werden als bloße Mechaniker angesehn. Sie verfertigen Landschaften, Blumenfrüchte und Seestücke, die das Auge bezaubern,

und kein Pinsel übertreffen kann. Da diese Arbeiten jedoch überaus theuer sind, so werden blos kleine Stücke davon gemacht, sie würden aber, wenn es verlangt würde, die größten Landschaftsgemälde copiren können. Die historischen Gemälde sind über die Gränzen dieser Kunst, und nur der römischen Mosaik vorbehalten, die von der florentinischen dadurch verschieden ist, daß bey der erstern blos sehr kleine Steinchen, bey der leztern aber viel größere Steine gebraucht werden, die einige Zoll lang sind.

Die großherzogliche Gallerie ist die größte Zierde von Florenz, und beweist, was eine Reihe kunstliebender Fürsten zusammen zu bringen vermögend sind. Ohne eine besondere Clausul der lezten Prinzessin des Mediceischen Hauses, wäre diese herrliche Sammlung bey der Besitznehmung von Toscana des Kaisers Franciscus I. nach Wien gebracht worden, allein so ist alles in Florenz geblieben; ja man hat von der großen Menge silberner und goldner Gefäße aller Arten, die im Palast aufbewahrt werden, und noch von Cosmus II. herrühren, nicht das geringste genommen; so sehr auch diese Schätze dem Wiener Hofe bey den großen Kriegen nöthig gewesen wären. Diese prächtige Gallerie ist die Einzige in ihrer Art, als ein Ganzes betrachtet, denn nir-

gends sieht man in einem einzigen Gebäude so viel Kunstwerke aller Arten beysammen. Untersucht man aber die Theile derselben, die nicht einzig sind, so wird die Bewunderung etwas herabgestimmt; eine Betrachtung, die von den großen Lobrednern sehr selten gemacht wird. Unter der Sammlung antiker Bildsäulen, so schäzbar sie auch in der That ist, befindet sich doch nur eine einzige Statüe vom ersten Range. Dieses ist die mediceische Venus.

Wie wenig ist daher diese Sammlung mit dem Clementinischen Museo zu vergleichen! Ja viele große Künstler ziehen die Antikensammlungen in der Villa Borgheſe und im Capitolio der florentinischen vor. Dieses gilt auch von den Gemälden, die sowohl an Kunstwerth als Anzahl vielen Gallerien in Europa nachstehen müssen. Selbst das herrlichste Gemälde in Florenz, die sogenannte *Madonna della sedia* von Raphael, ist nicht in der Gallerie, sondern im Palast Pitti, der Residenz des Großherzogs.

Das einzige, was diese große Kunstsammlung von allen Gallerien in Europa auszeichnet, und nirgends gefunden wird, sind zwey Zimmer mit den Portraits der größten Maler angefüllt, und zwar alle von der eigenen Hand der Künstler ge-

malt. Die Anzahl derſelben beläuft ſich über zwey hundert. Mengs iſt der lezte große Maler, der ſein Portrait eingeſchickt hat; es iſt von größerer Form, als irgend eins in der Sammlung, auch hat er ſelbſt deſſen Plaz beſtimmt. Der Maler Batoni in Rom iſt auch um das Seinige erſucht worden, da aber dieſer Künſtler mehr auf Geld als auf Ruhm ſieht, ſo will er lieber auf die Ehre ſich in Geſellſchaft der größten Meiſter ſeiner Kunſt zu verewigen Verzicht thun, als etwas umſonſt arbeiten. Denn da ich gegen ihn in Rom meine Befremdung äußerte, ſein Portrait nicht in der Gallerie zu Florenz gefunden zu haben: war ſeine Antwort: „Ich habe keine Zeit für ſolche Arbeit; wenn „ſie mir es bezahlen, werde ich es machen?“

Die verſtorbene Churfürſtin von Sachſen, eine Prinzeſſin, die ſich mit der Dichtkunſt, Malerey und Tonkunſt zugleich beſchäftigte, bot dem Großherzog bey ihrem Hierſeyn auch ihr Portrait zu ſeiner Sammlung an, und überſchickte es nachher aus Deutſchland von ihr ſelbſt gemalt; ſie paradirt hier nicht als Fürſtin, ſondern als Malerin, und zwar mit dem Pinſel in der Hand; doch iſt der Rahm des Bildes mit einer großen Krone geziert. Zur Gallerie gehört auch eine Sammlung Etruriſcher und

andrer antiken Gefäße, wie auch viele Geräthe der Alten, sehr künstliche Wachsarbeiten u. s. w. Das Kostbarste von Kunstwerken befindet sich in der Tribune, die das Allerheiligste dieses Kunsttempels ist. Dieses ist ein sehr zierliches Cabinet von runder oder vielmehr achteckiger Form, mit einer domartigen Decke, wodurch das Licht hinein fällt. Hier sieht man den Ausschuß der Gallerie: die mediceische Venus, nebst fünf andern antiken Statüen, verschiedene Gemälde von Raphael, eine vortrefliche Madonna von Correggio, eine Venus von Titian, und andre mehr. Im Jahre 1780 wurden in der Tribune Bauveränderungen gemacht. Dieser Bau betraf blos das Innere der Gallerie, und ward mit dem größten Eifer betrieben. Der Großherzog war oft selbst zugegen, und munterte die Arbeiter auf. Besonders war seine Aufmerksamkeit auf einen großen Saal gerichtet, der für die Gruppe der Niobe bestimmt wurde. Dieser Saal wird einer der prächtigsten in Europa werden. Man hat die ohnehin schon beträchtliche Anzahl der Gallerizimmer durch neue vermehrt, und alle nur einigermaßen vorzügliche Gemälde aus den großherzoglichen Lustschlössern genommen, um sie in der Gallerie aufzuhängen. Da das Graben nach Alterthümern

ehemals mit beſondern Beſchwerlichkeiten verknüpft war, ſo hat der Großherzog dieſen jezt abgeholfen, und den Unternehmern durch ein beſtimmtes Geſetz alle Aufmunterung gegeben.

Der Palaſt Pitti iſt die Wohnung der großherzoglichen Familie. Er führt den Namen von ſeinem erſten Beſitzer, der ihn im funfzehnten Jahrhunderte erbaute, allein durch dieſe Baukoſten zu Grunde gerichtet und gezwungen wurde, ihn wieder zu verkaufen, da ihn denn das mediceiſche Haus an ſich brachte und vergrößerte. Alberti, von einer edlen toſcaniſchen Familie, war Baumeiſter deſſelben. Dieſer Künſtler, der in ſeinen Werken nach den Grundſätzen Vitruvs verfuhr, und die Denkmäler von Griechenland und Rom unabläßig ſtudirte, war der erſte von den Neuern, der über die Baukunſt geſchrieben hat, desgleichen ſchrieb er in lateiniſcher Sprache Abhandlungen über die Malerey und Bildhauerkunſt.

Dieſer Palaſt, der auf einer Anhöhe liegt, iſt nicht groß, aber ſchön, prächtig möblirt, und mit herrlichen Freſcomalereyen geziert. Die hier befindlichen Gemälde ſind in großer Anzahl, und zum Theil ſchäzbarer als diejenigen, die man in der Gallerie ſieht. Hier iſt auch das vorerwähnte nie genug zu

preisende Gemälde Raphaels, das unter dem Namen der *Madonna della sedia* bekannt ist, und die heilige Jungfrau mit ihrem Kinde sitzend vorstellt. Es ist nicht über zwanzig Zoll groß, allein wegen der Stärke des Ausdrucks, der in diesem bezaubernden Bilde herrscht, so auszeichnend und auffallend, daß selbst Nichtkenner davon hingerissen werden.

Hinter dem Palast ist der großherzogliche Garten, der größtentheils aus Terrassen besteht, mit vielen Springbrunnen geziert ist, und einen großen Umfang hat. Uebrigens hat dieser Garten nichts prächtiges, und wird auch ziemlich vernachläßigt. Er dient zum Spaziergange für wohlgekleidete Leute. Ich traf hier den Prätendenten an, der sich seit einigen Jahren hier aufhält, und ein sehr einsames Leben führet. Er kommt niemals nach Hofe, und vermeidet auch alle Gesellschaften, weil er auf den königlichen Titel Anspruch macht, den man ihm nicht geben will. Eben dieser unbefriedigte Ehrgeiz trieb ihn aus Rom, wo seine Familie seit so vielen Jahren geliebt und bedauert wurde, und wo sein Bruder, der Cardinal York, noch jezt in großem Ansehn steht. Vor seiner Vermählung waren viele vom römischen Adel so gefällig, ihm den Majestäts-

titel zu geben, nachdem er aber seine Gemalin, eine geborne Gräfin von Stollberg, in den Gesellschaften als Königin aufführen wollte, so brachte dieses die römischen Damen auf. Es widerfuhren ihm verschiedene Kränkungen, worauf er Rom verließ und sich hieher begab.

Die hiesige Domkirche ist außerordentlich auffallend, sowohl wegen ihrer Größe, als auch des farbigen Marmors wegen, womit sie bedeckt ist. Es ist ein würdiges Denkmal der vormaligen republikanischen Herrlichkeit. Dieses gilt auch von dem Taufgebäude, das nahe bey der Domkirche, allein von derselben abgesondert steht. Die Thüren desselben sind von Metall, und in kleine Fächer abgetheilt, worin Begebenheiten aus der biblischen Geschichte, der Kirchenhistorie, und der Legende, auf das vortreflichste mit unnachahmlicher Kunst vorgestellt sind. Michael Angelo bewunderte diese Thüren so sehr, daß er zu sagen pflegte, sie verdienten die Thüren des Paradieses zu seyn. In diesem Gebäude werden alle Kinder aus der Stadt getauft. Ich erinnere mich nirgends, als in Toscana, dergleichen abgesonderte Taufgebäude gesehn zu haben.

Man kann Pisa nicht ohne Rührung betrachten. Eine so alte, ehemals so reiche, mächtige und

volkreiche Stadt, nunmehr zu dem Grade der Mittelmäßigkeit gesunken, daß sie eine arme Provinzialstadt eines kleinen Staats geworden ist. Der Umfang der Stadt ist sehr beträchtlich, und nimmt noch denselben Raum ein als vormals, da sie der Sitz eines blühenden und kriegerischen Freystaats war; allein die Bevölkerung derselben beträgt nur achtzehntausend Seelen, daher die Straßen leer und öde sind, und auf vielen das Gras wächst. Dieser Mangel an Menschen verursacht, daß einige hundert Häuser hier unbewohnt sind, und die Miethe der bewohnten in einem höchst niedrigen Preiße steht. Die Lebensmittel sind hier auch wohlfeil, und der Luxus gering, daher denn viele arme adliche Familien hier wohnen, und den gänzlichen Verfall der Stadt hindern. Dieser Armuth ungeachtet werden das ganze Jahr durch hier Schauspiele gegeben, und im Carneval werden prächtige Opern gespielt. Es war ein sehr glücklicher Zufall für Pisa, daß der Graf Orlow diese Stadt im lezten Türkenkriege zu seinem Hauptquartier erwählte. Da Livorno der einzige Hafen im Mittelländischen Meere war, wo die russische Flotte mit allem versehn werden konnte, so kam sie nach ihren Excursionen und Expeditionen immer wieder dahin zurück. Weil

aber wegen der Menge des Adels Piſa dem Grafen beſſer als Livorno behagte, ſo ward während dem ganzen Kriege erſtere ſein Hauptſitz. Die vornehmſten Offiziers folgten ſeinem Beiſpiel, beſonders im Winter. Die Entfernung iſt nur zwey deutſche Meilen, daher denn alles hier war, und ein ſeit Jahrhunderten nicht geſehener Ueberfluß in Piſa herrſchte, deſſen Folgen die Einwohner noch jezt empfinden.

Piſa iſt eine der älteſten Städte in Italien. Schon zu Strabo's Zeiten war ſie eine ſehr anſehnliche Seeſtadt. Damals lag ſie am Meere, das ſich ſeitdem nach und nach zurückgezogen hat. Dieſe Abweichung des Meeres iſt in Italien faſt allen großen Ufern gemein, wo ſich die Flüſſe in die beiden Meere ergießen, die es umringen. Viele behaupten ſogar, daß mit jedem Jahrhundert die appenniniſchen Gebirge niedriger würden, und daß durch ihre Erde, die von den Flüſſen zum Meere geführt wird, Italien ſich allmälig vergrößere.

Wenn man von Maſſa Carrara, oder der genueſiſchen Seite, in die Stadt kommt, ſo ſtellt ſich ſogleich der Domplatz dar, der ganz mit Gras bewachſen iſt. In der Nähe ſtehen wenige Häuſer, und wenn es nicht ein Feyertag iſt, wird man hier

keinen Menschen gewahr, so daß man glaubt an einen bezauberten Ort zu kommen; denn die prächtigen Gebäude dieses Platzes formiren eine überaus herrliche Gruppe, und reißen zur Bewunderung hin. Die Domkirche, das Taufgebäude mit seinen metallenen Thüren wie in Florenz, der hangende Thurm, und heilige Gottesacker, *Campo santo*, alles dieses steht hier mitten im Grase, wie eine Dorfkirche. Die schönsten Zierrathen der Baukunst sind hier bey den verschiedenen Gebäuden angebracht, die sowohl Größe als Majestät haben, und der hangende Thurm ist der zierlichste in Italien.

Die Domkirche wurde im Jahr 1016 von Boschetto de Dulichio, einem griechischen Baumeister, im zwölften Jahrhundert fast aus lauter griechischen Trümmern gebaut. Sie ist von innen und außen mit Marmor bedeckt, den die Pisaner zur Zeit ihres großen Handels aus der Levante holten. Sie beschifften damals alle Inseln des mittelländischen Meeres und des Archipelagus, desgleichen die Küsten von Kleinasien, Syrien, Egypten und Afrika. Die Kirche hat hundert große Fenster, die das Innere erleuchten, das Aeußere aber ist mit vielen Säulen und Pilastern geziert. Man hält sie für das schönste Werk der gothischen Baukunst in Ita-

lien. Eine groſie Anzahl Granitſäulen, die dieſes herrliche Gebäude ſtützen, ſind von griechiſchen Händen nach dem beſten Stil verfertigt. Viele derſelben ſind von einem einzigen Stück Granitmarmor, und einige ſogar von Porphyr. Von dieſem leztern koſtbaren Stein iſt eine neun Fuß hohe Säule, die man am hohen Altar ſieht.

Das Taufgebäude und der hangende Thurm ſind auch mit ſolchen griechiſchen Ruinen geziert. Es iſt kein Zweifel mehr, daß diſer ſchöne Thurm wirklich geſunken ſey. Man hat das Vorurtheil, als wenn er ſo hangend erbaut worden, hinreichend widerlegt. Er hat ſich blos dadurch ſchon ſechs hundert Jahr erhalten, daß die Steine ſo wohlgehauen, und die Materialien außerordentlich gut verbunden ſind. Wenn man von dem Gipfel deſſelben eine perpendikuläre Linie bis zur Erde zieht, ſo iſt der Abſtand von dem unterſten Theil des Thurms funfzehn Fuß. Man rühmt, daß dieſes hangende Gebäude dem groſien Galilei die Bequemlichkeit verſchafft habe, den Fall der Körper genau zu berechnen.

Der heilige Gottesacker iſt ein groſies viereckigtes Gebäude von Marmor, das einen Hof umſchlieſit, deſſen Erde alle in der Nähe des heiligen

Grabes in Jerusalem ausgegraben worden ist. Dieses geschah zu den Zeiten der Kreuzzüge, an welchen die Pisaner auch Antheil nahmen. Da nun jedermann Reliquien aus Palästina nach Europa brachte, hatten sie den besondern Einfall, durch diese Art von Heiligthum ihre Stadt zu verherrlichen; daher denn ihre Schiffe, die muthige Krieger und Waffen nach dem gelobten Lande führten, anstatt der gehofften Reichthümer verwundete Soldaten und Erde zurückbrachten. In dieser heiligen Erde beygesezt zu werden, ist eine besondre Ehre, die nicht ohne viele Kosten erlangt wird. Das prächtigste Mausoleum in diesem *Campo santo* ist dem Andenken des Grafen Algarotti gewidmet, der hier 1765 gestorben ist. Der König von Preußen hat es diesem seinen gelehrten Freunde (so wie er auch die Asche des Marquis d' Argens zu Aix in Provence geehrt hat) errichten lassen, und selbst die Grabschrift gemacht, die in wenig Worten viel, vielleicht zu viel sagt. Man liest hier: Algarotti Ovidii aemulo, Neutoni discipulo, *Fridericus*. Der König hat mit ihm bis an seinen Tod Briefe gewechselt, und hätte er sich von seiner Krankheit wieder erholt, so würde er seinen königlichen Freund nochmals besucht haben.

Außer den oben angeführten Werken der Baukunst, besizt Pisa noch andre schöne öffentliche Gebäude und Paläste. Vorzüglich aber ist hier eine zierliche marmorne Brücke über den Arno zu erwähnen, auf welcher die so bekannten jährlichen Gefechte gehalten wurden, die zum großen Leidwesen des pisanischen Pöbels aller Klassen von dem jetzigen Großherzog abgeschafft sind.

Eine halbe Stunde von Pisa sind warme Bäder, die stark von den Italienern besucht werden, besonders seitdem sie vor einiger Zeit auf großherzoglichen Befehl in sehr guten Stand gesezt worden sind. Ordnung, Reinlichkeit und Bequemlichkeit herrschen hier, welches man selten in Italien rühmen kann. Der Weg nach diesen Bädern geht bey der prächtigen Wasserleitung vorbey, die ein herrliches Denkmal alter Zeiten ist. Ueberhaupt ist die Gegend bey Pisa sehr reizend, und übertrift hierin alle Städte von Toscana. So reich dieser Ort indessen an vortreflichen Werken der Baukunst ist, so ist er doch vergleichungsweise arm an schönen Gemälden, und ganz dürftig an antiken Bildsäulen denn man trift von diesen leztern auch nicht ein einzige in Pisa an.

Es ist hier auch eine Universität, die ein Observatorium, einen botanischen Garten, ein Naturalienkabinet und eine Menge Professorts hat; allein man hört nicht viel von ihren Arbeiten. So gelehrt sie auch in einigen Fächern seyn mögen, so barbarisch unwissend sind sie in allem, was jenseit der Alpen vorgeht. Deutschland besonders ist für sie eine unbekannte Region. Ich habe hier mit einem Bücherschreibenden Professer der Mathematik gesprochen, der nie etwas von Leibnitz und Wolf weder gehört noch gelesen hatte. Diese grobe Unwissenheit herrscht durchaus in Italien, wovon ich unzählige Beyspiele erlebt habe. Die Ursache davon ist gröstentheills diese, daß die Italiener die Erlernung andrer europäischer Sprachen ganz vernachläßigen. Selbst die französische wird in keinem einzigen Lande von Europa, Spanien ausgenommen, so wenig wie in Italien erlernt. Unter dreissig Gelehrten findet man kaum einen, der diese Sprache versteht; an andre Sprachen ist gar nicht zu denken. Denn ein Italiener, der ohne gereist zu seyn, blos aus Liebe zu den Wissenschaften die englische oder deutsche Sprache erlernt, ist ein Phenomen, das man schwerlich in ganz Italien antreffen wird. Sie haben daher nicht den geringsten

Begrif von den Schönheiten der großen englischen Dichter und Prosaisten. Was die deutsche Litteratur betrift, so kommt sie bey ihnen nicht in die geringste Betrachtung, worüber ein Deutscher sehr artige Complimente allenthalben hören wird, wenn man ihn aus einem andern Lande zu seyn glaubt. Der Versuch des ehrlichen Neapolitaners Bertola, unsre grosten Dichter unter dem Titel: Le muse Allemanne zu übersezen, oder vielmehr zu travestiren, hat auch den Endzweck nicht erreicht noch erreichen können, und ist daher Makulatur geworden.

Pisa ist indessen beträchtlicher als Sienna, wo auch eine Universität ist. Diese lezte Stadt liegt auf dem Wege von Florenz nach Rom, und wird daher von durchreisenden Fremden stark besucht, die sich aber gewöhnlich hier nicht lange aufhalten. Das hiesige Frauenzimmer ist das schönste in Toscana. Hier ist es, wo man sich rühmt, am besten italienisch zu reden. Ich habe mich schon über diesen Punkt erklärt, und kann durchaus diesem affektirten Dialekt keinen Beyfall geben. Die Prätensionen der Siennesser aber gehn noch weiter; sie wollen auch für die witzigsten in Italien gehalten werden, und bemühen sich daher, ihren Witz in seltsamen Redensarten zu zeigen. Ich sahe auf dem

öffentlichen Spaziergange einen Cavalier, der zwey Damen führte, diesem begegnete ein fremder Opernsänger, der, indem er seine Verbeugung machte, von dem Siennneser folgenden Gegengruß empfing: „Ihr Sklave, Herr Instrumentenbegleiter!“ Dieses Compliment erregte ein Gelächter, wodurch der arme Virtuose ganz beschämt wurde. Dieß mag zur Probe des siennesischen Witzes dienen. Das Wort Sklave ist indessen in ganz Italien ein nicht ungewöhnlicher Complimentirausdruck. Unsere diesseits der Alpen so allgemein gebräuchliche gehorsamste und unterthänigste Diener, schienen den Italienern noch nicht hinreichend genug zu seyn, ihre Unterwürfigkeit auszudrücken; sie nahmen daher zu den Galeeren ihre Zuflucht, und holten von da das Bild, um ihre Höflichkeit zu bezeichnen. Ich enthalte mich aller Reflektionen, die natürlich aus dieser Bemerkung fließen.

Die Stadt Sienna ist groß und wohlgebaut. Ihr Marktplaz, der in einer Tiefe liegt und ein Bassin formirt, ist von außerordentlichem Umfange. Die Bevölkerung ist geringe, und die Armuth hier eben so groß, wo nicht größer als in Pisa. Von dem ehmaligen Flor sind wenig Ueberreste geblieben. Die Domkirche ist davon das vornehmste Denkmal,

das mit koſtbaren Gemälden und andern vortreflichen Kunſtwerken pranget. Sie iſt ungemein groß, und von außen ganz mit ſchwarzem und weißem Marmor bedeckt, welches einen ſehr auffallenden Anblick verurſacht.

Livorno giebt einen überzeugenden Beweis, welche Wunder durch weiſe politiſche Anſtalten in kurzer Zeit bewirkt werden können. Ein unbedeutender Ort, mitten in einem Lande, das voller Seehafen iſt, und überdem in der Nachbarſchaft einer ſehr reichen Stadt, die in dem langen Beſitz einer ausgebreiteten Handlung war. Wie wenig Wahrſcheinlichkeit war hier zu einem ſchleunigen Flor, und daß man der ſtolzen Nachbarin in der Handlung den Rang ablaufen würde! Indeſſen iſt es geſchehn, und zwar ohne eine außerordentliche politiſche Revolution. Da Amſterdam ſeinen Handlungsflor auf den Verfall von Antwerpen gründeten, ſo waren ganz andre wirkende Urſachen vorhanden, als hier zwiſchen Livorno und Genua. Es iſt die einzige Handelſtadt in Italien, deren Flor ſteigend iſt *). Ihre Volksmenge iſt ſchon bis auf

*) In Trieſt iſt der Handel auch ſteigend, allein obgleich in dieſer Stadt italieniſch geſprochen wird, ſo gehört ſie doch, wie bekannt, nicht zu Italien, ſondern zu Deutſchland.

fünfundvierzigtausend angewachsen, und vermehrt sich täglich. Von meinem ersten bis zum zweiten Aufenthalt waren sechs Jahre verstrichen, in welchem Zeitraum sogar der steigende Flor der Stadt sehr merklich war. Als die Genueser Livorno an das Haus Medicis abtraten, war es ein elender und ungesunder Ort, der aber, durch die anwachsende Bevölkerung, diese üble Eigenschaft, zur Verzweiflung ihrer ehmaligen Herren, gänzlich verlor.

Da Livorno also eine neue Stadt ist, so muß man hier weder Alterthümer noch neue Werke der Baukunst in prächtigen Kirchen und Palästen suchen, so wenig als Bildergallerien und Statuensammlungen. Dieses ist künftigen Zeiten vorbehalten. Indessen sieht man dafür eine außerordentliche Industrie, Fabriken, Manufakturen und Schiffahrt. Kein Hafen am ganzen mittelländischen Meere, selbst Marseille nicht, wird so stark besucht als der hiesige. Man sucht auch von Seiten der Regierung alles hervor, die Handlung zu begünstigen. Commerzfreiheit, Traktaten mit den barbarischen Staaten, ostindische Handlung, große Toleranz, und gute merkantilische Gesetze.

Die Juden genießen hier außerordentliche Freiheiten, auch wimmelt hier alles von diesem Volk.

Sie geben ſich mit aller Art von Handel ab, beſonders haben ſie Korallfabriken hier, die nicht ihres gleichen in Europa haben. Ein ſehr ſonderbares Projekt verdient hier erzählt zu werden, um ſo vielmehr, da an deſſen Ausführung wirklich gearbeitet worden iſt. Einige deutſche Offiziers, die ſich auf der ruſſiſchen Flotte im lezten Türkenkriege befanden, und den berüchtigten Ali Bey perſönlich kennen gelernt hatten, kamen mit verſchiedenen hieſigen Juden überein, dieſem damals glücklichen Rebellen den Antrag zu thun, für einen gewiſſen Preiß Jeruſalem der jüdiſchen Nation zu überlaſſen. Dieſe Stadt war zu der Zeit in ſeiner Gewalt, und ſeine Begierde nach Reichthümern war unerſättlich. Ali Bey willigte ein, allein er foderte ſehr große Summen, und Unterſtützung von Rußland zu ſeinen weitern Unternehmungen. Da dem Intereſſe dieſes Staats die Schwächung ſeines mächtigen Feindes, von welcher Seite ſie auch geſchah, nicht anders als vortheilhaft ſeyn konnte, ſo ward ihm auch unter der Hand Beyſtand verſprochen, und die Juden in Livorno, die bereits glänzende Entwürfe machten, ſich mit der Garantie großer Höfe ſchmeichelten, und vielleicht gar von Aufbauung des Tempels träumten, ſchrieben an

ihre Glaubensgenossen in England und Holland. Die verlangten Summen machten die geringste Schwierigkeit aus, und wer weiß, wie weit es noch mit diesem seltsamen Plane gekommen wäre, wenn nicht der Tod des Ali Bey dieser Unterhandlung auf einmal ein Ende gemacht hätte.

Der lange Aufenthalt der russischen Flotte in diesem Hafen, wo sie mit allen Bedürfnissen versehn und ihre gemachten Prisen hingebracht wurden, verschaffte der Stadt außerordentliche Vortheile, für welche denn manches übersehn werden mußte. Die Russen rechneten auf diese Nachsicht so sehr, daß sie sich Vergehungen erlaubten, die wohl in keinem Lande ungeahndet geblieben wären. Zum Beweis mag folgendes dienen: Der Hund eines russischen Offiziers, der seinem Herrn in die Stadt folgte, verlief sich bey der Thorwache unter die Gewehre, und verursachte einige Unordnung. Es war natürlich, daß die Schildwache dieses Thier verjagte, welches denn auch durch eine unsanfte Bewegung des Fußes geschah. Der Russe, durch diese Behandlung seines Hundes beleidigt, fiel mit seinem Stock über die toscanische Schildwache her, und prügelte erbärmlich drauf los. Das Geschrey setzte die ganze Wache mit ihrem Offizier in Bewe-

gung, der ſeinen Soldaten der Wuth des Angreifers entziehn wollte, dadurch aber den Zorn des Ruſſen vermehrte, und von ihm auch mit demſelben hölzernen Maaße gemeſſen wurde. Das Sonderbarſte bey dieſem Vorfall war, daß er keine weitern Folgen hatte.

Eine weit merkwürdigere Begebenheit aber ereignete ſich hier im März 1775. Eine ruſſiſche Dame von unehelicher Geburt, aber aus dem durchlauchtigſten Blute dieſes Landes, hatte ſich zwey Jahre lang in Rom aufgehalten, woſelbſt ſie in der größten Dürftigkeit lebte. In dieſem Zuſtande konnte es ihr wohl nie einfallen, ihre Blicke auf einen Thron zu richten. Sie beſaß Klugheit, gute Bildung, und einen ſehr ſanftmüthigen Charakter. Ihr eingezogenes Leben wurde aber auf einmal durch einen abgeordneten ruſſiſchen Offizier unterbrochen, der gegen ihr mündliche Aeußerungen von einer ſehr auſſerordentlichen Art that, denen er durch das Anerbieten einer anſehnlichen Summe Geldes ein groſſes Gewicht gab. Dieſes lezte Argument that die erwartete Wirkung in ihrer groſſen Noth. Die Dame ließ ſich überreden, und kam im Anfang des Jahrs 1775 nach Piſa, woſelbſt ſich damals der Graf Alexis Orlow befand. Dieſer empfing ſie

wie eine Königin: er begleitete ſie allenthalben, und wenn er mit ihr im Schauſpielhauſe war, ſo begegnete er ihr vor den Augen des ganzen Publikums mit einer Ehrerbietung, die den geſamten Adel in Erſtaunen ſezte. Niemand konnte ergründen, wer dieſe unbekannte Dame ſey, gegen die der ſtolze Graf ſo viel Herablaſſung bezeige. So dauerte es den Carneval durch. Endlich ward ein Vorſchlag gethan, das ſo nah gelegene Livorno zu beſuchen. Es geſchah; man ſtieg bey dem engliſchen Conſul Dyck ab, und alles war im Wohlleben. Bey der Tafel wird von der Flotte geſprochen, und da die Dame nie ein Kriegsſchiff betreten hatte, ſo ſchlug ſie die Einladung nicht aus, eins zu beſehn. Wie wenig argwohnte die Unglückliche ihr Schickſal! Sie ſteigt mit dem Grafen ins Boot, fährt zu dem beſtimmten Schiff, und wird hinein gehoben. Auf einmal verändert ſich die Scene. Man kündigt ihr mit verächtlichem Tone ihre Gefangenſchaft an, und ſchließt ihre Hände in Ketten. Das Schiff blieb noch zwey Tage auf der Rhede liegen, um ſich zur Reiſe nach Rußland vorzubereiten. Kein fremdes Boot durfte ſich dieſem Schiffe nähern; die darauf befindlichen Schildwachen drohten Feuer zu geben. Dieſes hinderte aber nicht, daß die zahl-

reichen Boote der Livorneſer nicht nahe genug kamen, um bisweilen den bedauernswürdigen Gegenſtand ihrer Neugierde zu ſehn; ſie war oft am Fenſter der Cajüte, wo ſich ihre Verzweiflung ſichtbar zeigte. Am dritten Tage ſegelte das Schiff mit ſeiner Beute ab. Ich traf wenig Tage nachher in Livorno ein, wo die ganze Stadt über dieſen Vorfall noch aufgebracht war. Noch mehr aber war es der Hof, der auch ſeinen Unwillen ſehr deutlich zu erkennen gab.

Es war dem Maler Hakert in Rom, einem Brandenburger, aufgetragen worden, die ruſſiſchen Siege zu malen. Da nun die Verbrennung der türkiſchen Flotte bey Tſcheſme die vorzüglichſte Kriegsbegebenheit war, ſo ließ der Graf Orlow, um dieſelbe dem Maler deſto lebhafter vorzuſtellen, im Hafen von Livorno ein Schiff anzünden. Dieſes war die Urſache, und nicht der lächerliche Bewegungsgrund, der von vielen angeführt wird, daß nämlich der Graf den Herzog von Gloceſter mit einem Feuerwerk von einer außerordentlichen Art habe regaliren wollen. Eine Menge Maler aus allen Provinzen von Italien kamen nach Livorno, dieſes ſonderbare Schauſpiel zu ſehn. Ob ſie etwas mehr als Feuer und Rauch geſehn haben, und ob

dieſes weite Reiſen verdiene, iſt eine Frage; genug Hakert malte dieſen Brand der Flotte, wie auch andre See-Expeditionen der Ruſſen, und wurde von der großen Catharina kaiſerlich belohnt.

Obgleich Livorno weder große Paläſte noch prächtige Kirchen hat, ſo fehlt es doch nicht an ſehr zierlichen Häuſern, die inwendig aufs herrlichſte geſchmückt ſind. Der engliſche Conſul Dyck hat dieſen Luxus bis zu einem Grad der Ausſchweifung getrieben, der in Italien ſelbſt bey Fürſten unbekannt iſt. Sein außerordentlich großes Haus wird in Sommer- und Winter-Apartements abgetheilt, und jeder Theil iſt von den Tapeten an bis zu dem kleinſten Geräthe verſchieden, und mit einer ſpitzfündigen Wahl für eine gewiſſe Jahrszeit beſtimmt. Dieſes Raffinement iſt bekanntlich in Frankreich erfunden, und wird auch daſelbſt wirklich von einigen Großen in Ausübung gebracht; allein bisher iſt dieſe Mode noch wenig in andern Ländern nachgeahmt worden, daher ſie beym Ritter Dyck deſto auffallender war. Indeſſen leiſtete ihm dieſer Luxus ſehr weſentliche Dienſte. Der Graf Orlow wurde davon ſo eingenommen, daß er ſich bey ihm einquartierte, und ihm die Beſorgung der Anſchaffung der Bedürfniſſe für die ruſſiſche Flotte

übertrug. Dieſes überaus wichtige Geſchäft war in den Händen eines deutſchen Negocianten, Namens Frank, deſſen Handlungshaus das anſehnlichſte in Livorno, und dem der Graf beſondre Verbindlichkeit ſchuldig war. Er hatte auch ſein ſchönes Haus angeboten, allein da unglücklicherweiſe die Diſtinktion der Sommer- und Winterzimmer daſelbſt fehlte, ſo ward jenes vorgezogen, und dieſer Wahl folgten auch die Geſchäfte, welche der Engländer ſowohl verſtand, daß er nach einer genauen Berechnung über eine Million Zechinen dabey gewonnen hat. Man glaubte den hintangeſezten Frank damit zu entſchädigen, daß er vom ruſſiſchen Hofe zum Generalconſul in Italien mit einem großen Gehalt ernannt wurde. Er verbat aber dieſen Poſten unter dem Verwand überhäufter Geſchäfte. Die Kaiſerin aber, die ſeine wichtigen Dienſte nicht unbelohnt laſſen wollte, gab ihm anſehnliche Handelsprivilegien, die ſeine Schiffe in allen ruſſiſchen Häfen genießen.

Der große Handel nach der Levante und den barbariſchen Seehäfen verurſacht, daß man hier eine ſtrenge Quarantaine halten muß. Niemand darf hierin auf Nachſicht hoffen; denn weder Rang, Ehrenwort, noch alle Anzeichen einer guten Ge-

sundheit kommen hiebey in Betrachtung. Diese Quarantaine geschieht in gewissen hiezu errichteten Gebäuden, die unweit dem Hafen liegen. Die Zeit des Aufenthalts ist sehr verschieden, da die Oerter, wo man herkommt, und die Gesundheitspässe die Dauer bestimmen. Alle Gunst, die man dem Grafen Orlow hierin wiederfahren ließ, der dieses Experiment oft machen mußte, war, ihm für seine Person ein paar Tage von der festgesezten Zeit nachzulassen. Die Seefahrer scheuen die langen Quarantainen außerordentlich; sie wenden daher alle Künste an, dieses Urtheil zu vermeiden. Wenn ein aus der Levante kommendes Schiff den bestimmten Hafen in der Ferne erblickt, geräth alles in Bewegung. Jedermann muß sich reinigen und putzen, auch werden die starken Getränke nicht gespart, um der Schiffsequipage ein munteres und lebhaftes Ansehn zu verschaffen. Die Kranken müssen die Hängematten verlassen und sich gesund stellen. Sind aber ihre Krankheiten zweydeutig; so sezt man sie bisweilen des Nachts am Lande aus, noch ehe man den Hafen erreicht. Ich weiß, daß ein Kriegsschiff dieses Manöver gemacht hat. Es hatte zwey Kranken am Bord, deren körperlicher Zustand den Schiffswundärzten unerklärbar schien.

Da ſie Italiener und des Landes kundig waren, brachte man ſie zur Nachtzeit ans Ufer. Das Schiff ſezte indeſſen ſeine Fahrt nach Livorno fort; man bekümmerte ſich nicht weiter um dieſe Leute, von denen man auch nie etwas gehört hat. Die Entdeckung würde ihr Leben in Gefahr gebracht haben; hierin ſind die Geſetze äußerſt ſtrenge, und in der That iſt dies der beſte Theil der italieniſchen Polizey. Sogar das kleinſte Fahrzeug, das in einem Hafen einlaufen will, wenn es gleich nur wenige Meilen von einem benachbarten italieniſchen Ufer kommt, muß ſich erſt bey den Geſundheitscommiſſarien legitimiren, bevor es dazu die Erlaubniß erhält.

Die Kaffeehäuſer in Livorno ſind die ſchönſten in Europa. Nichts übertrift ihre geſchmackvolle Verzierungen; allenthalben ſind Spiegelgläſer angebracht, und des Abends ſind ſie ſo außerordentlich erleuchtet, als ob man ein Feſt feyern wollte. Die Gaſtfreiheit, welche die Livorneſer ſo wenig wie die andern Italiener kennen, wird hier vollends durch einen ſonderbaren Gebrauch verſpottet, der einer reichen Handelsſtadt keine Ehre macht. Ein jeder Fremder nämlich, der kein Italiener iſt, muß im Schauſpielhauſe bey ſeinem Eintritt doppelt be-

zahlen. Widersezt sich der Fremde dieser inhospitablen Verordnung, so wird ihm der Eingang verwehrt. Ist Sprache, Anstand und Kleidung völlig italienisch, und man kennt ihn nicht, so wird er für einfache Bezahlung hereingelassen, allein im Fall der Entdeckung sezt er sich einer Beschimpfung aus. Wenn man auch diesen niederträchtigen Gebrauch damit beschönigen wollte, daß die Theaterlustbarkeiten hier vorzüglich für die Livorneser bestimmt wären, die zu allen Zeiten dazu beytrügen, und man daher, mit Hintansetzung aller üblichen Höflichkeit, blos auf ihren Vortheil Rücksicht genommen hätte; so könnte man doch fragen, ob denn die Mailänder, Genueser und Römer in diesem Betracht nicht eben sowohl Fremde in Livorno wären, als der Deutsche und Engländer? oder ob die Ultramontaner allein Fremde in dieser Stadt sind; mit welchem leztern Worte, im Vorbeygehn gesagt, unsre witzigen Nachbarn jenseit des Rheins genau denselben Begrif verbinden, den die Griechen und Römer bey dem Wort Barbar dachten. Dem sey wie ihm wolle, so ist dieser abgeschmackte Gebrauch blos der Stadt Livorno eigen, und ist ungeachtet aller Finanzspeculationen noch nirgends nachgeahmt worden.

Sechster Abschnitt.

Genua. Regierung. Charakter. Handel. Capitalien. Oekonomie. Wiſſenſchaften und Künſte. Werke der Baukunſt. Frauenzimmer. Sprache. Andachtsübungen. Brüderſchaften. Feyerlichkeit mit der Aſche des heiligen Johannes. Befreyung von Genua durch den Pöbel 1745. Landtruppen und Marine. Sich ſelbſt verkaufende Galeerenſclaven. Geſchäfte des Adels. Clifford. Bank von Genua. Aſſembleen. Cicisbeat. Lucca.

Die ehmals ſo mächtige Republik Genua, die ſogar eine Vorſtadt von Conſtantinopel beſaß, und den Venetianern ſelbſt in ihren Lagunen Schrecken einjagte, iſt nun zu einem Grad von Niedrigkeit herabgeſunken, wo ihre Ohnmacht ſich von allen Seiten zeigt, und die Dauer ihrer Exiſtenz als Freiſtaat ſehr zweifelhaft macht. Es war eine betrübte Nothwendigkeit, Corſica an Frankreich zu überlaſſen. Die Truppen der Republik waren nicht hinreichend, dieſe Inſel gegen die tapfern Einwohner derſelben zu vertheidigen, die wider die Tyranney fochten. Nach den ſicherſten Rechnungen koſtete dieſe Eroberung Frankreich zwanzigtauſend Mann und ſechzig Millionen Livres, wofür denn dieſer Krone endlich eine kleine Inſel, die ungefähr

124000 Einwohner hat, zu Theil wurde. Man würde sagen können, daß die Genueser durch die Abtretung derselben eher gewonnen als verloren hätten, wenn Corsica nicht der Stadt Genua wegen der Lebensmittel höchst nöthig wäre. Diese werden seit der französischen Herrschaft nicht mehr dahin gebracht. Geschieht es auch zuweilen, so ist es zu solchen Preisen, die der gemeine Mann in Genua nicht bezahlen kann. Dieser Theurung wegen, deren Ende nicht zu erwarten ist, herrscht unterm Volke eine Unzufriedenheit mit der Regierung, die sich in lauten Murren zeigt. Es ist merkwürdig, daß in diesem Fall, so wie in vielen andern, die Republiken von Genua und Venedig vollkommen kontrastiren. In Venedig ist wie bekannt die Zunge gefesselt, hier aber läßt man selbst den heftigsten Ausbrüchen und Klagen freyen Lauf, ohne es zu ahnden. Geschieht diese Nachsicht aus angenommenen politischen Grundsätzen, so möchte man fast den für die Menschheit so nachtheiligen Satz behaupten, daß, zur Beherrschung der Völker, die Strenge der Gelindigkeit vorzuziehen sey. Denn die Unzufriedenheit des Volks mit der Regierung erweckt Abneigung gegen den Staat selbst, welches hier wirklich der Fall ist, dahingegen die Venetianer, unge-

achtet der Strenge, womit sie behandelt werden, an ihre Republik mit der größten Zuneigung geket-tet sind.

Die Dolchstiche, und oft sogar Ermordungen, werden mit dieser nämlichen Nachsicht behandelt; denn selbst die obrigkeitlichen Personen fürchten solche Anfälle. Ich war Zeuge einer Unterredung, die zwischen einem Handwerksgesellen und dem Ge-neral der Republik, (der, durch einen andern Kon-trast mit Venedig, allemal ein Senator ist, da es in Venedig durchaus ein Fremder seyn muß,) im Palast des Doge vorfiel. Der Bruder dieses Men-schen war in Verhaft gezogen worden, und zwar wegen eines Verbrechens, an dem er unschuldig zu seyn vorgab. Er verlangte daher seine Loslassung in peremtorischen Ausdrücken, und drohte widri-genfalls sich zu rächen. Mein Erstaunen überstieg alles, da dieses verwegene Betragen, an einem solchen Orte, und in Gegenwart von mehr als hun-dert Personen, von dem General mit einer Nach-sicht und Herablassung erwidert wurde, die bey solchen Vorfällen das sicherste Kennzeichen einer schwachen Regierung ist. Er gab sich alle Mühe, ihn zufrieden zu stellen, und widerrief auf der Stelle das vorher gegebene Verbot, dem zu folge niemand zu dem Verbrecher gelassen werden sollte.

Die Genueser besitzen mehr Verschlagenheit und Industrie, als die andern Italiener. Dieses kommt von der Unfruchtbarkeit ihres Landes her, das von allen benachbarten schönen Ländern durch eine stiefmütterliche Natur ausgezeichnet ist. Diesem Mangel suchen sie durch Thätigkeit und Anstrengung ihrer Geisteskräfte abzuhelfen, und es ist ihnen auch von jeher ungemein wohl gelungen; denn eben so war der Charakter der alten Ligurier, die ehmals dieses Land bewohnten. Wie sehr dieser Mangel die Industrie allenthalben befördert, so wie sie der Ueberfluß erstickt, wird ein Reisender durch sehr sonderbare Beyspiele belehrt. Man vergleiche nur das sumpfige und morastige Erdreich Hollands mit den paradiesischen Gefilden von Neapolis. Diese größere Industrie der Genueser, der daraus entstehende Wucher, und verschiedene Eigenheiten ihrer Denk- und Handlungsart, verursachen, daß sie nicht allein von ihren Nachbarn, sondern von allen italienischen Völkerschaften überhaupt gehaßt werden.

Durch eine besondere Verfeinerung der Staatswirthschaft, die man an andern Orten zum Theil, nie aber ganz nachgeahmt hat, treibt der Staat eine ausschließende Handlung mit allen Hauptbe-

dürfnissen des Lebens; Brod, Wein, Oel, Holz, kurz alles unentbehrliche, muß aus dazu bestimmten Magazinen in der Stadt gekauft werden, wo man diese Artikel durchgehends in der schlechtesten Qualität findet. Da nun überdem die Preiße hoch sind, und die Contrebande nicht wohl statt findet, so ist das gemeine Volk gezwungen, diese so nöthigen Dinge daselbst zu kaufen. Der Adel und angesehene Kaufleute erhalten gegen Erlegung gewisser Abgaben das Recht, ihre Provisionen von auswärts kommen zu lassen; allein sie dürfen nicht das geringste verkaufen. Indessen ist ihnen nicht verwehrt, einige Flaschen Wein an Fremde zu verschenken, die ohne diese Höflichkeit in Genua sehr übel daran seyn würden; da es schlechterdings unmöglich ist, für irgend einen Preiß trinkbaren Wein zu kaufen. Dieses so ausgedehnte Monopolium ist die Ursache der außerordentlichen Armuth, die in dieser reichen Stadt das gemeine Volk drückt; es würde umkommen, wenn nicht die Menge der Stiftungen und die ansehnlichen Almosen das Uebel einigermaßen verringerten.

Die Bevölkerung der Stadt ist ungefähr achtzigtausend Seelen. Unter diesen sind nicht über zweihundert reiche Familien; drey oder viermal so

viel, die ihr ordentliches Auskommen haben, alle übrigen sind blutarm; so wie auch der Staat selbst sehr arm ist, und keine Wahrscheinlichkeit sieht, je seine großen Schulden zu bezahlen.

Man ist gewohnt, Genua für das italienische Peru zu halten. Die großen Capitalien, welche die Stadt an Könige, Fürsten und Gemeinheiten geliehen, und noch leihet, scheinen den Begriff von unerschöpflichen Reichthümern zu bestärken. Allein derselbe wird bey einer genauen Untersuchung sehr herabgestimmt. Der gänzliche Verfall der genuesischen Handels, wozu Livorno vornehmlich beygetragen, hat die Genueser genöthigt, ihre Capitalien blos in Wechselgeschäften und Darlehn anzulegen. Daher findet man hier wenig große Magazine mit Produkten andrer Länder angefüllt, wie man sie in allen Handelsstädten häufig antrift. Alles ist aufs Geldnegoce eingeschränkt. Da nun, in Rücksicht auf die Staatswirthschaft, das Geld kein wirklicher Reichthum, sondern blos ein Zeichen desselben ist, so muß man es hier überdem noch als Waare ansehen. Denn ohne dasselbe müßte alle Handlung in Genua gänzlich aufhören, da es so sehr an einheimischen Produkten mangelt; ein Um-

ſtand, der auch gegenwärtig, ungeachtet aller Wechſelgeſchäfte, den Handel hier ſehr paſſiv macht. Nun ſollte man glauben, daß das Geld, als ſo zu ſagen die einzige Waare betrachtet, hier im Ueberfluß vorhanden wäre; allein man würde ſich irren, wie die geringſte Vergleichung ausweiſen kann. Die circulirende Geldmaße beträgt in Genua nicht über neun Millionen Reichsthaler, eine Summe, die, ſo groß ſie auch iſt, doch als einziger Reichthum eines reichen Staats, gar nicht auſſerordentlich genannt werden kann. Vielleicht hat Hamburg eine nicht geringere Circulation, obgleich deſſen wahrer Reichthum nicht ſowohl in Geld, als vielmehr in dem ungeheuren Vorrath aller Arten roher und verarbeiteter Produkten beſteht. Die auswärts geliehenen Capitalien dieſes Staats betrugen im Junio des 1780ſten Jahres, nach deutſchem Gelde genau fünfundvierzig Millionen Reichsthaler, worunter aber vieles unſicher ſteht. Alle dieſe Reichthümer alſo, nebſt allen realiſirten Schulden, ſamt und ſonders, würden nicht hinreichend geweſen ſeyn, im amerikaniſchen Kriege, den Engländern ſechs monatliche Bedürfniſſe zu verſchaffen. Solche Berechnungen ſind nöthig, um die Verhältniſſe der Staaten gegen ein-

ander zu bestimmen, die öfters ungeheurer sind, als man sich einbildet.

Die große Oekonomie, die hier selbst die Reichsten beobachten, damit sie die von außen einkommenden Interessen wieder ausleihen können, übersteigt alle Vorstellung, und würde selbst einem Holländer zu weit getrieben scheinen; daher die äußerst geringe Gastfreiheit, die eingezogene Lebensart, die einfache simple Kleidung, die eingeschränkten Lustbarkeiten, und der gänzliche Mangel an Gelehrten und Künstlern, in einer so sehr ansehnlichen Stadt, die das Vaterland eines Columbus und eines Doria ist.

Die Sparsamkeit allein konnte den sonderbaren Gebrauch der schwarzen Kleidung, die so auszeichnend und in Europa ohne Beyspiel ist, einführen. Die Venetianer tragen zwar auch uniforme rothe Mäntel, allein sie dienen blos, farbige Kleider zu bedecken, in denen sie in Gesellschaften erscheinen. In Genua aber ist die ganze Kleidung schwarz, und jedermann, der sich im geringsten vom Pöbel entfernt zu seyn glaubt, trägt diese Farbe und keine andre. Dieses verursacht in Gesellschaften einen so traurigen Anblick, daß die wenige Geselligkeit, die hier ohnedem herrscht, vielleicht noch mehr dadurch verringert wird.

Die Genueſer lieben die Schauſpiele ſo ſehr, wie irgend ein ander Volk in Italien, allein ſie lieben das Geld noch mehr; daher ſieht man niemals in Genua ſolche prächtige Opern, als in andern weit geringeren und kleinern Städten dieſes Landes. Die ſchlechte Bezahlung, die man hier den Schauſpielern aller Art giebt, verurſacht, daß man mehrentheils nur den Auswurf derſelben erhalten kann. Kommt ja ein berühmter Sänger hieher, ſo geſchieht es nur im Sommer, wo die mehreſten Theater in Italien geſchloſſen ſind. Man läuft zu, weil man ihn wohlfeil hören kann, obgleich das Vergnügen durch die erſtickende Hitze in einer ſolchen Jahreszeit vielleicht zu theuer erkauft iſt.

Genua iſt der einzige Staat in Europa von irgend einigem Anſehn, der keine hohe Schule in ſeinem Gebiete hat. Ueberhaupt iſt die Gleichgültigkeit der Genueſer gegen Wiſſenſchaften und Künſte unglaublich, und hierin kontraſtiren ſie abermals mit den Venetianern, die Gelehrten und Künſtlern viel Aufmunterung geben. Wären nicht die Paläſte von Durazzo, Brignole, Carrega und Andern mehr mit vortreflichen Gemälden während dem ſechzehnten und ſiebzehnten Jahrhundert an-

gefüllt, so würden sie es wahrscheinlich gegenwärtig nicht werden. Diese Sammlungen werden nicht vermehrt, ja nicht einmal recht unterhalten. Ein Künstler würde hier Gefahr laufen vor Hunger zu sterben. Auch findet man keine hier, so sehr man auch gewohnt ist, deren in allen ansehnlichen Städten Italiens anzutreffen. Dieses gilt auch von den Gelehrten und zwar doppelt, besonders seit Aufhebung der Jesuiten; denn die Ignoranz ist hier so groß, daß sie an wahre Barbarey gränzt; ob es gleich hier verschiedene Bibliotheken giebt, die aber wenig genutzt werden. Man würde unrecht thun, wenn man dieses dem merkantilischen Geiste zur Last legen wollte, denn wie sehr sich dieser mit der Aufklärung verträgt, beweisen nicht allein so viel Handelstädte Deutschlands und Frankreichs, sondern selbst Holland, wo alles Handlung athmet, und die Sparsamkeit die erste Tugend ist; England zu geschweigen, wo der Kaufmann der größte Beförderer der Künste, und oft selbst ein Gelehrter ist.

Die schönen Kirchen und andre öffentliche Gebäude, die man hier sieht, sind auch aus den vorigen Zeiten, da ein ganz andrer Geist den Staat belebte. Die Kirche der Annunciation ist eine der

ſchönſten in Italien, und auch inwendig mit einer außerordentlichen Pracht verziert. Ein gleiches kann man auch von der Cathedralkirche ſagen.

Indeſſen iſt nichts die Baukunſt betreffend hier ſo auffallend, als die in der Luft gleichſam ſchwebende Brücke von Carignan, die von einem Berge zum andern gebaut iſt, und tief unter ſich Häuſer von ſechs Stockwerken hat. Dieſes Werk hat die Andacht veranlaßt. Die Familie Carignan baute eine ſchöne Kirche, die noch izt dieſen Namen führt, und zu den ſchönſten in Genua gehört. Die Lage dieſer Kirche auf einem Berge war für die andächtigen Seelen, die ſie beſuchen wollten, ſehr unbequem, daher dieſelbige Familie dieſe berühmte Brücke bauen ließ, welche von dem gegenüberliegenden Berge zur Kirche führt. Sie dient zugleich zu einer ſehr angenehmen Promenade, von der man weit in die See ſehen kann. Einen noch viel herrlichern Proſpekt aber hat man von einer ſchönen Terraſſe, die eigentlich der Hauptſpaziergang der Einwohner iſt, wo ſich das Meer, die Stadt und unzählige Landhäuſer zugleich dem Auge darſtellen.

So alt Genua auch iſt, ſo findet man doch hier faſt gar keine Alterthümer, und ſehr wenige antike Statuen; unter dieſen iſt nicht eine einzige, die man

als besonders merkwürdig anführen könnte. Frägt man nach vortreflichen Werken der Bildhauerkunst, so werden drey Bildsäulen des Puget gezeigt, die, so schätzbar sie auch wirklich sind, dennoch als Kunstverrath vortreflicher Bildhauerey in keine Betrachtung kommen, da hier von einer großen und reichen Stadt die Rede ist, welche mitten in einem Lande liegt, wo die Künste so sehr geblüht haben. Dieser Umstand und die Anzahl Gemälde großer Meister, welche auf keine Weise mit der Wichtigkeit eines solchen Orts im Verhältniß steht, da geringere Oerter, als Parma, Piacenza, Bolegna, und andre mehr, viel reicher an vortreflichen Schildereyen sind, veranlaßt die Vermuthung, daß diese Geringschätzung der schönen Künste nicht sowohl aus Sparsamkeit herrühre, als vielmehr Charakterzug der heutigen Genueser sey.

Die Stadt Genua führt den Beynamen, die Prächtige. In der That, der Stolz und nicht die Liebe zur Baukunst, hat die Genueser veranlaßt, ihre Stadt mit prächtigen Palästen zu zieren, die indessen, so sehr sie auch ins Auge fallen und den flüchtigen Beobachter entzücken, dennoch gänzlich von dem guten Stil der Kunst entfernt sind, den man in den Palästen in Rom und Florenz und in

den Werken des Palladio bewundert. Der herliche Prospekt, den Genua von der Seeseite gewährt, und womit die Einwohner groß thun, ist viel zu theuer durch die große Unbequemlichkeit ihrer engen und stinkenden Gassen erkauft, die aus der Lage ihrer Stadt entsteht. Der Raum, den sie einnimmt, ist ein schmaler Erdstrich, der sich zwischen den Gebirgen und dem Seeufer befindet. Er formirt einen halben Zirkel um den Hafen, und ist so schmal, daß ein großer Theil der Stadt an den Abhang dieser Berge selbst gebaut ist, welches denn den amphitheatralischen Anblick verursacht. Es sind nur einige wenige Straßen, wo man reiten oder fahren kann; in allen andern ist kein Fuhrwerk zu gebrauchen. Selbst die prächtige Straße, Strada nuova, die aus vierzehn Palästen besteht, hat diese Unbequemlichkeit, obgleich sie eine der breitesten der Stadt ist. Die Visiten des Adels werden daher alle in Portechaisen gemacht, mit dem Unterschiede, daß man sich blos bey schlechtem Wetter hineinsezt, sonst aber beständig sie ledig hinter sich hertragen läßt. Die Damen haben dabey diesen Vortheil, daß sie immer von Cavalieren begleitet sind. Sie sind, so wie diese, schwarz gekleidet, wodurch sie sich von dem bürgerlichen Frauenzimmer auszeichnen,

das diese Erlaubniß nicht hat, auch nicht haben mag, da sie den Putz so sehr einschränkt, obgleich, wie oben gesagt, alle Männer die nicht zum Pöbel gehören, oder gehören wollen, so wohl wie der Adel schwarz gekleidet sind.

Das Frauenzimmer in Genua ist schön, allein sie entstellen sich durch ihre seltsame Tracht. Diese ist ein Schleyer von Cattun, den man Mesiero nennt, mit dem sie den Kopf und den obern Theil des Leibes bedecken; nichts bleibt frey als die Augen, welches sie durch künstliche Haltung des Schleyers zu bewirken wissen. Der Kopf, der Hals, die Arme, die Taille, kurz der schönste Theil des Körpers wird dadurch unsichtbar, und das Frauenzimmer gleichsam in eine Mumie verwandelt. Der ausgesuchteste Kopfputz und die schönste Kleidung befinden sich oftmals unter dieser grotesken Maske, die um so viel lächerlicher ist, da die bunte Leinewand mit den seidnen Kleidern seltsam kontrastirt. Diese Mode herrscht nirgends in Italien als hier. Man trägt zwar in der venetianischen Lombardey auch Schleyer, die Zendalo genannt werden, allein diese sind von schwarzseidenen Zeugen, und überdem sind sie ganz anders beschaffen, so daß sie eine reizende Tracht sind, dahinge-

gen der Messero einen höchst widrigen Anblick verursacht. Die genuesischen Damen von Stande bedienen sich dieses Schleyers niemals, es sey denn, daß sie im äussersten Incognito geheime Besuche machen. Das Tragen der Juweln ist durch die Gesetze verboten, die es nur sechs Wochen vor und sechs Wochen nach der Hochzeit den Damen gestatten.

Der gänzliche Mangel an Aufklärung des Geistes, der hier durchgehends bey den Männern herrscht, läßt in diesem Punkt keine Lobrede für das schöne Geschlecht vermuthen. Da das Lesen hier eine ganz unbekannte Beschäftigung ist, so ist es den Schönen nicht zu verdenken, wenn sie ein Buch als die unnützeste Sache von der Welt ansehn. Spiel, Intriguen und Andachtsübungen machen den Zirkel ihrer Geschäfte und ihre einzige Unterhaltung in Gesellschaften aus. Nur eine besondere Achtung gegen Fremde kann sie dazu bringen, italienisch zu reden, denn selbst die vornehmsten Standespersonen sprechen unter einander fast immer genuesisch; ein Umstand, der besonders dem Frauenzimmer diese Mundart so eigen gemacht hat, daß es ihnen beschwerlich fällt in einer andern zu reden; ja es giebt sogar Damen vom ersten Range, die

keine andre verstehen. Eine junge sehr schöne Dame, eines der edelsten Geschlechter, war 1780 unter dieser Zahl. Es wird daher für keine Beschimpfung gehalten, wenn man eine Genueserin frägt, ob sie italienisch verstehe? Obgleich es allerdings etwas seltsam scheint, einer Italienerin mitten in Italien eine solche Frage zu thun.

Diese Mundart unterscheidet sich von den andern italienischen Mundarten so sehr, daß ein Fremder mit der besten Bekanntschaft der italienischen Sprache schlechterdings nichts davon verstehen kann. Sie dient zum Beweise, daß auf einander gehäufte Vokalen keine Sprache wohltönend machen. Denn noch niemand hat sie so gefunden; im Gegentheil macht sie einen widerlichen Eindruck, und bildet einen heulenden Ton. Das Charakteristische dieser Mundart besteht in Verkürzung der italienischen Wörter und Auslassung ihrer Consonanten, wodurch sich die Vokalen einander nähern und aufgehäuft werden. Z. B. der Tisch, tavola, heißt toa, scudo, heißt scuo, u. s. w.

Zum Ersatz aber der unbeschreiblichen Unwissenheit, deren sich die Genueser nicht schämen, halten sie viel auf andächtige Ceremonien, und besonders auf Processionen, die in Rom selbst nicht so

häufig ſind. Es giebt hier mehr Brüderſchaften als in irgend einer Stadt in Italien, welche ſich durch uniforme Maſken unterſcheiden, und ein gräßliches Schauſpiel verurſachen. Die Kleidung iſt eine Art von Schlafrock, der den ganzen Leib bedeckt, gewöhnlich von weißer Leinwand, womit auch der Kopf verhüllt iſt, ſo daß nur zwey Löcher für die Augen in der Larve frey bleiben. Viele haben unter dieſer Verkleidung Dolche oder Meſſer verborgen, mit denen ſie im Vorbeygehen ihrem Feind Stöße beyzubringen ſuchen. Solche boshafte Handlungen ſind hier nicht ſelten, und bleiben gewöhnlich ungeſtraft; die Larve verbirgt den wahren Thäter, den die Brüderſchaft nicht nennt, ſondern ſchützt. Bey meinem Aufenthalt in Genua empfing ein mailändiſcher Kaufmann einen Meſſerſtich von einem dieſer Andächtler, dem er aber glücklicherweiſe auswich, ſo daß nur die Haut geſtreift wurde. Die Veranlaſſung dazu war ſo unbedeutend, daß es faſt unglaublich ſcheint. Er ſagte blos zu ſeinem Freunde, mit dem er die Proceſſion vorbey paſſiren ſah, daß die Kleidung einer andern Brüderſchaft (denn bey gewiſſen Feyerlichkeiten machen ſie Gala, und alsdenn tragen ſie kleine Mäntel von farbigen Taffent mit Treſſen beſezt) ihm beſſer

gefiel als diese; eine unschuldige Aeußerung, die dieser Böſewicht durch einen Meuchelmord rächen wollte. Ein behutſamer Fremder muß dieſe Art Gaukeleyen nur in der Entfernung betrachten, denn ſo ſehr er auch in dem ganzen übrigen Italien gewöhnt ſeyn mag, religiöſe Andachtsübungen zu ſehen, ſo übertrift doch das Bizarre dieſes Aufzugs, wegen der Menge groteſker Larven, und der abgeſchmackten Verzierung, alles was man Lächerliches ſehen kann.

Die mehreſten Glieder dieſer Banden ſind Handwerksleute. Ein Kaufmann in Genua, ſo ſtark er auch übrigens zur Andacht geſtimmt wäre, würde es für erniedrigend halten, ſich zu ihnen zu geſellen. Dieſes hindert aber nicht, daß Perſonen von den vornehmſten adelichen Familien aus Demuth das Amt der Kreuzträger bey dieſen Brüderſchaften über ſich nehmen. Da dieſe Kreuze, die bey den Proceſſionen vorangehen, ſehr groß und ſchwer ſind, und viel Geſchicklichkeit und Stärke zum Tragen derſelben gehört, ſo müſſen ſich die Träger lange üben, ehe ſie auftreten können. Oft werden ſie aber in der Lehrzeit zu Krüppeln gemacht, da ſie denn ihre übrigen Tage als Märtyrer leben. Demungeachtet drängt man ſich zu dieſem Ehren-

posten, und zahlt mit Freuden die damit verbundenen ansehnlichen Kosten. Diese dienen zu Anschaffung der Wachskerzen und aller andern Ausgaben. Der reiche Marchese Spinola war auch vor einigen Jahren Kreuzträger, und durch seine Freigebigkeit zeichnete sich seine Brüderschaft ansehnlich aus.

Die größte dieser Feyerlichkeiten geschieht dem heiligen Johannes zu Ehren, dessen Asche man vorgiebt hier zu besitzen. Sie hat schon viele Wunder gethan, und unter andern ein Schiff gerettet, das auf dem Punkt war im Hafen unterzugehen. Es war ein Englisches, und folglich mit lauter Ketzern bemannt, die in der Todesangst sich an den heiligen Johannes wandten, der auch ihr unerwartetes Zutrauen belohnte und sie aus der augenscheinlichsten Gefahr rettete. Dieses Wunder zu verewigen, sezt sich an dem bestimmten Tage, im Monat April, alles in Bewegung. Der Senat, die Geistlichkeit, und die Brüderschaften begleiten die Asche, die in einem silbernen Kasten von Edelleuten getragen wird, nach der Meeresseite, wo unter einem prächtigen Zelt eine feyerliche Messe gelesen wird, wobey die Glocken geläutet und Kanonen abgefeuert werden. Es ist merkwürdig, daß in Venedig die Politik die Führerin aller Feyerlichkeiten ist; in Ge-

nua geschehen sie aber blos aus Andacht. Die Senatoren selbst geben das Beyspiel. Man könnte es für die feinste Staatskunst halten, das Volk, in Ermangelung andrer Ergözlichkeiten, mit Andachtsübungen zu beschäftigen, wenn nicht alles unwidersprechlich übereinstimmte, daß man die Regierungskunst hier nicht suchen müsse.

Die auszeichnende Art der Genueser zu denken und zu handeln, verursacht, daß sie von allen italienischen Nationen gehaßt werden. Dieser Nationalhaß erzeugt Verachtung bey den benachbarten Höfen, die alle Gelegenheiten ergreifen, sie zu demüthigen. Unglücklicherweise für die Genueser, sind alle ihre fürstliche Nachbarn vortrefliche Oekonomen, die kein Geld zu negociren brauchen, und folglich zu keiner politischen Nachsicht gegen sie verbunden sind. Ein großer Monarch, der sie außerordentlich verachtet, gab hievon einen auffallenden Beweis, da er vor mehrern Jahren ganz Italien durchreiste, und dennoch Genua nicht mit seiner Gegenwart beehren wollte, obgleich er sich mehr als einmal in der Nachbarschaft befand, nicht leicht eine große Stadt unbesucht ließ, und besonders auf die Seehäfen sehr aufmerksam war. Man erzählt eine Anekdote, die, wahr oder falsch, selbst in Ge-

nua gäng und gebe iſt. Daß nämlich dieſer Monarch den Senatsdeputirten, die ihn damals nach Genua einluden, zur Antwort gegeben, daß ſein Gefolge zu klein wäre, um in ihrer Stadt zu erſcheinen.

Man erinnert ſich hiebey der im Jahr 1746 geſchehenen Einnahme der Stadt, und deren ſonderbare Folgen, womit die Genueſer nicht wenig groß thun. In der That liefert die alte und neue Geſchichte kein Beyſpiel, daß eine wohl diſciplinirte Armee eines kriegeriſchen Volks, am hellen Tage, blos vom Pöbel überwunden und aus der eroberten Stadt gejagt worden wäre. Man würde die Sache für unglaublich halten, wenn ſie nicht in unſern Tagen geſchehen wäre. Es wäre aber ungerecht, wenn man dieſes den kaiſerlichen Truppen zur Laſt legen wollte. Sie wehrten ſich in ihrer nachtheiligen Lage aufs äußerſte, und fielen als Schlachtopfer der Ungeſchicklichkeit ihres Anführers, des Marcheſe de Botta. Dieſer von allen Talenten entblößte Mann, nachdem er durch ſein hartes und unbeſonnenes Betragen die Genueſer zur Verzweiflung getrieben hatte, war ganz unfähig in dieſer gefährlichen Lage, die nöthigen Maaßregeln zu nehmen. Das Volk war in alle Häuſer,

Paläste und Klöster der Strada Balbi (wo das Hauptquartier der Kaiserlichen war,) und der nahe beyliegenden Plätze gedrungen. Ein unaufhörliches Feuern von den Dächern und aus den Fenstern dieser größtentheils sehr massiven Gebäude, richtete ein schreckliches Blutbad unter den Truppen an, deren Schüsse ohne alle Wirkung waren. Die amphitheatralische Lage der Stadt gab dem wüthenden Pöbel außerordentliche Vortheile. Die von oben kommenden Steine und Kugeln trafen alle. Die Standhaftigkeit der Truppen, in dieser Gefahr auszuhalten, diente blos ihre Niederlage zu vergrößern, und sie sahen endlich keine Rettung, als in einer schleunigen Flucht. Dieses war blos das Werk des niedrigen Pöbels. Die andern Einwohner sowohl als der Senat sahen den glücklichen Erfolg noch als sehr ungewiß an, und nahmen daher keinen thätigen Antheil an dieser kühnen Unternehmung. Sie begnügten sich, das Volk heimlich zu unterstützen, und ihnen Waffen austheilen zu lassen.

Durch diesen unerhörten Vorfall verloren die Kaiserlichen ein wichtiges Land, das, wenn es auch im Aachner Frieden nicht behauptet worden wäre, dennoch auf die Friedensartikel zum Vor-

theil des Beſitzers groſsen Einfluſs gehabt haben würde. Dieſer groſse Nachtheil entſtand aus der auszehrenden Unfähigkeit eines einzigen Mannes, der zum Erſtaunen aller Welt, anſtatt geſtraft zu werden, neue Ehrenſtellen erhielt. Ein Beweis, daſs er ein beſſerer Hofmann als Feldherr war. Wahrſcheinlich hätte ihn unter der jetzigen Regierung ein ander Schickſal erwartet.

Genua iſt ſeitdem mit neuen Feſtungswerken verſehen worden, die aber ſo weitläuftig ſind, daſs ſie wenigſtens dreyſsigtauſend Mann zur Vertheidigung erfodern. Kömmt im Fall einer Belagerung keine fremde Armee der Stadt zu Hülfe, ſo iſt dieſe vermehrte Befeſtigung äuſserſt unnütz. Alle Landtruppen der Republik beſtehen nur aus dreytauſend Mann, gröſstentheils Deutſche, ſowohl Offizier als Gemeine, ſchlecht diſciplinirt, montirt und äſtimirt. Der General iſt, wie ſchon oben geſagt, allemal einer der vornehmſten Senatoren, allein er trägt niemals Uniform, ſondern hat blos zum Zeichen ſeiner Würde einen Rohrſtock in der Hand, mit dem er auch bey allen Nathsprocesſionen paradirt. Der Staat unterhält nur vier Galeeren, die hauptſächlich zu den Reiſen der Senatoren dienen, die ſie in den am Meer gelegnen

Städten ihres Gebiets thun; deßgleichen die genueſiſchen Damen nach den Bädern bey Piſa zu führen. Dieſes iſt die Beſtimmung der Marine des Staats. Sehr ſelten kreuzen ſie gegen die Seeräuber. Dieſe Nachläßigkeit, und die vorbeſchriebene äußerſt ſchwache Regierung, verurſachen einen Mangel an Sklaven zur Bemannung dieſer wenigen Galeeren; ein Umſtand, der um ſo viel ſonderbarer iſt, da Diebſtahl und Meuchelmord hier gar nicht ſelten ſind, und die Galeeren anſtatt der Zuchthäuſer dienen.

Dieſer Mangel an Züchtlingen aber wird auf eine Art erſezt, die alle menſchliche Begriffe überſteigt, und die, wie ich ſehr zweifle, in irgend einem Winkel der Erde als hier im Gebrauch iſt. Man ſollte glauben, daß die niedrigſte Stufe des menſchlichen Elends das Leben eines Galeerenſklaven ſey. Auf dem Verdeck unter freyem Himmel faſt nackend angeſchmiedet, der Witterung aller Jahreszeiten, und dem Ungeſtüm des Meers bey der elendeſten Koſt bloßgeſtellt, vom Ungeziefer verzehrt, und von der Peitſche zerfleiſcht, ſcheint es, daß dieſe Unglückliche das Schickſal eines Gefangenen, der in einem unterirdiſchen Kerker in Feſſeln liegt, beneiden müſſen; denn ſein Zuſtand,

mit dem ihrigen verglichen, ist Glückseligkeit. Dennoch, durch einen unbegreiflichen Widerspruch in der menschlichen Natur, giebt es hier Menschen, die um die Zahl der mangelnden Galeerensklaven zu ersetzen, ihre Freiheit verkaufen. Der Termin ist gewöhnlich auf ein Jahr, und der Preis zwey Zechinen, die ein solcher Unmensch mehrentheils gleich versäuft. Er wird sodann auf die Galeere gebracht, entkleidet und angeschmiedet. Man macht keinen Unterschied in der Behandlung zwischen dem größten Verbrecher und einem solchen Buben. In dem Laufe des Jahres findet man oft Gelegenheit, wo er zu neuen Ausschweifungen geneigt ist; diese nützt man, er bekommt frisches Geld, und verlängert seinen Termin. Es ist daher selten, daß ein solcher Unmensch jemals seine Freiheit wieder erhält.

Der genuesische Adel hat dem Handel nicht entsagt, sondern treibt dieses dem Staat so nützliche Gewerbe mit großem Eifer. Die zwey größten Handelshäuser hier gehören den adlichen Familien Durazzo und Cambiasi; sie schämen sich nicht auf die Börse zu kommen, und dem geringsten Kaufmann gelegentlich zu schmeicheln. Sie sind *al banco* ganz Höflichkeit und Herablassung. Wehe

aber dem Kaufmann, wenn er darauf ein System von Protection bauet! denn derselbe Mann, der auf der Börse ihm freundschaftlich die Hand gedrückt hat, wird in dem Ton eines asiatischen Despoten mit ihm reden, sobald er in seinen Palast kommt. Der ehemals große Kaufmann in Amsterdam, Herr Clifford, erfuhr davon eine Probe zur Zeit seines größten Wohlstandes, da er selbst von Fürsten karessirt wurde. Er reisete durch Genua, und wollte den Nobile Durazzo, Chef des vornehmsten Handlungshauses, in seinem Palast besuchen. Gewohnt alle Thüren der Großen bey seinem Namen sich öfnen zu sehn, erstaunte er, daß er in der Antichambre eines Edelmanns ohne Titel und Würden vernachlässigt wurde. Er hielt es für ein Versehn des Bedienten, der seinen Namen nicht recht gemeldet hätte. Allein auf wiederholtes Anmelden, daß Herr Clifford aus Amsterdam aufzuwarten bereit wäre, wollte doch niemand erscheinen. Nachdem er länger als eine Stunde vergebens gewartet hatte, entfernte er sich, und gab dem Kammerdiener folgenden Auftrag: „Sagt eurem Herrn, „daß die Cliffords nicht gewohnt sind zu antichambriren, und daß die Durazzo's zu klein wären „diese Ehre zu verlangen."

Die Genueſiſche Bank, die dem heiligen Georg geweihet iſt, ſtellt ein ſonderbares politiſches Phänomen dar. Sie iſt ganz von dem Senat und alſo von der geſezgebenden Gewalt unabhängig, und macht daher einen kleinen Staat für ſich aus, der ſeine eigene Geſetze hat, und nicht ſelten mit dem großen Staat in Streitigkeiten geräth, die jedoch nie von Folgen geweſen ſind. Der Senat hat dieſen Schaz auch nie angegriffen, vielmehr einen groſſen Theil der Staatseinkünfte damit verbunden, die durch den Kanal der Bank fließen. Sie wurde im funfzehnten Jahrhundert errichtet, und hat ſeit der Zeit ihre Geſetze unverändert beybehalten. Die Adminiſtration derſelben iſt in den Händen der reichſten Bürger, die dazu erwählt werden, und ſodann lebenslang ihr Amt verwalten. Sie formiren einen Damm gegen den Mißbrauch der ariſtokratiſchen Gewalt; daher auch von allen Regierungsformen dieſer Klaſſe, denen man mit ſo viel Recht den Deſpotismus vorwirft, die genueſiſche Regierung vielleicht die mildeſte iſt, die man je geſehn hat. Ich habe aber ſchon oben gezeigt, daß dieſe Milde nicht von politiſchen Gründen herrührt; noch weniger gehört ſie zu den Fundamentalgeſetzen des Staats, ſondern ſie iſt blos die Folge einer

ohnmächtigen Regierung; eine Schwachheit, die sich auf allen Seiten äußert.

Die Regierungs- und Handlungsgeschäfte, sowohl als das Klima, haben die Gewohnheit unterm Adel eingeführt, erst spät des Abends in Gesellschaften sich zu versammeln. Dieser Gebrauch herrscht in dem größten Theil von Italien, nur mit dem Unterschiede, daß hier der ganze Adel der Stadt in einem Hause zusammenkommt. Dieses wechselt beständig unter allen Familien ab, so daß es nur einmal in vierzehn bis funfzehn Monaten herumkommt. Diese sogenannte Conversationi fangen Abends um neun Uhr an, und dauren bis eilf Uhr. Man spielt und genießt Erfrischungen, wenn man es begehrt, und damit hat die Conversation ein Ende. Nichts ist in den Augen eines Fremden, der nicht spielt, abgeschmackter, als diese Zusammenkünfte. Da man sich blos zum spielen versammlet, und die Zeit kurz ist, so wird auch keine Minute verloren. Man kömmt, spielt, und eilt weg. Jedermann ist auch hier wie gewöhnlich schwarz gekleidet. Man hat auch den häufigen Gebrauch des Porzellains durch Gesetze eingeschränkt, da hingegen man so viel Silberzeug haben kann, als man nur will.

Das Cicisbeat iſt zwar ein in ganz Italien eingeführter Gebrauch, allein nirgends wird es bis auf einen ſolchen lächerlichen und ausſchweifenden Grad getrieben, als in Genua. Mit dem Hochzeitstage endigt ſich aller öffentliche Umgang eines Ehemanns mit ſeiner Frau. Sie dürfen ſchlechterdings nicht zuſammen geſehn werden, weder auf der Promenade, noch in Schauſpielen oder Geſellſchaften, kurz nirgends. In andern Städten ſezt ſich mancher Ehemann, aus Liebe zu ſeiner Gattin, über dieſe närriſche Gewohnheit weg, er hat weiter keine Beſorgniß, als für einen unmodiſchen oder eiferſüchtigen Mann gehalten zu werden; allein hier darf das entſchloſſenſte Ehepaar keinen ſolchen Verſuch wagen. Von allen Freunden ohne Unterſchied verlaſſen, von Feinden verſpottet, und vom Pöbel beſchimpft zu werden, iſt die unausbleibliche Folge, ſobald ſie ſich öffentlich zuſammen ſehn laſſen. Man ſcheuet ſie, als ob ſie von der Peſt angeſteckt wären, und ſogar ihre Buſenfreunde weichen ſolchen Eheleuten auf der Straße aus, und verbergen ſich. Sie würden ſelbſt verſpottet werden, wenn ſie mit ſo ausgezeichneten Perſonen ſich öffentlich in ein Geſpräch einließen.

Wie sehr dieser unsinnige Gebrauch, in einem wollüstigen Lande, den Sitten nachtheilig seyn müsse, wird jeder Menschenkenner einräumen, so viel auch zu dessen Beschönigung selbst von klugen Reisenden gesagt worden ist, die in diesem Fall das Echo der Italiener gewesen sind. Es ist nichts so lächerlich auf Erden, dem man nicht einen Anstrich geben könne. Genug die Dame wählt sich ihren Cicisbeo, der auch oft im Ehekontrakt bestimmt wird, und dieser wird ihr unzertrennlicher Gesellschafter bey allen Gelegenheiten. Sie ist ganz die seinige, nur des Nachts nicht, wo der Mann seine Stelle vertritt, und zwar nur auf einige Stunden; denn ein Cicisbeo, der sich seine Pflicht recht will angelegen seyn lassen, besucht seine Dame morgens früh im Bette, hilft sie an- und auskleiden, der Mann entfernt sich, u. s. w. Es ist ein Vorurtheil, daß die Italiener sehr eifersüchtig sind. Daß sie in Ansehung ihrer Weiber diese Leidenschaft nicht zeigen, wird durch das Cicisbeat vollkommen bewiesen. Ihre Eifersucht gegen ihre Geliebten aber zeichnet sich aus, nicht daß sie in einem solchen Fall stärker wäre, als bey andern Nationen, allein sie äußert sich heftiger, woran ihre hitzige und rachgierige Gemüthsart schuld ist, die oft durch nichts

geringeres als Mord und Tod befriedigt werden kann.

Wenn indeſſen der moraliſche Nachtheil des Cicisbeats bey den freyen Sitten unſrer Zeit nicht in Betrachtung kommt, ſo iſt doch der phyſiſche und politiſche Nachtheil des Staats, beſonders in Genua außerordentlich, wovon folgendes ein unwiderſprechlicher Beweis iſt. Es giebt hier Kaufleute aller Nationen, beſonders deutſche, engliſche und franzöſiſche; dieſe leztern aber ſind alle aus der franzöſiſchen Schweiz. Im Jahr 1780 befand ſich auch nicht ein einziger Franzoſe in Genua als Kaufmann etablirt. Ein Umſtand der merkwürdig iſt, da man keine Handelsſtadt in Europa ohne franzöſiſche Häuſer findet. Dieſe Ausländer ſind gröſtentheils anſehnliche Kaufleute, aber alle insgeſamt, ohne Ausnahme, zu welcher Nation ſie auch gehören, unverheurathet. So ſehr dieſer Grundſaz eines unehelichen Lebens, den eine ſolche Menge reicher Leute angenommen hat, auch dem Staat in Anſehung der Bevölkerung nachtheilig iſt, ſo iſt dieſes doch das geringſte Uebel. Kein Fremder etablirt ſich in Genua, ohne den feſten Vorſaz zu faſſen, nur eine Anzahl von Jahren zu ſammeln, und ſich ſodann wieder weg zu begeben. Dieſer gewiſſe Ge-

winnst kann hier nicht leicht fehlen, wenn man die gehörigen Handlungskenntnisse hat, ohne alle Familie ist, und die äußerste Sparsamkeit beobachtet. Nach einer festgesezten Zeit also, wenn der Tod nicht dazwischen kommt, zieht ein jeder fremde Kaufmann ohne Unterschied, da er nicht gefesselt ist, von Genua mit seinen erworbenen Reichthümern weg; ein Schade, der für den Staat unendlich ist. Ein reicher Kaufmann, aus Geneve gebürtig, der in Genua etablirt ist, und noch lebt, entschloß sich vor einigen Jahren zu heurathen, und, dem Cicisbeat zum Trotz, nach seiner Fantasie zu leben. Er wählte ein reizendes Mädchen aus seinem Vaterlande, deren Besitz ihn für alles andre schadlos halten sollte. Von aller Welt abgesondert, und eins in dem andern glücklich, hielten sie eine Weile aus, und lebten wie Eremiten mitten in einer volkreichen Stadt. Der Verdruß aber, wie Gefangene, von allen Gesellschaften, Spaziergängen, Schauspielen u. s. w. ausgeschlossen zu seyn, da man sie schlechterdings in diesem Fall nicht besuchen kann, ohne insultirt zu werden, wirkte auf sie so stark, daß Beide krank wurden. Der Tod machte in kurzer Zeit dem Gram der jungen Schönen ein Ende, und überließ es ihrem zärtlichen Gatten, ein

Unglück zu beweinen, woran er allein schuld war, und das er hätte vorhersehen können.

Die Republik Lucca stellt ein von dem gemeinsten sehr verschiedenes Bild eines Freystaats dar. Man findet hier unter den Burgern eine größere Gleichheit, und eine Art von Freiheit, die man in ganz Italien vergebens suchen würde. Dieser kleine Staat, der an Volksmenge und Einkünften mehreren unsrer großen Reichsstädte weit nachstehen muß, erhält sich durch seine Kleinheit und Armuth, und genießt seines Glücks in Ruhe. Die Freiheit hat hier eine Industrie erzeugt, die sowohl in der Stadt als auf dem Lande aufs äußerste getrieben ist. Die Felder sind sehr wohl angebaut, und in der Stadt ist alles mit Manufakturarbeiten beschäftigt. Vorzüglich wird hier eine ungeheure Menge Maskeradelarven verfertigt, die mit vieler Kunst gemacht werden, worin es niemand den Luckesern gleich thut; daher diese Waare in einem Lande, wo das Carneval ein so großer Gegenstand ist, einen sehr einträglichen Handlungszweig ausmacht. Man duldet hier keine Juden. Auch ist es merkwürdig, daß man in Lucca nie die Jesuiten hat aufnehmen wollen, selbst zu der Zeit nicht, da dieser Orden halb Europa regierte. Es ist eine große Frage, ob unter der Fahne

des heiligen Ignatius die Induſtrie und Ruhe der Luckeſer noch jezt zur Charakteriſtik dieſes kleinen Staats gehören würden.

Siebenter Abſchnitt.

Rom. Charakter der neueren Römer. Stolz. Prieſterreligion. Toleranz. Geſelligkeit. Hang zur Politik. Kardinal Bernis und Herzog von Grimaldi. Zankfisch. Meſſerſtiche. Proteſtanten. Papiergeld. Frauenzimmerſitten. Ungeheures Pilgerhoſpital. Collegium der Propaganda. Sanſkritta Sprache. Drutſches Seminarium in Rom.

Rom iſt die prächtigſte Stadt in Europa, mit der keine verglichen werden kann. Sie iſt außerdem die vornehmſte in der Welt, für den Künſtler, den Kunſtliebhaber, den Alterthumsforſcher, und überhaupt für jeden denkenden Kopf, von welcher Nation oder Religion er auch immer ſeyn mag. Prachtvoll in ihren ungeheuren Ruinen, in ihren Kirchen, Paläſten, Springbrunnen, öffentlichen Statuen, Säulen und Obelisken; allein dennoch bilden dieſe Wunder der Kunſt kein hinreiſſendes Ganze. Blos in ſeinen Theilen iſt Rom bewunderungswürdig. Oft ſtehen die herrlichſten

Gebäude im Winkel, wo sie keine Wirkung thun, und überdem noch von niedrigen Gegenständen umgeben sind. So steht das Pantheon auf einem kleinen Plaz, wo die Weiber den ganzen Tag Fische zum Verkauf braten, auch andre Lebensmittel verkaufen. Der große Plaz Navonna, wo der majestätische Springbrunnen ist, der alle in Italien übertrift, hat größtentheils mittelmäßige Häuser, und dient zum Trödelmarkt. Die prächtige Fontaine von Trevi mit ihrer Opern-Decoration liegt ganz versteckt. Die bewunderungswürdige Treppe von Trinita di monte wird durch eine sehr schlechte Kirche geschändet, zu welcher sie führet. Die große Laterankirche, von welcher der Pabst Pfarrer ist, liegt auf dem Felde. Selbst die Peterskirche, ehe man die Colonnade erreicht, hat sehr schlechte Zugänge u. s. w.

Durch einen erstaunungswürdigen Wechsel der Dinge; findet man bey den Nachkommen des berühmtesten, tapfersten und freyesten Volks der Verwelt, Ruhmlosigkeit, Feigherzigkeit und Sklaverey in einem hohen Grade vereinigt. Man trift auch bey ihnen keine Spur von dem heroischen Charakter der alten Römer an. Die Neuern haben von ihren Vorfahren nichts als den Stolz übrig

behalten, der ihnen ſo wenig zukommt, und ſich doch auf ſo mannichfaltige Art äußert; auch unterlaſſen ſie nie die auf den alten Denkmälern prangenden Worte: Senatus populusque Romanus, noch jezt allenthalben anzubringen, ſo lächerlich es auch klingt.

Dieſer Stolz, der den Römern trotz ihrer Armuth eigen iſt, muß in der That Mitleiden erwecken; er hat keinen Grund als in dem großen Namen der alten Bewohner, und in der Menge der Kunſtwerke längſt verſtorbener Künſtler. Indeſſen zeigt er ſich ſowohl bey dem Tagelöhner als dem Fürſten in allem, auch ſogar in der Art ſich auszudrücken. Ein geringes Haus, deſſen Eigenthümer einen gewiſſen Rang hat, heißt hier gleich palazzo, (Palaſt). Man nimmt aus Pralerey die Namen berühmter Helden an, daher alle anſehnliche Familien hier mit Cäſaren und Scipionen reichlich verſehen ſind. Sendet man einen gemeinen Kerl als Boten irgend wohin, ſo nennt er dieſe Verrichtung eine ambaſciata (eine Ambaſſade). Der Fürſt, wenn er gleich nicht viertauſend Scudi Einkünfte hat, ſpricht von ſeinem Hofe (corte). Der Koch eines vornehmen Mannes führt den hochtrabenden Titel, Miniſtro della cucina, und ein

jeder Bedienter nennt ſich della famiglia (von der Familie) des Fürſten oder Kardinals N. N.

In der Menge dieſer Pflaſtertreter ſuchen die hieſigen Großen ihren Pomp zu zeigen; allein dieſer Aufwand iſt blos ſcheinbar, da das Lohn dieſer Leute nur ſehr geringe iſt, und ſie größtentheils von der erbettelten Mancia leben müſſen. Dieſer ſchändliche Gebrauch wird hier bis zur größten Ausſchweifung getrieben. Hat man bey einem vornehmen Mann geſpeiſt, oder auch nur eine bloße Audienz erhalten, ſo begeben ſich die Bedienten den folgenden Tag nach der Wohnung des Fremden, und verlangen ihre Mancia, (Trinkgeld) die nach dem Verhältniß, in dem man mit ihrem Herrn ſteht, eingerichtet ſeyn muß. Wer keine fernere Audienz verlangt, oder mit der gehabten unzufrieden iſt, und daher kein Trinkgeld geben will, hat die gröſten Grobheiten zu erwarten; denn ſie verlangen es als Schuldigkeit. Dieſer barbariſche Gebrauch iſt hier ſo allgemein, daß ſelbſt die Bedienten des Pabſts ſich einſtellen, damit keine Audienz unbezahlt bleibt. Viele behaupten, daß manche Kardinäle ſelbſt einen Antheil an der Mancia ihrer Leute haben, die in Jahresfriſt eine ſehr beträchtliche Summe ausmacht; denn oft muß der Stolz

dem Geldgeiz weichen, so außerordentlich ersterer auch bey den Kardinälen ist. Diese Leute stellen sich im Range den Königen gleich, und dünken sich über die Churfürsten erhaben, und zwar aus dem lächerlichen Grunde, weil aus ihrem Corps der Pabst erwählt wird, der den Rang über den Kaiser hat, daher die Wahlfürsten des erstern auch einen höhern Rang als die Wahlfürsten des leztern haben müssen. Dieser Einbildung zufolge geschah es vor einigen Jahren, daß ein Kardinal, der an einem churfürstlichen Hof einen Auftrag hatte, alles Ceremoniel bey Seite sezte, und unangemeldet nach Hofe fuhr. Eine nicht blos kaltsinnige, sondern vielmehr verächtliche Abweisung aber lehrte ihm den großen und wesentlichen Abstand zwischen ihm und einem regierenden Churfürsten fühlen.

Es ist natürlich, daß dieser durch alle Stände herrschende Stolz den Luxus, ungeachtet der überaus großen Armuth, befördern muß. An Festtagen und bey Feyerlichkeiten thun es die Weiber und Mädchen der niedrigsten Volksklassen durch ihren Putz und Anzug fast den Damen gleich. Die Kleidung ist ihre Hauptsorge; sollten sie auch zu Hause beständig von Früchten und Gemüse leben müssen. Oft hat eine selche Donna, die im seidenen Kleide

ſtrekt, nur ein einziges Hemde, das ſie in Lumpen eingehüllt wäſcht; wobey es in dieſem warmen Klima nur kurze Zeit zum Trocknen braucht. Des Nachts ſchlafen ſie alle nackend. Viele Weiber, deren Männer ſehr unbeträchtliche Bedienungen haben, müſſen an Feſttagen einen Bedienten in Livree hinter ſich haben, wenn ſie zur Kirche gehn; daher ſie zu dieſem Endzweck einen Tagelöhner miethen, der dieſe Commiſſion für zwey gute Groſchen nach deutſchem Gelde übernimmt. Er legt ſeine Univerſallivree an, und tritt ehrerbietig hinter der Signora her. Anderswo würde dieſes ein Gelächter erzeugen, allein hier im Gegentheil erzeugt es gröſſere Achtung, ſelbſt bey Perſonen, die ſolche Frauenzimmer kennen, und von dieſem Groſchenkontrakt vollkommen unterrichtet ſind.

Durch dieſen ſo allgemeinen Stolz wird die Munterkeit erſtickt, die nur durch eine freye Lebensart erzeugt wird, von der man hier weit entfernt iſt. Denn alles, was nicht allein zur geiſtlichen ſondern auch zur bürgerlichen Regierung des Staats gehört, iſt in den Händen der Prieſter, die faſt alle Würden und Aemter von Wichtigkeit beſitzen. Hiedurch wird die Dürftigkeit und der Müßiggang, der den Italienern überhaupt eigen iſt, noch mehr

befordert, die nichts eifriger wünſchen, als von der Arbeit befreyt zu ſeyn, daher ſich auch tauſende von den Einwohnern Roms ganz allein auf die Bettelbrocken verlaſſen, die vor den Klöſtern täglich in ungeheurer Quantität ausgetheilt werden. Ein Umſtand, welcher den Pöbel nicht wenig an das Syſtem ſeiner Religion und das Mönchsweſen kettet.

Es ſind viele der Meynung, daß unter den Großen in Rom viel Irreligion herrſche, ob ſie gleich äußerlich die Kirchengebräuche nicht vernachläßigen. Dieſes aber iſt ein Irrthum, denn ich bin überzeugt, daß alle Stände hier durchaus ſo vollgläubig ſind, wie an einem Orte in der Chriſtenheit; obwohl die Römer überhaupt weniger Eifer mit ihren Religionsceremonien verbinden, als andre Nationen, wovon ich in der Folge reden werde. Man thut daher den hieſigen Regierern Unrecht, wenn man die neuern Wunder, die Reliquien und andre Dinge dieſer Art als Prieſterkünſte betrachtet, die man anwendet, das Volk zu hintergehen. Es iſt wohl keinem Zweifel unterworfen, daß die Einfalt und der Aberglaube zuerſt ſolche miraculöſe Ideen erzeugten, die nachher von tiefdenkenden Prieſtern in ein Syſtem gebracht; und ſo ſehr mit der Religion verwebt wurden, daß

jeder eifriger Katholik ſie endlich wie Glaubensartikel anſah. Dieſes iſt auch noch wirklich der Fall bey faſt allen vornehmen Prälaten und Kardinälen, die den römiſchen Hof ausmachen. Nicht wenige von ihnen ſind große Eifrer, nicht etwa blos in Betracht der Erhaltung der päbſtlichen Gewalt, wovon ihre eigne abhängt, ſondern auch in Dingen, die mit derſelben nichts zu thun haben, und nur allein zum Köhlerglauben gehören.

Indeſſen denkt man in Rom ſehr tolerant, und hat beſonders mit Fremden außerordentlich viel Nachſicht. Dieſe erſtreckt ſich über alles. Sogar vorſezliche Beleidigungen, die Religion betreffend, werden höchſt ſelten beſtraft, wenn der Schuldner ein Fremder iſt. Man läßt ihm gewöhnlich Zeit zu entkommen. Dieſe Nachſicht wird freylich oft ſehr gemißbraucht, allein ſie iſt bey einer ſo armen Stadt, als Rom, ſehr nöthig, da die ganze Maſchine des Nahrungsſtandes ſich um dieſe Axe dreht. Die unbedeutendſte Empfehlung iſt hier für einen Fremden hinreichend, Zutritt in den größten Häuſern zu erlangen. Für einen halben Reichsthaler, auch noch für weniger, ſtehn alle Paläſte, Gallerien und Villas in Rom dem Fremden offen. Die Höflichkeit in dieſem Fall geht ſo weit, daß ſelbſt

fürstliche Personen sich aus ihren Wohnzimmern entfernen, um neugierigen Ausländern Plaz zu machen. Indessen ist es gewiß, daß der Stolz hieran auch wohl großen Antheil hat, denn was kann dem Besitzer mehr schmeicheln, als die laute Bewunderung ihrer Schätze, die von allen Lippen strömt, und alle Reisebeschreibungen wiederhallen!

Eine herablassende Höflichkeit ist sonst kein Charakterzug des römischen Adels, der größtentheils nicht sowohl stolz als hochmüthig ist. Weil fast alle große Familien Päbste unter ihren Verwandten rechnen, und diese Statthalter Christi den Rang über Monarchen haben, so wähnen die römischen Fürsten mit den Prinzen königlicher Häuser auf gleichem Rang Anspruch machen zu können. Hiezu kommt die Größe und Pracht ihrer Paläste, die Menge der Kunstwerke in ihren Gallerien, und gewisse Vorrechte, die sie in der Stadt Rom besitzen. Der oben erwähnte Zutritt, den sie den Fremden in ihren Palästen verstatten, ist im eigentlichen Verstande nichts als ein Zutritt, oder Erlaubniß in den sogenannten Conversationi zu erscheinen, die nicht ennuyanter seyn können. Man spielt, plaudert, und schmachtet für Durst, welchen zu stillen in einem so warmen Klima das Hauptbedürfniß

des Lebens ist. Nur in einigen wenigen Häusern in Rom werden Erfrischungen gegeben, in allen andern bekommen die Conversationsgäste nichts; nicht einmal ein Glas Wasser. Ordentliche Einladungen zur Tafel sind höchst selten, wie denn die Römer so wenig als die andern Italiener die Gastfreiheit ausüben. Indessen geben ihnen die Minister der auswärtigen Höfe hiezu das Beispiel. Der Kardinal Bernis, französischer Großbotschafter, ist außerordentlich gastfrey. Alle Freitag ist seine Tafel mit Künstlern, und sonst täglich mit Fremden besezt. Seine Haushaltung ist überaus prächtig, und er selbst steht in großem Ansehn. Er nahm sogar während dem amerikanischen Kriege die Engländer vorzüglich wohl auf, und wenn sie nicht von selbst kamen, so wurden sie zwar nicht eingeladen, aber doch durch seine Agenten dazu aufgemuntert. Die Einkünfte dieses Kardinals sind 450,000 Livres, davon die geistlichen allein 300,000 betragen.

Obgleich der Einfluß des römischen Hofes auf die europäischen Welthändel längst gänzlich aufgehört hat, so ist man doch nirgends aufmerksamer auf politische Begebenheiten als hier. In allen Gesellschaften ertönt Politik. Man nahm viel mehr Interesse an dem geendigten Kriege zwischen England

und Frankreich in Rom, als in Paris, so unbegreiflich dieses auch scheint. Merkwürdig aber ist, daß man in allen Provinzen von Italien durchaus englisch gesinnt ist, so verschieden auch nicht allein die Religionsmeynungen, sondern auch alles übrige bey beiden Nationen ist. In der That muß es einem beobachtenden Reisenden auffallen, daß die Franzosen in allen Ländern von Europa ohne Unterschied verhaßt sind, welches man von keiner andern Nation sagen kann. Der Unbefangene schäzt die unleugbaren Verdienste dieses Volks, überläßt aber die ausschließende Bewunderung derselben den Höfen.

Frankreich und Spanien haben gegenwärtig Gesandten in Rom, die Beide ehemals als Staatsmänner diese großen Reiche regiert haben; dieses sind der obengedachte Kardinal Bernis und der Herzog von Grimaldi. Der geendigte Krieg vereinigte ihr Interesse und beförderte ihre Freundschaft; indessen wurde dieselbe während meines Hierseyns durch einen Fisch unterbrochen; ein Umstand, der die beiden weiland Premierminister in einem sehr kleinen Lichte darstellte, und dem römischen Pöbel Stoff zur Unterhaltung gab. Die Sache betraf einen Fisch von ganz außerordentlicher Größe, den

ein Landmann zu Markte brachte, und weil damals für den Erzherzog Ferdinand groſse Feſte gegeben wurden, für zwanzig Zechinen feil bot. Dem einkaufenden Koch des ſpaniſchen Botſchafters ſchien dieſer Preiß zu hoch, um den Kauf allein zu ſchlieſſen, er beſprach den Fiſch, und ging nach dem Palaſt, mit dem Haushofmeiſter zu reden. Dieſe Abweſenheit benutzte der Koch des franzöſiſchen Botſchafters, und ließ den Fiſch wegbringen. Man bezahlte dafür ungefodert 35 Zechinen, damit der Ruf dieſes Aufwandes das Gaſtmal erhöhen ſollte. Der Herzog verlangte von dem Kardinal dieſen Zankfiſch, allein vergebens. Der Beſitz des berühmten Zankapfels des Paris konnte nicht eifriger gewünſcht werden. Dem Kardinal Bernis blieb alſo die Ehre, dieſen groſsen Fiſch, für welchen er eine eigne Schüſſel machen ließ, aufzutiſchen, obgleich ſeine Freundſchaft mit dem Herzog von Grimaldi dadurch verloren ging.

Es iſt bekannt; daß die Meſſerſtiche zu den ſittlichen Gebräuchen der Italiener gehören; indeſſen herrſchen ſie jezt im Kirchenſtaat und Toſcana weit weniger, als in Genua, Neapel und Sicilien. In Rom werden dieſe mörderiſche Handlungen durch die Strenge und Wachſamkeit des jetzigen Gouver-

neurs der Stadt, Spinelli, großentheils verhindert. Die Sbirren müſſen, ſobald es finſter wird, patrouilliren, und haben dabey das Recht, jedem gemeinen Mann die Taſchen zu durchſuchen. Findet man ein Meſſer, ſo iſt die Galeerenſtrafe unausbleiblich, wenn auch ſonſt ſein Stand und Charakter ihn über allen Verdacht dieſer Art wegſezt. Dieſes iſt durchaus nöthig; denn nach den Grundſäzen der Italiener iſt es eben kein Bubenſtück, ſeinem Feinde aufzulauren, und ihm heimlich Stiche beyzubringen. Ihre ſophiſtiſchen Gründe, dieſe teufliſche Gewohnheit zu bemänteln, ſind ſehr ſonderbar. Sie vergleichen eine ſolche That mit einem Duell, und ſagen, daß, ſobald man jemand beleidigt habe, dieſes figürliche Duell ſogleich den Anfang nehme, und man daher von dieſem Augenblick an auf ſeiner Hut ſeyn müſſe, um nicht geſtochen zu werden, da alle Stiche entweder heimlich von hinten geſchähen, wofür man ſich in Acht nehmen, oder öffentlich von vorne, die man ſodann ausparriren könne. Kurz, es wäre hiebey dieſelbe Vorſicht nöthig, die ein Duell mit Degen erfoderte. Die Menge der hieſigen Kirchen und deren Freiheiten begünſtigen ſonſt dieſe Mordthaten, die daher ohne die unerbittliche Strenge des Spinelli

hier vielleicht häufiger als irgendwo seyn würden. Man behauptet, daß seit der Regierung Sixtus des Fünften nie eine solche Polizey in Rom gesehn worden sey, als unter diesem Gouverneur. Dennoch sieht man hier viele Kirchschwellen mit Verbrechern besezt, die ihre Wohnung daselbst aufgeschlagen haben, und ganze Wochen, ja Monate daselbst verbleiben, bis sie die Wachsamkeit der Laurenden ermüden, und die Stadt verlassen können. Wider die Sonne und den Regen schützen sich diese Flüchtlinge auf den Thürschwellen durch ausgespannte Tücher.

Merkwürdig ist jedoch, daß solche Excesse nie Religionsanimositäten zum Grunde haben, so groß auch die Anzahl der fremden Religionsverwandten ist, die sich hier beständig aufhalten. Auch ist der Bekehrungsgeist in Rom nicht groß, ob man gleich sich meldende Proselyten gern aufnimmt, die auch bisweilen nach Beschaffenheit der Umstände kleine Pensionen erhalten, wozu allerhand wohlthätige Fonds bestimmt sind.

Die Protestanten werden hier bey der Pyramide des Cestus begraben; ein Ort, der mit einem Kirchhofe viel Aehnlichkeit hat. Auch fehlt es nicht an Grabsteinen mit Aufschriften. Unter diesen zeich-

net ſich ein marmorner Grabſtein mit einer deutſchen Inſchrift aus, den der regierende Markgraf von Anſpach ſeinem Reiſeſtallmeiſter hat errichten laſſen, welcher dieſen Fürſten nach Italien begleitet hatte, und hier ſtarb. Die Begräbniſſe der Proteſtanten geſchehen gewöhnlich des Abends ſpät, und werden auf Verlangen von Sbirren begleitet. Dieſe Vorſicht iſt nöthig, denn die Achtung des römiſchen Volks für Fremde, wenn ſie nicht katholiſch ſind, hört mit dem Tode auf, daher man bey dem Transport ſolcher Leichen oft die Worte erſchallen hört: al fiume, al fiume! in den Fluß, in den Fluß! ein Experiment, das ohne die Sbirren gewiß verſucht werden würde. Uebrigens iſt es falſch, daß der Kranke auf ſeinem Todbette von geiſtlichen Bekehrern geplagt wird. Man frägt deshalb blos bey denjenigen an, die um den Sterbenden ſind, und auf eine höfliche Verneinung geſchieht kein weiterer Verſuch. Dieſes war auch der Fall mit einem, bey meinem hieſigen Aufenthalt, verſtorbenen hoffnungsvollen Zeichner, dem Sohn des groſſen Tonkünſtlers Bach in Hamburg. Man ließ ihn nach geſchehener Anfrage in Friede fahren, und ſeine deutſchen Landsleute begleiteten ihn unter der gehörigen Bedeckung zu Grabe.

Wenn jemand ſich einen deutlichen Begriff von den elenden Folgen machen will, die zu häufiges Papiergeld bey einer unweiſen Regierung veranlaßt, ſo muß er nach Rom kommen. Man ſieht hier faſt nichts als Banknoten, die nicht wenig die große Armuth vermehren. Dieſe ſind von dem ſogenannten Monte de pieta ausgeſtellt, woſelbſt der Verordnung gemäß die Papiere beſtändig zahlbar ſeyn ſollen; man empfängt aber ſelten mehr als fünf Procent baar, und für das übrige eine neue Note. Alle Zahlungen geſchehen in dieſer Münze, und ſelbſt die Fremden erhalten für ihre Wechſel kein ander Geld. Um die Verlegenheit zu vermehren, iſt bey großer Strafe verboten, ſie mit Verluſt zu diſcomptiren. Kurz dieſe Bank iſt ein wahres Gegenbild von der Londoner, die man wohl das größte Muſter dieſer Art nennen kann. Mit der hieſigen Bank iſt auch das Lombard verbunden, woſelbſt zum Beſten der Armen die gute Verordnung ſtatt findet, daß auf Pfänder bis auf zehn Scudi umſonſt geliehen werden. Für die größern Summen aber bezahlt man Zinſen.

Das Lombard wird jedoch von den Armen, ungeachtet dieſer Wohlthat, nicht zu ſehr überlaufen, weil man es bequemer findet, ſich der Bettelſuppen

zu bedienen, die man eben nicht selbst abholen darf, sondern die viele Familien in ihre Häuser geschickt bekommen. Dieses Zusenden aber ist eine Gunst, die jedoch nicht mit zu großer Leichtigkeit gewährt wird, weil sonst diese guten Werke weniger anschaulich seyn würden.

Man kann wohl sagen, daß Rom ein wahres Paradies für die Bettler ist, da sie nicht allein von so vielen Klöstern und Stiftungen Nahrung, sondern auch baare Austheilungen erhalten, auch haben sie die Freiheit in Kaffeehäuser und andere öffentliche Oerter zu gehen, und daselbst zu betteln. Oft wenn sie Almosen erhalten haben, verlangen sie in eben den Häusern Eis für baare Bezahlung, und setzen sich neben angesehenen Leuten hin es zu verzehren. Dieses wird aus christlicher Milde gut geheißen. Ein wirklich guter Gebrauch aber ist die Ausstattung armer Mädchen, die von vielen Stiftungen geschieht. Ein Mädchen kann, ohne einen Bräutigam zu haben, darum anhalten. Sie empfängt aber, wenn ihr Gesuch statt findet, blos einen Ausstattungsschein von dreißig, vierzig auch funfzig Scudi, und den Tag nach der Hochzeit erst das Geld. Bleiben sie unverheirathet, so kommt ihnen diese Wohlthat eigentlich nicht zu gute,

allein dennoch wird ihnen bisweilen erlaubt, die erhaltenen Zettel zu verhandeln, welches denn mit einem großen Rabat geschieht. Diese Scheine, deren sie viele durch Bemühung von den verschiedenen Stiftungsörtern zugleich erhalten können, sammlen sie, und machen den Betrag bekannt, der bisweilen eine ganz artige Aussteuer abgiebt. Diese guten Handlungen geschehen aber mit einem Gepränge, wodurch das Verdienst derselben nicht wenig geschwächt wird. Alle Mädchen, die diese Gaben bekommen haben, müssen an einem gewissen Tage, in einer bestimmten Kleidung, eine Processsion formiren, um diese Wohlthat den Augen der Welt darzustellen. Dieser öffentliche Almosenprunk hindert viele arme aber ehrliebende Familien daran Theil zu nehmen, wodurch manches gute Mädchen unverheurathet bleibt.

So sehr auch der Hang zu verliebten Intriguen dem italienischen Frauenzimmer überhaupt gemein ist, so werden sie doch nur hier allein methodisch behandelt. Wie wäre es auch möglich, eine so ungeheure Anzahl armer Mädchen in einer Stadt an Mann zu bringen, die so viel ehelose Bewohner hat, wenn man nicht alle nur ersinnliche Künste dabey anwendete? Viele fremde Künstler sind in diese

Netze gefallen, und ganz unerwartet zu einer Frau gekommen. Solche Vorfälle ereignen sich täglich. Die Aeltern erlauben ihren Töchtern den ganzen Tag über in den Fenstern zu liegen, und anstatt daß Liebeshändel in allen andern Ländern sorgfältig vor der Mutter verborgen werden, so sind diese hingegen hier die Vertrauten ihrer Töchter, und stehen ihnen mit ihrem durch Erfahrung geläuterten Rathe bey. Wenn das geputzte Mädchen vom Fenster auf einen Vorübergehenden Eindruck macht, und er ihre Bekanntschaft wünscht, so ist die Probe ob er hoffen darf diese, daß er sie stark ins Auge faßt, aber nicht eher grüßt, als bis er in einer ziemlichen Entfernung an einer andern Gassenecke ist; wird ihm nicht gedankt, so hat er keine Hofnung; allein wenn der Gruß erwiedert wird, so ist es ein gutes Zeichen, und er darf kühn einen Brief wagen; man bestimmt Zeit und Ort zur Unterredung, und gleichviel, ob der Liebhaber nicht im Stande ist, sich selbst, vielweniger eine Frau zu ernähren, oder ob er von einem solchen Range ist, daß keine Heurathsgedanken statt finden sollten, so wird ein solches Bettelmädchen doch gleich die naive Frage thun: „wollen Sie mich „heurathen?“ Will dieser Vorschlag dem Liebhaber nicht in den Kopf, so werden mit Zustimmung der

Mutter alle nur mögliche Künste versucht, und oft werden die Liebenden von den Aeltern nebst Zeugen in einer Lage überrascht, die nicht zweydeutig ist. Alsdann bleibt dem Betrogenen die Wahl übrig, eine große Summe Geldes zu zahlen, die durch die Gesetze bestimmt ist, oder die Ehe, oder die Galeeren.

Die außerordentliche Armuth, die in Rom herrscht, hat eine Menge Hospitäler nothwendig gemacht, welche größtentheils reichlich fondirt sind, da ihre Stiftungen durch christliche Mildthätigkeit in vorigen Zeiten gemacht wurden, als die Armuth noch nicht zur Charakteristik der heiligen Stadt gehörte. Unter diesen zeichnet sich besonders ein ungeheures Pilgerhospital aus, das nirgends seines gleichen hat. Hier werden alle katholische Pilger drey Tage lang unterhalten; man wäscht ihnen die Füße den ersten Abend in Gegenwart eines Wundarztes, der sie verbinden muß, wenn sie sich auf ihrer Wanderschaft Schaden gethan haben. Im Jubeljahre kommen bisweilen an einem Tage zehntausend an. Die Tische sind mit Blumen bestreuet, und mit allem Nöthigen im Ueberfluß versehn; die Reinlichkeit ist dabey so groß, daß jeder Pilger eine reine weiße Serviette bey den Mahlzeiten erhält, woselbst

sie von angesehenen Leuten, ja oft von Personen vom ersten Range bedient werden. Die Tafeln sowohl als die Wohnungen der Weiber sind von der Männer ihren abgesondert. Oft haben diese weiblichen Pilger aber sehr weltliche Absichten bey diesen Wanderungen; ich habe deren im Jubeljahre 1775 gesehen, die so artig gekleidet und geputzt waren, als wenn sie zum Ball gehen wollten. Ist ihre Bildung dabey angenehm, so erreichen sie gewiß ihren Zweck. Gewöhnlich machen sie sehr kleine Tagereisen, und betteln allenthalben aus Demuth, daher sie denn auch deswegen nicht gering geschäzt werden. Ich habe unter andern nahe bey Viterbo im Kirchenstaat, eine solche Donna auf der Landstraße angetroffen, die hinter einem Strauch ihre Toilette machte, um mit Anstand in der Stadt zu erscheinen. Einige Stunden nachher sahe ich sie zierlich geputzt die Kaffeehäuser besuchen, und Almosen betteln; sie erhielt deren reichlich, allein beym Ausgang aus den Häusern wurde alles an die häufig herumstehenden Armen vertheilt. Indessen hatte sie Aufsehen erregt, und durch ihre Figur gefallen; dieses war hinreichend, ihr die gewünschten Rendevous zu verschaffen.

Damit es in dieſem Hoſpital bey der leiblichen Pflege auch nicht an der geiſtlichen fehle, ſind zwölf Prieſter beſtellt, um mit den Pilgern Morgens und Abends zu beten, ſie in ihren Pflichten zu unterweiſen, und die Sakramente auszutheilen. Auch ſprechen ſie jedesmal das Tiſchgebet. Die Wohlthat dieſer Stiftung erſtreckt ſich ſogar auf die Wiederhergeſtellten aus allen andern Hoſpitälern der Stadt, die hier drey Tage lang ſehr wohl bewirthet werden. In dem dazu gehörigen Oratorio predigt man den Juden alle Sonnabend. Dieſes unglückliche Volk iſt gezwungen ihre Kinder dahin zu ſchicken, deren verzerrte Geſichter bey dieſen Controverspredigten ein ſonderbares Schauſpiel abgeben. Man kann ſich den Widerwillen leicht vorſtellen, womit ſie dieſelben anhören, und wie ſehr ſie gegen alle Beweiſe bewafnet ſind, die hier eben nicht mit großer Beredſamkeit vorgetragen werden. Die jährliche Beſoldung dieſes Judenpredigers iſt funfzig römiſche Scudi, die wohl nicht ſchlechter angewandt werden können.

Solche unnütze Stiftungen ſind hier in Menge zu finden, die zuſammengenommen ungeheure Summen erfodern. Es thut mir leid, daß ich das Collegium de propaganda fide auch darunter zählen

muß. Die dazu gehörige kostbare Druckerey, welche die einzige in ihrer Art ist, hat Lettern mit allem Zubehör, um in achtundzwanzig verschiedenen Sprachen Bücher zu drucken, worunter sogar die überaus schwere Sanskritta Sprache ist; allein man kann wohl schwerlich behaupten, daß durch dieses außerordentliche Institut weder der römischen Kirche, noch der Religion überhaupt, noch weniger den Wissenschaften irgend ein Dienst geleistet worden wäre. Alles bezieht sich auf einen nutzlosen Prunk, der, wie schon oben gesagt, hier ganz zu Hause gehört, und dazu dient, den Ignoranten Staub in die Augen zu streuen.

Die Sanskritta hat besonders große Kosten verursacht, ob es gleich nicht wahrscheinlich ist, daß unsre oder die nächste Generation ein in dieser Sprache zu Rom gedrucktes Buch sehen dürfte. Sie hat sechszehn Vokalen, und vierundbreißig Consonanten, und übertrift sowohl in der Regelmäßigkeit, als auch der grammatikalischen Ordnung, sehr weit die arabische Sprache; ja sie hat deutliche Merkmale, daß sie durch eine Gesellschaft gelehrter Leute, die ihre Regelmäßigkeit und Harmonie, nebst der wundervollen Simplicität und Stärke des Ausdrucks studierten, auf vernünftige Grundsätze ge-

baut worden ist. Es ist schwer zu bestimmen, ob sie zu irgend einer Zeit des Alterthums die gemeine Sprache von Indestan gewesen, oder ob sie von den Braminen erfunden worden ist, um darin ihre Religion und Philosophie auf eine geheimnißvolle Art aufzubehalten. Es ist wahr, alle andre Sprachen sind zufälligerweise von den Menschen erfunden worden, um ihre Begriffe und Bedürfnisse auszudrücken; allein die bewundernswürdige Bildung der Sanskritta scheint über die Macht des Zufalls zu seyn. Die in dieser sonderbaren Sprache enthaltenen Urkunden bestehen in Nachrichten von den Begebenheiten des westlichen Asiens, die sehr unterschieden sind von allem, was jemals ein Stamm der Araber der Nachwelt überliefert hat. Auch ist es mehr als zu wahrscheinlich, daß die erstern, bey genauer Untersuchung, die Merkmale einer größern Glaubwürdigkeit und eines höhern Alterthums als die leztern zeigen würden. Jedoch ob die Indier eine wahre Geschichte von höherm Alterthum als andere Nationen besitzen, beruht auf dem Ausspruch der Braminen, bis man mit ihren Urkunden besser bekannt seyn wird.

Zu den vielen unnützen Stiftungen in Rom gehört auch ein reiches Seminarium, das blos für

Deutsche und Ungarn gestiftet ist, um sie hier an der Quelle in der Theologie und andern geistlichen Uebungen zu unterrichten. Die Anzahl der Studirenden beläuft sich auf einige hundert, und ihre Kleidung ist roth. Da sie hier Rom mehr als ihr Vaterland lieben lernen, und doch nicht bessern, ja vielleicht schlechtern Unterricht erhalten, als in ihrem eigenen Lande, so ist diese Stiftung nicht allein in unsern Tagen überflüßig, sondern auch schädlich, ob sie es gleich im Anfang der Stiftung 1552 vielleicht nicht seyn mochte. Man behauptet, daß dieses Seminarium seit dieser Zeit fünf Churfürsten, dreyzehn Kardinäle, sechs Erzbischöfe, und über neunzig Bischöfe hervorgebracht habe, ohne die andern Prälaten zu rechnen, wie denn auch vor allen Dingen fünf Märtyrer nicht zu vergessen sind *).

*) Nach den öffentlichen Nachrichten ist dieses Seminarium kürzlich auf Josephs Befehl eingegangen.

Achter Abschnitt.

Zweifelhaftes Alter von Rom. Kloaken. Baukunst der alten Römer. Marsfeld. Der Trajanische Plaz. Pantheon. Celisaunt. Triumphbogen des Titus. Triumphbogen des Constantins. Goldenes Haus des Nero. Altrömischer Marktplaz. Friedenstempel. Triumphbogen des Severus. Capitol. Bäder des Caracalla und des Diocletian. Obelisken. Grabmähler. Mausoleum des Augusts, des Adrian und der Cecilia Metella. Septizonium des Septimius Severus. Pyramide des Cestus. Sehr sonderbare Antike im Jahr 1500 ausgegraben.

Bey einem unbefangenen Studieren der römischen Geschichte in Rom selbst, wird man überzeugt, daß diese so berühmte Stadt viel älter seyn müsse, als man insgemein angenommen hat. Plutarch, Dionysius von Halikarnas, und andre alte Schriftsteller waren schon der Meynung, daß Romulus nicht der Stifter, sondern nur der Wiederhersteller von Rom gewesen sey, und daß er, anstatt der Stadt seinen Namen zu geben, vielmehr den seinigen von ihr bekommen habe. Die Geschichte dieses Stifters hatte wegen des Wunderbaren, und aller dazu gehörigen Fabeln, für die Römer so viel schmeichelhaftes, und war mit ihren Ge-

ligionsmeynungen, Gebräuchen und Gesetzen so verwebt, daß man die Untersuchung sich nicht zu machen getraute, und in spätern Zeiten wohl auch nicht machen konnte: daher auch die großen römischen Geschichtschreiber keine Zweifel dieserhalb erregen. Indessen bezeugt doch Livius selbst, daß schon vor der Ankunft der Trojaner eine Colonie Arkadier den Palatinischen Berg bewohnt habe. Und auch diese hätten wahrscheinlich ihre Vorgänger, deren Namen und Thaten bis auf die geringste Spur vertilgt sind, so merkwürdig sie auch gewesen seyn müssen, wie die großen Denkmäler bezeigen, die von diesem unbekannten Volke nothwendig herrühren. Auch die Ruinen von Pästum beweisen diese Vermuthung, da sie ganz in dem ägyptischen Styl sind, und also ein höheres Alter als selbst die griechischen Künste verrathen.

Wenn man sich Rom in den ersten Zeiten mit seinem kleinen Gebiete vorstellt, und die unaufhörlichen Kriege bedenkt, die dieses Volk beständig mit seinen Nachbarn führte, so scheint es ganz unmöglich zu seyn, daß die Einwohner einer armen Stadt, die weder Handel, Bergwerke, noch große Ländereyen hatte, und wo jedermanns Augenmerk war, die nothdürftigste Nahrung aus den Aeckern zu zie-

hen und einen ewigen Krieg zu führen, fähig wären, die erſtaunenswürdigen Kloaken und Waſſerleitungen anzulegen, wie, der Geſchichte zu Folge, ſchon unter den Königen geſchehen ſeyn ſoll. So rieſenmäßig auch die folgenden Arbeiten dieſes großen Volks waren, die wir noch in ihren Trümmern anſtaunen, ſo war doch kein Werk ſo außerordentlich, als die Kloaken. Dionyſius von Halikarnas nennt die Kloaken, Landſtraßen und Waſſerleitungen die drey Wunder Roms.

Die große Kloake giebt noch durch ihr Ueberbleibſel zu erkennen, welch ein erſtaunenswürdiges Werk ſie geweſen iſt. Man ſieht hier Steine, die funfzehn Fuß breit und hoch ſind. Wenn man nun den ungeheuren Umfang dieſer unterirdiſchen Arbeit bedenkt; ſo können wir, die wir keine hiſtoriſchen Vorurtheile blindlings anzunehmen brauchen, dieſes wohl unmöglich für das Werk des zweiten Jahrhunderts nach Erbauung von Rom halten.

Auſſer dieſer großen Kloake hatten die andern, nach dem Strabo, Gewölbe von einer ſolchen Höhe, daß ein beladener Heuwagen bequem durchfahren konnte. Sie waren zwar nur aus Ziegelſteinen erbaut, die durch Kalk und Pozzolanerde zuſammen gekittet wurden, allein dennoch war ihre Feſtigkeit

unbeschreiblich. Schon Plinius wundert sich, daß sie nicht unter der Last der ungeheuren Gebäude zusammenfielen, die man darauf errichtet hätte; Agrippa ließ sieben Wasserleitungen hineinführen, um sie beständig zu reinigen. Diese Kloaken waren bey den Römern in solcher Achtung, daß der heilige Augustinus ihnen Vorwürfe macht, sich eine eigene Schutzgöttin der Kloaken unter dem Namen Cloacina gemacht zu haben, welcher man Altäre errichtete und Opfer brächte. Verschiedene Päbste haben diese so nützlichen alten Gewölbe ausbessern lassen, und mit neuen vermehrt; es ist dieses aber nur ein Schatten von dem, was sie vormals waren.

Es war erst im Jahr Roms 441, daß man zum erstenmale Wasser dahin führte, und zwar durch eine Wasserleitung, die der Censor Appius Claudius bauen ließ, von welchem auch das Wasser Aqua Appia genannt wurde. Die Quelle davon war zwey deutsche Meilen von Rom, im Gebiete von Tusculum, nunmehr Frescati. Bis dahin waren die Römer mit dem Wasser der Tiber, und mit dem Wasser der Quell- und Springbrunnen in der Stadt und deren Nachbarschaft zufrieden gewesen. Die Anzahl der Wasserleitungen wurde nach und nach

vermehrt. Sie waren gewöhnlich von Ziegelſteinen gebaut, und das Waſſer floß entweder unter der Erde oder über derſelben auf großen Bogen. Auf dieſe Weiſe wurde es in Rinnen von Metall oder Bley von einer Entfernung von ſechs, acht, zwölf auch mehr deutſchen Meilen nach Rom geleitet.

Die Toſcaner waren die erſten Baumeiſter Roms; ſie führten alle großen Gebäude der Stadt in ihrem etwas rauhen Geſchmack auf, bis die Römer mit den Griechen bekannt wurden, welche die erſten zierlichen Tempel in Rom errichteten, als den Tempel des Jupiter Stator auf dem Capitol, den Tempel des Mars im Flaminiſchen Circus, und viele andere. Die alten Römer verließen ſich ganz auf die Griechen in allem was die Künſte betraf, daher ſich auch ſehr wenige mit der Baukunſt beſchäftigten. Coſſutius war der erſte römiſche Baumeiſter, der ſich einen Ruhm in dieſer Kunſt erwarb, die er in Griechenland ſtudiert hatte. Er wurde vom Epiphanes berufen, den berühmten Tempel des olympiſchen Jupiters zu vollenden; ein Werk, das er meiſterhaft ausführte. In Rom ſelbſt aber bediente man ſich ſeiner Kunſt nicht. Hingegen errichtete Cajus Mutius, ein Römer, un-

gefähr hundert Jahr vor der christlichen Zeitrechnung, die beiden so sinnreich erfundenen Tempel der Ehre und der Tugend, die so gebaut waren, daß man nur durch den leztern in den erstern gelangen konnte. Vitruvius, der berühmteste aller römischen Baumeister, lebte zu den Zeiten Augusts, der durch ihn diese weltbeherrschende Stadt außerordentlich verschönern ließ.

Seit der Regierung dieses Kaisers bis zum Alexander Severus, das ist, vom Vitruvius bis zum Baumeister Nico, Vater des großen Arztes Galenus, in einem Zeitraum von zweyhundert Jahren, wurden unaufhörlich prächtige Gebäude in Rom aufgeführt. Indessen hatten die Häuser und Paläste in dieser Stadt zu den Zeiten Augusts nur ein einziges Stockwerk. Manche hatten jedoch Erker, wo die Sklaven und Freygelassenen wohnten. Die Wohnzimmer des Hausherrn hingegen waren nur wenig Fuß von der Erde erhöht, zu welchen man auf einigen Stufen von der Straße hinan stieg. Diese einfache Bauart ist wahrscheinlich die Ursache, daß auch nicht mehr die geringste Spur eines altrömischen Wohngebäudes zu sehen ist, so überaus weitläuftig viele auch waren; denn sie enthielten Bäder, große Säle, gymnastische Uebungs-

plätze und viele Gallerien, wo man, gegen Sonne und Witterung geschützt, spazieren ging.

Zu den Baukünsten der Alten gehört auch das sonderbare Mittel, dessen sie sich bedienten, ihre Säle wohltönend zu machen; sie sezten nämlich in den Winkeln des Gebäudes Vasen, welche die Töne auffingen, verbreiteten und verschiedene Modulationen hervorbrachten.

Das ehemalige Marsfeld ist jezt ganz bebaut, und macht den volkreichsten Theil von Rom aus. Vielleicht war nie auf Erden ein so herrlicher Plaz als dieses Marsfeld. Der Umfang desselben war ungeheuer, und mit den prächtigsten Gebäuden umgeben, welche daher alle die vortheilhafteste Lage hatten. Hier war das Mausoleum des August mit seinen zwey Obelisken; die Bäder des Nero; der Circus des Alexander Severus; das Pantheon; die Bäder des Adrians; die Bäder des Agrippa, das Theater des Pompejus, wobey ein Coloß stand, der Circus Flaminius; das Theater des Marcellus; die Naumachie des August; die Antoninische Säule, und viele Porticos, Springbrunnen, Tempel und Paläste. Auch sah man Adrians Grabmal jenseit der Tiber. In der Mitte dieses Inbegriffs menschlicher Herrlichkeit stand der berühmte

Sonnenobeliſk hundertundſechszehn Fuß hoch, ganz mit Hieroglyphen bedeckt, den Auguſt aus Aegypten nach Rom bringen ließ. Er war der gröſte in der Stadt, und diente der ungeheuren Sonnenuhr auf dem Marsfelde, deren Ziffern Ellenlange Platten von Bronze auf einem weißen marmornen Grunde waren, zum Sonnenzeiger. Jezt liegt er zerbrochen auf der Erde, in einem Winkel nahe bey ſeinem vorigen Standplatze, wo er wohl noch lange liegen bleiben dürfte. Ein ähnliches Schickſal hat eine ſchöne funfzig Fuß hohe Säule von roth geſprenkeltem Marmor, die auch aus Aegypten geholt und dem Kaiſer Antonin dem Frommen zu Ehren errichtet wurde. Sie lag unter der Erde, und wurde im Anfang dieſes Jahrhunderts heraus gezogen. Das Poſtument mit Basreliefs und Inſchriften, ſteht zwar auf dem Monte Citorio, allein die Säule ſelbſt ruht in einer Bretterhütte. Sie iſt noch ganz, und ihre Errichtungskoſten würden nicht außerordentlich ſeyn; allein die apoſtoliſche Kammer hat den Grundſaz, alle Ausgaben, die nicht unumgänglich nothwendig ſind, ſorgfältig zu vermeiden.

Das Forum Trajanum, von dem griechiſchen Baumeiſter Apollodor angelegt, war nach dem Marsfelde der prächtigſte Plaz des alten Roms.

Hier ſahe man Tempel, Colonaden, Porticos ganz mit Bronze bedeckt, und viele marmorne und metallene Statuen, auch die groſse metallene Bildſäule Trajans zu Pferde, ſeinen Triumphbogen, die prächtige Säule u. ſ. w. Das Ganze zuſammen war ſo bewunderungswürdig, daſs, als der Kaiſer Conſtantius, Sohn des groſsen Conſtantins, nach Rom kam, er von der Pracht dieſer Stadt und beſonders von dieſem Platze ſo hingeriſſen wurde, daſs er geſtand, wenn gleich der Ruf in allen Dingen die Sache ſelbſt überſtiege, er democh von Rom viel zu wenig ſagte. Von allen Herrlichkeiten dieſes Platzes iſt nichts mehr übrig, als die majeſtätiſche Säule, die an einem ſchlechten Orte ſteht, und wovon das hohe Poſtament unter der Erde befindlich iſt; ſo daſs man herunter ſteigen muſs, um an den Fuſs der Säule zu gelangen. Welch einen unermeſslichen Stoff zur Erläuterung der Geſchichte liefert dieſes einzige Denkmal! Es hat ſchon viele Streitigkeiten, beſonders wegen des Coſtume entſchieden, die ohne dieſe Säule ewige Probleme geblieben wären. Die Thaten des Kaiſers Trajan, ſeine Schlachten zu Waſſer und zu Lande, Opfer, Prozeſſionen, Triumphe, Gefäſse aller Arten, Altäre, Kriegsmaſchinen, und unzählige andre Dinge,

ſind auf derſelben mit vieler Kunſt und Wahrheit dargeſtellt. Man zählt über ſechstauſend Figuren. Auf der Spitze derſelben ſtand eine Urne, worin die Aſche dieſes vortreflichen Fürſten aufbehalten wurde. Nach dem Eutropius war er der erſte, der das Vorrecht erhielt, ſein Grab in der Stadt zu haben.

Der Plaz, worauf die Antoniniſche Säule vormals ſtand, war bey weitem nicht ſo ſchön, auch iſt die Säule nicht mit der Trajaniſchen zu vergleichen, von welcher ſie eine Nachahmung iſt; allein dafür ſteht ſie jezt auf einem der ſchönſten Plätze des neuen Rome, wo ſie eine große Wirkung thut. Sie beſteht aus achtundzwanzig Marmorſtücken, und hat inwendig hundertundneunzig Stufen, wie auch ein und vierzig Fenſter. Obgleich dieſe Säule frey ſteht, und von Paläſten umgeben iſt, ſo muß man doch durch Kothhaufen durchwaden, wenn man nahe hinzutreten will. Dieſe Unreinlichkeit iſt hier allen großen Plätzen eigen, den einzigen Petersplaz ausgenommen, und dieſes blos deswegen, weil er in einiger Entfernung von den Wohnhäuſern liegt. Es iſt unglaublich, wie weit die Unfläterey hier getrieben wird. Da die Häuſer und Paläſte in Rom mehrentheils offen ſtehen, ſo dient der Vorhof zu

dermann zu den ekelhafteſten Bedürfniſſen, daher man oft Mühe hat ins Haus zu kommen. Dieſes erſtreckt ſich auch auf die Treppen, die manchmal ganz mit Koth bedeckt ſind. Die Römer ſind dies ſo gewohnt, daß ſelbſt fürſtliche Perſonen dieſen Unfug in ihren Paläſten mit Gleichgültigkeit anſehn.

Es iſt hier nichts prächtigers, als das Pantheon mit ſeinen ſechszehn majeſtätiſchen Granitſäulen, wogegen die Säulen der Facade an der Peterskirche von gebrannten Steinen nur eine armſelige Figur machen. Die Säulen haben korinthiſche Capitäler, und ſind alle aus Einem Stück gehauen 37 Fuß hoch. Die Oeffnung in der Decke, wodurch das Licht ins Gebäude fällt, hat genau auch eben dieſes Maaß, nämlich 37 Fuß im Diameter. Dieſes herrliche Werk der Kunſt wurde vom Agrippa errichtet. Es wurde ausgebeſſert vom Domitian, Marcus Aurelius und Septimus Severus; und unter dem griechiſchen Kaiſer Phokas von dem Pabſt Bonifacius IV. der Jungfrau Maria zugeeignet.

Von allen Denkmälern der römiſchen Herrlichkeit iſt dieſes das einzige, das ganz geblieben iſt. Der kleine Plaz aber, worauf dieſer unnachahmliche Tempel ſteht, hat keine Ausſicht; er liegt in

einem Winkel, und man fällt gleichsam darauf zu. Zu dieser nachtheiligen Lage kommt noch der üble Geruch der daselbst verkauften Lebensmittel, mit so vielen andern Gegenständen, die sich hier so zusammengedrängt darstellen, daß man unmöglich mit der nöthigen Heiterkeit des Gemüths dieses Gebäude anschauen kann. Zur Zeit der Erbauung, fünfundzwanzig Jahr vor Christi Geburt, hatte es sieben Stufen, die zum Eingang führten; allein so sehr war Rom durch die entsezlichen Verwüstungen verändert und das Erdreich erhöhet worden, daß man vor einigen hundert Jahren anstatt heraufzusteigen dreyzehn Stufen herunterſteigen mußte. Der Pabst Alexander VII. ließ die Erde wegräumen, so daß man jezt geradezu eintreten kann. Es ist bekannt, daß das Gewölbe ganz mit Bronze bedeckt war, wovon der Pabst Urban VIII. den hohen Altar in der Peterskirche und achtzig Kanonen für die Engelsburg verfertigen ließ. Dieses geraubte Metall wog 4,50274 Pfund. Um aber der Kirche diesen Schaden zu vergüten, ließ er zwey scheußliche Thürme darauf setzen. Das ehrwürdige Ansehn, das aber die Decke dennoch behielt, wurde in unsern Tagen unter Benedikt XIV. durch eine moderne Ueberweißung vollends vertilgt.

Es war das Loos dirſes prächtigen Gebäudes mehr von Freunden als von Feinden zu leiden; denn ſchon im Jahr 663 plünderte es der Kaiſer Conſtantin III. und ließ alle daſelbſt befindliche koſtbare Statüen, und überhaupt alles von Werth nach Conſtantinopel ſchleppen. Die achtundzwanzig Wagen voll Reliquien aber, die der Pabſt Boniſacius IV. im Jahr 607 hatte nach dem Pantheon bringen laſſen, ließ er unberührt. Man verſichert, daß in dieſem Jahrhundert wieder vierzig Wagen, mit ſolcher Waare beladen, dieſen heiligen Schatz rekrutirt haben. Dieſe Anſchaffung iſt weder ſchwer noch koſtbar, denn die Catacomben, wovon ich weiterhin reden werde, haben noch Vorrath genug zu zahlreichen Ladungen. Im Pantheon ſind die Begräbniſſe des Raphael von Urbino, des Hannibal Carrache, und andrer großer Maler, auch der Körper unſers Mengs iſt hier beygeſezt worden. Der Ritter Azara, ſpaniſcher Miniſter in Rom, und Freund dieſes Künſtlers, hat ihm auf eigne Koſten ein kleines Monument ſetzen laſſen, deſſen Aufſchrift er ſelbſt verfertigt hat. Dieſer Mann wollte den Kardinal Bembo nachahmen, der die bekannte vortrefliche Grabſchrift auf den großen Raphael gemacht hat; allein dieſe auf unſern berühmten Lands-

mann iſt äuſſerſt ſchal. Hier iſt weder das Vaterland des Künſtlers, noch der Monarch erwähnt, in deſſen Dienſten er ſtand, und der ſein groſſer Wohlthäter war. Das Ganze läuft in vielen Worten dahin aus, daß er Azara der Freund des Mengs geweſen ſey, und ihm dieſes Denkmal habe errichten laſſen.

So ſehr man ſich auch jezt hütet, die Ruinen des groſſen Coliſeums anzugreifen, wie vormals leider geſchehen iſt, ſo fällt es doch durch die Macht der Zeit nach und nach ein; groſſe Klumpen Steine löſen ſich von der Maſſe los, und ſtürzen über einander, da ſie keine Haltung haben, weil allenthalben ungeheure Lücken ſind. Es iſt daher zu beſorgen, daß man in wenig Jahrhunderten nicht das geringſte mehr vom obern Theile ſehen werde, allein der untere Theil mit den erſtaunlichen Gewölben iſt für die Ewigkeit gemacht, und wird gewiß alle römiſche Ruinen ausdauren. Ein Hofmaler eines deutſchen Hofes hätte bald durch die Baufälligkeit ſein Leben eingebüßt. Er ſaß unter einem über ihn hangenden groſſen Steinklumpen und zeichnete; ein Bedürfniß nöthigte ihn aufzuſtehen; in dieſem Augenblick ſtürzte dieſe Steinmaſſe über die Stelle her, wo der Maler geſeſſen hatte, und be-

deckte deſſen Feldſtuhl, Hut, Stock und Zeichenbuch, die vielleicht künftigen Antiquaren Beſchäftigung geben werden.

Dieſes ungeheure Gebäude, das noch 1534 ganz zu ſehn war, hatte 1612 Fuß im Umfange, und enthielt achtzig Arkaden. Von den Bruchſtücken dieſes gigantiſchen Werks wurden die Paläſte Farneſe, St. Marcus, wie auch der Palaſt der Kanzley erbaut. Dieſe amphitheatraliſchen Ruinen werden jezt für heilig gehalten, weil ſo viele Chriſten den Märtyrertod daſelbſt gelitten haben; es ſind daher Altäre in denſelben errichtet worden, wo man immer fromme Seelen betend antrift, um die mit dieſen Ceremonien verknüpften Indulgenzen zu verdienen.

Nahe bey dem Coliſeo iſt der Triumphbogen des Titus, der izt wie das Thor eines deutſchen Städtchens ausſieht. Aller Zierrathen beraubt, und ſo entſezlich verſtümmelt, würde man dieſes herrliche Denkmal, ungeachtet der daran befindlichen Inſchriften, für einen bloßen Durchgang halten, wenn nicht die vortreflichen Basreliefs der Inſeite Aufmerkſamkeit erregten. Die Erde iſt hieſelbſt ſo erhöht, daß man die Figuren mit den Händen berühren kann. Hier ſieht man die Ab-

bildung der heiligen Geräthe des Tempels zu Jerusalem; den goldenen Leuchter, den Tisch mit den Schaubrodten, die Gesetztafeln, Opfergefäße u. s. w. die den Triumph des Titus zierten. Man würde die wahren Formen dieser nicht allein für die Juden, sondern auch für die Christen so verehrungswürdigen Dinge, nicht ohne dieses Monument wissen, wo sie wahrscheinlich genau nach den Originalen kopirt waren; und dennoch ist es so unverantwortlich vernachläßigt worden, während der Zeit man so viel unbedeutende Sachen mit der größten Sorgfalt aufbehalten hat. Man sieht nie einen Juden durch diesen Triumphbogen gehn, denn sie machen lieber einen großen Umweg. Allerdings muß die Darstellung solcher entweiheten Heiligthümer dieses gedrückte Volk aufs empfindlichste rühren. Unweit von diesem Bogen fing die heilige Straße an, die zum Capitol führte.

Für den Triumphbogen des Constantins ist besser gesorgt worden; man hat ihm nicht allein seine eigene Zierrathen gelassen, sondern noch überdem den Bogen des Titus beraubt, um das Denkmal des ersten christlichen Kaisers zu schmücken, der durch diesen Titel alle seine schändlichen Laster wieder gut machte, dahingegen der gütige Titus,

im mittlern Zeitalter, als ein Heide in keine Betrachtung kam. Man sieht auf diesem Bogen acht schöne Statuen, denen die Köpfe fehlen. Ungeachtet sie hoch stunden, geschah die Verstümmelung in einer Nacht ohne viel Geräusch, und nie hat man weder die Thäter, noch die gebrauchte Methode bey dieser mühsamen Unternehmung entdecken können.

In dieser Gegend stand auch das goldne Haus des Nero, das an Pracht alles in Rom übertraf, aber nur kurze Zeit vorhanden war. In dem Vorhof desselben war eine hundertundzwanzig Fuß hohe marmorne Bildsäule, die Vespasian hernach bey seinem Amphitheater setzen ließ, und sie der Sonne heiligte. Er zierte das Haupt dieses Colossen mit sieben Stralen von vergoldetem Metall, deren jede zweyundzwanzig und einen halben Fuß lang war. Der Plaz, wo dieses goldne Haus stand, dient jezt zu Wein- und Lustgärten; indessen sieht man hier noch ansehnliche Ruinen; unter denselben wohnt auch ein deutscher Edelmann, der sehr beschäftigt ist die Erde zu durchwühlen. Ueberhaupt wird jezt in Rom das Umgraben ausserordentlich betrieben, wozu die erworbenen Reichthümer verschiedener Privatpersonen anlocken. Unter diesen gehört der berühmte Maler Hamilton. Er ist ein Schott-

länder, der seit vielen Jahren sich in Rom aufhält, und durch das Graben ein großes Vermögen zusammen gebracht hat. Der Reiz zu solchen Nachsuchungen ist um so viel größer, da der Unternehmer fast nie verliert. Findet er Statuen oder andre Denkmäler, so bereichert er sich; findet er keine, so werden doch immer so viel Marmorsteine aller Arten ausgegraben, daß er für seine Kosten hinreichend entschädigt wird. Indessen versichern die Römer, daß, ob man gleich nie mehr gegraben, man nie weniger als jezt gefunden habe.

Es ist ein wahrhaft trauriger Anblick, das alte Forum Romanum zu sehn; auf allen Seiten große Ruinen, worunter drey freystehende Säulen sind, die für die schönsten in Italien gehalten werden; der Plaz selbst zum gemeinen Viehmarkt herabgewürdigt, der ehemals ganz mit Statuen bedeckt war, wo die berühmten Rednerbühnen standen, wo so viele denkwürdige Vorfälle geschahen, und wo das römische Volk Jahrhunderte lang das Schicksal aller Staaten entschied. Wenn man genau den Umfang des vormaligen Forums untersucht, so muß man sich wundern, daß dieser Plaz so klein gewesen ist; denn das jetzige Campo vaccino nimmt einen weit größern Raum ein, als das

alte Forum hatte. Die Marktplätze in den großen Städten Deutschlands sind größtentheils viel geräumiger. Diese Verwunderung aber wird gehoben, wenn man annimmt, daß in den ersten Zeiten der Republik dieser Plaz groß genug war; da aber Rom hernach mächtig wurde, konnte man ihn nicht vergrößern, weil er mit vielen schönen Gebäuden besezt war, die überdem größtentheils geheiligt waren, und man daher nicht niederreißen konnte. Deswegen war Julius Cäsar genöthigt, unweit davon einen neuen Plaz anzulegen, den man Forum Caesaris nannte. Dieser geringe Umfang des römischen Forums war auch Ursache, daß das Volk bey außerordentlichen Gelegenheiten sich auf dem Marsfelde versammlete, wo ein maschenrer Raum war.

Man sieht an dem heutigen Campo vaccino große Ruinen, die gewöhnlich für Ueberreste des Friedenstempels gehalten werden; eine antiquarische Meynung, die sehr alt ist, aber jezt stark bestritten wird. Der wichtigste Grund, den man wider das alte Vorurtheil anführt, ist, daß die noch vorhandenen Ruinen nicht im geringsten die Figur anderer römischen Tempel haben, und daß es nicht glaublich sey, daß der Janustempel allein von

den andern Tempeln verschieden gewesen wäre, da sich Abtheilungen daselbst befinden, die ganz der Form eines römischen Tempels zuwider sind.

Der Triumphbogen des Septimus Severus steht auch auf diesem Plaz, ist aber halb von der Erde bedeckt; die grosen Seiten-Arkaden sind ganz damit angefüllt. Hier stieg man auf dem heiligen Wege zum Capitol hinan; um nun aber auf dieser Seite dahin zu kommen, muß man einen sandigen Hügel besteigen, denn der jetzige Hauptzugang ist von der entgegengesezten Seite. Dieser hat ein sehr edles Ansehn. Die Treppe mit ihren Sphinxen, die marmornen Statuen, die Trophäen des Marius, die römischen Meilensäulen, die Statue des Marc-Aurels von Bronze, und die Gebäude des Platzes selbst, alles dies ist einer Opern-Decoration ähnlich. In Ansehung der Gebäude aber kommen die Kenner überein, daß sie zu den schlechtesten Arbeiten des Michael Angelo gehören. Eines derselben ist mit Gemälden, das andere mit Statuen angefüllt. Diese lezte Sammlung ist außerordentlich, und wird von keiner in Europa, als dem Clementinischen Museo, übertroffen. Im Vorhofe desselben findet man die berühmte Colonna Rostrata, die dem Cajus Duillius zu Ehren [illegible]

zen seines Sieges über die Carthaginenser errichtet wurde. Dieses war die erste Seeschlacht der Römer. Die Säule ist nur klein, und hat mit dem Postument nicht über acht Fuß. Das Alter und die Veranlassung ist auch das einzige Merkwürdige bey derselben. Vormals stand sie auf dem Forum bey der Rednerbühne. In diesem Hofe sieht man auch vortrefliche Basreliefs, welche den Triumph Marc Aurels über die Parther vorstellen, und ehmals seinen Triumphbogen zierten.

Der vornehmste Palast auf dem Capitol ist die Wohnung des römischen Senators. Diese Würde, womit sich ehmels so viele hundert Römer auf diesen sieben Hügeln brüsteten, besizt jezt nur ein Mann, der den Vorsitz bey einem Tribunal nebst einigen besondern Vorrechten hat. Die Ansprüche dieser sogenannten Senatoren gehn so weit, daß sie den Gesandten der größten Höfe den Rang streitig machen. Der seltsame Gebrauch ist merkwürdig, daß, wider die Gewohnheit aller Städte in der Welt, die ihre Magistratspersonen aus ihren eigenen Bürgern erwählen, diese Würde allemal ein Fremder bekleiden muß; daher kein geborner Römer dazu gelangen kann. Die Einkünfte dieses Senators sind zweytausend römische Scudi. In dem

Palast ist eine Glocke, die nur blos geläutet wird, um das Volk zu benachrichtigen, daß der Pabst gestorben ist, und im Carneval, daß man sich maskiren könne.

Die auf eben diesem Berge liegende Kirche von Aracöli, die den Franciscanern gehört, ist auf den Ruinen des Tempels Jupiters Capitolinus gebaut. Man steigt zu derselben auf einer marmornen Treppe von hundertundzwanzig Stufen, die aus den Trümmern des Quirinustempels genommen worden sind. Hier sind noch Säulen aus dem alten Tempel Jupiters, die auf die sinnlichste Weise an dieses Heiligthum der alten Römer erinnern. Es war am Feste des heiligen Franciscus, daß ich zum erstenmal diese Kirche betrat, allwo eine vortrefliche Musik aufgeführt wurde. Ich hörte sie kaum, denn ich war ganz in Betrachtungen verloren, die sich meinem Geiste darstellten. Dieses hier war gleichsam der Mittelpunkt der Erde, das größte Heiligthum eines der aufgeklärtesten Völker der Vorwelt; eine Nation, welche die Königreiche aller Zonen als Hintergebäude vom Capitol ansah. Hier wurden die sybillinischen Bücher aufbehalten. Hier waren die zwölf heiligen Schilde, die nach dem Livius an den Säulen des Tempels hingen. Die Wildsäule

Jupiters war von Golde. Von eben diesem kostbaren Metall war auch eine Statue der Siegesgöttin, dreyhundertundzwanzig Pfund schwer. Sylla hatte die Säulen zu diesem prächtigen Gebäude aus dem Tempel des olympischen Jupiters genommen, und nach Rom bringen lassen. Die Reichthümer dieses Tempels waren unermeßlich. Man sahe hier die Geschenke der überwundenen Könige und Völker, eine große Anzahl goldener Kronen und Gefäße, kostbare Steine, marmorne und metallene Bildsäulen aller Arten, Gemälde, erbeutete Waffen, Trophäen, nebst vielen Waffen, die von vornehmen Kriegern als ein Gelübde hieher gegeben wurden. An den Mauern des Tempels hingen Tafeln von Bronze, worauf die römischen Gesetze eingegraben waren. Der Kontrast jener Zeit mit der jetzigen ist nirgends so auffallend als hier. Anstatt aller dieser Reichthümer sichet man hier elende Franciscanermönche, die das Gelübde der Armuth gethan, und sich hier dreyhundert stark eingenistet haben; und um das Abstechende vollkommen zu machen, so sieht das Aeußere des Gebäudes einer Dorfkirche ähnlich.

Nach dem Coliseo formiren die Bäder des Caracalla die größten Ruinen in Rom, deren äußere

Mauern von allen Bädern am wenigsten verfallen sind, und uns also noch genau ihren ungeheuren Umfang zeigen. Die Pracht ihres ehmaligen Zustandes war außerordentlich. Es befanden sich 1600 marmorne Stühle daselbst für die Badenden. Dennoch wurden sie von den Bädern des Kaisers Diocletian an Größe übertroffen. Die Trümmern dieses leztern dienen jezt zu Kornmagazinen. Der Raum aber, den der große kaiserliche Saal einnahm, ist zu einer Kirche angewendet worden, die den Karthäusern gehört. Diese Ausführung ist ein Meisterstück des Michel Angelo, welcher der Kirche dieselbe Größe des alten Saals gegeben, und acht sehr große Granitsäulen, die in der Mitte desselben stunden, unverrückt auf ihren Plaz gelassen hat, so daß sie noch jezt im Mittelpunkte der Kirche stehn.

Die Tempel waren gottesdienstlichen Gebräuchen und Ceremonien gewidmet; die Theater, Amphitheater, Basiliken, u. s. w. hatten alle ihre verschiedene Bestimmungen; aber in den Bädern scheinen alle diese vereinigt gewesen zu seyn. Außer der ungeheuren Anzahl von Gemächern, und andern Badenothwendigkeiten, waren sie mit geräumigen Sälen und Porticos zum Spazieren versehn, wie auch mit Sitzen für die Zusammenkünfte der Phi-

losophen. Die besten Bibliotheken der Stadt wurden dahin gebracht, und das Volk wurde daselbst mit theatralischen Vergnügungen und Fechterspielen belustigt.

Nichts übertraf in den Bädern der Kaiser die Pracht ihrer Säle. Die Decke derselben unterstützten Granitsäulen, der Fußboden war von mosaischer Arbeit, und die Wände, mit den seltensten Marmorarten bekleidet, prangten überdem mit den größten Meisterstücken der Malerey und Bildhauerkunst. Die Zimmer, wo die Badenden gerieben und geräuchert wurden, waren ebenfalls mit diesen herrlichen Kunstwerken angefüllt; ja sogar die Oerter, wo man das Oel und Rauchwerk aufbehielt, waren auf das treflichste geziert. Die Gallerien und Porticos dienten zur Garderobe, wo man, wegen des großen Zulaufs, Leute miethen mußte, die Kleider der Badenden zu bewahren. Die Gefäße und Geräthschaften aller Art entsprachen vollkommen dieser Pracht. Die Bäder selbst waren von Granit und Porphyr; einige waren fest, andre beweglich; unter diesen leztern waren freyhängende, um durch eine leichte Bewegung das Vergnügen des Bades zu vermehren.

Außer der Peterskirche hat keine in Rom ſo ſchöne Gemälde als dieſe Karthäuſerkirche. Sie iſt in der Form eines griechiſchen Kreuzes erbaut, ſieht aber mehr einem Saal, als einer römiſchkatholiſchen Kirche ähnlich. Das Kloſter ſelbſt, auch ein Werk dieſes großen Baumeiſters, hat über hundert marmorne Säulen. Es iſt auch außerdem wegen einer Gallerie von Kupferſtichen merkwürdig, die als Privatſammlung wenige ihres gleichen hat. Dieſe vortrefliche Sammlung kann jedermann unentgeldlich nach ſeinem Gefallen beſehen. Ein Mönch öfnet die Thür der Gallerie, läßt die Liebhaber hereingehen, und verſchließt ſie ſogleich wieder. Dieſe Bequemlichkeit iſt äußerſt angenehm; man iſt allein, ungehindert, und kann, ohne durch einen incommoden Aufſeher preſſirt zu ſeyn, nach Belieben viele Stunden bey dieſem Kunſtſchaz verweilen, den man ganz überſehn kann, da alle Stücke niedrig hängen. Die Thüre wird nicht eher geöfnet, bis man klingelt. Die Mönche dieſes Kloſters, deren Ordensregeln wie bekannt ſtrenge ſind, übertrieben dieſe Strenge aus Andacht vor wenigen Jahren ſo ſehr, daß viele von denſelben melancholiſch, und einige gar närriſch wurden. Hieraus entſtanden vorſezliche Mordthaten, ſie ermordeten

ſich unter einander ohne Beleidigung und ohne alle Urſache. Dieſe Vorfälle haben veranlaßt, daß man dieſe Mönche wider ihren Willen gezwungen hat, ihre unſinnige Andächteley einzuſchränken und mehr geſellig zu ſeyn.

Die Obelisken trugen ſehr viel zur Pracht des alten Roms bey. Ich habe ſchon oben den großen Sonnenobeliſk beſchrieben, der auf dem Marsfelde zum Sonnenweiſer diente, und alle andre übertraf. Es waren deren viele in der alten Stadt, die faſt alle aus Egypten hieher gebracht waren. Der größte Theil derſelben liegt jezt noch unter der Erde. Man iſt auch gar nicht begierig, ſie aufzufinden, weil man die Koſten der Aufrichtung ausnehmend ſcheut. Die vier größten, die das Neue Rom zieren, ſind alle unter der kurzen Regierung des Pabſtes Sixtus V. durch den großen Baumeiſter Fontana errichtet worden. Sie ſtehen vor den drey Hauptkirchen, und einer auf dem Plaz del popolo. Außer dieſen ſiehet man noch mehrere von geringerer Größe, als auf dem Plaz Navona, in der Villa Albani, in der Villa Medicis, u. ſ. w.

Die Grabmäler der alten Römer aber übertrafen an Pracht ihre Bäder, Theater, ja ſelbſt ihre Tempel. Von den drey außerordentlichſten, die

Rom aufzuweisen hatte, sind noch die Ruinen vorhanden. Diese waren: das Mausoleum des Augusts, des Adrianus und der Cäcilia Metella, Gemalin des Crassus. Vom erstern sind nichts, als einige schlechte Mauern übrig, welche man in einem Winkel aufsuchen muß, und nicht die geringste Idee von dem ehmaligen Zustande dieses Grabmals verschaffen. Es hatte eine Pyramidalform, die in Terrassen abgetheilt war, wo man bis oben hinauf unter Cypressenbäumen spazieren gehn konnte. Die Farbe dieser Bäume kontrastirte sehr angenehm mit den weißen Steinen, woraus das Grabmal erbaut war, und mit den Statuen von Marmor und Erz, die nebst zwey großen Obelisken dasselbe zierten.

Das Mausoleum der Cäcilia, das an der Via Appia lag, hat viel größere Trümmern, die auf viele italienische Meilen weit zu sehen sind. Es ist nicht von Ziegel erbauet, wie das Coliseum und andre große Denkmäler, sondern von großen Steinen, die den höchsten Begriff von der alten Bauart geben. Diese Ruinen führen den Namen Capo di bove, und sind einem Thurm ähnlich; auch dienten sie im mittlern Zeitalter den kleinen Tyrannen, die das römische Gebiet verwüsteten, zum Befesti-

gungsort. Einige Antiquare behaupten, daß ſich ehmals in dieſem Grabmal ein künſtliches Echo befand, das einen ganzen Vers Virgils ſechsmal ſehr deutlich, und noch öfterer etwas undeutlich wiederholen konnte. Man hatte es ſo angelegt, damit das Geſchrey der Leidtragenden, die man gewöhnlich zu dieſem Geſchäfte dung, ſich vervielfältigen möchte. Die große und ſehr koſtbare Urne, worin ſich die Aſche der Cäcilia befand, ſiehet man jezt in dem Hofe des Farneſiſchen Palaſtes.

Das Mauſoleum des Adrians iſt, wie bekannt, die Engelsburg, allein ſo ſehr entſtellt, daß man keine Spur der vormaligen Beſtimmung davon gewahr wird. Der Baumeiſter Detrianus hatte es auf Befehl des Kaiſers Adrian aufs prächtigſte erbaut. Es war mit ſiebenhundert Statuen gleichſam bedeckt, und oben mit einer ungeheuren Traube von vergoldetem Erzt geziert, die jezt in einem Hofe des Vaticans aufbehalten wird.

Von dem prächtigen Septizonium des Septimius Severus, am Fuß des palatiniſchen Berges, waren noch am Ende des vorigen Jahrhunderts anſehnliche Ruinen übrig, die jezt ganz verſchwunden ſind. Dieſes war ein aus ſieben Säulen beſtehendes Gebäude, das eben ſo viel Stockwerke und

prächtige Säulengänge einen über den andern hatte. Es war pyramidenförmig gethürmt, und außerhalb vom Boden bis zum Gipfel ſahe man nichts, als Colonnaden und Statuen, die einen bewundrungswürdigen Anblick gaben. Auch die Trümmern dieſes ſonderbaren Gebäudes waren im vorigen Jahrhundert noch ſieben Stockwerk hoch, und beſtanden aus lauter auf einander geſezten Säulen, die etwas von der Form des Ganzen zeigten, allein jezt iſt ſelbſt der alte Standplaz den meiſten Antiquaren unbekannt, ſo wenig wie ſie die ehmalige Beſtimmung dieſes Gebäudes wiſſen.

Das einzige Grabmal, das aber noch bis jezt ganz erhalten worden, iſt die Pyramide des Ceſtus bey dem St. Pauls Thor. Sie iſt hundert und zehn Fuß hoch, und jede Seite der Baſis ſechsundachtzig und einen halben Fuß lang. Dieſer Römer lebte kurz vor den Zeiten des Auguſts, und war nie zu den höchſten Würden des Staats gelangt, und dennoch war ſein Grabmal ſo prächtig. Ein Umſtand, der den ungeheuren Luxus ſeines Zeitalters beweiſt. Auf dem Felde hinter der Engelsburg befand ſich eine ähnliche Pyramide, die in den barbariſchen Zeiten auf Befehl der Päbſte abgetragen wurde.

Im Jahr 1500 entdeckte man an der Via Appia ein Grab, das außerordentlich merkwürdig war. Man fand den Körper einer jungen Frauensperson in einem unbekannten Liquor schwimmend; zu den Füßen stand eine brennende Lampe, die aber, nachdem sie an die Luft gebracht wurde, gleich erloſch. Der Leichnam war ſo friſch, als ob er eben erſt hineingelegt worden wäre, indeſſen erkannte man ſo viel aus der Inſchrift, daß er über 1500 Jahre an dieſem Orte gelegen hatte. Man vermuthete, daß dieſes der Körper der Tullia, Tochter des Cicero wäre, die vor ihrem Vater ſtarb. Sie hatte blonde Haare, die durch eine goldne Agraffe zuſammen gehalten wurden. Dieſer Leichnam wurde nach dem Capitolio gebracht, und dem ganzen Volk zur Schau ausgeſtellt. Da aber der Pöbel anfing zu glauben, daß es ein heiliger Leib ſeyn müßte, weil er unverweßt geblieben wäre, ließ der Pabſt Alexander VI. dieſe ſonderbare Antike in die Tiber werfen.

Neunter Abschnitt.

Das neuere Rom. Das Ther del pezole. Straße il Corso. Menge der merkwürdigen Gegenstände in dieser Stadt. Peterskirche und Plaz. Grabmäler über und unter der Erde. Laterankirche. Geschenke Constantin des Großen. Papst Ganganelli's kontrastirendes Loos in dieser Kirche. Lateranpalast. Taufgebäude Constantins Die heilige Treppe. Die Kirche Maria Magiere. Die Paulskirche. Die Kirche St. Andrea di Ponte Mole. Die Kirche der heiligen Agnes. Vatikanischer Palast und Bibliothek. Sixtinische Kapelle. Clementinisches Museum. Palast Monte Cavallo. Der Farnesische Palast. Villa Medicis. Palast Borghese. Villa Albani. Kardinal Albani. Villa Pamphili. Palast Barberini, Colonna, Justiniani und Spada. Engelsbrücke. Fontainen.

So prächtig auch das neuere Rom ist, so ist es doch nicht viel besser wie ein Dorf in Vergleich mit dem alten; eine Paxallele, die der beobachtende Reisende zur Verringerung seines gegenwärtigen Vergnügens, wenn er sich in dieser außerordentlichen Stadt befindet, nicht ziehen sollte, die er aber dennoch bey jedem Schritte zu machen genöthigt ist. Es ist hier die Rede blos von sinnlichen Gegenständen, da alles, was zum moralis-

chen Theil gehört, auch nicht den Schatten eines Vergleichs erlaubet.

Gleich der Eingang in Rom durch die Porta del popolo, ehmals Flaminia, giebt ein lebhaftes Bild von dieser sonderbaren Stadt, wie sie jezt ist: Pracht und Armuth sehr seltsam vereinigt. Ein Obelisk, ein Springbrunnen, ein schönes Thor und drey Kirchen, alles dieses mit elenden Häusern vermischt, formirt den Plaz del popolo, und thut eine eigene Wirkung. An diesem Ort werden die Missethäter hingerichtet. Ich sahe hier eine sonderbare Todesstrafe, die sehr alt seyn soll, und die Römer macellaye nennen. Der Delinquent wird nämlich mit einer Keule vor den Kopf geschlagen, wie man bey uns die Ochsen schlachtet; eine Todesart, die nicht langweilig oder marternd ist, aber hier für die allerschimpflichste gehalten wird.

Die Straße il Corso, die zu diesem Platze führet, ist die vornehmste und längste in Rom. Sie ist schnurgrade, und durchschneidet fast ganz den bewohnten Theil der Stadt. Keine Straße ist so breit als diese, und dennoch muß sie jeder Fremder enge nennen. Es ist merkwürdig, daß die Strassen auch in dem alten Rom durchaus enge waren, woran wahrscheinlich die Unbequemlichkeit der Son-

nenhitze in einem so warmen Klima schuld war. Die Straßen waren daher nicht das Vorzügliche dieser Hauptstadt der Welt, wohl aber die öffentlichen Plätze, wo die Römer ihre gränzenlose Pracht zeigten. Zum Beweis dient der Grundriß von einem großen Theil des alten Roms, der unter dem Kaiser Septimus Severus auf egyptischen Steinen eingegraben wurde; ein schäzbares Document, wovon große Fragmente auf dem Capitol aufbehalten werden. Auch die Landstraßen und Brücken dieses großen Volks waren sehr enge, wie man noch an den Ueberresten sehen kann. Kaum können zwo Carossen einander ausweichen. Dieses ist auch an der altrömischen Brücke Ponte molé, wahrzunehmen, die von der toscanischen Seite nach Rom führt, und nur eine italienische Meile von der Stadt entfernt ist. Sie wurde vom Aemilius Scaurus erbaut, und Pons Milvius genannt; auch ist sie wegen sehr wichtiger Vorfälle berühmt. Auf dieser Brücke hielt Cicero, nach der Entdeckung der Catilinarischen Verschwörung, die Verschwornen auf, die sich in das Lager ihres Anführers begeben wollten. Der Kaiser Constantin der Große erhielt auch auf eben dieser Brücke einen großen Sieg gegen den Tyrannen Maxentius.

Ein Reisender, der in manchen großen Residenzstädten innerhalb acht Tagen alles Merkwürdige sehen kann, braucht in Rom wohl vier Monat um alles Sehenswürdige nur flüchtig zu betrachten; zu einer genauen Ansicht gehören Jahre. Ich bin überzeugt, daß ohne die noch erhaltenen Ruinen, und ohne die neuern Kunstwerke man von Rom nichts mehr wissen würde. Die Residenz des Pabstes würde wenig zum Glanz der Stadt beygetragen haben, wo anders dieselbe noch in einem ungesunden Ort beybehalten worden wäre. Nur allein die Menge der Künstler und der Reisenden erhält hier 170,000 Einwohner. Ein ganz vernachläßigter Ackerbau, ein unbedeutender Handel, eine geringe Anzahl Fabriken und Manufakturen, nebst einer ungeheuren Menge Mönche machen Rom verhältnißweise zu einer der ärmsten Städte von Europa. Die päbstlichen Einkünfte aus fremden Staaten sind weit unbeträchtlicher, als man insgemein glaubt; allein der Tribut, den alle Länder und Fürsten unsers Welttheils für Kunstwerke an Rom bezahlen, ist ganz außerordentlich, und erhält allein diese zahlreiche Volksmenge. Die geschickten Künstler aller Art sind durchaus so sehr mit Bestellungen überhäuft, daß

oft wichtige Arbeiten ganz liegen bleiben, und gar nicht vollendet werden.

Die Peterskirche liegt von dem wohlbewohnten Theil der Stadt sehr entfernt, und überhaupt in dem ärmsten Quartier von Rom, daher auch alle dahin führende Straßen schlecht sind, und die Wirkung sehr verringern, die dieses Gebäude sonst verursachen würde. Man muß ganz nahe an der Colonnade seyn, um das Ganze zu übersehn. Ungeachtet aller Bewunderung, die der Anblick dieser Kirche einflößt, wird jeder unbefangene Reisende, der hier und in London gewesen, und gesunde Augen gehabt hat, gestehen, daß die Façade der Paulskirche von der Seite von Ludgate hill einen ungleich stärkern Eindruck macht, und weit majestätischer ist. Da diese aber keine so vortheilhafte Lage, keinen Petersplaz, keine Colonnade, keinen Obelisk, noch Springbrunnen hat, und überdem die Engländer keine solche Gaskonier als die neuern Römer sind, so werden der Paulskirche die Lobsprüche sehr sparsam ertheilt, dahingegen glaubt man nie genug Worte finden zu können, die Peterskirche nach Würden zu preisen. Der große und schöne Plaz dieser leztern, nebst dessen Säulengängen, Springbrunnen u. s. w. sind hier so

wohl als das Inwendige derſelben, blos acceſſoriſch, und haben mit dem Gebäude des Tempels nichts gemein. Dieſes Innere aber iſt in der That hinreißend, und wird durch eine beſondere Reinlichkeit erhöht, die in den hieſigen Kirchen ſowohl als Paläſten nichts weniger als gebräuchlich iſt. Eine Anzahl Leute ſind hier unaufhörlich den ganzen Tag über beſchäftigt, zu reinigen und zu putzen, wozu man künſtliche Gerüſte hat. Die Tapezierer aber haben deren keine, wenn ſie vor dem Peterstage die Kirche mit Tapeten von unten bis obenaus zieren müſſen. Dieſes iſt die gefährlichſte Arbeit, die ſich nur denken läßt. Man ſezt eine Menge Leitern eine auf die andere, und klimmt ſo in der Luft balancirend die ungeheuren Mauern herauf. und in dieſer Schwebung geſchieht auch die Anheftung der Tapeten. Dieſe Leute ſind im Sold der Kirche, der ſehr gering iſt. Oft geſchehn auch Unglücksfälle, daher ſie gewöhnlich vor der Arbeit beichten. Ihr Schutzpatron iſt der heilige Venantus, ein Märtyrer, der von oben herabgeſtürzt wurde.

Der große Baumeiſter Bramante, Lehrer des noch größern Raphaels, machte die erſten Zeichnungen zu dieſem Meiſterwerk der Baukunſt, und legte 1514 den Grund dazu.

Die ungeheure Größe der Kirche zeigt sich am meisten an großen Festtagen. Ich habe während meinem langen Aufenthalt in Rom dieselbe bey keiner Feyerlichkeit voll gesehen, so sehr auch Menschen von allen Seiten zuströmten. Der große Altar hat genau die Höhe des Farnesischen Palastes, und dennoch scheint er wegen des erstaunlichen Umfangs der Kirche, und wegen seiner Lage unter der Kuppel nicht besonders hoch zu seyn. Bey diesem Altar ist der Eingang zum Grabe des heiligen Peters, woselbst Tag und Nacht hundert silberne Lampen brennen, nur am Charfreytage werden sie ausgelöscht. Kein Frauenzimmer darf bey Strafe der Excommunication hier heruntersteigen, ausser am Pfingstmontage, an dem es aber den Mannespersonen bey eben dieser Strafe untersagt ist. Dieses Verbot hat seinen guten Grund, denn das Klima, die Sitten der Römer, und die Gelegenheit an einem dunkeln Orte, könnten sehr unheilige Handlungen veranlassen. Die Heiligkeit aber des großen Tempels selbst würde hiebey wohl in keine Betrachtung kommen. Ein offenbarer Beweis davon ist die vortrefliche Statüe des della Porta am Grabmal des Pabstes Paul III. Sie stellt die Religion unter der Gestalt eines jungen und schönen Frauenzim-

mers vor, das in der wollüſtigſten Stellung liegt, und ſelbſt in Marmor fähig geweſen iſt, Begierden einzuflöſſen. Verſchiedene ſcandalöſe Auftritte haben verurſacht, daß man gewiſſe Theile dieſer Statüe mit einem kleinen Bleche bedeckt hat, das jedoch bey Bezahlung eines Zechins auf einige Augenblicke weggenommen wird. Ein Preiß, für welchen man die Hälfte aller Bildergallerien in Rom ſehen kann.

Die Grabmäler zieren dieſe Kirche mehr als die Altäre, und zeigen die Bildhauerkunſt in ihrer ganzen Größe. Auf dem Monument der Königin Chriſtina von Schweden iſt ihre Abſchwörung der proteſtantiſchen Religion in einem ſehr ſchönen Basrelief vorgeſtellt. Dieſe Königin und die Gräfin Mathilda, die Wohlthäterin des päbſtlichen Stuhls, ſind außer den Päbſten die einzigen, denen man in dieſer Kirche Denkmäler errichtet hat. In den unterirdiſchen Gewölben, die den Boden der alten Kirche formirten, ſieht man viele Begräbniſſe von Päbſten, aber ohne alle Denkmäler, und größtentheils armſelig. Hier werden alle Nachfolger Petri beygeſezt, wenn ihre Verwandten oder Freunde die Koſten eines Monuments in der obern Kirche ſcheuen. Hier ruhet auch der Leib des ver-

treflichen Ganganelli, dem man wohl kein beſſer Denkmal prophezeihen konnte. Daß aber auch ſein Vorgänger Rezzonico hier ohne Monument von ſeinen undankbaren Erben gelaſſen wird, die er mit Reichthümern und Würden beladen hat, wird von ganz Rom getadelt. Unter dieſen ſind die beiden noch lebenden Kardinäle Rezzonico, davon einer Camerlengo oder Finanzminiſter iſt *). In dieſen ſogenannten heiligen Grüften ſiehet man viele alte Gemälde, Bildhauerwerke, und moſaiſche Arbeiten, auch fehlt es nicht an Kapellen, wunderthätigen Bildern und Reliquien aller Arten.

Alle vortrefliche Altargemälde in der Peterskirche werden herausgenommen, und an andre Kirchen zur Aufbewahrung gegeben. An die Stelle derſelben kommen die Kopien eben dieſer Gemälde in moſaiſcher Arbeit. Man hat kürzlich das vornehmſte Gemälde in Europa, nämlich die Verklärung Chriſti, von Raphael, auf dieſe Art nachgeahmt, das Original aber in eine Franciſcanerkirche geſtellt, die auf dem Janiculiſchen Hügel, dem höchſten in Rom, liegt. Die Feuchtigkeit in der Peterskirche drohete dieſe herrlichen Kunſtwerke zu verzehren, und machte daher dieſe Maaßregeln

*) Einer derſelben iſt im vorigen Jahre geſtorben.

nothwendig. Dieſer Tauſch iſt indeſſen, wegen der langwierigen Arbeit ungemein koſtbar, und eine weniger reiche Kirche würde es nicht haben unternehmen können. Vorerwähntes Steingemälde von Raphael koſtet ſechstauſend Scudi. Es iſt zu bedauern, daß erſt ſeit Aufſtellung deſſelben die Erfindung gemacht worden iſt, die Steine zu zerſchneiden, und auf dieſe Weiſe die Gemälde zu verfielfältigen. Die Aehnlichkeit zwiſchen dieſen moſaiſchen Kopien und den Urbildern iſt außerordentlich, wenn es geſchickte Arbeiter unternehmen, an denen es, wie bekannt, in Rom nicht mangelt, da nirgends wie hier dieſe Kunſt getrieben wird. Die Peterskirche unterhält beſtändig zwölfe von dieſen Künſtlern, bezahlt ſie aber als Mechaniker, daher auch nicht allein dieſe, ſondern überhaupt alle, die dieſe ſchöne, aber gewiſſermaßen brodloſe Kunſt ausüben, in der Dürftigkeit leben. Vor einigen Jahren hat einer Namens Savini aus Urbino erhabene Moſaik zu machen erfunden, allein bis jezt iſt noch kein Gemälde von irgend einiger Bedeutung in dieſer Gattung von Basreliefs bearbeitet worden.

Obgleich die Peterskirche alle andre an Pracht übertrifft, ſo hat doch die Lateranskirche den erſten

Rang, weil sie die älteste in Rom ist. Dieses ist eigentlich die Pfarrkirche des Pabste, als Bischofs von Rom, und die erste Ceremonie nach seiner Wahl ist, von derselben Besitz zu nehmen. Dies geschieht mit außerordentlichem Pomp, und ist auch gewöhnlich das einzigemal, daß dieser vornehme Pfarrer seine Pfarrkirche besucht. Sie hat den Namen von dem Palast des römischen Senators Plautius Lateranus *), den Constantin der Große dem Pabst Melchiades schenkte, sowohl daselbst zu wohnen als auch eine Kirche zu bauen. Dieses geschah, und sein Nachfolger, der heilige Sylvester, weihete dieselbe im Jahr 324 ein, daher wird sie wie die Kathedralkirche von Rom betrachtet, und ihr auch der Vorzug vor der Peterskirche zugestanden.

Die ganze Gegend zwischen dem Capitol und dieser großen Kirche wurde 1030 von Robert Guiscard, Fürst von Salerno, einem Normann verwüstet, und ist seitdem nie wieder bevölkert worden.

*) Dieser Lateranus war, nach dem Tacitus, das Haupt einer Verschwörung wider den Nero, der ihn auch nach Entdeckung derselben hinrichten ließ und seine Güter einzog. Vorerwähnter Palast fiel daher dem Kaiser zu, und nach ihm seinen Nachfolgern bis auf Constantin den Großen.

Alles ist hier öde und unbewohnt. Dieser prächtige Tempel mit seinem Obelisk, wie auch die herrlichen dabey liegenden Gebäude stehen ganz isolirt, und gleichsam auf dem Felde, ob es gleich noch innerhalb den Ringmauern der Stadt ist.

Anastasius der Bibliothekar giebt uns Nachricht von den Geschenken, die Constantin nach erhaltener Taufe dieser Kirche machte. Das Verzeichniß davon ist merkwürdig, und bestand aus folgenden Artikeln: Ein bey der Taufe gebrauchtes silbernes Wassergefäß, welches mehr als dreyhundert Pfund wog; ferner eine porphyrne Säule, an welcher eine goldne funfzig Pfund schwere Lampe hing. Eine silberne Bildsäule Christi von hundertundsiebzig, eine andere von hundertundvierzig, und noch eine von hundertunddreißig Pfund. Eine Bildsäule Johannes des Täufers von Silber hundert Pfund schwer. Vier silberne Engel, jeder von hundertundfunfzig, und die zwölf Apostel, jeder von neunzig Pfund. Sieben silberne Hirsche, jeder von achtzig Pfund. Ein goldenes Lamm. Ein goldenes Kästgen mit zweyundvierzig Edelsteinen besezt; vier goldene Kronen von zwanzig, eine silberne Kette von vierzig, und vier silberne Altaraufsätze von zweyhundert Pfund. Man versichert

auch, daß er das Dach der Kirche mit 2025 Pfund
Silber belegen ließ, wozu er noch eine goldne Lampe von achtzig Pfund, fünfundvierzig silberne Lampen, und vierzig goldene Kelche beyfügte.

Von allen diesen Schätzen ist nichts mehr vorhanden. Die häufigen Plünderungen von Rom haben nicht das geringste übrig gelassen. Indessen ist die Kirche doch reich, weil viele Kaiser, Könige und Päbste sie mit Landgütern beschenkt haben, in deren Besitz sie ungestört geblieben ist. Unter andern erhielt sie von Heinrich IV. König von Frankreich die Abtey Clerac in Guienne, die fünftausend römische Scudi jährlich einträgt. Außerdem ist es merkwürdig, daß die Laterankirche unter dem Schutz des römischen Kaisers als Nachfolger Constantins, und des Königs von Frankreich, als dem ältesten Sohn der Kirche, steht, deren beider Wappen auch über der großen Kirchenthüre prangen. Dieser prächtige Tempel wird wegen der Entlegenheit sehr wenig besucht, man findet ihn beständig leer, ob er gleich wie alle Kirchen Roms den ganzen Tag offen steht. Nur bey der Ceremonie der päbstlichen Besitznehmung sind alle Einwohner der Stadt hier versammlet, um von dem neuen Pabst den ersten feyerlichen Segen zu empfangen. Dieses geschieht

ſo wie in der Peterskirche von einem Balcon. Hieher gehört eine Anekdote des verehrungswürdigen Ganganelli, die ſonderbar iſt. Da Clemens XIII. in dieſer Kirche ſeinen Einzug hielt, befand ſich Ganganelli unter dem Pöbel der Zuſchauer; er beſtieg das Poſtument einer Säule in der Kirche, um deſto beſſer die Proceſſion zu ſehn, wurde aber von dieſem Poſten durch einen Schweizer verjagt, der ihm mit der Hellebarde noch obendrein einige Stöße verſezte. Wie wenig konnte ſich dieſer vortrefliche Mann damals einbilden, daß er ſelbſt bey der nächſten Feyerlichkeit dieſer Art die Hauptrolle ſpielen, und daß er der unmittelbare Nachfolger desjenigen werden würde, vor dem er in Geſellſchaft des ganzen Volks damals auf den Knien lag! Welch ein unermeßlicher Abſtand zwiſchen einem armſeligen Franciſcanermönch, der barfuß geht, und einem römiſchen Pabſte, dem man göttliche Ehre erzeigt! Die Erinnerung an dieſen Vorfall erregte bey ihm ein Lächeln, als er eilf Jahre hernach als Pabſt im größten Pomp bey dieſer Säule vorbey getragen wurde. Nach geendigter Ceremonie erzählte er ſelbſt dieſe Geſchichte, da ihn die Kardinäle um den Bewegungsgrund ſeines Lächelns fragten.

In der Laterankirche machen die zwölf Apostel von Marmor in colossalischer Größe einen großen Eindruck. Einige darunter sind ganz vortreflich, und gehören zu den besten Werken der neuern Bildhauerkunst. Auch siehet man hier zwey ganze Säulen von dem ungemein seltenen Stein Giallo antico genannt, der selbst in kleinen Stücken so kostbar ist. In der Kapelle des heiligen Thomas befindet sich, unter andern außerordentlichen Reliquien, auch die Bundeslade der Juden; dieses sind zwey Bretter ohne alle Zierrathen, und so sehr veraltet und verunstaltet, daß man nicht einmal die Gattung Holz mehr daran unterscheiden kann. Dieses Stück, dessen Aechtheit man wohl sehr bezweifeln möchte, soll nebst den andern Reliquien, der Tradition zu folge, von der heiligen Helena nach Rom geschenkt worden seyn. In dem Verzeichniß aber, das Joseph von den aus dem jüdischen Tempel geraubten Schätzen und Heiligthümern macht, die nach Rom gebracht wurden, wird mit keinem Worte der Bundeslade gedacht; auch ist sie nicht in dem Triumphbogen des Titus abgebildet. Ingleichen liest man im zweiten Buche der Maccabäer, daß Jeremias die Bundeslade nebst dem Rauchaltar in eine Höle des Bergs Nebo bringen ließ, wobey er prophezeihte,

daß sie daselbst so lange verborgen bleiben würde, bis Gott sein Volk versammelt hätte und versöhnt wäre.

Der vor der Laterankirche stehende Obelisk ist der größte in Rom, und voller Hieroglyphen. Seine Länge ist hundert und zwölf Fuß, ohne das sehr hohe Postument. Constantin der Große ließ ihn aus Aegypten holen, und im großen Circus setzen. Er lag in Stücken auf der Erde, als ihn Sixtus V. dieser um die Pracht Roms nie genug zu preisende Pabst, durch den berühmten Fontana zusammen setzen und aufrichten ließ. Die Päbste haben über tausend Jahr in dem bey der Kirche erbauten Palast gewohnt, bis die Residenz nach Avignon verlegt wurde. Da aber Gregorius XI. nach siebenzig Jahren wieder Rom zur päbstlichen Residenz machte, so war der Lateranpalast so verfallen, daß er sich nach dem vaticanischen Palast begeben mußte, woselbst auch alle seine Nachfolger residirt haben, bis endlich der Palast auf dem Monte Cavallo erbaut wurde. Sixtus V. ließ zwar den jetzigen prächtigen Lateranpalast aufführen, allein die Päbste kommen nie dahin, als bey der Besitznehmung, daher hat man dies herrliche Gebäude zum Hospital für alte Weiber und Mädchen gemacht. Unweit da-

von steht das Taufgebäude des Kaiser Constantins, der nach der Tradition vom heiligen Sylvester getauft seyn soll, obgleich Eusebius und andre Kirchenväter sagen, daß dieser Kaiser in der Stadt Nicomedia gegen das Ende seines Lebens getauft worden sey. Dem sey wie ihm wolle, genug hier ist ein solches Gebäude, das zwar klein aber sehr prächtig ist. Der Taufstein und die inwendigen Säulen sind von Porphyr. Alle Juden und Heiden, die sich zum Christenthum bekehren, werden an diesem Orte getauft, um der Tradition Nachdruck zu geben, und ein so herrliches Gebäude nicht ungenützt zu lassen.

Zu eben dieser Gruppe von Gebäuden gehört auch dasjenige, worin sich die heilige Treppe befindet. Diese ist von Marmor, und hat achtundzwanzig Stufen; der Sage nach war sie vormals in dem Palast des Pilatus zu Jerusalem, daher denn Christus sie auf und abgestiegen ist. Sie führt nebst noch vier andern gemeinen Treppen zu einem Orte, wo ganz besondre Reliquien aufbewahrt werden. Kein Heiligthum wird stärker verehrt, als diese Treppe, auf welcher man zu allen Stunden des Tages Leute antrifft, die auf den Knien hinaufrutschen; die Steine sind davon auch so abgenützt

worden, daß man sie mit einem hölzernen Futteral hat belegen müssen, dessen Berührung aber für eben so heilig, als das Original gehalten wird. Da der Ort entlegen ist, so gilt diese Ceremonie für eine kleine Wallfahrt, auch sind Indulgenzen damit verknüpft. Viele legen sich wegen ihrer Sünden oft diese Kniebuße auf; andre thun Gelübde, zu bestimmten Zeiten dieses Experiment zu wiederholen, welches sehr mühsam ist, und lange dauert, da auf jeder Stufe gewisse Gebete hergesagt werden müssen. Es ist nicht erlaubt anders als auf den Knien die Treppe heraufzusteigen, daher diejenigen, die sich ihrer Füße bedienen wollen, nach oben zu gelangen, die gemeinen Treppen heraufgehen müssen.

Es befinden sich allemal Pilgrime gegenwärtig, die auf diesen Punkt genau Acht haben. Ich war eines Tages hier, als ein französischer Offizier mit dieser Verordnung seinen Scherz treiben wollte; er stellte sich unwissend, und stürmte die heilige Treppe heran, hatte auch wohl schon ein halb Duzend Stufen betreten, als er durch das entsezliche Geschrey der anwesenden Pilgrimme verhindert wurde, weiter zu steigen. Der Titel eines Fremden, und die vorgebliche Unwissenheit der Sta-

gungsmethode, dienten ihm zur Entschuldigung, und sezten ihn für die Ahndungen der Menge andächtiger Personen sicher, die sich über die Profanation sehr geärgert hatten. In Neapel wäre er verloren gewesen.

Die Kirche Maria Magiore ist ebenfalls eine der Hauptkirchen in Rom, wird aber auch wegen ihrer entfernten Lage wenig besucht. Hier sind zwey große Kapellen, die Sixtinische und die Borgheſische, welche leztere dem fürstlichen Hause dieses Namens gehört; beide sind ausnehmend prächtig. Die Borgheſische hat einen Altar, der mit vier Säulen von orientalischen Jaspis pranget. Vor dieser Kirche steht ein Obelisk, der ehmals das Grabmal des Augusts zierte. Auf der andern Seite sieht man eine hohe und sehr schöne Säule, die zu dem grossen Friedenstempel gehörte, jezt aber die Statue der Maria trägt. In der sogenannten Peterskirche in vinculis befindet sich das Grabmal des Pabsts Julius II., das Meisterstück des Michael Angelo, und auch der neuern Bildhauerkunst überhaupt. Große Kunstkenner urtheilen davon, daß es so weit über die besten Bildhauerarbeiten der Neuern erhaben, als es tief unter die herrlichen Kunstwerke der Alten sey, die man im Clementinischen Muſeo be-

wundert. Michael Angelo war ſelbſt dieſer Meynung in Anſehung der Alten, ſo viel Künſtlerſtolz er auch ſonſt hatte, und bey ſeinen außerordentlichen Talenten auch wohl haben konnte.

Die Paulskirche liegt zwar außerhalb der Stadt, allein dennoch gehört ſie zu den vornehmſten Kirchen Roms, die man zu gewiſſen Zeiten pflichtmäſſig beſuchen muß, um die damit verbundenen Indulgenzen theilhaft zu werden. Die äußere Bauart dieſer Kirche hat nicht viel anziehendes, allein die koſtbaren Materialien des Innern, als der ſeltenſten Marmorarten, des ägyptiſchen Porphyrs, der Werke in Bronze, u. ſ. w. machen ſie zu einen der prächtigſten Tempel der Welt. Die Achtung der Römer für dieſe Kirche beruht auf das Alter derſelben, denn ſie wurde ſchon im achten Jahrhundert auf Befehl des Kaiſers Karl des Großen erbaut. Sie liegt noch keine halbe deutſche Meile von der Stadt, allein dennoch iſt die Luft daſelbſt ſo ſehr ungeſund, daß zu gewiſſen Jahreszeiten ſelbſt die dazu gehörigen Prieſter und Mönche nicht einmal daſelbſt wohnen können, ſondern ſich ſodann nach der Stadt verfügen; daher denn dieſer Inbegriff von Pracht ganz verlaſſen ſteht.

Zu den hier ſich auszeichnenden Kirchen gehört eine kleine nahe bey der Stadt gelegene, die den Namen St. Andrea di Ponte Mole führt, auch insgemein Papa Giulio genannt wird. Der berühmte Baumeiſter Barozzi, der unter dem Namen Vignole bekannt iſt, erbaute dieſe vortrefliche Kirche ganz im Geſchmack der alten römiſchen Tempel. Man hält ſie für ein Meiſterſtück der Baukunſt, daher auch alle junge Künſtler ſie fleißig beſuchen. Auch die Kirche der heiligen Conſtantia iſt beſonders merkwürdig, weil ſie ehmals ein Tempel des Bacchus war. Die Form derſelben iſt eine Rotunde.

Vor der Porta pia iſt die Kirche der heiligen Agnes, wo man am Feſte dieſer Heiligen die Lämmer einſegnet, aus deren Wolle das Pallium gemacht wird. Gewöhnlich werden zwey von dieſen Thieren, mit Blumenkränzen gekrönt, und mit Bändern gezlert, auf den hohen Altar gelegt, wobey jedes Lamm auf einem weiß damaſtenen Küſſen ruht, das mit goldenen Treſſen beſezt iſt. Nach der Kirchenbenedictien werden ſie zum Pabſt gebracht, der ſie auch einſegnet, und hernach an gewiſſe Klöſter zur Pflege übergiebt.

Unter den Paläſten kommt keiner in Europa dem Vaticaniſchen an Größe gleich, ob er aber,

wie man behauptet, 12,000 Zimmer, große und kleine, enthalte, daran zweifle ich sehr. Das Innere zeigt wenig Pracht; dieses aber wird hinreichend durch die Raphaelschen Zimmer und Gallerien, die Sixtinische Capelle, die Bibliothek, und das Clementinische Museum ersezt. Wenn man hiezu die daran stoßende Peterskirche nimmt, so muß man gestehen, daß dieses der interessanteste Fleck für die Künste auf der ganzen Erde sey. Die Raphaelschen Zimmer sind leer, ohne alle Möblen, aber beständig mit Bewunderern angefüllt. Das herrlichste Gemälde derselben ist die Schule zu Athen, welche die ganze Seitenwand eines Saals einnimmt. Unter den griechischen Weisen sieht man auch das Bild des Bramante, Lehrer des Raphaels, den dieser große Künstler hier unter der Figur eines Philosophen mit dem Winkelmaaß in der Hand dargestellt hat. Die sixtinische und paulinische Kapelle sind beide im Vatican, und würden anderswo geräumige Kirchen vorstellen. In der ersten ist das berühmte Gemälde des jüngsten Gerichts von Michael Angelo. In dieser wird auch in der Charwoche das so bekannte und unnachahmliche Miserere gesungen, das wohl verdiente, durch einen deutschen musikalischen Kunstrichter umständ-

lich beſchrieben zu werden. Es iſt merkwürdig, daß man dieſe ſonderbare Muſik nirgends, ſelbſt in Rom nicht, hat nachahmen können, ja daß man noch nicht einmal weiß, woher die ſixtiniſche Kapelle dieſes Verdienſt ſo ausſchließend erhalten hat. Man ſchreibt es der Bauart zu, allein dieſe hat nichts äußerlich auszeichnendes. Dieſe Kapelle iſt daher ein wahrer Pendant zum Theater von Parma, das auch bis jezt allen Baumeiſtern ein Räthſel geblieben iſt. Die Entzifferung von beiden iſt unſern Nachkommen vorbehalten, wenn ſie mit den Geſetzen des Schalls bekannter als wir ſeyn werden.

Die vaticaniſche Bibliothek iſt in Betracht der Anzahl von Büchern nicht ſo beträchtlich, als man ſich vorſtellt. Sie beſteht nur aus ungefähr 50,000 Bänden, die alle in niedrige Schränke verſchloſſen ſind. Es iſt aber gewiß, daß der innere Werth der Bücher und die Seltenheit vieler Manuſcripte dieſen Mangel reichlich erſetzen. Zum Unterhalt derſelben ſind jährlich 3000 Scudi beſtimmt. Diejenigen Römer, die dieſe Bücherſammlung wohl kennen, geſtehen, daß der wichtigſte Theil derſelben in den Büchern beſteht, die aus Heidelberg hieher gekommen ſind. Indeſſen werden dieſe litte-

tarischen Schätze wenig genutzt. Die Bibliothek ist nur einige Stunden des Tages offen, und der Vatican von dem Theil der Stadt, wo alle einigermaßen distinguirte Leute wohnen, so sehr entfernt, daß dadurch der gelehrte Eifer nicht wenig gehemmt wird. Um verbotene Bücher zu lesen, muß man schriftliche Erlaubniß haben, und diese wird durch eine Bittschrift bewirkt, worin vorgegeben wird, daß man sich geschickt machen wolle, sie zu widerlegen. Einer meiner Bekannten, ein Weltgeistlicher, erhielt auch diese Erlaubniß, alle verbotene Schriften zu lesen, wovon aber ausdrücklich drey Bücher ausgenommen waren: Montesquieu's Geist der Gesetze; die bürgerliche Geschichte des Königreichs Neapolis von Giannone, und Voltair's Mädchen von Orleans.

Da die Italiener die Wissenschaften wenig schätzen, und sie allenthalben den Künsten unterordnen, so sehen auch ihre Bibliotheken eher Kunstgallerien, als Büchersälen ähnlich. Gemälde, Statüen, Büsten u. s. w. nehmen den besten Plaz ein. Dieses ist auch hier im Vatican der Fall, wo man in den schönsten Sälen der Bibliothek alles, nur keine Bücher sieht. Diesen hat man ihren Plaz in den Seitenzimmern angewiesen. Ein kleines,

aber sehr schönes Cabinet hat Mengs durch seinen Pinsel verschönert.

Der kürzlich verstorbene Kardinal Alexander Albani war Bibliothekar dieser berühmten Büchersammlung; jezt hat diese Stelle der Kardinal Zelada, ein die Wissenschaften eifrig liebender Mann, der selbst eine zahlreiche Bibliothek, und was in Rom höchst selten ist, auch eine Naturaliensammlung besizt. Er hat sich durch eine großmüthige Handlung ausgezeichnet, die ihm als einem Italiener Ehre macht. Es erschien während dem lezten Conclave ein Drama, unter dem Titel: il Conclave, worin alle Kardinäle namentlich eine Rolle hatten. Ein so freyes Pasquill, wie dieses, war vielleicht nie in Rom erschienen; es wurde mehr verschlungen als gelesen, da es mit vielem Witz, und wie man behauptet, mit genauer Kenntniß der handelnden Personen abgefaßt war. Nicht allein die Charaktere, sondern auch die jedem eigenthümliche Art sich auszudrücken, kurz alles war sorgfältig beobachtet. Der Verfasser wurde bekannt, eingezogen, und ungeachtet der ihn beschützenden Kardinäle, die edle Rollen in diesem Drama gespielt hatten, sollte er zum Tode verurtheilt werden; allein der Kardinal Zelada, dessen Rolle die

abſcheulichſte geweſen war, ſchlug ſich ins Mittel, und rettete ihn.

Die herrlichſte aber aller dieſer Zierden des Vaticans, iſt das Clementiniſche Muſeum, dieſe nie genug zu preiſende Antikenſammlung, die alle andere exiſtirende weit hinter ſich läßt. Sie dankt ihre Stiftung dem vortreflichen Ganganelli. Der jetzige Pabſt folgt hierin ſeinen Fußſtapfen, und ſammlet mit großem Eifer. Da dieſer bekannt iſt, ſo ſtrömen ihm gleichſam Geſchenke von Antiken aus allen Städten und Klöſtern ſeines Gebiets zu. Dieſe Vermehrung geſchieht in einem ſolchen Grade, daß man ſie bald nicht wird ſchicklich placiren können. Die Nothwendigkeit, ſolche Kunſtwerke gehörig aufzuſtellen, veranlaßte den Entwurf eines Antikentempels, den alle Kenner bewunderten. Unglücklicherweiſe aber kam er von einem Ausländer, der wenig Protection hatte; er wurde alſo verworfen, und der ſchlechte Plan eines Italieners dafür angenommen, nach welchen alles geſchmacklos gebaut iſt. Hier iſt der Apollo, der Laokoon, die Bildſäule des Antinous, und der Torſo. Dieſes lezte iſt ein bloßer Rumpf einer Statue, und nicht viel beſſer als ein Block; indeſſen wird er von den Kunſtkennern, wegen der genauen Nachahmung

der Natur ausnehmend bewundert. Man erzählt, daß Winkelmann ihn ganze Stunden lang betrachtet habe, da er ſich in ſeiner Begeiſterung ein Ideal von dem fehlenden Kopfe, Armen und Beinen ſchuf. So ſehr auch der Laocoon angeſtaunt wird, ſo erklären ſich doch die meiſten Stimmen für den Apollo, der in der That ein Werk der Götter zu ſeyn ſcheint. Man vermuthet mit einigem Grunde, daß dieſe Bildſäule den Tempel zu Delphos geziert habe. Der größte Kunſtkenner, den ich auf meinen langen Reiſen ſahe, der alle Künſte mit einem tiefen Blick und dem feinſten Geſchmack durchforſcht hatte, behauptete, daß von den exiſtirenden Werken aller Künſte, die Dichtkunſt ſelbſt mit eingeſchloſſen, der Apollo das vollkommenſte ſey. Indeſſen beweiſen einige, obgleich ſehr unbedeutende Fehler, daß man ſelbſt dieſes ſo herrliche Kunſtwerk nicht ganz vollkommen nennen könne. Dieſes Muſeum wurde 1780 mit den neun Muſen bereichert, die man aus Tivoli dahin gebracht hatte. Sie haben Lebensgröße, und einige davon ſind ganz vortreflich. Um dieſe Sammlung in ihrem Glanze zu bewundern, muß man ſie bey Fackeln beſehn. Die Wirkung dieſes Scheins iſt außerordentlich, und man wird durch das Abſtechende von Licht und

Schatten, Schönheiten gewahr, die das schärfste Künſtlerauge bey Tage vergebens ſuchen würde.

Der Palaſt Monte Cavallo auf dem Quirinaliſchen Berge, iſt eigentlich jezt die Reſidenz des Päbſte, obgleich Pius VI. mit dem vaticaniſchen wechſelt. Der Zugang zu dieſem Palaſt hat viel Großes. Hier ſtehen auch die berühmten Coloſſaliſchen Gruppen von Marmor, die dem Phidias und Praxiteles zugeſchrieben werden, und den Antiquaren aller Zeiten ſo viel Diſputierſtoff gegeben haben. Conſtantin der Große ließ ſie aus Aegypten holen, um ſeine Bäder damit zu zieren. Dieſe Gruppen ſtanden bisher in einer Linie, und zu nahe an einander, wodurch denn die groſſe Wirkung etwas geſchwächt wurde. Nach einem kürzlich entworfenen Plane kommen ſie nun gegen einander über zu ſtehn, ſo daß die eine nach dem Orient, die andre aber nach dem Occident gerichtet ſeyn wird. Der Baumeiſter Antenori hat dieſe Umſtellung im vorigen Jahre (1784) unternommen. Die Hauptabſicht dabey war, einen ſchönen Plaz für den Obeliſk zu finden, den man vor einiger Zeit unter dem Hoſpital des heiligen Rochus ausgegraben hat, und deſſen Standort zwiſchen dieſen vortreflichen Gruppen beſtimmt iſt, wenn anders der Geldvorrath der

apostolischen Kammer diese kostbare Unternehmung verstatten wird.

Der Farnesische Palast wird für den schönsten in Rom gehalten, und ist ein Werk des Michael Angelo, der ihn 1545 nach dem Modell des Theaters des Marcellus erbaute. Die Steine dazu wurden aus dem damals noch unzertrümmerten Coliseo genommen. In diesem Palast befindet sich die berühmte Gallerie, wo die Brüder Carrache alle Kunst ihres Pinsels erschöpft haben. Im Hofe desselben sieht man den so vortreflichen Farnesischen Herkules, ein Werk des Athenienſers Glycon, eine bewunderungswürdige Flora, und das Grab der Cäcilia Metella, worin ihre Asche in dem grosen Mausoleo an der Via Appia aufbewahrt wurde. Alle diese herrlichen Kunstwerke stehn der Witterung aller Jahreszeiten blosgestellt. Zu diesem Palast gehört auch die ungeheure Gruppe, die unter dem Namen der Farnesische Stier bekannt ist. Diese Gruppe, unstreitig die gröſte marmorne in der Welt, besteht aus einem Stier, fünf Menschen und einem Hund. Sie wurde in den Bädern des Caracalla gefunden, der sie aus Rhodis hatte nach Rom bringen lassen. Man hat eine bretterne Hütte über dieselbe errichtet, wo die Figuren gar nicht mit Vor-

theil betrachtet werden können. Indessen ist die Hütte zweckmäßig, nicht sowohl um die Gruppe zu beschirmen, sondern wegen dem Trinkgelde, das für das Anschauen derselben entrichtet werden muß.

Dieser schöne Palast gehört jezt dem Könige von Neapel, dem er durch die Farnesische Erbschaft mit allen Seltenheiten zugefallen ist. Man kann nicht genug bedauern, daß diese in unsern Tagen geschehene Besitznehmung nicht in die Regierungsepoche Josephs gefallen ist, da das kaiserliche Haus Miterbe dieser für die Künste überaus wichtigen Verlassenschaft war. Wir würden sodann in Deutschland eine Kunstsammlung haben, die außer Italien nicht zu finden ist. Es ist unbegreiflich, mit welcher Gleichgültigkeit man diese Kunstwerke angesehn hat, und zwar zu einer Zeit, wo alles von Künsten wiederhallet. Man hätte mit diesen Schätzen so leicht Deutschland bereichern können, allein man war so großmüthig sie dem Hofe von Neapel zu überlassen, wo leider für Kunstwerke am allerwenigsten gesorgt wird. Dasjenige, was sich noch im Farnesischen Palast befindet, und nur weggebracht werden kann, wird während dem nächsten Conclave nach Neapel geschafft werden. Dieses ist kein Geheimniß, denn der Ort ist schon bestimmt,

wo der Farnesische Herkules hingestellt werden soll. Gewöhnlich wartet man eine solche Vacanz ab, um den päbstlichen Vorstellungen überhoben zu seyn, die bey so einem Verlust nicht gespart werden. Der jetzige Großherzog von Toscana bediente sich auch einer solchen Gelegenheit, um die kostbare Gruppe der Niobe nach Florenz bringen zu lassen, da sie lange Zeit eine Zierde von Rom und vom Palast Medicis gewesen war. Die Farnesische Villa liegt auch in der Stadt, und nimmt den grösten Theil des palatinischen Berges ein; man sieht hier große Cypressenalleen, auch viele Gewölbe und Arkaden von dem alten kaiserlichen Palast. Da aber der König von Neapel Besitzer davon ist, so geräth alles in Verfall, und bald wird diese Villa, die der berühmte Vignole erbaut hat, mit den alten römischen Ruinen nur einen gemeinschaftlichen Schutthaufen darstellen.

Ganz anders verhält es sich mit der Villa Medicis, die vom Großherzog von Toscana sorgfältig unterhalten wird, und für jedermann offen steht. Der dazu gehörige Garten ist der einzige besuchte Spaziergang in Rom, und dennoch wird er sehr wenig genutzt, man sieht hier nie römische Damen, die es für eine Schande halten, ihre Füße zum Spa-

ſierengehn zu gebrauchen. Die angeſehenen Bürgerfamilien folgen dieſem Beyſpiel, und überlaſſen dieſen Garten dem Pöbel und den Fremden. Hier waren die prächtigen Gärten des Lucullus. Die Lage deſſelben iſt ſehr reizend, man überſieht ganz Rom, und obgleich die Natur in dieſem Garten, wie in Italien gewöhnlich, vernachläßigt wird, ſo iſt doch in Anſehung der Kunſt nichts unterlaſſen worden, ihn zu verſchönern. Eine große Anzahl antiker Bildſäulen, ein ägyptiſcher Obeliſk, Springbrunnen, u. ſ. w. zieren dieſen Luſtort. Auch ſind hier zwey ungeheure Badewannen von Granit, die man in den Bädern des Titus gefunden hat. Die größte Zierde dieſes Gartens aber war die Gruppe der Niobe, die der Großherzog hat nach Florenz bringen laſſen, wo ſie einen großen Saal verſchönern wird, anſtatt daß ſie in der Villa ganz der Witterung bloßgeſtellt war. Die mediceiſche Venus war auch hier, wurde aber ſchon im Anfang des vorigen Jahrhunderts nach Florenz gebracht. Man gelangt zu dieſer Villa vermittelſt der prächtigen Treppe al monte di Trinita, die aus hundertundfünfundſiebenzig Marmorſtufen beſteht, einen außerordentlichen Umfang hat, und große Wirkung thut.

Einen der prächtigsten Paläste in Rom besitzt der Fürst Borgheſe, der unstreitig der reichste Römer ist. Er hat jährlich 150,000 römische Scudi *) Einkünfte, und führt einen prächtigen Hofstaat. Ich bediene mich des Worts Hofstaat, das im übrigen Europa nur bey regierenden Fürsten gebraucht wird, sowohl weil es hier das gewöhnliche ist, als auch weil dieser Ausdruck durch den äußern Glanz gerechtfertigt wird. Die ungeheuren prachtvollen Paläste; die überaus kostbaren Gemälde- und Antiken-Sammlungen; die Anzahl der Bedienten, worunter auch ausdrücklich besoldete Hofkavaliers sind, die nichts thun, als die Honneurs machen; nebst den Privilegien der römischen Fürsten, die sich bis auf gewisse Bezirke rund um die Paläste erstrecken; alles dies vereinigt, zeigt den Stand der hiesigen Großen in einem sehr vortheilhaften Lichte. Der Fürst Borgheſe hält gewöhnlich hundert Pferde in der Stadt, und hatte (1780) dreyundachtzig Carossen und andre Fuhrwerke. Die Bildergallerie in seinem Palast ist königlich, und enthält über 1700 Gemälde; seine Antikensammlung übertrifft alle in Europa, selbst die florentinische; nur das

*) Ein römischer Scudo ist etwas weniger als ein halber Dukaten.

Clementiniſche Muſeum allein ausgenommen. Der Palaſt ſelbſt iſt bewundrungswürdig. Man zählt in demſelben zweyundſiebenzig Thüren von Nußbaumholz, mit Einfaſſungen von Alabaſter, und im Hofe ſtehen hundert Granitſäulen. Die Zimmer ſind ſehr prächtig möblirt, und Lapis Lazuli und Porphyr darin verſchwendet. Auch ſiehet man hier ein Grab von Porphyr; ein Stück von ſo auſſerordentlicher Größe, daß man es für das einzige ſeiner Art hält. Indeſſen iſt es merkwürdig, daß weder bey dieſer großen Anzahl von Schildereyen, oder in einer andern Bildergallerie, noch überhaupt in ganz Rom, ein Gemälde von Corregio zu finden iſt. Bey meinem Aufenthalt in dieſer Stadt kam ein Fremder mit einer Madonna dieſes großen Malers nach Rom, und bot ſie für zweytauſend Zechinen feil. Man bewunderte das Werk, allein niemand wollte es kaufen. Selbſt der Ehrgeiz, der Beſitzer eines in Rom einzigen Werks zu ſeyn, war ohne Wirkung. Borgheſe antwortete, daß er genug Gemälde habe, und ſie nicht vermehren wollte.

Es iſt für die Künſte zu bedauren, daß dieſer Fürſt ſo geſchmaklos wie irgend einer von den Groſſen in Rom iſt, welches in der That viel ſagen will; denn ſeine großen Reichthümer, und ſein Hang zur

Pracht, konnten außerordentliche Dinge bewirken. Man arbeitet jezt sehr eifrig, dem Palast in seiner Villa, die ganz nahe bey der Stadt liegt, eine andre Gestalt zu geben. Die seltensten Marmorarten werden hier in einem nie gesehenen Ueberfluß angebracht, allein mit modernen Zierrathen und Vergoldungen à la Françoise gepaart, woraus ein groteskes Ganze entstehen wird. Hiebey werden ungeheure Summen verschwendet. In diesem Palast, dessen Aussenseite ganz mit antiken Basreliefs bedeckt ist, befindet sich die herrliche Antikensammlung wovon sich so viele Stücke auszeichnen. Hier ist der borghesische Fechter; der in den Gärten des Sallustius gefundene Hermaphrodit, (einen andern, diesem sehr ähnlich, sieht man im Borghesischen Palast in der Stadt); die Bildsäule Silens; der sterbende Seneca, oder vielmehr ein Sklave im Bade; Amor und Psyche von Bernini; und andre außerordentliche Werke der Kunst. Das vortrefliche Basrelief, des sich in den Abgrund stürzenden Curtius, ziert jezt den großen Saal dieses Palasts, nachdem es lange Zeit an der Außenseite befestigt, und der Witterung blosgestellt gewesen war. Der Umfang dieser Villa ist sehr groß, und mit einer Mauer versehn, die den Palast nebst am

dern davon abhangenden Gebäuden, Obſt- Blumen- und Küchengärten, Luſtwäldern, Teichen u. ſ. w. umſchließet. Alles dieſes zuſammen genommen, heißt in Italien eine Villa. Die in Deutſchland ſo ſehr eingeriſſene Wuth, alle fremden Nationen eigenthümliche Benennungen zu verdeutſchen, gleich viel, ob das deutſche Wort den Begriff halb, ganz, oder gar nicht ausdrückt, hat auch dieſes Wort Villa betroffen, das man bald ein Landhaus, bald einen Weinberg, oder auch ein Vorwerk nennt, ja einige ſeynwollende Kunſtrichter haben ſich erkühnet, den großen Leſſing, der wohl wußte was eine Villa war, zu tadeln, daß er ſich in der Emilia Galotti dieſer Benennung bedient hat.

Dieſe Villa Borgheſe iſt den ganzen Tag offen, und jedermann kann frey darin herumgehn. Die Schönheit des Orts, die Lage ſo nahe bey der Stadt, alles ladet dazu ein, und dennoch wird dieſe Freiheit gar nicht genutzt, ja ſelbſt die fürſtlichen Eigenthümer kommen ſelten dahin; ſie begnügen ſich, ſo wie der ganze römiſche Adel, vor dem Thor del popolo alle Abende ſpazieren zu fahren. Dieſes gehört zum hieſigen Ton, und iſt vielleicht das abgeſchmackteſte Vergnügen auf Erden; denn der Weg geht beſtändig bis zum Ponte Mole, allwo man

rieder umkehrt, zwiſchen zwey hohen Mauern, die alle Ausſicht hemmen; wobey die Kutſchfenſter ſorgfältig aufgezogen werden, um nicht für Staub zu erſticken. Hier gilt wohl die Regel de guſtibus — Indeſſen ſorgt der Stolz für die Erhaltung der Villas. Seit einigen Jahren hat der Fürſt Borgheſe in der ſeinigen im Oktobermonat dem römiſchen Pöbel Beluſtigungen gegeben, die in allerhand Arten von Schaukeln und Ringelrennen beſtanden, wobey für die Zuſchauer, die ſich in Menge einfanden, ein Amphitheater errichtet war. Der Gedanke war politiſch und vielleicht nothwendig, um das Murren des Volks etwas zu ſtillen, das ihn wegen ſeiner unterdrückenden Monopolien recht von Herzen haßt. Zur Geſchichte dieſer Villa gehört auch, daß ſie noch im ſechszehnten Jahrhundert das Eigenthum einer adelichen Familie war, die ein ſcheußliches Schauſpiel darſtellte. Die Tochter, ein lediges Mädchen von blühenden Jahren und großer Schönheit, ermordete ihren Vater mit eignen Händen, und zwar nicht im Zorn, ſondern mit Ueberlegung. Sie wurde hingerichtet, die Güter eingezogen, und von dem damals regierenden Pabſt, aus dem Hauſe Borgheſe, ſeiner Familie geſchenkt. Die Seltenheit des Falls, und die gute

ſtrotzende Schönheit der Verbrecherin, veranlaßten verſchiedene geſchickte Maler damaliger Zeit, ſie abzubilden, daher man auch noch viele Portraits von dieſer Perſon in Rom findet, die aber nichts als ſanfte Züge darſtellen, und einem Lavater viel Mühe machen würden, die Schwärze der Seele daraus zu entziffern.

Die Villa Albani vor der Porta Salara hat zwar nicht ſo koſtbare Kunſtwerke als die Borgheſiſche, allein in allen übrigen übertrifft ſie nicht allein dieſe, ſondern alle Villas in ganz Italien. Sie iſt ganz im antiken Geſchmack gebaut. Die vortrefliche Anlage und die überaus geſchmackvolle Vertheilung der Bildſäulen, Büſten, Urnen, Grabmäler, Altäre, Ruinen, Grotten, Fontainen und zahlloſen Basreliefs, der in der Mitte des Gartens ſtehende Obelisk, nebſt den im griechiſchen Stil mit königlicher Pracht aufgeführten Gebäuden, machen dieſe Villa zu einem wahren Feenſitz. Man ſieht hier einen Porticus in der Form eines Hemi-Cyclus mit einer prächtigen Baluſtrade. Dieſes herrliche Gebäude, das von den ſeltenſten Marmorarten gleichſam ſtrotzt, zeigt nichts als Antiken, größtentheils aus dem ſchönen Zeitalter der griechiſchen Kunſt, und iſt überdem vollkommen des al-

ten Spaziergängen ähnlich. Dieses war auch die Absicht des Kardinals bey dessen Errichtung. Nichts fehlt hier als eine bessere Anlage des Gartens, der so wie in ganz Italien sehr vernachläßigt wird. Die Gartenkunst liegt noch in diesem Lande in der Wiege; auch haben die Italiener überhaupt keinen Geschmack daran, so sehr auch das warme Clima zu Gartenbelustigungen einladet. Man nehme die Statuen und Springbrunnen aus, so findet man von Turin bis Neapel auch nicht einen einzigen Garten, den man als ein Werk der Kunst anführen könnte. Hätte die Villa Albani diesen Vorzug, so würde es ein vollkommenes Ganze seyn, das aber unterm Monde nicht zu erwarten ist.

Der Kardinal Alexander Albani, Protektor von Deutschland, legte diese Villa vor ungefähr vierzig Jahren an. Die Verschönerung derselben wurde bey ihm Leidenschaft. Seine Reichthümer, sein außerordentlicher Einfluß in Staatsgeschäften, und sein vortreflicher Geschmack, alles wurde angewandt, diesen seinen Lieblingswunsch zu befriedigen. Unser großer Winkelmann, dessen Beschützer und Freund er war, wurde hiebey sein Rathgeber und Gehülfe; und so entstand diese herrliche Villa. Sie ist gleichsam mit Kunstwerken bedeckt, und dennoch steht je-

des Ding so sehr an seiner Stelle, daß hierin nichts zu wünschen übrig bleibt. Sogar eine Anzahl zerbrochner Antiken hat man genützt, die Ruinen eines Tempels täuschend vorzustellen. Man erzählt von diesem Kardinal, der 1780 hier in einem sehr hohen Alter gestorben ist, daß er in seinen lezten Lebensjahren, wo ihm das Gesicht ganz vergangen war, die Antiken von neuern steinernen Kunstwerken blos durchs Gefühl unterschied. Dieser würdige Prälat hatte schon 1721 den Purpur erhalten, und war daher volle sechzig Jahre Kardinal. In diesem langen Zeitraum war er ein solcher Adept in Conclavenkünsten geworden, daß er die lezten Päbste im eigentlichsten Verstande selbst gewählt hat. Auch wurde er von allen gefürchtet. Wenn ihm deutsche Künstler bey ihrer Ankunft zu Rom, als dem sogenannten Deutschen Protektor, aufwarteten, so sagte er ihnen gewöhnlich, daß, wenn ihnen etwas vorfiele, sie sich an den Agenten ihres Hofes wenden sollten, wäre dieser aber nicht im Stande, die Sache auszuführen, so würde er jederzeit dazu bereit seyn.

Der Kaiser wurde von der Schönheit dieser Villa so hingerissen, daß er sie bey seinem Aufenthalt in Rom nicht allein oft besuchte, sondern auch einige

Nächte darin schlief. Dieses veranlaßte einen sonderbaren Vorfall, der aus einer lächerlichen italiänischen Sitte entstand. Die Höflichkeit erheischt in diesem Lande, daß, wenn man irgend eine Sache in Gegenwart des Eigenthümers sehr lobt, dieselbe sofort dem Lobenden zum Geschenk angeboten werde. Es ist mir dieses selbst oft wiederfahren. Vielleicht war diese närrische Höflichkeitsregel, die wenigstens nicht aus Paris gekommen ist, dem Kaiser unbekannt, da er dem Kardinal wegen seiner Villa so große Complimente machte; denn Albani sahe sich dadurch gezwungen, diesen ihm so theuren Gegenstand dem Monarchen anzubieten. Dieser, einen Augenblick verlegen, nahm das Geschenk an, gab es aber sogleich wieder zurück, mit dem Beyfügen, daß es zu kostbar sey, um es auf irgend eine Art erwiedern zu können. Es war auch Albani, der, als der Kaiser im Conclave, dem Gebrauch gemäß, seinen Degen ablegen wollte, ihn daran verhinderte, mit den Worten: „Es ist Ew. Majestät Degen, „der die Kirche beschützt.“ Joseph versetzte: „Es „ist aber gegen die Gesetze des Orts,“ allein der Kardinal erwiederte: „Ein römischer Kaiser ist „keinen Gesetzen unterworfen.“

Die gröſste von allen Villas in und bey Rom, iſt die Villa Pamphili, die jezt dem Hauſe Doria gehört. Sie liegt eine Viertel deutſche Meile von der Stadt, und hat drey italieniſche Meilen im Umfange. Sie iſt reich an Statuen und Gemälden, hat aber nichts auszeichnendes als ihre Gröſse. Ihre Lage iſt auch vortreflich, allein ſie wird von ihrem Beſitzer, dem Fürſten Doria, höchſt ſelten beſucht. Dieſer Fürſt, im Jünglingsalter, lebt nebſt ſeiner jungen Gemalin beſtändig in Rom, und beide finden ihr einziges Vergnügen an der Andächteley; ſie wohnen gleichſam in den Kirchen und Hoſpitälern, wo ſie gottſelige Werke ausüben. Ein Beyſpiel, das in Anſehung ihres Alters und Standes vielleicht einzig iſt.

Auſser den oben erwähnten Paläſten, haben die Paläſte Barberini, Colonna und Jinſtiniani einen vorzüglichen Rang. Der erſte iſt nach dem Vatican der gröſste in Rom, und ſoll 4000 Zimmer enthalten. Er iſt auf dem Plaz erbaut, wo ehmals der berühmte Circus der Flora ſtand. So beträchtlich auch die Menge und Koſtbarkeiten der Kunſtwerke in demſelben iſt, ſo fehlen doch viele auſsererdentliche Stücke, die dieſen Palaſt zierten. Keine fürſtliche Familie in Rom hat ſo viele vortref-

liche Schildereyen und Antiken veräußert, als die Barberini. Das mehrste davon befindet sich in England. Ein zu großer Aufwand hatte dieses Haus sehr zurück gesezt. Bis zum Ueberfluß mit Kunstkostbarkeiten versehn, fehlte es dieser Familie an dem noch nöthigern Golde, daher ein großer Theil der Kunstwerke gegen Guineen vertauscht wurde. Der Reiz des englischen Goldes drohete Rom mit mehreren Ausleerungen dieser Art, und beunruhigte die Regierung. Es erschien deshalb ein Verbot, wodurch die Verkaufung aller alten Kunstwerke, ohne ausdrückliche Erlaubniß, untersagt wurde. Seitdem ist die Verfügung getroffen, daß wenn ein Eigenthümer etwas von dieser Art veräußern will, die Regierung dasselbe an sich kauft, und sodann dem Clementinischen Museo einverleibt. In diesem Palast Barberini ist auch eine zahlreiche und kostbare Bibliothek, die für jedermann zum Gebrauch offen steht.

Der Palast Colonna wird vom Connetable von Neapolis bewohnt, und enthält den prächtigsten Saal in Italien. Diese Familie ist nicht allein die älteste in Rom und Neapel, sondern überhaupt eine der ältesten in Europa, daher sich auch königliche Häuser nicht schämen, sich mit derselben zu verbin-

den. Der jetzige Connetable ist ein sehr junger Mann, und hat sich kürzlich mit einer Sardinischen Prinzessin vermählt. Seine Einkünfte sind 90,000 römische Scudi. Ihm fällt das Geschäfte zu, alle Jahr am Peterstage dem Pabst im Namen des Königs von Neapolis einen weißen Zelter und einen Beutel mit Geld als Lehnspflicht zu überreichen. Dieses geschieht mit Pomp und vielen Ceremonien. Der Zelter ist beständig der nämliche, so lange er brauchbar ist; denn dieses Thier, das die Ehre hat, selbst in die Peterskirche geführt zu werden, wird mit Mühe zu seiner Rolle abgerichtet, weil es so gut wie die Menschen vor dem Pabst die Knie beugen muß.

Im Palast Jinstiniani, der auf den Ruinen der Bäder des Nero und Alexander Severus erbaut ist, sieht man die größte Privatsammlung von Antiken, die in Italien ist. Man zählte ehmals über 1900 derselben, die größtentheils unter den Trümmern der vorbesagten Bäder gefunden worden. Ob diese große Anzahl noch genau die nämliche ist, wie die Besitzer selbst versichern, will ich nicht behaupten, weil ich sie nicht gezählt habe. Indessen ist es falsch, wie einige Reisende vorgegeben haben, daß hievon viele Stücke verkauft wären. Dinge

dieser Art können in Rom nicht heimlich geschehn, und am wenigsten in einem Palast verborgen bleiben, der den ganzen Tag von Menschen besucht wird. Die Anzahl der Gemälde beläuft sich auf siebenhundert. Fast alle Thüren in den Zimmern dieses Palasts sind mit Verd'antique eingefaßt.

Im Palast Spada steht eine marmorne Bildsäule des Pompejus, bey welcher Cäsar ermordet ward, so wie man in der Antikensammlung auf dem Capitol eine Löwin von Marmor sieht, die zur Zeit dieser großen Begebenheit vom Blitz berührt wurde.

Die Engelsbrücke ist die schönste in Italien, und gewiß die älteste in Europa. Detrianus, Kaiser Adrians Baumeister, führte sie auf; auch ist sie in der Geschichte genugsam unter dem Namen der Aelianischen Brücke bekannt. Von den römischen Zierrathen sieht man nichts mehr, dahingegen ist sie mit vielen modernen marmornen Bildsäulen von Engeln und Heiligen geziert, darunter einige von vortreflicher Arbeit sind. Ein sonderbarer Anblick ist es, nicht allein bey dieser Brücke, sondern auch fast in allen Straßen die schönsten Säulenstücke, oft von Granitmarmor, anstatt der Eckſteine im Steinpflaster eingerammt zu sehen. Ich habe

dieſes ſogar in den elendeſten Gaſſen Roms wahrgenommen, wo Säulenſtücke mit korinthiſchen Capitälern gleichſam aus der Erde heraus zu wachſen ſcheinen.

Zu den auszeichnendſten Gegenſtänden in Rom gehören auch die Menge der Fontainen, und die große Pracht einiger derſelben. Hierunter ſind die Fontaine von Trevi, die große Pauliniſche, und die prächtigſte von allen, die auf dem Plaz Navonna, die vorzüglichſten. Allein die beiden erſtern haben eine nachtheilige Lage. Die von Trevi hat einen großen Umfang, und iſt ſehr auffallend. Sie ſtellt die Grotte des Neptuns vor, wo man dieſen Gott, von Tritonen und Najaden umgeben, in ſeinem feſtlichen Aufzuge ſieht; ſie liegt aber in einem Winkel, wodurch die Wirkung ſehr verringert wird. Die Pauliniſche hingegen iſt auf dem janiculiſchen Berge angebracht, der faſt unbewohnt und ſehr abgelegen iſt. Dieſe Fontaine, die einen Theil von Rom mit Waſſer verſorgt, wurde vom Pabſt Paulus V. angelegt. Sie ſtellt einen Triumphbogen vor, aus welchem das Waſſer durch drey große Oefnungen hervorſtrömt, und giebt einen ſehr prächtigen Anblick.

Das außerordentlichste dieser Art aber ist die große Fontaine auf dem Plaz Navonna, das Meisterstück des berühmten Bernini. Sie stellt einen gewölbten Felsen vor, aus welchem das Wasser herausstürzt; um denselben sieht man die vier Flüsse, die Donau, den Ganges, den Nil, und den Rio della Plata unter colossalischen Figuren vorgestellt. Auf dem Felsen steht ein ägyptischer Obelisk mit Hieroglyphen, der ohne seine Basis zweyundfunfzig Fuß hoch, und noch überdem mit einer Spitze von vergoldetem Bronze geziert ist, auf welcher man ein Kreuz und eine Taube befestigt hat. Dieser Obelisk wurde im Circus des Caracalla gefunden.

Das Ganze dieses prächtigen Springbrunnens flößt die höchste Bewunderung ein. Man hatte viele Entwürfe dazu gemacht, die aber alle verworfen wurden. Alle Künstler gaben Risse ein, nur Bernini allein, der bey dem Pabst in Ungnade war, wurde davon ausgeschlossen. Ein ihn beschützender Kardinal aber legte den sinnreichen Entwurf, der jezt so vortreflich ausgeführt da steht, unter einem fremden Namen dem Pabste vor. Er gefiel sehr, der Künstler wurde begnadigt, und ihm das Werk übertragen. Unzählige Hindernisse

wurden ihm in den Weg gelegt, die er aber alle überwand. Das größte war, das dazu nöthige Wasser zu verschaffen. Hieran verzweifelten selbst seine Freunde. Der Tag erschien, an welchem der Pabst das vollendete Werk in Augenschein nehmen wollte; noch war es bedeckt, damit der heilige Vater es zuerst sehen sollte. Er war sehr zufrieden, und äußerte blos seinen Zweifel wegen des Wassers, da er sowohl als ganz Rom nicht wußte, wie weit der Künstler in dieser unterirdischen Arbeit gekommen war. Er hatte schon wieder seinen Sitz in der Kutsche genommen, als auf ein gegebenes Signal die Decke herabfiel, und mit einem gewaltigen Knall sich alle Mündungen öfneten. Das Wasser strömte von allen Seiten den erstaunten Zuschauern entgegen. Der Pabst stieg aus der Kutsche, dem Bernini zu danken, und umarmte ihn vor den Augen des ganzen Volks. Dieser Plaz Navonna war ehmals ein Circus, den Alexander Severus erbaut hatte. Die Größe und Form desselben sind genau beybehalten worden. Nach dem Petersplaz ist er der größte in Rom, ist aber größtentheils mit schlechten Gebäuden umgeben, und dient zum Trödelmarkt für die Juden und Antiquare der niedrigsten Klasse.

Zehnter Abschnitt.

Künstler in Rom. Model der trajanischen Säule. Deutsche Künstler. Akademie der Künste auf dem Capitol. Battoni. Kardinal Bernis. St. Peters Sakristey. Akademie der Arkadier. Akademie der Quiriniſten. Krönung auf dem Capitol der Steyreifreimerin Corilla. Schauplaz der Improviſatoren in Rom. Transtevere, ein ſich ſehr auszeichnendes Quartier der Stadt. Juden. Ableitung der Tiber. Böſe Luft in und bey Rom. Pontiniſche Sümpfe. Päbſtliche Einkünfte. Land- und Seemacht. Jeſuiten, deren ehemalige Verfaſſung und politiſche Grundſäze. Ganganellis Vergiftung. Prächtige Kirche des heil. Ignatius. Denkmaal des heiligen Stanislaus Cotzka.

Deutſchland hat die Ehre ſelbſt in Rom, an der Quelle der Künſte, die vornehmſten Künſtler zu haben. Der beſte Portraitmaler nach Battoni, der beſte Landſchaftsmaler, der beſte Bildhauer, und der beſte Steinſchneider in Rom ſind Deutſche. Maron, Schwager des berühmten Mengs, hat durchgehends den Ruf, daß im Portraitmalen außer Battoni ihm niemand in Italien gleich kommt. Da er ſeine Talente und ſeine Vortheile wohl kennt, ſo begnügt er ſich hierin zu excelliren, und beſchäftigt ſich mit keinen andern Ge-

chern der Kunſt. Hakert, ein Brandenburger, iſt der vornehmſte Landſchaftsmaler in Rom, obgleich Moore, ein junger Engländer, ſich nahe an ihn drängt, und ihm vielleicht in kurzem den Palmzweig ſtreitig machen möchte. Durch die Empfehlung ſeines Landsmanns Reiffenſtein, der ſich jezt in Rom an der Spitze der Antiquare befindet, erhielt Hakert von der ruſſiſchen Kaiſerin den für ihn ſo glücklichen Auftrag, die ruſſiſchen Siege des lezten Türkenkrieges zu malen. Er befriedigte die Monarchin durch ſeine Arbeit, gründete ſeinen Ruhm, und ward von dieſer großen Frau, deren Freygebigkeit gegen Gelehrte und Künſtler ſich ſo auszeichnet, außerordentlich belohnt, ſo daß er jezt im Ueberfluß lebt.

So ſehr ſind die Römer in der Bildhauerkunſt gefallen, daß ein junger Schweizer, Namens Trippel aus Schaffhauſen, von allen Kennern jezt für den beſten Bildhauer in Rom gehalten wird. Dieſer Künſtler, der ſchon in Deutſchland durch ein Kunſtwerk in Gyps bekannt iſt, das er dem König von Preußen nach dem bayerſchen Kriege zuſchickte, hat einen unglaublichen Enthuſiasmus für ſeine Kunſt, ohne welche wohl kein Künſtler groß werden kann. Ein reicher Anverwandter, deſſen Lieb-

ling und Erbe er war, verlangte durchaus von ihm diese seine Kunst aufzugeben. Unter dieser Bedingung erwartete ihn ein ruhiges Leben und Ueberfluß. Der Verlust der Liebe seines Onkels, nebst allen damit verbundenen Hofnungen, und eine nicht zweifelhafte Dürftigkeit, war im gegengesezten Fall sein Loos. Er wählte ohne Bedenken das lezterr, ging nach Rom, studirte, hungerte, ertrug alles, erwarb sich endlich Brod, und wartet nur auf eine günstige Gelegenheit, seine Talente in ihrem ganzen Lichte zu zeigen.

Der beste, oder vielmehr einzige Steinschneider in Rom, ist ein Deutscher, Namens Pikler. Es ist merkwürdig, daß diese Steinschneiderey die einzige von allen Künsten war, worin die Römer die Griechen übertrafen, wie man aus den noch vorhandenen Gemmen sehen kann. Sie brachten es in dieser Kunst so weit, daß die besten Werke der Neuern keinen Vergleich aushalten.

Rom besitzt indessen einen außerordentlich geschickten Goldschmidt, Namens Loudovigi, der sich durch die seltensten Arbeiten berühmt gemacht hat. Er hat unter andern die Kühnheit gehabt, eine Abbildung der trajanischen Säule zu verfertigen, die, wie er mich versichert hat, eine Arbeit von

zwanzig Jahren gewesen ist. Diese Säule steht auf einem drey Fuß hohen marmornen Postument; sie selbst ist sechs Fuß hoch, und ganz mit Lapis Lazuli bedeckt; worauf denn die Figuren von Silber und vergoldet in der bekannten Spiral-Linie befestigt sind. Ich übergehe die blendende Pracht, die das Auge entzückt, wie auch die mechanischen Kunstwerke, die sich in der Hölung befinden, und will nur vom Wesentlichen reden. Alle Figuren und Gegenstände, die dieses herrliche Denkmal enthält, ohne Ausnahme, sieht man auf das genaueste in diesem Modell im Kleinen nachgeahmt, wobey auch nicht das geringste vergessen worden ist. Die besten Kupferstiche, die man davon hat, geben nur einen unvollkommenen Begriff von dieser vortreflichen Säule, und würden auch diese Nachahmung nicht haben hervorbringen können. Hiezu waren von der Säule selbst genommene Gypsmodelle nöthig, und diese befinden sich hier in dem Palast der französischen Akademie. Es war unter Ludewig XIV. daß diese Unternehmung, die sehr ansehnliche Summen erfoderte, auf königliche Kosten ausgeführet wurde. Dieses kleine Modell ist, ohne die kostbaren Materien zu rechnen, deswegen sehr schäzbar, weil man das Ganze gleichsam mit einem-

mal übersehen, und die Krümmungen der Linie ohne Mühe verfolgen kann. Diese Arbeit macht Herrn Loudovigi Ehre, der ein wahres Kunstgenie besitzt, und sich durch seine vortreflichen Werke ausserordentlichen Ruhm und grosses Vermögen erworben hat. Er beschäftigt beständig eine Menge Künstler aller Arten, ist unerschöpflich an Erfindungen, und führt die kühnsten Entwürfe aus. Im Jahre 1776 verfertigte er für einen französischen Prinzen einen silbernen Aufsaz, der einen römischen Circus vorstellte; der Circus des Caracalla, dessen äußere Form noch vollkommen erhalten worden ist, diente zum Muster; die besten Antiquare standen ihm mit ihrem Rathe bey, und so entstand ein Werk, wovon alle, die es gesehn haben, mit Bewunderung sprechen. Der Pabst hat ihn zum Ritter gemacht, und besucht ihn bisweilen; eine Ehre, die hier in der Stadt weder Fürsten noch Kardinälen wiederfährt. Der Ritter soderte für sein Kunstwerk sechstausend Zechinen. Er behielt es nach vollendeter Arbeit noch vier Jahr, bis es endlich nach den öffentlichen Nachrichten der Pabst dem Großfürsten von Rußland geschenkt hat.

Die Verdienste eines Fremden in der Kunst müssen sich besonders auszeichnen, wenn sie in Rom

gehörig geschäzt werden sollen. Die Ursache ist sowohl dem Neid der Römer, als auch den vortreflichen Kunstwerken zuzuschreiben, die man hier beständig vor Augen sieht, und einen großen Kunstmaasstab darbieten. Dieser zu gewissen Urtheilen so nöthige Maasstab ist kein Werk des Genies, noch der Gelehrsamkeit, ja weder Zeit noch Erfahrung können ihn verschaffen. Nur der Anblick sehr mannichfaltiger Gegenstände und Zufälle, nebst einer Dosis von Geschmack, Einbildungskraft und Verstand sind dazu erfoderlich. Er ist Reisenden besonders unentbehrlich, denn nur er allein muß ihre Beobachtungen leiten, und ohne Rücksicht auf den Ruf der Gegenstände die Achtung für dieselben bestimmen. Mit diesem Maasstab in der Hand, wird die Bewunderung oft erhöht, allein noch öfterer herab gestimmt. Man findet daher fremde Künstler in Rom, die in ihrem Vaterlande angestaunt wurden, hier aber in der größten Dunkelheit leben; da hingegen ganz unbekannte Jünglinge oft bewunderungswürdige Talente zeigen. Dieses ereignete sich bey meinem Aufenthalte allhier. Ein junger Maler, Namens Wittner, aus Hessen gebürtig, der von keinem Hofe pensionirt ist, hatte nach einigen guten Arbeiten, die ihn schon rühmlich

auszeichneten, einen Ganymed geendigt, der in ganz Rom Aufsehn machte, und viele Künstler in Verzweiflung sezte. Das Vortrefliche des Gemäldes bestand in einer sehr richtigen Zeichnung, und dem Zauberkolorit des Titian, das nie besser erreicht worden ist. Es ist Schade, daß dieser Künstler nichts gelesen hat, daher es auch seiner Einbildungskraft an Nahrung fehlt.

Es hat vielleicht nie ein Maler so viel Kunststudium mit der Ausübung verbunden, als unser verstorbener Mengs. Auch wandte er seine fürstliche Einkünfte größtentheils auf Formen und Abbildungen antiker Kunstwerke. Er besaß davon eine solche Menge, daß er in Rom ein geräumiges Haus blos zur Aufstellung derselben miethen mußte. Auf den Verkauf dieser Sammlung hatte seine in Dürftigkeit hinterlassene Familie ihre einzige Hofnung gesezt. Mengs liebte seine Kunst mit der Schwärmerey eines feurigen Liebhabers. Sein Grundsaz war, daß ein Maler mit dem Pinsel in der Hand sterben müßte; daher er auch den seltsamen Einfall bekam, da er bereits sehr krank und schwach war, im Bette zu malen, wobey sein kraftloser Arm gestüzt werden mußte. Sein Patriotismus war so sehr erloschen, daß er höchst ungern deutsch sprach.

Selbſt mit deutſchen Künſtlern, die kein Wort italieniſch verſtanden, affektirte er nichts als dieſe Sprache zu reden. Er beklagte ſich oft bitterlich über ſeine Nation, die ihn ganz ohne Unterſtützung gelaſſen und gezwungen hatte, unter einem fremden Himmel ſein Glück zu ſuchen. In dieſe Klagelieder ſtimmte ſein vortreflicher Freund Winkelmann mit ein, der vielleicht als Schulmann in einem kleinen Städtchen geſtorben wäre, hätte er nicht den Entſchluß gefaßt, ein für ſeine große Söhne undankbares Vaterland zu verlaſſen, und ſeine erſtaunlichen Einſichten in einem andern Lande in ihrem vollen Glanze zu zeigen. Es iſt merkwürdig, daß man faſt nie einen wahrhaft großen Ausländer in Deutſchland wohnhaft findet, ſo ſehr ſich auch die deutſchen Fürſten bemühen, durch Belohnungen aller Art ſie in ihre Staaten zu ziehen, und im Gegentheil in ſo vielen Ländern anerkannte große Männer deutſcher Nation gefunden werden. Ein Verzeichniß von dieſen würde auffallend ſeyn.

Voltaire, d'Argens und Maupertuis machen hierin nur eine ſcheinbare Ausnahme. Jedermann weiß, daß ſie als Freunde des gekrönten Philoſophen angeſehn wurden, ein Titel, der allzuſeiten iſt,

und daher hindert, sie hier als Beispiele anzuführen. Metastasio, der vor zwey Jahren starb, ist das einzige Beyspiel eines großen Ausländers, der sich in unsern Tagen an Deutschland fesseln ließ. Hiezu waren aber auch außerordentliche Besoldungen und Geschenke nöthig, die ihn nach dem Tode Voltairs zum reichsten Dichter in Europa gemacht hatten. Wenn übrigens ein Denina, oder andere Gelehrte dieser Art aus ihrem Vaterlande gezogen werden, so beweiset dieses nichts mehr, als daß sie das in den Augen vieler deutschen Fürsten so schätzbare Verdienst haben, Ausländer zu seyn.

Die hiesige Akademie der Künste hält auf dem Capitol ihre Versammlungen. Man hat auch nöthig gefunden, ihr einen Schutzheiligen zu geben, so entbehrlich auch ein solcher Patron für die Künste ist. Der heilige Lukas hat hier diese Ehre. Bey der Association der Ideen, Künste, Akademie, Rom und Capitol, denkt man sich etwas außerordentliches, allein man betrügt sich. Es ist wohl keine Akademie in Europa, die so wenig geachtet wird, wie diese. Viele der angesehensten Maler in Rom haben sich die Ehre verbeten, Mitglieder derselben zu seyn. Schlechte Einrichtung, Unordnung, und alle erstinnliche Ränke bey Austheilung der Preise,

veranlassen diese Verachtung. Es ist hier nichts ungewöhnliches, die nichtswürdigsten Sudeleyen zu krönen, und ausgezeichnete Kunstwerke hintan zu setzen. Battoni, dieser berühmte Antagonist des Menge, ist jezt einer von den Direktoren der Akademie. Dieser Künstler, der einstimmig nunmehr für den ersten Maler in Italien erkannt wird, hat vom Könige von Preußen schon seit acht Jahren den Auftrag zu einem Gemälde, dessen Süjet der Besuch Alexanders bey der Familie des Darius seyn soll, das schon von le Brun so vortreflich ausgeführt worden ist. Noch hat Battoni keinen Pinselzug daran gethan, und dürfte auch wohl noch damit warten, weil er seine Rechnung besser bey Portraits findet, die zu Dutzenden, besonders von reisenden Engländern, bey ihm bestellt werden. Ein solches Bildniß ist ihm eine Arbeit von wenig Stunden. Der Preiß ist für einen Kopf sechzig Zechinen, erstreckt sich die Abbildung bis zum Untertheil des Leibes hundert, und der ganze Körper zweyhundert Zechinen.

Der Charakter dieses Künstlers ist äußerst sonderbar. Er ist in einem siebenzigjährigen Alter, und Vater einer zahlreichen Familie von erwachsenen Kindern, und dennoch führt er seine Haushal-

tung in eigner Person. Alles, bis auf die geringsten Kleinigkeiten, wird von ihm selbst auf dem Markt eingekauft. Dieses Geschäft verrichtet er täglich bey Tages Anbruch. Er steht Sommer und Winter um vier Uhr auf, und begiebt sich sodann in zwey verschiedene Kirchen, um zwey Messen zu hören, die er selbst gestiftet hat. Nach dieser Wahlfahrt geht er auf den Markt, weckt bey seiner Zurückkunft seine Familie, und überliefert das Eingekaufte. Eine seiner Töchter wird jezt für die beste Sängerin in Italien gehalten, die aber nie ein Theater betreten hat, wohl aber in Privatkonzerten singt. Er haßt alles, was Theorie heißt, und will durchaus nicht, daß Künstler in Büchern studieren, wie er denn selbst auch nichts gelesen hat, daher seine historischen Gemälde auch voller Fehler gegen das Costume sind. Sein Charakter ist sehr rauh; oft begegnet er Personen vom ersten Range mit großer Ungezogenheit, die man aber wegen seinen Talenten und seinem biedermännischen Wesen übersieht. Die Armen werden von ihm so reichlich bedacht, daß seine zahlreiche Familie Gefahr läuft, nach seinem Tode zu darben. Folgender Vorfall trug sich bey meinem Aufenthalte zu. Ein Handwerksmann besaß ein Gemälde von Carl Maratti;

durch Noth gedrungen, wollte er es verkaufen, und trug es dem Kardinal Bernis an. Dieser Mann, der sehr prächtig lebt, und den Mäcenaten öffentlich spielt, glaubte hier im Stillen als ein Orkenem handeln zu können. Der Dürftige foderte für sein Gemälde zwölf Zechinen; der Kardinal wollte nur acht geben. Der Mann eilt weg, geht zu Battoni, erzählt ihm sein Schicksal mit thränenden Augen, und überläßt seinen Schaz nebst dem Preiß seiner Willkühr. Der Künstler besieht das Werk, und zahlt ihm zwanzig Zechinen. Der Vorfall wurde ruchtbar. Der Protector von Frankreich*) glaubte dem Gerücht durch den wirklichen Besiz des Ge-

*) Den Lesern denen die Etikette des römischen Hofes unbekannt ist, und folglich der Protector-Titel auffallend seyn möchte, dient zur Nachricht, daß alle katholische Länder ihren Protector in Rom haben, der gewöhnlich ein Kardinal ist. Der Protector von Deutschland war viele Jahre lang der verstorbene Kardinal Alexander Albani. Obgleich man sie durchaus Protector von N. N. nennt, so mahlen sie doch diesen Titel aus Bescheidenheit, und schreiben sich blos: Beschüzer der Kirche in ... Da dieser Schuz in unsern Tagen sehr unbedeutend ist, so möchte hier wohl das Wort Etikette an seinem Orte seyn.

mäldes eine Wendung zu geben, und wollte es daher wieder von Battoni ereaulfen. Dieser sonderbare Mann aber ließ ihm zur Antwort sagen, das Gemälde stünde ihm zu Diensten, allein Se. Eminenz, als ein Kunstkenner, würden selbst beurtheilen, daß man nur durch einen Zufall ein Werk von einem Maler, wie Carl Maratti, für ein Duzend Zechinen kaufen könne, daher würde er es für nicht weniger als funfzig Zechinen hergeben. Battoni erhielt damals von der Königin von Portugal den Auftrag, zu einer in Lissabon neu erbauten Kirche das große Altarblatt zu malen. Das Süjet war etwas seltsam, nämlich: die Verehrung des Herzens Jesu. Hiervor wurden ihm dreytausend Zechinen zugestanden, wovon man die Hälfte gleich voraus zahlte.

Ein auffallender Beweis, wie sehr die Künste in Rom ausarten, ist der neue Bau der Sakristey nach dem elendesten Plan, den je ein Baumeister im achtzehnten Jahrhundert zu einem großen Gebäude entworfen hat. Dieser Steinklumpen ist eine wahre Satyre auf die Baukunst, und da er an die Peterskirche gleichsam stößt, so wird der außerordentliche Kontrast desto auffallender. Alles ist darin im kleinsten geschmacklosesten Styl; hiezu

kommt noch das Verdienſt, daß ein Theil der großen Kirche dadurch maſkirt wird. Dieſes unwürdige Gebäude koſtete ſchon 1780 viermalhunderttauſend Scudi, und obgleich jedermann, ſelbſt der Pabſt, damit ſehr unzufrieden iſt, ſo wird doch alles nach dem alten Entwurf ausgeführt. Dies iſt das Reſultat der Protectionsſyſteme, die, wenn ſie gleich im bürgerlichen Leben von unſern Sitten unzertrennlich ſind, doch bey den Künſten nicht ſtatt finden ſollten, ſobald es darauf ankommt, Denkmäler zu errichten. Der vornehmſte Endzweck dieſes Gebäudes iſt, ein Abſteigequartier für die Domherren von St. Peter zu bereiten, die, ſo wie die übrige feine Welt, in einer großen Entfernung von dieſer Kirche wohnen, und an gewiſſen Feſten zweymal des Tages ſich daſelbſt einfinden müſſen.

Die berüchtigte Akademie der Arkadier beſteht gröſtentheils aus Sonettenfabrikanten, die ſich verſammlen, um einander ihren Unſinn vorzuleſen. Nie hat vielleicht eine Societät ſo außerordentlich ſchnelle Fortſchritte gemacht, als dieſe. Die Anzahl ihrer Mitglieder bey der Entſtehung war nicht ſtärker als vierzehn, und in einigen Jahren waren deren ſchon viele tauſende von allen Ständen; ſelbſt Kardinäle, ja Päbſte ſogar wurden arkadiſche Schä-

ser, und nahmen den Institutionsgesetzen gemäß arkadische Namen an. Diese Schäferseuche griff so um sich, daß in nicht weniger den achtundfunfzig italienischen Städten ähnliche Akademien errichtet wurden, die sich Colonien des römischen Arkadiens nannten, aber auch alle größtentheils eingegangen sind. Die Mutterakademie hat jedoch ihre Existenz noch erhalten. Diese Gesellschaft, deren Tummelplaz der Palast Corsini ist, den ehemals die Königin Christina von Schweden bewohnt hat, ist recht dazu gemacht den akademischen Namen herabzuwürdigen. Sie ist die größte Satyre auf die Akademien, da sie in der That so verächtlich ist, als man sich es kaum vorstellen kann. Die meisten hiesigen Gelehrten und Litteraturfreunde von einiger Bedeutung, halten es für eine Schande, Mitglieder derselben zu seyn, ja viele nehmen es als eine Beleidigung auf, wenn man sie frägt, ob sie zu dieser abderitischen Akademie gehören. Um diese Verachtung nun einigermaßen zu hemmen, so bemühen sich die Arkadier sehr, Fremde anzuwerben, besonders wenn diese einen gewissen Rang haben, und folglich ihr Beytritt bekannt wird. Mit solchen Namen bedecken sie ihre eigene Blöße, und vermehren noch überdem ihre Kasse mit den Receptions-

gelbern, die in einigen Zechinen beſtehen. Es ſind hier noch mehr ſolche ſaubere Akademien, die ſich nach den Arkadiern gebildet haben. Unter dieſen zeichnen ſich die Quiriniſten aus; allein da das Muſter unter aller Kritik iſt, ſo verdienen dieſe kaum genannt zu werden. Ich wohnte einſt einer Verſammlung dieſer lezten bey, wo ein fremder Offizier (leider war es ein Deutſcher) aufgenommen wurde. Dieſer las eine Rede, über den Nutzen der Geſchichte, in franzöſiſcher Sprache vor. Die Materie ſowohl als die Sprache war dieſen Sonnettenſchmieden gleich fremd, deswegen wurden ihnen die dazu gehörigen Complimente verdolmetſcht, wo der Candidat verſicherte, daß er ſich von jezt an für einen groſſen Mann hielte, weil er in ihre aus lauter groſſen Männern beſtehende Geſellſchaft aufgenommen wäre. Ein Lobſpruch, der die Quiriniſten ganz aus der Faſſung brachte.

Es iſt hier hinreichend einige Sonnetten zuſammengeſchmiedet zu haben, um für einen Dichter zu gelten, ein Titel, der von dem Pöbel aller Nationen nicht recht geachtet wird. Die Ehre, den poetiſchen Lorbeer auf dem Capitol zu erhalten, führte ehedem etwas erhabenes mit ſich, daher man auch zu dieſer Scene den ehemals ſo verehrungswürdi-

gen Erdraum erwählt hatte, der jezt immer mehr und mehr herabgewürdigt wird. Wenn Tasso daselbst gekrönt wurde, so klatscht Europa noch jezt nach zweyhundert Jahren seinem Beyfall dazu. Wenn aber eine Corilla diesen Lorbeer erhält, so hört er auf eine Ehre zu seyn, und diese Ceremonie wird zu einer lächerlichen Farce. Diese so unverdient berühmt gewordene Person ist als Dichterin so tief unter unsrer Karschin, daß eine Parallel zwischen Beiden ziehn, leztere beschimpfen hieße *). Das ganze Verdienst dieser Signora besteht im Improvisiren, wodurch sie gewöhnlich bey Alltagsköpfen Bewunderung erregt; da aber dieses Talent, wovon ich hernach reden werde, von den Römern eben nicht besonders hochgeschäzt wird, so wäre an eine poetische Krönung nie gedacht worden, wenn nicht die mächtige Protection von einem der vornehmsten Kardinäle diese Krönungssache, ungeachtet des Widerspruchs von ganz Rom, durchgesezt

*) Dennoch schmachtet die Deutsche in der größten Dürftigkeit, während der Zeit die Italienerin von allen Seiten Geschenke und Pensionen erhält, die noch kürzlich die große Katharina vermehrt hat. So viel kommt auf das Land an, wo man gebo ren wird!

hätte. Dieſer Kardinal, von dem man verſichert, daß er etwas mehr als Freundſchaft für die Stegreifreimerin (improviſatrice) empfand, ließ ſich durch das Geſchrey des Volks nicht von ſeinem Verſaz abwendig machen. Der Pabſt gab ſeine Einwilligung dazu; Corilla wurde gekrönt, ausgepfiffen, vom Gaſſenpöbel beſchimpft, vom Dichterpöbel beſungen, und von Fürſten beſchenkt. Sie verließ ſchleunig Rom, und lebt jezt zu Florenz.

Die Improviſatoren wählen gewöhnlich den Plaz von Termini, um hier ihre Künſte zu zeigen. Dieſes verſteht ſich von den herumziehenden, denn es giebt andre, die nur in Geſellſchaften und ohne alle Belohnung improviſiren; zu welcher leztern Klaſſe denn auch die vorerwähnte Corilla gehört. Gemeiniglich geſchieht dieſe Stegreifreimerey ſingend, und wird durch eine Violine accompagnirt; ja manche dieſer Virtuoſen können nicht ohne dieſes Inſtrument ihre Muſe in Gang bringen. Die herumziehenden aber müſſen ſowohl redend als ſingend, mit und ohne Inſtrument geübt ſeyn, das aufgegebene Thema zu bereimen. Man würde ſich irren, wenn man dieſes Talent als etwas beſonders anſähe. Der Reichthum der italieniſchen Dichterſprache, und die vielen poetiſchen Freiheiten, die

in derſelben erlaubt ſind, nebſt dem muſikaliſchen Ohre der Italiener, alles dieſes vereinigt, verringert die anſcheinenden Schwierigkeiten unendlich. Auch ſind es mehrentheils ignorante Leute, die dieſe Kunſt treiben, daher finden ſie ſich in Verlegenheit, wenn man ihnen ein Thema aufgiebt, zu deſſen Behandlung Beleſenheit gehört; ſie führen es aber doch aus, durch Unſinn mit Reimen verbrämt. Die alte römiſche Geſchichte iſt gewöhnlich ihr Steckenpferd, weil mit derſelben die Improviſatoren ziemlich bekannt ſind. Alle große Begebenheiten des alten Italiens, als Hannibals Zug nach Italien, die Ermordung Cäſars, u. ſ. w. werden improviſirt, ſobald man ihnen die Wahl des Sujets überläßt; und wenn alsdann die Declamation gut iſt, ſo wird der Ausländer, der dieſes Schauſpiel zum erſtenmale ſieht, in der That überraſcht und hingeriſſen.

Ich habe von einem Venetianer eine Scene dieſer Art geſehn, die den außerordentlichſten Eindruck zu machen fähig war. Man ſtelle ſich einen Plaz in Rom vor, von Trümmern umgeben, die auf die ſinnlichſte Weiſe an das große Volk erinnern, das ehemals hier thronte; und nun denke man ſich zum Thema: den Abſchied des Regulus

von seiner Familie und von Rom; dieses nun mit Feuer und Beredsamkeit declamirt, und zwar an dem Orte selbst, wo diese große That vor 2000 Jahren geschah. Der Improvisator, der unter die besten seiner Zunft gehörte, wußte diesen Vortheil vortreflich zu nutzen. Er blickte auf die Ruinen traurig, aber doch standhaft, und nun nahm er den lezten Abschied von seinen Verwandten und Freunden, von dem Römischen Volk, von den Tempeln und Altären, den Göttern seines Vaterlandes, und endlich vom Capitol; wobey er seine Augen auf den Capitolinischen Hügel heftete. Diese ganze Scene, die wohl ausgeführt wurde, weil unser Mann den Metastasio auswendig wußte, war ein wahres Fest für Herz und Geist. Da dieser Venetianer ein Enthusiast der alten Römer zu seyn schien, gab ich ihm einst das Thema: ob das alte oder neue Rom größere Vorzüge besessen hätte? Er entschied natürlich für das neue, und zwar weil es von Christen und dem Pabst bewohnt würde, dahingegen die alten Römer bey aller ihrer Pracht, Größe und edlen Thaten doch nur Heiden gewesen wären. Ich habe oft dieses Schauspiel in allen Theilen von Italien gesehn, allein durchaus gefunden, daß diese Improvisatoren eben so unwissend als von einge-

schränktem Verstande waren. Wie tief ist dieses Talent unter den Stegreifrednern, die man in England in den disputirenden Clubs antrifft! Hiezu gehören denkende Köpfe, durch Belesenheit gebildet, und mit Rednergaben versehn.

Derjenige Theil der Stadt, der jenseit der Tiber liegt, und die alten Römer Transtiberina nannten, jezt Transtevere, wird von Menschen bewohnt, die sich durch rauhe Sitten, und überhaupt durch einen eignen Charakter ganz besonders von allen übrigen Einwohnern Roms auszeichnen. Sie behaupten, das alte römische Blut unvermischt in ihren Familien erhalten zu haben; daher auch die Heirathen zwischen ihnen und den andern Römern noch heut zu Tage sehr selten sind. Die Einwohner dieses Quartiers sind durchaus blutarm, und dennoch trägt ein armes Mädchen kein Bedenken, die Hand eines reichen Mannes aus einem andern Quartier auszuschlagen. Indessen werden sie nicht oft in diese Versuchung gesezt, weil ihre grobe Sitten und häßliche Bildung, die den Bewohnern dieser Region besonders eigen ist, schon abschreckend genug sind. Zu ihrem Charakter gehört auch eine seltene Unerschrockenheit, die bey Männern und Weibern herrscht; daher auch die Messer bey den

geringsten Vorfällen ergriffen werden. Die Sbirren wagen sich in dieses Quartier sehr ungern, und wenn es Amts halber geschehen muß, so brauchen sie alle nur mögliche Vorsicht. Die Legionen des August hatten hier ihr Quartier, und überdem war dieser Theil der Stadt so wie jezt von armen Leuten bewohnt. Nach dem Lipsius war hier das Quartier der Sänftenträger. Auch sieht man aus einer Stelle des Philo, daß hier viele Juden wohnten.

Dieses unglückliche Volk, deren Anzahl sich hier auf zehntausend beläuft, lebt in Rom in einer wahren Sklaverey; so elend und unreinlich auch die deutschen Judenstädte sind, so werden sie doch weit von der hiesigen übertroffen. Sie liegt an der Tiber, und ist einer wahren Kloake ähnlich, worin menschenartige Geschöpfe herumkriechen; sie hat Thore, die alle Abend verschlossen werden, nach welcher Zeit niemand bis zum nächsten Morgen aus diesem Kerker kommen kann. Die Juden tragen hier, wie in vielen andern Städten Italiens, zum Abzeichen einen Lappen auf dem Hute, jedoch können sie sich von dieser verhaßten Auszeichnung für eine gewisse Summe loskaufen, welches denn auch die Reichern nicht unterlassen. Da der christliche Handel hier unbedeutend ist, so kann man sich

die geringe Wichtigkeit des jüdischen, der so vielen Einschränkungen unterworfen ist, leicht vorstellen; daher giebt es auch hier sehr wenige wohlhabende, und nicht einen einzigen reichen Juden. Einige Fürsten bedienen sich derselben, um mit ihren Reichthümern zu wuchern. Besonders wendet der Fürst Borghese dieses Mittel an, seine Schätze zu vermehren. Sein jüdischer Agent treibt einen großen Wechselhandel in den vornehmsten Handelsstädten von Europa; er giebt den Namen dazu her, und der Fürst die Gelder.

Ich weiß nicht wie die Sage entstanden ist, daß diese armen Menschen ungeheure Summen der päbstlichen Kammer geboten hätten, um die Tiber abzuleiten. Ein solcher Antrag ist, wie ich gewiß weiß, nie geschehn; obgleich die Sache selbst längst auf dem Tapet gewesen ist. Es würde nicht an Entrepreneurs fehlen, da die Wuth zu graben jezt so groß ist, und höchst wahrscheinlich würde man außerordentliche Kunstschätze finden. Seit den Zeiten Sixtus V. ist es ein politischer Grundsaz der Päbste gewesen, die Entdeckung von Alterthümern auf alle nur mögliche Weise zu befördern. Das Tiberprojekt hat daher lange der Regierung am Herzen gelegen, ja sie würde es vielleicht auf eigene

Kosten unternommen haben, da der große Gewinn hiebey gewiß nicht zweifelhaft ist; allein wer steht für die Folgen der bösen Dünste an einem schon nicht zu gesunden Orte? Diese Besorgniß ist vielleicht ungegründet, und dieſſeits der Alpen, wo wir von einer Seuche in Rom nichts zu befürchten haben, ist oft darüber gespottet worden; aber der größte Freund des Alterthums und der Künste kann es mit Rechte der römischen Regierung nicht verdenken, die größtentheils aus bejahrten Personen besteht, wenn sie diesen Versuch auf gut Glück nicht wagen will.

Wie wenig die böse Luft hier zu verachten sey, beweisen verschiedene Gegenden bey Rom, aus welchen die Einwohner zu gewissen Jahreszeiten flüchten müssen, wie ich schon im vorigen Abschnitte bey Gelegenheit der St. Paulskirche gesagt habe, die doch so nahe bey der Stadt liegt. Die vielen Moräste, stehende Seen, und die überaus große Vernachläßigung der Felder, die hier so elend angebaut werden, sind die wahren Ursachen dieser ungesunden Luft, von welcher die alten Römer nichts wußten. In den Hundstagen, wenn diese am schädlichsten ist, und der böse Wind aus Süden weht, den man hier Sirocco nennt, werden ganz

besondre Lebensregeln beobachtet, darunter die vornehmste ist, viel kühlende Feuchtigkeit zu sich zu nehmen, und sich aller starken Getränke zu enthalten. In dieser Zeit ist das Erdreich ganz außerordentlich trocken, und wird nur blos durch den Thau etwas angefeuchtet.

Die pontinischen Sümpfe tragen zu dieser bösen Luft nicht wenig bey. Das Unternehmen des jetzigen Pabsts, sie auszutrocknen, ist daher sehr beyfallswürdig, obgleich die dazu angewandten Mittel viel zu schwach sind, einem so großen Uebel abzuhelfen. Die geringe Anzahl der Arbeiter, die auf diesem sehr ausgebreiteten Strich Landes ganz dünne gesäet sind, erhalten ein elendes Tagelohn, für welches sie in diesen Sümpfen Tag und Nacht vegetiren müssen. Ihre Wohnungen sind ganz isolirte erbärmliche Hütten, wo sie fast nackend wie die Wilden, und bleich wie Gespenster, von ihrer unglücklichen Arbeit ausruhn. Man kann sich vorstellen, daß sie sich damit eben nicht sehr übereilen, sondern nur alsdann die Arbeitswerkzeuge ergreifen, wenn sie die Aufseher von weitem gewahr werden. Dieser gut gemeynte Entwurf ist daher weiter nichts als ein kameralistisches Puppenspiel, dergleichen

man so viele sieht, ohne erst in diese Sümpfe kriechen zu dürfen.

Diese Unternehmung führt mich auf die päbstlichen Einkünfte, von denen man sich so große Begriffe macht; sie betragen nicht voll vier Millionen Scudi, oder zwey Millionen Ducaten; indessen ist dies für die Bedürfnisse dieses Staats hinreichend. Der Hofstaat ist weder prächtig noch zahlreich. Die vornehmsten Würden, ja ganze Dicasterien sind mit Geistlichen besezt, die nur geringe Besoldungen, aber reiche Pfründen haben. Der römische Hof giebt nie Feste, als bey der Anwesenheit durchlauchtiger Gäste, und dann erfodern diese nicht große Kosten, so wenig wie die Geschenke, deren vornehmste Artikel immer Reliquien sind. Der Kriegsetat zu Wasser und Lande, ist auch auf einem sehr niedrigen Fuß, und steht mit der Ohnmacht dieses so schlecht regierten Landes in einem richtigen Verhältnisse. Die sämtlichen Landtruppen des Pabstes betragen nur 2500 Mann, die nicht schlecht besoldet sind, und eine große Anzahl Offiziers haben, daher sie auch jährlich 200000 Scudi zu unterhalten kosten. Die bestimmten Einkünfte des vornehmsten Generals sind 12000 Scudi im Frieden, und 36000 im Kriege. Die päbstliche

Seemacht besteht in fünf Galeeren, die in Civita Vechia liegen, und schlecht unterhalten werden; dennoch kosten sie der pabstlichen Kammer jährlich 84000 Scudi.

So sehr auch die Jesuiten die Aufmerksamkeit der Welt erregt haben, und so viel auch über diesen so interessanten Gegenstand geschrieben worden ist; so wenig sind doch ihre Staatsintriguen, und ihre vormalige innere politische und ökonomische Verfassung bekannt, obgleich alles, was diese berühmte Societät betrifft, das Gepräge des Außerordentlichen hat. Hier in Rom hatten sie bis zu ihrer Aufhebung alles aufs höchste getrieben. Ihr Collegium, eines der größten Gebäude in der Welt, war mit so viel Menschen angefüllt, daß man eine Stadt damit hätte bevölkern können. Ganze Schaaren von Armen erhielten allda täglich ihre Nahrung, die sie an den Thoren des Palasts abholten. Ihre politischen Almosen erstreckten sich aber noch weiter. Armen Familien, die über den Pöbel erhaben waren, und deren Unterstützung den Jesuiten zweckmäßig schien, wurde der Unterhalt täglich in Körben gebracht, und zwar in zubereiteten Speisen. Diese Armen waren in zwey Klassen getheilt, davon die eine drey Gerichte, die andre aber viere,

nebſt einem Deſert erhielt. Die erſtere belief ſich zur Zeit der Aufhebung auf vierhundert, und die zweite auf achtzig Körbe. Man nahm hiebey vornehmlich Rückſicht auf Aerzte, Rechtsgelehrte, und überhaupt auf ſolche Perſonen, deren Stand die Bekanntſchaft mit vielen Leuten vorausſezte. Hierdurch wurde ihr Anſehn ſo ſehr in Rom befeſtigt, daß man bey der Aufhebung einen allgemeinen Aufſtand befürchtete. Die Truppen waren alle unterm Gewehr, und ſämtliche Sbirren in die verſchiedenen Quartiere vertheilt. Dieſe Maaßregeln verhinderten alle Ausſchweifungen, und hielten die zahlloſen Anhänger der Jeſuiten im Zaum.

Es war dieſem Orden beſonders ſchmerzhaft, daß er durch einen Papſt abgeſchafft wurde, der ihnen zwar nicht die dreyfache Krone, doch aber die Kardinalswürde zu verdanken hatte. Seit mehr als hundert Jahren hatte kein Italiener den Purpur anders, als mit ihrer Beyſtimmung erhalten. Denn obgleich die Jeſuiten die beſondere Staats-Maxime hatten, keinen aus ihrem Orden Kardinal werden zu laſſen, ſo geſchahe doch keine Promotion dieſer Art ohne ihre Mitwirkung. Diejenigen, die von ihnen zu dieſer Würde empfohlen wurden, waren ſicher ſie zu erlangen, bey den an-

dern war es hinreichend, wenn sich die Societät nicht widersezte. Ganganelli war ein armseliger Mönch, da er durch die Empfehlung der Jesuiten Kardinal wurde. Kaum aber war er es geworden, da sie aus einer unbegreiflichen Nachläßigkeit, und wider ihre sonst gewohnte Politik, ihn ganz hintan sezten. Ganganelli ohne alles Vermögen, und ohne Schutz, mußte sich mit zweytausend Scudi, als der für die armen Kardinäle ausgesezten Pension begnügen, und damit den nöthigen Aufwand bestreiten, der durchaus zu dieser Würde gehört. Verschiedene Kardinäle erhielten von den Jesuiten geheime Pensionen von 6000, 8000, auch 12000 Scudi. Nach ihren Aspekten indessen war es nicht im geringsten wahrscheinlich, daß der unbekannte und verlassene Ganganelli je Pabst werden würde. Sie fanden sich aber in ihrem Calcul betrogen, und der Orden erreichte die von allen Freunden der Aufklärung so sehnlich gewünschte Endschaft.

Das Betragen des Jesuiten-Generals Ricci, als Gefangener in der Engelsburg, und die Betheurungen seiner Unschuld in seiner lezten Todesstunde, haben viel Aufmerksamkeit erregt; die Anhänger des Ordens glaubten große Beweise zu Gunsten desselben daraus zu ziehen, und selbst Unbefangene wurden

zweifelhaft. Hier iſt die Auflöſung dieſes Problems: Es war nicht der General, ſondern ſeine Aſſiſtenten, deren es viere gab, die in ſeinem Namen den Orden deſpotiſch in allen Welttheilen regierten. Dieſe Patres, die aus den vier vornehmſten katholiſchen Nationen in Europa erwählt wurden, (unter dieſen war auch ein Deutſcher) waren es allein, die dieſe erſtaunliche Maſchine in Bewegung erhielten. Hiezu wurden mit klüger Vorſicht die größten Köpfe einer Societät ausgeſucht, die größtentheils aus geſchikten Männern beſtand. Bey dem General hingegen war vorzügliche Fähigkeit eben nicht erfoderlich, ſondern nur ſolche Eigenſchaften, die den Zeitumſtänden am angemeſſenſten waren. Man glaubte in Ricci den Mann zu finden, der als Oberhaupt dieſer großen Societät, bey der damaligen Lage der Sachen, am füglichſten figuriren könnte. Er war nur von eingeſchränktem Verſtande, allein er gehörte zu einer vornehmen florentiniſchen Familie, hatte große Verbindungen, und war als ein Mann von ungeheuchelter Frömmigkeit und Gottesfurcht durchgehends bekannt. Nichts konnte indeſſen das widrige Schickſal des Ordens abwenden, der ſich ſchon zu lange für ein aufgeklärtes Zeitalter aufrecht erhalten hatte. Alle Intriguen und

Cabalen waren fruchtlos, bis auf die elende berüchtigte Farce, die Gaßner in Elwangen spielen mußte *).

Ganganelli hatte sich durch die Aufhebung des Ordens zu viele Feinde gemacht, als daß er eine lange Regierung hoffen durfte. Zudem kamen noch viele andere Neuerungen, die den Andächtlern äusserst mißfielen. Man konnte es ihm auch nicht vergeben, daß er während seinem kurzen Pontificat achttausend Mönche von ihren Klostergelübden losgesprochen hatte. Alles dieses verkündigte seinen baldigen Tod. So sehr man auch das Gerücht seiner Vergiftung außerhalb Rom hat zweifelhaft machen wollen, so ist es doch eine unleugbare Wahrheit. Die Aeußerung des Gifts war nach dem Tode so heftig, daß sich die Glieder vom Leichnam, während dem Leichenbegängniß, absonderten. Wie be-

*) So bekannt auch die Possen dieses Gauklers sind, nebst den Mitteln, deren sich derselbe bey seinen Wunderkuren bediente, so ist es doch seine Veranlassung dazu weit weniger, obgleich dieses der wichtigste Theil der Gaßnerschen Wundergeschichte ist. Eine Erläuterung, die alles außer Zweifel setzt, giebt der zwischen dem Exjesuiten Pater Hell aus Wien und dem D. Mesmer 1775 gedruckte Briefwechsel.

kannt, werden die Leichen in Italien unbedeckt zur Kirche gebracht. Da die Proceſſion über die Engelsbrücke ging, löſte ſich ein Bein von dem Leichnam ab, hing zum Sarge heraus, und wäre auf die Erde gefallen, wenn nicht jemand daſſelbe hineingeſtoßen hätte. Dieſes iſt kein obſcures Factum, ſondern ein Vorfall, der vor den Augen eines ganzen Volks geſchah; der Körper war vorher geöfnet, und alle Zweifel längſt entſchieden. Herr B., päbſtlicher Leibchirurgus, legte bey dieſer Operation mit Hand an, und hat gegen mich ſelbſt die unglückliche Entdeckung beſtätigt, wenn anders eine ſo notoriſche Sache noch einer Beſtätigung bedurfte. Dennoch hat ſich der Leibarzt Salicetti erdreiſtet, eine Krankheitsgeſchichte dieſes vortreflichen Pabſts herauszugeben, worin alles für natürlich erklärt, und Urſachen und Wirkung unverſchämt erdichtet ſind. Man nennt hier öffentlich die Mörder, von welchen beſonders einer noch unter die erſten Perſonen des Staats gehört. Er ſpielt jezt die Rolle eines Andächtlers.

Es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß man hiezu das ſo berüchtigte Aqua Tofana genommen habe, von welchem ich in dem Abſchnitte von Neapel reden werde, weil es da zubereitet wird. Eine vornehme

römische Dame, die jung und schön war, und viele Anbeter hatte, machte im Jahre 1778 ein ähnliches Experiment, ihren alten Gemahl loszuwerden. Die Dosis war etwas stark eingerichtet, daher auch die Absonderung der Glieder nach dem Tode schleunig und heftig geschahe. Man wandte alle nur mögliche Mittel an, den Körper in einer menschlichen Form zu erhalten, um wenigstens die Ceremonie des Leichenbegängnisses auszudauren. Das Gesicht war mit einer wächsernen Larve bedeckt, und in diesem Zustande der Leichnam den Augen des Volks blosgestellt.

Dies Absondern der Glieder scheint die gewöhnliche Wirkung dieses Gifts zu seyn, die sich der Erfahrung zu folge äußert, sobald der Körper kalt geworden ist; ob man gleich Monate lang solches in sich tragen kann, ohne bettlägerig zu seyn. Man spürt nur ein großes Misbehagen, das allmählich zunimmt, bis der Körper hinfällt. Ganganelli, der des empfangenen Gifts gewiß war, ließ heimlich einen berühmten Arzt in Bologna um Rath fragen, wie die Wirkung zu hemmen sey. Die Antwort war trostlos, jedoch rieth er zu heftigen schweißtreibenden Mitteln, die der Pabst auch brauchte, sogar daß man ihn in der größten Hitze

beſtändig in Pelzwerk eingehüllt ſah, wodurch denn ſein Leben einige Monate gefriſtet wurde.

So wie ſich die Jeſuitenkirchen in ganz Europa auszeichneten, ſo war es auch hier. Die dem Orden vormals zugehörige Jeſuskirche iſt eine der ſchönſten und prächtigſten in Italien. Die Thüren ſind von einem ſehr raren Holz, das aus Amerika zu dieſem Endzweck hergeſchafft wurde. Hier iſt die Kapelle des heiligen Ignatius. Da dieſelbe das Sanctum Sanctorum der Societät war, ſo wurde darin ein Altar errichtet der unſtreitig der prächtigſte in der ganzen Welt iſt. Die Hauptheile deſſelben ſind vier Säulen, jede vierundzwanzig Fuß hoch. Sie ſind von vergoldetem Bronze, und zwar aus einem Stück, gereift, und mit Lapis Lazuli bedeckt. Man verſichert, daß in allen Weltgegenden vierzig Jahre lang geſammlet worden iſt, um dieſen koſtbaren Stein in ſo groſſer Menge zuſammen zu bringen. Die Stufen des Altars ſind von Porphyr, und in einer Niſche ſteht eine eilf Fuß hohe Statue des Heiligen von gegoſſenem Silber.

In der Kirche des heiligen Ignatius, die von der vorigen verſchieden iſt, befindet ſich am Hochaltar ein Gemälde von dem Jeſuiten Andreas Pozzi. Es ſtellt vor, wie Chriſtus dem heiligen Ignatius

erscheint. Hiezu gehört eine artige Anekdote. Da der Kaiser Joseph die Kirche besah, und ihm dies Gemälde von einem Jesuiten gezeigt wurde, (damals existirte der Orden noch) so sahe er seinen Führer starr ins Gesicht und sagte: „Aber, Herr Pä„ter, sollte denn Christus wirklich dem heiligen Ig„natius erschienen seyn?“ Der Gesellschafter Jesu wurde beschämt und schwieg; der großmüthige Monarch war befriedigt, und wollte seine Verwirrung nicht weiter treiben. Die St. Andreaskirche war ehemals die Noviciatkirche der Jesuiten. Hier zeigt man das Denkmal des heiligen Stanislaus Cotzeka, eines Pohlen, das sehr sonderbar ist. Das nämliche Zimmer, worin er starb, ist in eine Kapelle verwandelt, in welcher seine Bildsäule auf einem Bette liegt, wobey der Bildhauer, Namens le Gros, den besondern Einfall gehabt hat, die Jesuitenkleidung selbst in der Farbe nachzuahmen. Kopf und Hände sind von weißem, das übrige aber von schwarzem Marmor. Alle Künstler von Geschmack erklären sich wider diese Methode, die auch ohne Nachahmer geblieben ist. Dieser Cotzeka starb zweyundzwanzig Jahr alt, und wurde canonisirt. Ich habe aber nicht erfahren, wodurch er bereits in einem so jugendlichen Alter sich in den Geruch der Heiligkeit habe setzen können.

Eilfter Abschnitt.

Andacht. Feyerlichkeiten. Frohnleichnamstag. Große päbstliche Benediction. Charwoche. Harte Beleidigung eines Gesandten. Schweizergarde. Kirchspielfeste. St. Petersfest. Erleuchtung der Peterskuppel. Päbstliche Lebensart. Frescati. Circus des Caracalla. Catacomben. Appische Landstraße. Weinberge. Ländliche Ergözlichkeiten. Wirkung der wohlriechenden Wasser beym Frauenzimmer. Stundenrechnung der Italiener. Schauspiele. Venetianischer Ball, beyspiellos in den Jahrbüchern der neuern Galanterie. Musikalische Talente der Römer. Schnellgalgen. Carneval und dessen Leichenbegängniß.

Man ist nirgends in Italien weniger andächtig, als in Rom. Der beständige Anblick eines lebenden Heiligen, der so viel himmlische Vollmacht hat, und sie auch nutzt, die häufigen Indulgenzen, die oft bey gewöhnlichen Kirchenbesuchen ertheilt werden, und die Nachsicht der Regierung bey Nachläßigkeiten und Vergehungen, die nicht das Zeitliche betreffen, alles dieses verringert hier die Andacht. Selbst die große Menge der Kirchen trägt dazu bey. Es ist eine längst gemachte Bemerkung, daß je mehr eine Sache vervielfältigt

wird, je mehr verliert sie von ihrem Werth, und befördert die Gleichgültigkeit. Man kann dieses sicher auf die dreyhundert zweyundsiebenzig Kirchen und Kapellen anwenden, die hier wirklich vorhanden sind. Diejenigen, die in Jahresfrist nicht beichten, werden excommunicirt, und ihre Namen bey Eingang der Kirche St. Maria in Cosmedin angeschlagen. Im Jahre 1778 waren deren dreyzehn, und im folgenden eilfe angezeigt. Die hiesige Inquisition ist äußerst gelinde, und hat nichts Fürchterliches als den Namen. Sie thut eigentlich wenig mehr, als was in andern Ländern die Consistoria thun. Ist ihre Gewalt gleich ausgedehnter, so wird sie doch hier jezt fast gar nicht ausgeübt. Kein la Barre würde hier wegen jugendlicher Unbesonnenheiten rechtskräftig zerfleischt werden, wie in dem aufgeklärten Frankreich in unsern Tagen geschehen ist.

Diese große Anzahl der Kirchen, die in zweyundachtzig Kirchspielen vertheilt liegen, sind den Freudenmädchen sehr nachtheilig; denn diese unglücklichen Geschöpfe sind hier weder von der Regierung beschützt, wie einige Reisende fälschlich vorgegeben haben, noch ist ihr Gewerbe eigentlich verboten, welches in einer so großen Stadt und in einem

solchen Klima ungereimt seyn würde. Das Gesez befiehlt nur, daß sie wenigstens in einer Entfernung von zweyhundert Schritten von irgend einer Kirche oder Kapelle wohnen sollen; ein solcher Plaz findet sich aber nicht im bewohnten Rom, daher sie denn aus einem Kirchspiel ins andre wandern, bis ihnen der Kardinal-Vicarius die Stadt zu räumen befiehlt, worauf sie sich denn gewöhnlich nach Neapel begeben.

Die Feyerlichkeiten sind auch zu häufig, und verlieren daher bey dem Volk das Anziehende. Indessen sind einige derselben äußerst prächtig und sehr sehenswürdig. Hieher gehört die Procession am Frohnleichnamstage, die in einiger Entfernung rund um den Petersplaz geht. Der ganze Weg, der über eine italienische Meile beträgt, ist bedeckt, und mit belaubten Säulen unterstützt. Diese Erfindung ist von dem berühmten Bernini, dem Baumeister der St. Peters-Colonade. Der Zug wird durch alles verherrlicht, was nur die römische Pracht vermag. Der Pabst wird dabey mit samt einem Altare getragen, vor welchem er in einer knienden Stellung mit dem Sacramente sizt. Es ist merkwürdig, daß der römische Adel wider die Gewohnheit aller andern Höfe an dieser Feyerlichkeit keinen

Antheil nimmt, auſſer diejenigen, die wegen ihrer Chargen dabey erſcheinen müſſen. Die päbſtliche Kammer giebt zu den Koſten dieſes Tages ſiebenhundertundfunfzig Scudi her. Einige Functionen ausgenommen, wird der Pabſt allemal, ſelbſt in den Kirchen, auf den Schultern getragen, ein Gebrauch, der noch von den alten römiſchen Kaiſern herrührt.

Keine aber von allen religiöſen Feyerlichkeiten kommt der päbſtlichen Benediction gleich, die an gewiſſen Tagen von der Tribune in der Peterskirche ertheilt wird. Eine Ceremonie, die nirgends ſo die Sinne rühren kann, weil der Peterspla dazu nöthig iſt. Der ungeheure Umfang und die Pracht deſſelben, nebſt der zahlloſen Menge Menſchen, womit er bey ſolchen Gelegenheiten bedeckt iſt; die feyerliche Stille vor dem Segen, die von dem Donner der Kanonen und dem Schall aller Glocken unterbrochen wird; die Handlung ſelbſt, die für jeden Religionsverwandten etwas Ehrwürdiges hat: alles dieſes iſt in der That hinreiſſend. Von der päbſtlichen Meſſe kann ich dieſes nicht ſagen, ob ſie gleich an gewiſſen Tagen von einer Legion Caſtraten begleitet wird. Die Anzahl derſelben war am Peterstage 1780 nicht geringer denn 8?,

die ein ſehr ſonderbares Chor formirten. Keine andre als Vokalmuſik wird in der Peterskirche gehört, weil die Inſtrumente, wie man hier ſagt, nicht mit der Würde des Orts übereinkommen, und an weltliche Luſtbarkeiten erinnern. Indeſſen werden ſie in andern Kirchen deſto häufiger gebraucht, die mit ihren heiligen Feſten immer abwechſeln, ſo daß man beſtändig ſehr gute Concerte hören kann. Während der päbſtlichen Meſſe liegen vier dreyfache Kronen mit koſtbaren Steinen beſezt auf dem Hochaltar, die auch bey großen Feyerlichkeiten vor ihm hergetragen werden. Der Pabſt trägt ſie ſehr ſelten, und dieſes nur auf ſehr kurze Zeit; ſonſt ſind Biſchoffsmützen ſein Hauptſchmuck in der Kirche, allein auch dieſe werden alle Augenblicke, der römiſchen Etikette gemäß, gewechſelt.

Die Feyer der Charwoche, gegen welche Zeit alle Fremde nach Rom reiſen, hat nichts Auszeichnendes, als die große Benediction auf dem Petersplatze, und das oben erwähnte Miſerere ſingen in der Sixtiniſchen Kapelle. In der Peterskirche iſt kein heiliges Grab am Charfreytage wie in andern Kirchen, ſondern es hängt blos ein ungeheures Kreuz mit Lampen behangen in der Mitte derſelben. Dieſe Erleuchtung koſtet hundertundfunfzig

Scudi, und iſt auch von der Erfindung des Berni-ni. An dieſem Tage ſind alle hundert Lampen, die das ganze Jahr durch am Grabe des heiligen Pe-ters brennen, ausgelöſcht. Des Abends iſt die Kir-che ganz mit Malern angefüllt, die auf ihren Stüh-len ſitzen und die architectoniſchen Proſpective zeich-nen, die dieſe Erleuchtung, da nur ein Theil dieſes ungeheuren Raums erhellt wird, durch Licht und Schatten ins Unendliche vervielfältigen. Das Fuß-waſchen am Grünendonnerſtage, das der Pabſt an armen Prieſtern verrichtet, und die päbſtliche Meſſe am Oſterſonntage ſind langweilige Ceremonien, die Gähnen verurſachen, und durch viele Unbequem-lichkeit erkauft werden müſſen. So ereignete ſich bey meinem Hierſeyn ein Vorfall, der für den nach Neapel beſtimmten Geſandten des Kopenhagner Hofes, Grafen von **, äußerſt kränkend ſeyn mußte, welcher gerade um dieſe Zeit hier eintraf und die Feyerlichkeiten mit anſehn wollte. Er hatte die Vorſicht unterlaſſen, ſich an vornehme Perſonen zu wenden; ſo unbekannt wie er war, wollte er ſich im inneren Zirkel drängen, den während des Fuß-waſchen die Schweizergarde formirt hatte. Dieſe Leute, deren vornehmſtes Verdienſt eine anſtoßende Grobheit iſt, ſtießen ihn mit Schimpfwör-

tern zurück; der Graf legte darauf die Hand an den Degen, einer der Schweizer aber kam ihm zuvor, und mißhandelte ihn außerordentlich vor der ganzen Versammlung, ungeachtet er sich zu erkennen gab, und sich aufs Völkerrecht berief. Dieser Uebereilung des Gesandten, folgte ein andrer unbedachtsamer Schritt. Sein Tribunal, Genugthuung zu fodern, war beym Staatsminister, er wandte sich aber am Majordomo des Pabstes, unter dessen Befehl die Garde steht, und klagte; er wurde aber mit bittern Worten abgewiesen. Man hätte einen lappländischen Gesandten nicht schlechter in Rom behandeln können, als diesen Abgeordneten eines so alten Königreichs. Genug der Graf reiste nach Neapel, ohne die geringste Satisfaction erhalten zu haben. Was aber jedermann mehr als alles befremdete, war, daß er nach solch einem Verfalle sich von neuem zu den Feyerlichkeiten drängte, wo man mehr auf ihn, als auf alles Gepränge sah. Es schien, daß bey ihm alle andre Betrachtungen der Neugierde weichen mußten. Der vorerwähnte Majordomo des heiligen Palasts ist beständig ein Dominikanermönch, und hat nebst dem Gouverneur von Rom die erste Anwartschaft auf das Kardinalat. Er ist gleichsam der Pfarrer des päbstli-

chen Hofstaats, und ist Richter der Buchdrucker, Buchhändler und Kupferstecher.

Die auszeichnende Grobheit und Dummheit dieser Schweizergarde übersteigt alle Vorstellung, und hat allerhand sonderbare Scenen veranlaßt; wobey zu merken ist, daß diese Leute nicht zu der aufgeklärten Schweiz, die durch Sprache, Sitten und Cultur so sehr mit Deutschland verbunden und unser Stolz ist, sondern zu dem Theil dieses Landes gehören, wo noch immer die dickste Finsterniß herrscht, und wo man noch im Jahr Christi 1781 eine Hexe hingerichtet hat. Vor einigen Jahren wurde ein vornehmer Irrländer bey einer Feyerlichkeit von einem dieser Gardisten blutig geschlagen. Diese öffentliche Beleidigung machte ihn fast sinnlos, und brachte ihn zu dem Entschluß, da er seinen Beleidiger nicht kannte, den ersten Schweizergardisten, dem er begegnen würde, todt zu schiessen. Er lud seine Pistolen, ließ Postpferde bereit halten, ging auf den Straßen, bis er einen dieser Geschöpfe antraf, schoß ihn todt, und flieh nach Neapel. Aber ungeachtet dieses wilden Betragens erfrechen sie sich, bey allen angesehenen Fremden, nach großen Feyerlichkeiten, herum zu gehen, und die sogenannten Mancia (Trinkgeld) zu fodern,

vermuthlich deswegen, weil ſie die Fremden mit Prügeln verſchont haben. Folgender Vorfall mag zum Beyſpiel ihrer unglaublichen Dummheit dienen. Der jetzige Pabſt wollte eines Tages die vaticaniſche Bibliothek beſuchen; der Kardinal Albani, als Bibliothekar, fand ſich daſelbſt ein, ihn zu empfangen, und um den Zulauf der Leute bey dieſer Gelegenheit abzuhalten, da ſie ſonſt für jedermann offen iſt, befahl er dem an der Thür Schildwach ſtehenden Schweizer, niemand herein zu laſſen. Einen Augenblick nachher kommt der Pabſt, die Schildwache weigert ſich ihn einzulaſſen, und entſchuldigt ſich mit dem erhaltenen Verbot. Vergebens ſtellte man dieſem Tölpel vor, daß der Pabſt nicht in dieſem Verbot begriffen wäre, da er allein hier zu befehlen hätte; es half nichts, er ſtellte ſich vor der Thür in Poſitur, um den Eingang mit Gewalt zu verwehren. Dieſer ſonderbare Wortwechſel ward endlich vom Bibliothekar gehört, der herauskam, und dem Streit ein Ende machte. Solche Beyſpiele dieſer ſonderbaren Leibwächter ſind nicht ſelten. Während meinem lezten Aufenthalt in Rom wurde bey einer Feyerlichkeit im Vatican die Veranſtaltung getroffen, daß die Kardinäle, um nicht gedrängt zu werden, durch eine abgeſonderte

Thüre hereingehen ſollten, die von der für das Volk beſtimmten etwas entfernt war. Ein Kardinal aber, dem dieſe näher lag, wollte ſich der leztern bedienen, allein er ward von den Schweitzern daran verhindert, die ihm ſagten, daß die andre Thür für die Kardinäle ſey. Alle Vorſtellungen waren fruchtlos, der Kardinal wurde abgewieſen, während der Zeit jedermann, ja ſeine eigne Bedienten hereingelaſſen wurden. Der Pabſt Ganganelli, der von dieſen rohen Menſchen in ſeinem niedrigen Stande ſelbſt war gemißhandelt worden, und wohl einſah, wie unnütz ſie waren, wollte ſie alle nach Hauſe ſchicken, allein ſein Tod verhinderte die Ausführung dieſes Vorhabens.

Da außer dem Carneval das ganze Jahr durch alle Schauſpielhäuſer verſchloſſen ſind, ſo werden deſto häufiger Kirchſpielfeſte gegeben. Beſonders geſchieht dies im Herbſt, und zwar des Abends in der Hauptſtraße des Kirchſpiels. Alle Häuſer ſind alsdann erleuchtet und aus allen Fenſtern hängen Tapeten. Man richtet einen Altar auf, nebſt einem Gerüſte, für eine zahlreiche Bande Muſikanten. Die Muſik dauert einige Stunden, und das Ganze wird mit einem Feuerwerk beſchloſſen. Die zahlreichen Brüderſchaften haben auch ihre Feſte, die

ihnen trotz des schauerlichen Aeußern nicht zur Andacht, sondern zum Vergnügen dienen. Unter diesen zeichnet sich die Todtenbrüderschaft aus, die in einer unterirdischen Kapelle ein prächtiges Schauspiel darstellt. Alle Zierrathen dieser Gruft bestehen in Todtengebeinen, die in allerhand Gestalten und Formen zusammengesezt sind. Man sieht überdem viele Nischen, die mit ausgetrockneten scheußlichen Leichnamen angefüllt, die Menschheit empören. Alles dieses ist mit vielen Lichtern und Lampen erleuchtet.

Das gröſte Kirchenfest in Rom aber ist am St. Peterstage, zu Ehren dieses großen Schutzheiligen der Stadt. Außer den Feyerlichkeiten in der Peterskirche wird des Abends die Kuppel derselben erleuchtet, und ein Feuerwerk von der Engelsburg abgebrannt. Dieses leztere kostet allemal fünfhundert Scudi, und thut eine vortrefliche Wirkung, wegen der vortheilhaften Lage des Theaters, auf welchem dieses Feuerschauspiel aufgeführt wird; denn man kann es von allen Hügeln Roms und den Gipfeln der mehresten Häuser sehn. Als der Kaiser Adrian sein prächtiges Grabmal erbaute, ließ er sichs wohl nicht träumen, daß dasselbe nach siebenzehn Jahrhunderten zu einem Schauplaz chys-

miſcher Künſte dienen würde. Man muß indeſſen den Römern nachrühmen, daß ſie hierin ſehr geſchickt ſind, und faſt den Ruſſen in der Feuerwerkskunſt gleich kommen.

Vermittelſt einer lebhaften Einbildungskraft kann man ſich nach richtigen Beſchreibungen deutliche Vorſtellungen von den auſſerordentlichſten Dingen machen, ja ſehr oft übertrifft die Idee die Sache ſelbſt. Indeſſen ſieht man bisweilen ſinnliche Gegenſtände, die keine Beſchreibung erreichen, und keine Fantaſie darſtellen kann. Unter dieſen gehört die Erleuchtung der Peterskuppel; ein Schauſpiel, dem nichts gleichkommt, und worauf groſſe Summen verwandt werden. Die Illumination hat zwey Abtheilungen. Sobald es finſter wird, ſteckt man die kleinen Lampen an, die nichts weiter als Lichter ſind mit einer papiernen Hülle umgeben. Dieſe anſcheinende Kleinigkeit wird durch die ungeheure Anzahl der Lampen zu einer koſtbaren Anſtalt. Die zierliche Anordnung derſelben vermehrt die Pracht des Anblicks, und übertrift bey weitem die zweite Erleuchtung, die zwey Stunden nachher geſchieht. Dieſe beſteht aus fünfhundert Pechpfannen, womit die Kuppel gleichſam bedeckt iſt, und deren gewaltiges Feuer den Schein aller Lampen ſo ſehr ver-

dunkelt, daß man sie gar nicht mehr sieht. Das Signal zur Anzündung wird durch eine Fackel gegeben, mit welcher ein Mann auf die Spitze des Kreuzes, das auf der Kuppel steht, klettert, und die brennbaren Materien daselbst in Brand steckt. Diese Expedition ist ausnehmend gefährlich, denn fällt er, wie sich bisweilen zuträgt, so ist er des Todes. Auch beichtet er vor der Unternehmung: ist sie aber glücklich ausgeführt, so erhält er fünf Scudi. Sobald dieses gefahrvolle Zeichen gegeben ist, steht in einigen Sekunden die Kuppel in vollen Flammen. Eine Verwandlung, die mit einer solchen erstaunlichen Geschwindigkeit bewirkt wird, daß es einer Zauberey ähnlich sieht. Sie geschieht durch funzig Männer, die so geschickt als schnell dabey zu Werke gehn, nachdem vorher alles sehr sinnreich eingerichtet ist. Diese Illumination sowohl als das Feuerwerk von der Engelsburg geschieht immer zwey Tage hinter einander, weil der Tag vor dem Feste, nach der römischen Etikette, schon einen Theil des Festes ausmacht. Bey der Anwesenheit durchlauchtiger Gäste wird die Erleuchtung noch vermehrt. Am Peterstage giebt auch der Fürst Colonna dem römischen Volke gewöhnlich ein prächtiges Feuerwerk. Es ist indessen

merkwürdig, daß man dieſe Kuppelerleuchtung nir-
gends nachgeahmt hat. Die Urſachen aber ſind
nicht ſowohl die Koſten, als weil es allenthalben
an einem Petersplatze fehlt, wo auch die Größe
und Höhe der Kuppeln dazu bequem wären. Die-
ſes iſt auch der Fall mit der Paulskirche in London,
bey deren übeln Lage ein ſo koſtbares Schauſpiel
am unrechten Orte ſeyn würde.

Der Pabſt nimmt als Zuſchauer an keinem die-
ſer Feſte Antheil, welches man wider ſeine Würde
hält. Ueberhaupt iſt die Lebensart dieſes Kirchen-
oberhaupts ſehr eingezogen, und gar nicht benei-
denswürdig. In ſeinem Umgang außerordentlich
eingeſchränkt, und faſt aller Freuden des Lebens be-
raubt, fühlt er die Leiden deſſelben deſto ſtärker.
Das Schmeichelhafte der tiefen Erniedrigung aller
ſich ihm nahenden katholiſchen Chriſten, verliert
den Reiz bald durch die Gewohnheit. Seit Be-
nedict XIV. machen die Päbſte bisweilen Prome-
naden zu Fuße in der Stadt, die zu ihrer Zer-
ſtreuung und Geſundheit ſo nöthig ſind. Der
Stolz der Römer iſt aber ſo groß, daß ihnen dieſe
Spaziergänge ſehr mißfallen, weil ſolche nach ih-
rer Meinung die päbſtliche Würde herabſetzen.
Sie ſcheuen ſich in derjenigen Perſon, die ihnen

hier irdiſche und nachher jenſeit des Grabes auch himmliſche Freuden verſchaffen kann, einen Menſchen zu erblicken, der ſo wie ſie zu Fuße geht. Dieſen Gedanken der Aehnlichkeit zu ſchwächen, war ſonſt immer die päbſtliche Politik, daher man auch die ſonderbare Ceremonie einführte, daß die Päbſte nicht allein bey Feyerlichkeiten, ſondern ſogar beym Gottesdienſt in der Kirche, von einem Altar zum andern auf Menſchenſchultern getragen werden.

Ich habe ſchon oben berührt, wie wenig die Römer auf Spaziergänge halten. Selbſt die ſchönſten Jahreszeiten locken ſie nicht dazu an. Dennoch aber iſt es der Mode gemäß, daß nicht allein der reichere Theil, ſondern auch die gemeinen Einwohner Roms im Frühling und Herbſt einige deutſche Meilen von der Stadt eine Luſtreiſe machen; ein Vergnügen, das von den Weibern oft im Ehekontrakt ſogar beſtimmt wird. Dieſe Luſtreiſen gehen gewöhnlich nach Frescati, das ungefähr zwey deutſche Meilen von Rom entfernt liegt, und viele Luſtgärten hat, die den hieſigen Großen zugehören, allein faſt gar nicht von ihnen beſucht werden. Auch ſind die ſchönen daran ſtoßenden Paläſte, die zum Theil mit vortreflichen Fresco-Gemälden großer

Meister geziert sind, ohne alle Möblen, und kaum bewohnbar. Die hier befindliche Villa Mondragone, die dem Fürsten Borgheſe gehört, ist zwar möblirt, allein durchaus mit altem Geräthe aus dem sechszehnten Jahrhundert, womit selbst in Rom die größten Paläste mehr oder weniger angefüllt sind. Die Eigenthümer derselben verlassen sich auf ihre Kunstwerke, und schränken daher den Aufwand auf Möblen so sehr ein, daß diese, oft ganz abgenutzt, das Bild der Dürftigkeit darstellen.

Man hat von den Höhen in Frescati eine sehr reizende Aussicht. Ein ungeheures Feld, wo die ehmalige Hauptstadt der Welt auf ihren sieben Hügeln stolz im Mittelpunkte liegt, und die Tiber verschlingt; ein Erdraum, der vielleicht der merkwürdigste auf unserm Planeten ist, wo jeder Fußbreit Landes mit Römerblut gedüngt wurde, und so viele große Thaten geschahn.

Die Flecken Tivoli, Albano, und andre in dieser Gegend, die auch viele Villas enthalten, werden weniger wie Frescati besucht, weil sie weiter von Rom entfernt sind. Viele Vornehme haben den unbewohnten Theil der Stadt benutzt, und allda ihre Villas angelegt; hingegen sieht man sehr wenige vor dem St. Sebastians Thor, das ehmals

Capena hieß, in der ſo merkwürdigen und ſchönen Gegend, die an der Via Appia liegt, woſelbſt die Trümmer ſo vieler Grabmäler, die Catacomben, und der Circus des Caracalla, ſo ſehr die Neugierde vergnügen.

Dieſer Circus iſt der einzige aller Gebäude, dieſer Art, von dem man noch Ruinen ſieht. Die äußere Form deſſelben iſt noch ganz vorhanden, jedoch aller Zierrathen beraubt. Er giebt wenigſtens, ſo wie er daſteht, einen ſinnlichen Begriff von dieſer Gattung römiſcher Gebäude. Inwendig iſt alles verwüſtet, doch iſt der Ort noch ſehr kenntlich, wo der Altar geſtanden hat; auch wird man unzählige zerbrochene Vaſen gewahr, die in der Mauer befeſtigt waren. Dieſes Mittels bedienten ſich die alten Baumeiſter gewöhnlich, wie ich bereits oben geſagt habe, ihre Gebäude tönbar zu machen; eine Methode, die wohl von den Neuern unterſucht und nachgeahmt zu werden verdiente. Sie ſezten nämlich in die Winkel des Gebäudes ſolche Vaſen, welche die Töne auffingen, verbreiteten, und verſchiedene Modulationen hervorbrachten. Die Lage dieſes Circus außerhalb der Stadt, von der er eine viertel deutſche Meile entfernt liegt, hat wahrſcheinlich ſeine gänzliche Zerſtörung verhindert.

In eben dieſer Gegend, nahe an der alten Landſtraße Appia, ſieht man auch die Catacomben, über deren wahre Beſtimmung man ſo unſinnig iſt, und die auch wohl ewig ein Räthſel bleiben dürfte. Nichts iſt lächerlicher, als den erſten Chriſten, die ſo ſehr verfolgt wurden, dieſe unterirdiſchen bewunderungswürdigen Gänge zuzuſchreiben, die ſo viel Kühnheit, Fleiß und Zeit nothwendig erfodert haben. Es wäre in der That das größte Wunder in jenen wunderreichen Zeiten geweſen, wenn tauſende hart verfolgte Menſchen es hätten dahin bringen können, ſich dicht vor den Thoren der Stadt heimlich unterirdiſche Wohnungen von ſolchem Umfang und mit ſo vieler Kunſt zu bauen. Sie erſtrecken ſich noch jezt über eine viertel deutſche Meile, und flößen, ungeachtet ihres Verfalls, ſo viel Erſtaunen als Nachdenken ein. Ich habe mich vier Stunden lang darin aufgehalten, und bald große, bald kleine Behältniſſe, bald Säle gefunden, die alle durch lange Gänge verbunden waren. Es iſt indeſſen gewiß, daß viele von den Chriſten der erſten Jahrhunderte hier begraben wurden, daher es auch von jeher die große Vorrathskammer der Reliquien geweſen iſt, die man Fuderweiſe hier herausgeholt hat.

Die Verfolgungen unter den Kaiſern nöthigten die damaligen Chriſten, ihren Gottesdienſt verborgen zu halten, daher ſie ungeachtet des natürlichen Abſcheus vor Verweſungsörter ihre Andacht bey den Gräbern verrichteten. Da man aber nachher ſich nicht mehr verbergen durfte, war der Widerwille gehoben, ja es war vielmehr zur Gewohnheit geworden, gottesdienſtliche mit Trauer-Ceremonien zu verbinden. Außerdem ließen auch viele Perſonen, die ſich in ihrem Leben durch Frömmigkeit und Wohlthun ausgezeichnet hatten, ein heiliges Andenken nach ihrem Tode hinter ſich. Die Erinnerung an ihre Tugend und an ihre Martern, womit ſie ihren Glauben beſiegelt hatten, verſicherte ihren Reliquien eine allgemeine Verehrung, die ſtärker als der Abſcheu gegen Todtengebeine wirkte. So entſtand dieſer Knochendienſt, der nie zu irgend einer Religion auf unſerm Planeten gehört hat.

Man trifft auch in den Catacomben häufige Inſchriften und ſteinerne Särge an, die dieſe chriſtlichen Begräbniſſe beweiſen; dahingegen es ungewiß iſt, daß hier je heidniſche Römer begraben wurden. Die Catacomben bey Neapel ſind noch größer und geräumiger, man findet deren auch in Sicilien. Wenn man ſich nun die Höle von Pauſi-

lippo und andrer Hölen im Königreich Neapolis erinnert, und ſodann das Alter der römiſchen Kloaken, das, wie ich im achten Abſchnitte gezeigt habe, ſehr problematiſch iſt, dazu nimmt, ſo iſt man geneigt zu glauben, daß alle dieſe unterirdiſchen Arbeiten ägyptiſchen Urſprungs ſind; ein Volk, das wie bekannt dieſe Bauart vorzüglich liebte, und darin ſo außerordentliche Werke darſtellte. Daß unſre Jahrbücher davon ſchweigen beweiſet nichts, da ſie von ſo geringem Alter ſind, allein die Ruinen von Päſtum beweiſen viel, an denen der ägyptiſche Styl unverkennbar iſt.

Von der Appiſchen Landſtraße, die von Rom nach Capua führte, ſieht man noch große Ueberbleibſel, welche die vortrefliche Anlage derſelben anſchaulich machen. Sie war die älteſte und berühmteſte aller römiſchen Landſtraßen, und mit flachen Kieſelſteinen gepflaſtert, deren man viele von vier bis fünf Fuß im Diameter ſiehet. Dieſe waren mit einem beſondern Kitt eingefaßt, wodurch ſie eine außerordentliche Feſtigkeit erhielten, die ſo viele Jahrhunderte nicht haben vernichten können. Die Breite ſowohl dieſer Appiſchen als auch der Flaminiſchen Landſtraße iſt ungefähr vierzehn Fuß.

Das Grabmal der Horazier und Curiazier war an der Via Appia. Ganz nahe an dem Orte, wo es geſtanden hat, liegt ein Weinberg, der einem römiſchen Edelmann, Namens Bellotti, zugehört, wo ich zwey Tage in der Weinleſe zubrachte. Unſer Wohngebäude war der Tempel des Deo rediculo, der nach dem Abzuge Hannibals erbaut wurde, in deſſen Mauern Belletti Zimmer hatte zubereiten laſſen. So viel Annehmlichkeit auch dieſer Weinberg für mich und andre hatte, ſo ſehnten ſich die anweſenden Damen doch alle nach der Stadt zurück.

Da das hieſige Frauenzimmer nun keinen Geſchmack an ländlichen Ergözlichkeiten findet, ſo fehlt ihnen der größte Reiz. Das ſchöne Geſchlecht iſt hier überhaupt ſehr charakteriſtiſch. Eine gute den Römerinnen ganz eigne Bildung, wie man ſie bey den alten Bildſäulen und Gemmen antrifft, viel natürlicher Verſtand, Ernſt in ihrem Betragen, die angenehme römiſche Sprache, die ſelbſt im Munde der gemeinſten Leute dem Ohre ſchmeichelt, und andre Eigenſchaften mehr, ſind hier auffallend. So ſehr indeß eine Soldaten-Uniform den Schönen aller Länder gefällt, und ſo gefährlich daher dieſer Stand auch allen Vätern und Ehemännern iſt, ſo weiß

dennoch das römische Frauenzimmer von dieser Predilection nichts, dahingegen hat ein schwarzes Abbé-Kleid für sie unwiderstehliche Reize. Dies ist die Stutzertracht des neuen Roms, und da sie so beliebt ist, tragen sie unzählige Menschen, die gar nicht zum geistlichen Stande gehören, als Aerzte, Advokaten, u. s. w.

Eine physische Eigenheit des hiesigen Frauenzimmers ist ihre natürliche Aversion gegen wohlriechende Wasser, und überhaupt gegen alles, was parfumirt ist. Ihre Geruchsnerven werden dadurch so beleidigt, daß Uebelkeiten und Ohnmachten oft die Folgen sind, wenn jemand mit einem solchen Duft ins Zimmer tritt. Ausländer können sich kaum erwehren, dieses für Affektation zu halten. Ich habe jedoch vielfältige Beyspiele hier gesehn, die unleugbar beweisen, daß kein Vorurtheil oder Eigensinn, sondern eine wirklich physische Ursache die Quelle dieses Widerwillens ist.

Obgleich man in vielen großen Städten in Italien die sonderbare Stundenrechnung abgeschaft hat, so wird sie doch hier immer noch beybehalten, da Rom das Vaterland dieser Mode ist. Es war im Jahr 595, nach Erbauung der Stadt, daß Scipio Nasica zuerst eine Wasseruhr in Rom einführte,

welche die Stunden bey der Nacht so wohl als bey Tage anzeigte. Der Tag wie auch die Nacht waren jedes in zwölf Stunden eingetheilt, ohne Unterschied der Jahrszeiten, so daß im Sommer die Stunden des Tages länger, und im Winter kürzer waren, als die Stunden der Nacht. Die erste fing an mit Sonnen-Aufgang, die sechste mitten im Tage, und die zwölfte bey Sonnen-Untergang; alsdann fing die erste Stunde der Nacht an, die sechste war um Mitternacht, und die zwölfte gegen Aufgang der Sonne. Unter den Kaisern fingen sie an gewahr zu werden, daß diese Eintheilung nicht bequem wäre; nach und nach führten sie die Methode ein, die vierundzwanzig Stunden von Mitternacht zu Mitternacht zu zählen, bis endlich der jetzige Gebrauch aufkam, der schon unter Adrians Regierung scheint eingeführt gewesen zu seyn. Dies ist also der Ursprung, der den neuern Italienern eigenen Art die Stunden zu zählen, da wie bekannt nach derselben, die erste Stunde in allen Jahrszeiten mit Einbruch der Nacht anfängt, und so fort bis vierundzwanzig geht; eine Mode, die nirgends in Europa Nachahmer gefunden hat.

Der den Römern von jeher so eigne große Hang zu Schauspielen, kann jezt in dieser heiligen Stadt

nur zur Carnevalszeit befriedigt werden, daher sie sich alsdann auch diesen Vergnügungen auf eine ausschweifende Weise überlassen. Die ärmsten Leute sparen das ganze Jahr durch, und hungern, damit sie sich im Carneval belustigen können. Daher sind auch die Schauspielhäuser um diese Zeit täglich mit Menschen angefüllt; obgleich deren sieben, bisweilen auch acht offen sind, und einige davon eine ungeheure Größe haben. Unter diesen giebt es zwey große Operntheater, bey denen keine Kosten gescheut werden. Die vornehmsten Sänger erhalten für diese kurze Zeit achthundert bis neunhundert Zechinen, und haben ihre Logis im Opernhause, worin sie gleichsam eingesperrt sind, damit sie sich durch Verkältung in dieser Jahreszeit keine Zufälle zuziehn. Es herrscht hier, wie bekannt, der närrische Gebrauch, daß alle Frauenzimmerrollen durch verkleidete Mannspersonen gespielt werden. Auf den Operntheatern geschieht es durch Castraten, wodurch denn, um ein kleines Uebel abzuwenden, ein viel größeres befördert wird. Man sollte glauben, daß diese Verkleidung alle Täuschung aufheben müßte, allein nichts weniger; denn diese Geschöpfe haben es so weit in der Nachahmung gebracht, daß der nicht unterrichtete Zuschauer unmöglich ihr Ge-

ſchlecht errathen könnte. Da durch die Stimme das größte Hinderniß gehoben iſt, ſo bemühen ſie ſich das übrige, in Gang, Stellung, Geberden und Manieren auf das vollkommenſte nachzuahmen, ſo daß auf dieſer Seite das Schauſpiel nicht im geringſten dabey leidet. Ganz anders aber verhält es ſich in den andern Theatern, wo Komödien von elenden Poſſenreißern geſpielt werden. Wenn ſich dieſe nun verkleiden, und mit ihren Bärten, groben Stimmen, und pöbelhaften Geberden zärtliche Frauenzimmer vorſtellen, ſo läßt ſich in der That nichts poßierlichers denken. Ich habe hier Voltairs Zaire geſehn. Ein hieſiger Fleiſcherknecht, der blos fürs Carneval als Komödiant angenommen war, ſpielte die Rolle der Zaire, und reichte ſeine knotigten Fäuſte dem zärtlichen Orosman zum küſſen dar. Bey einer andern Aufführung eben dieſes Trauerſpiels, erſchien einer dieſer Gaukler, und entſchuldigte bey den Zuſchauern die Verzögerung der Vorſtellung damit, weil die Zaire noch beſchäftigt wäre ſich raſſiren zu laſſen. Die meiſten dieſer Komödianten ſind es nicht von Profeſſion, ſondern römiſche Einwohner, welche das ganze Jahr durch andre Gewerbe treiben, und ſich nur zum Carneval als Gaukler vermiethen. Beym

Theater de la Valle spielt ein hiesiger Schustermeister schon seit zwanzig Jahren die Rolle des Pollichinello, wozu er, wie die Kunstverständigen behaupten, vorzügliche Talente besitzen soll. So viel ist gewiß, daß er ein Liebling der Römer ist, und daß ihm seine Possen in wenig Wochen weit mehr einbringen, als sein Handwerk im ganzen Jahr.

Das Theater Tordinone, das von außerordentlicher Größe, im Rang aber das niedrigste ist, zeichnet sich durch eine sonderbare Art von Schauspielen aus. Dieses sind Scenen aus Heldengedichten in dramatische Form gebracht, und durch viele Maschinerien aufgestutzt. Da diese Heldendramen von unwissenden Schmierern zusammengeflickt und von Gauklern farcenartig vorgestellt werden, so können sie freylich, ungeachtet aller Verzierungen und Maschinen, kein Vergnügen gewähren. Indessen ließe sich aus diesen Schauspielen viel machen. Ich habe unter andern die Geschichte des Aeneas auf diesem Theater gesehn, und zwar ungeachtet alles Nachtheiligen nicht ohne Wirkung; da sich das Ganze auf eben die berühmte Stadt bezog, worin ich mich bey dieser Vorstellung befand, und folglich eine Menge Bilder sich meinem Geiste lebhaft darstellen mußten. Oft wurden Virgils eigne

Worte beybehalten, als da, wo die Sybilla dem Aeneas die zukünftige Größe Roms weissagt. Man sahe hier den Styx, den Tartarus, Elysium, u. s. w. Ueberhaupt sparen die Römer bey Theaterverzierungen keine Kosten, da die Menge der Maler diese Anstalten erleichtert. So schlecht auch die Theatertänze in ganz Italien sind, so sind sie doch hier vorzüglich elend, wegen der Mannspersonen in Frauenskleidern. Diese Ballets, die gewöhnlich eine Stunde lang dauren, und ohne alle Kunst und Erfindung sind, sehen die Römer mit Entzücken an, obgleich sie für jeden Fremden unausstehlich sind.

Wenn der Mangel an Schauspielen in einer so großen Stadt beym Pöbel durch die oben beschriebenen Kirchspielfeste einigermaßen ersezt wird, so leisten die Festins, die bey Anwesenheit vornehmer Gäste gegeben werden, dem feinern Theile der Einwohner dieselbigen Dienste. Hierin zeichnet sich der römische Adel vorzüglich aus, und zeigt eine übertriebene Verschwendung, die gar nicht seiner filzigen Lebensart, aber völlig seinem Stolze entspricht. Bey so bewandten Umständen ist es hier für fremde Minister sehr schwer durch Festins zu glänzen. Der venetianische Botschafter versuchte

es indessen 1780 durch einen maskirten Ball zu thun, der vielleicht nie seines gleichen in Europa gehabt hat. Die Gesandten dieser Republik wohnen beständig in dem ihr zugehörigen Palast von St. Marcus, der ehmals ein Eigenthum der Päbste war, allein an Venedig käuflich überlassen wurde. Der Pabst Paul II., ein Venetianer, ließ ihn 1474 erbauen. In ganz Rom ist kein so gothisches Gebäude als dieser Palast, dessen Größe aber außerordentlich ist, und daher Gelegenheit zu dem ausschweifenden Entwurf gab, wovon hier die Rede ist. Die Veranlassung dazu war eine Intrigue, die als Beytrag zur Geschichte der Hofränke verdient angemerkt zu werden.

Als sich im bemeldten Jahre der Erzherzog Ferdinand mit seiner Gemahlin in Rom befand, berathschlagten sich die hiesigen Großbotschafter der auswärtigen Mächte um die Maaßregeln, diesen hohen Gästen Vergnügen zu verschaffen. Es sind jezt nur vier Ambassadeurs hier, der Französische, der Spanische, der Venetianische und der Maltheser. Das Resultat der Berathschlagungen war, daß die beiden ersten eine große Mahlzeit geben, da die kurze Zeit des Aufenthalts keine andre Anstalten verstatteten, die andern aber die Zurückkunft des

Erzherzogs aus Neapel erwarten wollten, weil alsdann sein Aufenthalt in Rom einige Monate dauern würde. Der Maltheſiſche Botſchafter aber, ein Franzoſe, fand für gut insgeheim auch ein Dine' zu veranſtalten, und dadurch dem Venetianiſchen den Rang abzulaufen. Die Einladung wurde angenommen, und der folgende Tag darauf zur Abreiſe beſtimmt. Jedermann, der Höfe und die Wirkungen der Rangſucht kennt, wird ſich den Zorn und die Wuth des Venetianers leicht vorſtellen können. Die durchlauchtigſte Republik Venedig, die in ihrem Wahne ſich unter die erſten Mächte der Erde zählt, ſo hintennach zu ſetzen, war freylich ein großer Frevel. Der erſte Schritt, den der beleidigte Miniſter that, war, es durch Bitten dahin zu bringen, daß die Abreiſe einige Tage verſchoben würde, damit er auch mit ſeiner Mahlzeit aufwarten könnte. Es geſchah, man ſpeiſte bey ihm, und reiſte ab. In wieferne der durch dieſen Vorfall ſehr erzürnte Senat von Venedig ſich am Maltheſer Orden rächen wird, muß die Zeit lehren. Genug, der Bothſchafter erhielt Befehl, bey der zweiten Anweſenheit dieſer vornehmen Gäſte in Rom, keine Koſten zu ſparen, um der Republik Ehre zu machen. Es wurde daher im Palaſt St.

Marcus eine Maskerade gegeben, wozu alle Einwohner der Stadt Rom ohne Unterschied durch angeschlagene Zettel eingeladen wurden. Niemand wurde abgewirsen, als solcher Pöbel, deren Anzug nicht zulaßbar war. Um acht Uhr wurden die Thore geöfnet, und eine Welt von Larven ergoß sich in den Palast. Dieses währte bis um zehn Uhr, da denn niemand mehr eingelassen wurde, so daß viele Standespersonen, ja selbst Leute vom ersten Range, die zeitig genug zu kommen glaubten, abgewiesen wurden. Dieser Befehl war äußerst nöthig, da die ungeheure Menge der Anwesenden bereits alle Säle, Zimmer, Gallerien und Gänge anfüllten, und zwar so daß man sich kaum regen konnte, und es Stunden lang unmöglich war, aus einem Zimmer ins andre, ja oft von der Stelle zu kommen. Die Anzahl der Masken war über 12,000. Die Hitze war erstickend, und die häufig vorhandenen Erfrischungen nur mit Lebensgefahr zu erhalten. Die Schenktische waren vom römischen Pöbel besezt, der diese Gelegenheit zu schmaußen im vollen Maaße nutzen wollte, und daher diesen vortheilhaften Posten behauptete. So war ein Fest beschaffen, das anstatt Vergnügen zu gewähren, die größten Unbequemlichkeiten erzeugte, und sich

blos durch das Außerordentliche und Neue auszeichnete.

Die Römer disputiren den Neapolitanern den Ruhm, die besten Musikverständigen in Italien zu seyn, und viele Kenner geben ihnen hierin Beifall, so sehr es auch hier an Anstalten zur Erlernung der Tonkunst mangelt, die hingegen nirgends häufiger und besser wie in Neapel sind. Um diese Meynung zu behaupten, wird unter andern Gründen angeführt, daß nie eine Oper, als der höchste Gegenstand der Musik, in Rom gefallen habe, die nicht auch in Neapel Beyfall erhalten hätte; dahingegen viele, die man am leztern Orte bewundert habe, in Rom mißfallen hätten, wodurch sie folglich den feinern Geschmack in der Kunst beweisen wollen. Gewiß ists, daß die Nerven der Römer für die Tonkunst außerordentlich empfindbar sind. Man sieht dieses bey den Opern, wenn vortrefliche Arien gesungen werden; viele weinen für Entzücken, bey Andern glüht das Gesicht vor Vergnügen, und alle scheinen gerührt zu seyn. Dieser Enthusiasmus verleitet sie oft zu sonderbaren Ausschweifungen. Es ist nichts neues, nach vollendeter Oper noch eine Stunde und länger im Schauspielhause zu bleiben, um unaufhörlich klatschen und jauchzen zu

können, wenn ihnen die Musik sehr gefallen hat; ja es werden neue Lichter angesteckt, damit sie diesen tobenden Beyfall nach Belieben verlängern können. Bisweilen wird auch der Componist einer solchen Oper vom Volke mit samt seinem Sitz aus dem Orchester auf das Theater getragen. Der lezte, dem diese Ehre widerfuhr, war der berühmte Jomelli: allein im folgenden Jahr mißfiel eine andre Oper von ihm so sehr, daß er von dem wüthenden Volke gezwungen wurde, noch während der Vorstellung das Orchester, ja selbst das Schauspielhaus zu verlassen; ein Vorfall, der ihn so sehr kränkte, daß er sogleich aus Rom reiste, und es nie wieder betrat.

Der berühmte Misliwezech, ein Böhme, der 1782 in Rom gestorben ist, hätte gewiß bey vorerwähnten Feyerlichkeiten ein ähnliches Schicksal gehabt, wenn man ihn nicht aus Achtung für den anwesenden Erzherzog Ferdinand verschont hätte. Dieser Mann hatte sich in Neapel durch neun von ihm geschriebene Opern Beyfall erworben, und erhielt daher den Auftrag, die Musik für ein hiesiges Operntheater zu componiren, weil man den ihn beschützenden Erzherzog durch diese Wahl ein Vergnügen mehr zu machen hoffte; allein es fiel

ſchlecht aus, und ganz Rom war der Meynung, daß man nie eine elendere Muſik gehört hätte.

Die häufigen Kirchenmuſiken unterhalten dieſen Hang zur Tonkunſt, den man auch des Nachts auf den Straßen gewahr wird, wo man ganze Schaaren von gemeinen Leuten ſpazierengehn ſieht, die ein ſingendes Chor formiren. Man rechnet hier zweyhundert Caſtraten, die alle bey gewiſſen Kirchen engagirt ſind. Manche hat deren acht auch zehn im beſtändigen Solde. Hiedurch werden ſie aus Neapel, als dem Caſtratenlande, hergelockt, denn hier iſt dieſe Verſchneidung bey Strafe der Excommunication verboten.

Die Schauſpielhäuſer ſind in Rom zwar vom heiligen Dreykönigsfeſt bis zum Aſchermittwoch offen, allein das eigentliche Carneval, das in dem Wortverſtande der Italiener nur die Maſkeradenzeit iſt, dauert nur acht Tage lang, und zwar die lezte Faſchingswoche. An dieſen Tagen allein iſt es den Römern erlaubt, ſich vier bis fünf Stunden lang zu maſkiren, wozu das Zeichen alle Mittage um zwölf Uhr vom Capitol mit einer Glocke gegeben wird. Da man aber von dem ausſchweifenden Pöbel, den man das ganze Jahr den Maulkorb umlegt, in ſolchen Stunden alles zu fürchten

hat, so werden die wirksamsten Maasregeln genommen, allem Unheil vorzubeugen. Alle Truppen des Pabsts zu Pferd und zu Fuß sind sodann unterm Gewehr, und in beständiger Bewegung, alle Sbirren in die Gegenden, wo der größte Zufluß ist, vertheilt, und die Schnellgalgen mit Stricken bespannt, damit die Störer der Ruhe sogleich geschaukelt werden können.

Dieses ist die gewöhnliche Strafe in Italien, wenn man jemand nicht auf die Galeeren schicken will; eine Methode, die mehr wie alles andre in diesem Lande den Stempel der Barbarey trägt. Man bindet nämlich den Verbrechern die Hände auf den Rücken, befestiget Stricke an ihre Arme, und zieht sie sodann von hinten eine Höhe von fünfzig bis sechzig Fuß hinauf, so daß die Last des ganzen Körpers auf diese völlig aus ihren Muskeln gedrehte Arme ruht; hernach läßt man diese unglückliche Menschen in eben der Lage mit großer Schnelligkeit wieder herunter fallen, jedoch so daß sie nicht den Boden berühren. Durch diese unsinnige Strafe werden gesunde und starke Leute, oft in ihrem ersten Jugendalter, vorsezlich zu Krüppeln gemacht, und dieses in einem Lande, wo Menschenhände so nöthig sind, wo man die Arbeit so sehr scheut, und

wo das Betteln keine Schande ist. Ich kehre indessen von diesem Schreckbilde der Carnevalsbrüder zum Carneval selbst zurück.

Da diese Favoritlustbarkeit der Italiener hier nur auf so kurze Zeit eingeschränkt ist, so ist sie desto lebhafter und anziehender, daher sich auch eine Menge Fremde aus allen Gegenden Italiens, selbst aus Venedig, hier einfinden. In der That stellt die große Straße il Corso ein sonderbares Schauspiel dar. Ganz Rom ist in dieser schönen Hauptstraße versammlet, die eine italienische Meile lang ist; aus allen Fenstern und Balcons der Häuser und Paläste hängen Tapeten; sie sind größtentheils mit Frauenzimmern angefüllt, die in diesen festlichen Stunden all ihren Putz zu Eroberungen aufbieten; überdem sind eine Menge Amphitheater errichtet, und die ganze Straße auf beiden Seiten mit Stühlen besezt, die an die Zuschauer vermiethet werden. Die Mitte der Straße ist für die Kutschen und Fußgänger. Die Kutschen und Wagen aller Art sind größtentheils mit Masken angefüllt, und selbst die Bedienten und Kutscher sind maskirt. Die Fahrt geschieht die eine Seite herauf, die andre herunter, mit vieler Ordnung. Keine Kutsche darf geschwinde fahren oder lange stille

halten, noch den Zug anders als an einem bestimmten Orte verlassen. Diese und andre Anstalten sind nöthig, die zahllose Menge Fußgänger in Sicherheit zu stellen, welche die Straße gleichsam bedecken, und die possierlichsten Figuren darstellen. Die ärmsten Mädchen, deren Garderobe sonst höchst einfach ist, haben ihre Maskeradenkleidung, die ihnen lebenslang Dienste leistet. Gegen Abend geschieht das Wettrennen von funfzehn, zwanzig, auch mehrern Pferden, und hiemit hat die öffentliche Maskerade ein Ende. Jedermann wird festgenommen, der nach dieser Zeit mit verlarvtem Gesichte auf der Straße angetroffen wird. Die Kleidung aber ohne Larve ist erlaubt. Viele gehen mit derselben in die Schauspiele. Nach geendigten Opern fangen die Redouten an, die sehr glänzend sind. So geht es alle acht Tage durch. Die Römer nennen diese Zeit otto giorni di paradiso, acht paradiesische Tage.

Auf dieses frohe Leben folgen die traurigen Fasten, die hier mehr wie irgendwo Melancholie verbreiten. Je geschwinder die fröhlichen Tage verflossen sind, je langsamer scheint hier die Zeit in den Bußethuenden fortzukriechen. Man rieth dem Pabst Lambertini, die Fastenzeit in verschiedene Epochen durch alle Jahreszeiten zu vertheilen, um

die jetzige Länge derselben nicht so empfindend zu machen. Seine Antwort war: „Alsdann würden „wir das ganze Jahr Carneval, und gar keine Fa„sten haben.“

Kein Kardinal besucht die Schauspiele, die meisten Bischöffe und die vornehmsten Prälaten folgen diesem Exempel. Geschieht es, so ists im äußersten Incognito. Der Gouverneur von Rom aber, obgleich ein Geistlicher, ist seiner Würde halber verbunden, bey der Eröfnung der zwey Haupttheater gegenwärtig zu seyn, daher sie auch in beiden Häusern nicht am nämlichen Tage geschieht. Er hat die Ehre, daß die ganze Versammlung auf ihn zu warten genöthigt ist, er muß sie aber theuer bezahlen; denn der Etikette gemäß, muß er an diesem ersten Tage die drey untersten Reihen Logen mit Erfrischungen und Confituren bedienen lassen, die zwischen den Akten ungefodert von seinen Bedienten in Gallalivree auf kostbarem Silbergeräthe und unter Vorhertragung von Wachskerzen jedermann präsentirt werden. Zehn auch zwölf Logen werden allemal zu gleicher Zeit auf diese Art bedient, woraus denn ein Schauspiel entsteht, das, bey der durch die zahlreiche Versammlung trotz des Winters verursachten Wärme, eben nicht das un-

angenehmste ist. Die Theater, worin dieses vorgeht, heißen Aliberti und Argentini, beide von sechs Reihen Logen übereinander, deren jede Reihe sechs- unddreyßig verschiedene Logen enthält. Die Damen erscheinen an diesen Erfrischungstagen in ihrem größten Putz mit allen ihren Kleinodien behangen.

Man hat seit 1778 ein possierliches Vergnügen mit dem Ende des Carnevals verbunden. Unter der scherzhaften Idee, das Carneval zu Grabe zu bringen, wird am lezten Abend desselben die ganze Straße il Corso auf eine sonderbare Weise erleuchtet. Jedermann, vom gemeinsten Pöbel bis zur Fürstin, trägt brennende Lichter in den Händen. Viele haben deren zu Dutzenden, ja zu Hunderten auf Stöcken und Pyramiden befestigt, die Damen in ihren glänzenden Equipagen sind ebenfalls damit versehn. Die Bedienten, die hinten auf den Wagen stehen, tragen ganze Maschinen mit Lichtern besezt, die Deckel der Kutschen sind damit bedeckt, ja viele zieren sogar die Pferde mit Lichtern. Diese außerordentliche Belustigung dürfte wohl nicht ohne Nachahmung und Verbesserung bleiben, und alsdann würden wir nicht länger das chinesische Laternenfest als eine sonderbare Merkwürdigkeit

anſehn. Die Egypter, die Griechen, und die Peruaner hatten ſolche Feuerfeſte, indeſſen gehörten ſie bey dieſen Völkern zu den Religionsgebräuchen, die vielleicht eine eben ſo geringfügige Veranlaſſung hatten. Einige luſtige Köpfe bekamen vor ein paar Jahren den Einfall, dem abſcheidenden Carneval hiedurch die lezte Ehre zu erweiſen, und nun brennen ſchon Millionen Lichter. Sollte ſich dieſer Scherz ausbreiten und gemein werden, ſo wird es in der Zukunft nicht an ſcharfſinnigen Männern fehlen, die behaupten werden, daß wir dieſen Gebrauch von den Chineſern her hätten, ſo wie dieſe hingegen, nach der eben ſo ſcharfſinnigen Behauptung des de Guignes, ihn von den Egyptiern erhalten haben ſollen.

Zwölfter Abschnitt.

Neapel. Lage. Charakter der Neapolitaner. Blut des heil. Januarius und andrer Heiligen. Castraten. Lazaroni. Banditen. Charakteristik dieser Menschenklasse Ehrenhandlung eines Banditen-Anführers. Vapos oder Nordbeschützer. Seltenheit des Diebstahls Prozeßsucht. Pederastie. Hausdienst. Aqua Tofana. Gebräuche. Bauart. Wohlthätigkeit. Königliche Vorrechte. Carneval. Schauspiele. Türkischer Hofstaat in Neapel, eine ganz außerordentliche Maskerade. Adel. Bibliotheken. Herculanische Handschriften. Kunst- und Alterthumsschätze. Herculanum. Pompeja. Portici. Merkwürdige Gegenstände unweit der Stadt. Vesuv. Landtruppen und Marine. Admiral Byng's Uhr, eine Erneuerung der berühmten Handlung des Römers Popilius. Beschluß.

Es ist vielleicht kein so herrlicher Erdraum in allen Welttheilen als die Gegend um Neapel; ein Strich Landes, der schon vor zweytausend Jahren sich durch paradiesische Annehmlichkeiten so sehr auszeichnete, daß Hannibals Ehrgeiz darin erschlaffte, seine Krieger weichlich wurden, und Virgil für die elysischen Gefilde keinen bessern Ort zu finden glaubte. So reichlich hatte schon damals die Natur alle ihre Schätze an dieses Land ver-

ſchwendet. In der That kann ſich die fruchtbarſte Fantaſie kein hinreichendes Bild von den ſchönen, großen und außerordentlichen Gegenſtänden machen, die ſich hier dem entzückten Auge darſtellen. Der ſchönſte Meerbuſen, der ſich denken läßt, in einem halben Zirkel; die Küſten deſſelben mit Weingärten, Wäldern und zahlloſen Villas geziert; in deren Mitte die große Stadt Neapel in ihrer amphitheatraliſchen Lage mit ihrem zierlichen Hafen; im Proſpekt das Meer, die Inſel Caprea, jezt Capri genannt, und der Veſuv. Alles dieſes vereinigt, bildet ein Ganzes, das jede Beſchreibung übertrifft. Man vergißt in den erſten Tagen ſeines Hierſeyns Künſte und Menſchen, und iſt ganz allein mit der lebloſen Natur beſchäftigt.

Der Charakter der Neapolitaner hat viel eigenes, und iſt beſonders von dem Charakter ihrer nächſten Nachbarn, der Römer, außerordentlich verſchieden, daher ſie ſich auch einander von ganzem Herzen haſſen; die leztern treiben dieſen Haß vorzüglich weit, der ſelbſt die klügſten und ſanftmüthigſten Menſchen beherrſcht, die den Neapolitanern durchaus in keinem Falle Gerechtigkeit wollen wiederfahren laſſen.

Unstreitig ist diese Nation die unaufgeklärteste in Italien, daher sie auch die andächtigste, oder eigentlich zu reden die am meisten abergläubige ist. Es ist wohl kein mehr sicherer Criterion der Cultur eines Volks, als das Maas dieser sogenannten Andacht. Man betrachte aus diesem Gesichtspunkt alle Länder und Provinzen in Europa, die protestantischen ja nicht ausgenommen, so wird man die Bestätigung dieses Satzes finden.

Ein Chineser, der, ohne Europa zu kennen, von Rom nach Neapel käme, würde nimmermehr glauben, daß beide Städte ganz einerley Religion haben, noch weniger daß der Hauptsitz derselben in derjenigen von beiden sey, die sich bey allen Andachtsübungen am laulichsten zeigt. Denn wahrlich im Vergleich mit den Neapolitanern sind die Römer Freydenker. Die Processionen sind in Neapel auch weit häufiger und kostbarer wie in Rom, ihre Kirchen sind prächtiger geschmückt, und viel reicher an Silberzeug; ihre Klöster zahlreicher an Mönchen und Nonnen, und ihr Aberglauben unendlich ausschweifender. Dies ist die einzige große Stadt in Europa, die noch am Ende des achtzehnten Jahrhunderts jährlich der Welt mit dem Blute des heiligen Januarius ein großes geistliches Possenspiel darstellt,

das nicht allein von allen vernünftigen Katholiken verspottet, sondern selbst von dem katholischen Pöbel andrer Länder verlacht wird.

Diese Farce wird einigemal im Jahre wiederholt, und zwar mit einem unaussprechlichen Frohlocken des Volks, wenn das Blut bald zum fließen gebracht wird, als welches für ein Zeichen der guten Disposition des Schutzheiligen gegen die Stadt Neapel gehalten wird. Dieses Fließen hängt größtentheils von den Priestern ab; daß aber ein Theil der dazu gehörigen Kunst- und Handgriffe verloren gegangen ist, und sie also nicht ganz Meister ihrer Rolle sind, wird daraus wahrscheinlich, daß man bisweilen dem die heilige Flasche handhabenden Priester sich Stunden lang quälen und vor Angst schwitzen sieht, bevor er das Blut flüßig machen kann. Ist es geschehen, so ertönt in allen Straßen der Ausruf: „Das Wunder ist gethan!“ Glocken und Kanonen verkündigen es sogleich, man schickt eiligst dem Könige davon Nachricht zu, und wann er nicht in der Stadt ist, so wird ein Courier mit dieser glücklichen Bothschaft an ihm abgefertigt.

Es ist zu vermuthen, daß die Bewegung und Wärme der Hände, die dem Anschein nach compacte Materie in der Flasche flüßig machen muß.

Man zeigt diese Flasche vor und nach dem Wunder den am Altar knienden Personen, wo man denn sehr deutlich sehen kann, daß die flüßige Substanz gar nichts mit Blute gemein hat, weil sich dieses sonst an dem Glase ansetzen würde. Ein jeder Fremder kann ganz in der Nähe ein Augenzeuge dieser sonderbaren Scene seyn; nur muß er sich alle Ceremonien gefallen lassen, und weder Knie noch Brust schonen; er muß Herr seiner Gesichtszüge seyn, und ja keinen Ungläubigen verrathen, sonst ist er vor der Wuth des Pöbels nicht sicher. In Rom habe ich Protestanten in Kirchen während dem Gottesdienst auf eine sehr ungeziemende Art lachen sehn; man hat aber entweder es nicht geachtet, oder sie bescheiden an das Unschickliche ihres Betragens erinnert; hier hingegen würde das kleinste Versehn, die Uebertretung einer Ceremonie sogar, gefährliche Folgen haben. Gott, der Schöpfer des Weltalls, scheint eine sehr untergeordnete Rolle neben diesem Heiligen zu spielen; auch ist der höchste Schwur der Neapolitaner: „Bey dem „Blute des heiligen Januarius."

Da dieses Blut der hiesigen Geistlichkeit so große Dienste that, so war natürlich zu erwarten, daß das Blut andrer Heiligen auch in Bewegung

kommen würde. Und in der That sind auch der heilige Stephanus, der heilige Johannes, der heilige Pantalon und andere Heilige nicht zurückgeblieben, sondern fahren beständig fort, hier in verschiedenen Kirchen solche Blutwunder zu thun. Ja, was alles dieses, und selbst das Wunder des heiligen Januarius übertreffen sollte, und doch durch einen seltsamen Widerspruch der Wunderfreunde kaum erwähnt wird, ist die Milch der Jungfrau Maria, die hier in einer Minoriten-Kirche aufbewahrt, und an gewissen Festtagen auch fließend wird.

Neapel hat ganz eigne Menschen-Klassen, die man nur hier allein findet. Es ist das Vaterland der Castraten, der einzige Wohnplatz der Lazaroni, und der Hauptsitz der Banditen. Nur in dieser einzigen Stadt geschehn die abscheulichen Verstümmelungen, die zu den europäischen Opern so nöthig gefunden werden. Durchaus sind es Leute vom niedrigsten Pöbel, die ihre Kinder zu dieser Operation hergeben, in der Hofnung, daß sie dereinst im Stande seyn werden, ihren Aeltern Gutes zu thun. In dieser Hofnung aber werden sie auf mannichfaltige Art betrogen. Oft entwickelt sich auch die Stimme nicht, oder das castrirte Kind

zeigt keine natürliche Anlage zur Musik. Solche Kinder werden sehr zeitig in die Lehre gethan, wobey mit dem Lehrer der Vergleich gemacht wird, daß er, sobald sein Zögling im Publico auftreten kann, einige Jahre lang dessen Besoldung ziehe. Dieses ist die Belohnung für seinen Unterricht, der von der Peitsche unzertrennlich ist. Man kann also sagen, daß diese schöne Kunst, die den obersten Rang unter den Ergözlichkeiten der Höfe einnimmt, den castrirten Sängern im eigentlichsten Verstande mit der Peitsche inoculirt wird.

Die Anzahl dieser Schlachtopfer ist hier so groß, daß sie weit das Sing-Bedürfniß aller Könige und Fürsten übersteigt; daher hat man ihnen auch erlaubt, in den geistlichen Stand zu treten. Sie können aber nur Weltpriester werden, wobey ihnen verstattet wird, Messe zu lesen. Da nun hiezu nach den Kirchengesetzen ein unverstümmelter Mensch nothwendig erfodert wird, so hat man die sophistische Auskunft getroffen, daß ein solcher Priester die ihm ausgeschnittenen Theile zu sich stecken muß, wenn er sich dem Altare nähert.

Es ereignete sich hier vor wenig Jahren mit einem Sänger, Namens Balani, ein sehr sonderbarer Zufall. Dieser Mensch kam auf die Welt

ohne ſichtbare Zeichen derjenigen Theile, die bey der Caſtrirung ausgenommen werden. Man hielt ihn alſo für einen gebornen Caſtraten; ein Gedanke, der durch ſeine Stimme beſtätigt wurde. Er lernte die Muſik, und ſang einige Jahre auf den Theatern mit Beyfall. Eines Tages aber griff er ſich bey der Vorſtellung einer Oper in einer Arie ganz ungewöhnlich an, durch welche Anſtrengung denn auf einmal die Natur die bisher verborgen gehaltenen Theile herausſchlüpfen ließ. Sie nahmen den gehörigen Ort ein, und von dem Augenblick an, noch während dem Singen, verlor ſich die Stimme.

Die Lazaroni ſind eine Menſchen-Gattung, die keine einzige Stadt in der Welt beſitzt, und die daher als ein wahrhaft moraliſches Phänomen betrachtet werden können. Man rechnet die Anzahl dieſer Menſchen auf vierzigtauſend, die weder Stand, Beſchäftigung, Eigenthum, Wohnung noch Lebensunterhalt haben, ſich durch die äußerſte Dürftigkeit auszeichnen, und dennoch in einer gewiſſen Vereinigung leben. Hiedurch bilden ſie einen furchtbaren Körper, der die Regierung oft in Schrecken geſezt hat. Die überaus große Fruchtbarkeit des Landes, das heiße Clima, und die Trägheit haben hier dieſe Menſchenklaſſe erzeugt. Ein

Lazarone begnügt sich oft ganze Wochen lang, blos von Früchten zu leben, die hier die Erde so vortreflich und in solcher Menge darbringt; seine körperliche Bedeckung ist äußerst gering, denn er ist fast nackend, und seine Wohnung nicht in Häusern, sondern auf den Gassen der Stadt. Hier schläft er auch, und ist zufrieden, wenn er nur ein Obdach findet, das ihn für die üble Witterung schützt. Bey so wenigen Bedürfnissen ist zu ihrem Unterhalt der kleinste Gewinn hinreichend, den sie auf sehr mannichfaltige Art erlangen. Man braucht sie zu Tagelöhnern, Boten, Trägern, u. s. w.; auch sind sie mit einer schlechten Belohnung zufrieden. Es ist merkwürdig, daß diese Leute fast gar keine Insolenz zeigen, ob man gleich glauben sollte, daß der Gedanke an ihre zahlreichen Haufen, sie dazu verleiten könnte. Im Gegentheil sind sie demüthig, und ertragen geduldig die Verachtung und Beleidigungen, die ihnen von dem andern Pöbel angethan werden. Dieses ist auch durchaus nöthig, denn wenn der Körper ein jedes einzeles Mitglied beschützen und rächen sollte, so würde Neapel eine Mördergrube werden. Da sie außer dieser Stadt an keinem Orte nach ihrer Art würden leben können, so vermeiden sie alles, was sie davon entfernen

kommen. Es iſt daher auch unerhört, daß ſich einer der Lazaroni zum Banditen hätte brauchen laſſen.

Dieſe Banditen ſind hier ſehr zahlreich, werden von vornehmen Perſonen beſchützt, haben viele Zufluchtsörter, und erhalten für ihre Mordthaten richtige Bezahlung. Indeſſen iſt dieſe gering, denn oft ſind blos einige Zechinen der bedungene Preiß für das Leben eines Menſchen. Wie gleichgültig ſie dieſes Mordgeſchäfte anſehn, beweiſt die Kaltblütigkeit und Dreiſtigkeit, womit ſie morden. Ich habe hier mit eignen Augen eine ſolche That geſehn, da nach geendigter Oper die Zugänge des Schauſpielhauſes voller Menſchen waren. Zwey Perſonen, von welchen der eine ein Offizier war, waren die geweiheten Opfer. Man ließ ſie ruhig in ihre Kutſche ſteigen, und ehe ſolche wegen des Gedränges fortfahren konnte, traten zwey Banditen zu gleicher Zeit hinzu, und gleichſam mit Einem Tempo geſchahen beide wohlgezielte Dolchſtöße, die zwey geſunde nichts befürchtende Männer in einem Augenblicke zu blutigen Leichen umſtalteten. Es wurde den folgenden Tag überall bekannt, daß der liederliche Sohn eines vornehmen Miniſters dieſe Expedition beſorgt habe, die auch gar keine Folgen hatte.

Man würde sich irren, wenn man diese Banditen als Ungeheuer betrachten wollte. Sie sind es zwar nach unsern Begriffen, allein sie selbst, durch Erziehung, Gesetze und Religionsbegriffe gerechtfertigt, betrachten ihr sauberes Gewerbe nicht in so schwarzem Lichte. Daß sie durch Mordthaten Sünde begehen, wissen sie sehr wohl, allein eine Sünde, wovon sie der nächste Beichtstuhl befreyt; sie haben daher blos die ihnen zuerkannten Bußübungen vor Augen, und dürfen nur das Verhältniß zwischen diesen, die mehrentheils in Gebeten bestehn, und dem erworbenen Mordgelde berechnen. Da überdem so viele dieser Verbrechen ungeahndet bleiben, und die geahndeten selbst nur durch einige Jahre Galeerenarbeit gestraft werden, so weiß ich nicht, woher der unwissende Bandit die wahren Begriffe von seinem infamen Handwerk hernehmen soll. Da es einträglicher als andre Handarbeiten ist, und dieses Lohn noch dazu durch Müßiggang verdient wird, ein Umstand, der in diesem Klima sehr in Betrachtung kommt, so geht er seinem Brode nach, und mordet unbekümmert fort. Die häufigen Vorfälle dieser Art erzeugen auch bey dem Volk eine Gleichgültigkeit, die ausserordentlich auffällt. Man spricht hier von einem

Ermordeten ungefähr in dem Ton, wie bey uns, wenn jemand auf der Straße gefallen iſt. Iſt der Mörder kein Bandit, ſondern ein Ehrenmann, der in ſeinen eigenen Angelegenheiten ſolche That verübt, ſo kann er ſicher auf das Mitleiden des umſtehenden Volks rechnen, das ihn beklagt, und zur Flucht alle Hülfe leiſtet. Von allen Seiten hört man das Wort: Povezetto! wodurch nicht der Ermordete, ſondern der Mörder beklagt wird. Welch ein ungeheurer Kontraſt mit England, wo das Leben des geringſten Menſchen ein Gegenſtand der allgemeinen Aufmerkſamkeit iſt, wo weder Rang noch Reichthümer den Mörder retten können, und wo, ihm die Flucht zu verwehren, ſelbſt Standesperſonen Hand anlegen!

Die Banditen beichten oft, gehen fleißig in die Meſſe, beobachten genau ihre Faſten, und rufen täglich den heil. Januarius an. Auf dieſe Weiſe glauben ſie ihre Religienspflichten zu erfüllen, und dereinſt ſelig zu ſterben. Vor einigen Jahren wurde hier ein Bandit vor Gericht gebracht, der viele Mordthaten begangen hatte. Er geſtand ſie ohne zu läugnen, ja er bekannte noch mehr Schandthaten, als man von ihm wußte. Als man aber unter andern Fragen auch dieſe an ihn that: ob er

auch die Fasten beobachtet habe? ward er böse. Dieser Zweifel beleidigte ihn außerordentlich, und veranlaßte ihn seine Richter mit Bitterkeit zu fragen: ob sie ihn denn nicht für einen Christen hielten?

Manche dieser Banditen stehen unter einem Anführer, der mehr Muth, mehr Verschlagenheit, mehr Geld, und was hiebey das vornehmste ist, mehr Protection, oder eigentlich zu sagen, mehr Kunden hat, wie sie selbst. An einen solchen wendet man sich mit seinem Anliegen, und findet ihn jederzeit bereit, den verlangten Liebesdienst zu übernehmen. Von Einem dieser Anführer, der in seinem Beruf streitend gestorben ist, weiß man einen sehr sonderbaren Zug, der diese Gattung von Sterblichen charakterisirt. Er wird von einem ihm unbekannten Edelmann gedungen, einen Menschen in die andre Welt zu schicken, den er an einem gewissen Ort, zu einer bestimmten Stunde, und in einer genau bezeichneten Kleidung antreffen würde. Der Bandit nimmt das Handgeld und giebt sein Wort, das Verlangte auszurichten. Einige Stunden nachher erhält er von eben diesem zum Tode ausgezeichneten Unbekannten auch den Auftrag, seinen Feind umzubringen, der niemand anders als der vorgedachte Mordfreund war. Man beschreibt ihm,

ohne deſſen Namen zu ſagen, Ort, Stunde und Kleidung, und bezahlt ihn reichlich voraus. Der Bandit, der nichts argwohnt, verpfändet ſeine Ehre, daß nichts den andern vom Tode retten ſoll. Die für beide Rachſüchtige ſo entſcheidende Nacht bricht an. Die Mörder finden ſich an dem beſtimmten Ort ein, treffen den zweiten Beſteller an, und expediren ihn in der Geſchwindigkeit. Die nächſte Stunde war für den andern bezeichnet. Sie nehmen ihre angewieſene Plätze ein, während der Zeit der Anführer auf ſeinen Raub lauert. Der Unglückliche erſcheint, und indem ſie ſich nähern, erkennen ſie einander. Der Bandit erſchrickt, da er in ſeinem Kundmann das beſtimmte Schlachtopfer erblickt. Er giebt ihm mit wenig Worten von ſeinem vollzogenen Auftrage Nachricht, entdeckt ihm aber auch zugleich, daß er einen ähnlichen ihn ſelbſt betreffenden von ſeinem ermordeten Feinde erhalten habe. Er bezeigt ihm ſein Beyleid über dieſen Umſtand, und betheuert ſeine Unwiſſenheit, die dies Mißverſtändniß veranlaßt habe. Der Kundmann begreift von allen dieſen Klagen nichts, bis er den ſonderbaren Schluß der Rede hört: „Da nun Ihr „Feind, der mich gedungen hat, todt iſt, und er mir „alſo keine Vorwürfe machen kann, wenn ich Sie,

„mein Herr, leben ließe, so habe ich doch Geld em„pfangen, Sie umzubringen, und ihm deshalb „mein Ehrenwort gegeben. Dieses muß ich „halten.“ Eine Versicherung, die mit einem Dolchstoß begleitet war, der die Scene endigte.

Da verliebte Abentheuer oft solche Folgen haben, und diese Abentheuer von einem so warmen Klima ganz unzertrennlich sind, so hat man einen guten Gebrauch eingeführt, der von Palermo hieher gekommen ist. Man läßt sich nämlich, wenn man nicht sicher ist, von einer Art Menschen, die hier Vapos heißen, überall begleiten. Diese Leute sind stark bewafnet, von anerkanntem Muth und Leibeskräften, und überdem mit den Banditen bekannt, zu denen sie sich selbst gelegentlich gesellen, daher man unter ihrem Schutze ganz sicher ist. Sie werden sehr gut bezahlt: eine, auch zwey Zechinen den Tag; dafür verlassen sie aber auch ihren Schutzling *) nicht einen Augenblick, sondern verfolgen ihn wie sein Schatten. Des Nachts sogar schlafen sie in ihren Mänteln gehüllt vor seiner Thüre auf der Erde. Einer meiner Freunde stand

*) Obgleich dieses neue Wort nicht im Adelungschen Wörterbuche steht, so verdient es doch vielleicht darin eine Stelle.

mit einer Dame in Verbindung, die für ihn sehr besorgt war, daher sie ihm unwissend einen solchen Napo miethete, der ihn überall begleiten mußte. Die ersten Tage lebte er in steter Todesangst, weil er seinen Schutzgeist für seinen Verfolger ansah, bis ihm das Räthsel erklärt wurde.

Indessen so häufig die Mordthaten auch hier sind, so ist doch der Diebstahl selten, wovon ich im vierten Abschnitte die Ursache angegeben habe. In einer des Nachts unerleuchteten Stadt, bey so vielen Schlupfwinkeln, und einer höchst elenden Polizey, würden die Diebe freyes Spiel haben. Allein ungeachtet der großen Dürftigkeit unterbleibt es. Man trägt ganze Körbe mit Silberzeug, das man im Theater zum Nachtessen oder zu Erfrischungen gebraucht hat, durch die finstern Straßen nach Mitternacht, ohne angetastet zu werden.

Wenn aber die Neapolitaner gleich gewaltsame oder hinterlistige Entwendungen scheuen, so ist dennoch der Trieb, sich andrer Eigenthum zu bemächtigen, bey ihnen eben nicht schwach. Es ist vielleicht keine Stadt in der Welt, wo so viele Prozesse geführt werden, als in Neapel. Es wimmelt deshalb auch hier von Advokaten, und die Tribunäle sind zahllos. Diese Prozeßsucht haben sie noch

von den Normännern beybehalten, die ihnen im eilften Jahrhundert dieſe Leidenſchaft einflößten, und ſolche zugleich mit ihren Geſetzen einführten, nach welchen noch jezt das Land regiert wird.

Die Pederaſtie iſt in Neapel mehr wie in irgend einer andern Stadt von Italien gebräuchlich: Klima und Müßiggang befördern dieſe unglückliche Leidenſchaft in einem Lande, wo das Frauenzimmer auf ſeine Reize eben nicht ſtolz ſeyn kann. Ich habe noch keine große Stadt in Europa geſehn, wo man ſo ſehr die gute Bildung des ſchönen Geſchlechts vermißt, wie hier. Dieſen Mangel erſetzen ſie nur ſehr ſchwach durch eine unbegränzte Wolluſt. Lord Tilney, ein großer Pederaſt, der im vorigen Jahre geſtorben iſt, hatte deshalb auch Neapel fünfundzwanzig Jahre lang zu ſeinem Aufenthalt erwählt. Um einen Criminal-Prozeß in England zu vermeiden, der ihm wegen dieſem ſeinen Lieblingstriebe angedrohet wurde, den kein Volk mehr haßt, als die Engländer, verließ er ſein Vaterland auf ewig, und lebte von ſeinen in achtzehntauſend Pfund Sterling beſtehenden Einkünften in Italien mit der Pracht eines großen Fürſten. Er war gewöhnlich im Sommer zu Florenz und im Winter zu Neapel, wo er ſehr glänzende Feſte

gab, und befriedigte seine Leidenschaft bis an seinen Tod.

Eine Landessitte, die auch die Pederastie in Italien befördern hilft, ist der abgeschmackte Gebrauch, von Mannspersonen alle Weiberdienste verrichten zu lassen. Dieser Gebrauch kommt von dem alten barbarischen Vorurtheil her, nach welchem die Keuschheit als die größte aller Tugenden, und die Unkeuschheit als das abscheulichste Laster angesehn wurde. Um nun dieses zu vermeiden, entfernt man die Weiber von allen häuslichen Bedienungen, und überläßt alle Dienste den Männern, die sogar den Frauen und unverheuratheten Schönen die Betten machen. Auch in allen Gasthöfen in ganz Italien ist dieser Gebrauch beybehalten, wo man kein weibliches Geschöpf sieht. Die Weiber werden dadurch platterdings zur Unthätigkeit verdammt, die sie sich denn auch gern gefallen lassen; sogar daß der Mann einer gemeinen Frau, wenn er gleich durch seiner Hände Arbeit Brod ins Haus schaffen muß, dennoch die ihm kostbare Zeit mit seinen Hausdiensten zu verschleudern genöthigt wird. Er muß hingehn, Lebensmittel einzukaufen; er muß sie selbst zubereiten, ja er muß Wohnung und Geschirre reinigen, während seine theure Hälfte zum Fenster

heraus sieht, sich putzt, oder spazieren geht. Man wird vielleicht glauben, daß nur ein guter Ehemann sich so gegen ein geliebtes Weib betragen könne, aber nein, gut oder böse, so ist dieses seine Pflicht, wofür ihm das Weib gar keinen Dank sagt. Ich habe diese sonderbare Sitte noch von keinem Reisenden bemerkt gefunden, indessen ist sie buchstäblich wahr, wie alle diejenigen bezeugen können, die nicht blos auf Kunstwerke, Büchersammlungen und Schauspiele ihre Neugier eingeschränkt, sondern auch das sittliche Leben zum Gegenstand ihrer Beobachtungen gemacht haben.

Neapel ist der einzige Ort in der Welt, wo das so berüchtigte Gift Aqua Tofana verfertigt wird. Es sind jedoch zum Wohl der Menschheit nur sehr wenige Personen hier, die es zuzubereiten wissen. Man hat die strengsten Verordnungen nicht allein gegen den Verkauf desselben, sondern selbst gegen diese Zubereitung gemacht, wodurch das Uebel zwar gemildert, aber nicht ausgerottet worden ist. Dieses außerordentliche Gift ist glücklicherweise in Deutschland noch unbekannt. Nichts ist gefährlicher als dieses unselige Mittel, gegen welches keine Vorsicht sichern, noch irgend ein Gegengift angebracht werden kann. Ich habe Gelegenheit gehabt,

die Bestandtheile desselben zu erfahren, die aber nur ein Theil von diesem wunderbaren Arcano sind. Es wird aus Opium und spanischen Fliegen gemacht. Das Sonderbare dabey ist, daß es so klar wie das reinste Wasser aussieht, und keinen Geschmack hat, daher man nicht dagegen auf seiner Hut seyn kann. Es greift die edelsten Theile im Körper an, verursacht keine Zuckungen, noch besondere Schmerzen, sondern einen schmachtenden dahin sinkenden Zustand, der aller Kunst Trotz bietet, und einen sichern Tod zur Folge hat. Wie künstlich man es verfertigen müsse, kann man daraus abnehmen, daß von eben diesen beiden Ingredienzen, deren Wirkung hier so schrecklich ist, die Chineser ein ungemein kräftiges Mittel zur Stärkung für den sechsten Sinn zu machen wissen.

Die Lebensmittel sind in Neapel sehr wohlfeil, daher die Volksmenge auch so groß ist, die sich hier auf 350,000 Seelen erstreckt. Tausende finden sich aus den Provinzen ein, da die Erwerbnisse in dieser Residenz so mannichfaltig, und die Bedürfnisse so leicht zu befriedigen sind. Man schläft auch hier mehr, wie in einer Stadt in Italien, das heißt, in der warmen Jahreszeit den größten Theil des Tages, wobey man fast die ganze Nacht wachend

ist. Die Tagesvergnügungen haben so wenig Reiz für die Neapolitaner, daß sie nicht einmal in dem ganzen Umfang ihrer Stadt einen Spaziergang haben, wo man unter dem Schatten der Bäume lustwandeln könnte. Ein guter Gebrauch aber ist die hiesige Mode, in warmen Tagen bey Besuchen, selbst im Hause des Besuchten, seinen Anzug zu wechseln; und wenn es gleich nur ein Hemde ist, so spürt man das wohlbehagende dieses Wechsels.

Neapel hat wenig vortrefliche Werke der Baukunst aufzuweisen, ob man gleich große und prächtige Kirchen, Klöster und Paläste sieht. Man hat hier vorzüglich Geschmack an dem Ausschweifenden in den Künsten, und dieser offenbart sich auch in Gebäuden, Springbrunnen, u. s. w. die mit den Römischen sehr contrastiren. Das Steinpflaster aber ist hier sehr gut, und besteht fast durchgehends aus der Lava des Vesuvs, die man in großen und breiten Stücken ausgehauen hat. Die Dächer der Häuser sind ganz flach, daher bey einer Belagerung die Stadt in einer sehr üblen Lage seyn würde.

Die Apotheken muß man hier in den Klöstern suchen, die alle dergleichen haben, wo die Arzneymittel zubereitet und verkauft werden. Die Armen erhalten sie umsonst; wie man denn überhaupt den

Neapolitanern die Wohlthätigkeit gegen Dürftige nachrühmen muß. Das überaus reiche Karthäuſer-Kloſter allhier ernährt täglich einige Tauſend derſelben, die zu ganzen Schaaren den Berg beſteigen, worauf dieſes Kloſter liegt, das eine unbeſchreiblich ſchöne Ausſicht hat, und wegen ſeines Reichthums nach den neuern Grundſätzen wohl keine lange Exiſtenz mehr hoffen darf.

Solche Unternehmungen und Reformen ſind in keinem Lande leichter auszuführen, als in Sicilien, wo der König das außerordentliche Prärogativ hat, beſtändiger Legat des Römiſchen Stuhls zu ſeyn. Er kann nach ſeinem Gefallen alle weltliche und geiſtliche Perſonen dieſes Königreichs excommuniciren und losſprechen. Kein Rang, noch Würde, wäre es auch ein Kardinal, kann ſich daſelbſt ſeiner Gerichtsbarkeit entziehen. Der dortige königliche Repräſentant führt auch den höchſt ſonderbaren Titel: Beatiſſimo Padre (Allerſeligſter Vater) der ihm in allen Bittſchriften gegeben wird. Ob der König dieſes Prärogativ nun gleich in Neapel nicht hat, ſo hat man doch hiedurch gewiſſe Begriffe von ſeiner geiſtlichen Gewalt erlangt, wodurch viele willkührliche Maaßregeln gegen die Kleriſey erleichtert werden würden, im Fall man die-

ses Vorurtheil recht benutzen wollte. Indessen hat man doch nie dahin gelangen können, die Inquisition einzuführen, gegen welches fürchterliche Tribunal sich das Volk zu wiederholtenmalen ganz unbändig gesträubt hat. Man sieht auch, daß der Mangel dieses Gerichts die Andacht bey den Neapolitanern nicht geschwächt hat, die sie durch die unabläßige Ausübung von Religionsgebräuchen äußern, und überdem auch die Fasten strenger, wie an einem Ort in Italien beobachten; wodurch sie die Ausschweifungen büßen wollen, denen sie sich im Carneval ohne Maaß überlassen.

Dieses Carneval ist hier überaus glänzend. Das große Opernhaus, St. Carlo, ist das prächtigste in Italien, und da das in Parma nicht gerechnet werden kann, auch das größte in Europa. An gewissen Tagen wird es ganz mit Spiegeln geziert, und alle Logen von oben bis unten zu illuminirt, welches einen erstaunlichen Anblick macht. Ich sahe es einigemal in diesem Glanze. Der erste Eindruck war betäubend, allein es währte nicht lange, so empfand ich das Zweckwidrige und Unangenehme dieser zu großen Erleuchtung. Alle Theaterkünste gingen dabey verloren; man war zu geblendet, um etwas recht zu sehn. Was aber dieses

Theater vorzüglich auszeichnet, iſt, daß die Decorationen nicht wie in allen andern Ländern in groſſen Seitenſchirmen beſtehn, die ſchräg vorgeſchoben werden, ſondern ſie machen hier nur drey ungeheure Wände aus, die den Hintergrund der Scene und die beiden Seiten einnehmen. Auf dieſen drey Stücken werden die größten Gegenſtände perſpektiviſch gemalt; eine Einrichtung, die keine gute Wirkung thut, und daher auch wohl ohne Nachahmung bleiben wird. Dieſes königliche Schauſpiel iſt ſo wie die andern Theater der Stadt in den Händen von Unternehmern, deren Contract nur einjährig iſt, und die dabey nach den Umſtänden gewinnen oder verlieren. Es iſt hier kein Theater für regelmäßige Luſt- und Trauerſpiele, allein verſchiedene für Singpoſſenſpiele, Zoten- und Marionettenſpiele, die außerordentlichen Zulauf haben. Das Volk kann nicht leben, ohne ihren Polichinello anzugrinzen. Dieſe Rolle iſt die Darſtellung eines Calabriſchen Bauern, der auf eine plumpe Art witzig ſeyn will, und in ſeiner Landesſprache die elendeſten Zoten ſagt.

Die Neapolitaner haben indeſſen den Ruhm, den giganteſken Entwurf eines Schauſpiels ausgeführt zu haben, das in den Jahrbüchern des Car-

nevals das einzige seine Art ist. Dieses geschah vor ungefähr zwölf Jahren, und ist seitdem bey jedem Carneval wiederholt werden. Der berühmte französische Maler Vienne, der sich damals in Rom befand, machte den Plan dazu, und schickte ihn nach Neapel. Der Gegenstand desselben war eine Maskerade, die den Zug des türkischen Sultans aus dem Serail zu Konstantinopel nach der großen Moschee vorstellen sollte. Der ganze Hof, der König und die Königin mit eingeschlossen, verband sich zu diesem höchst prächtigen Schauspiel, wobey man in Neapel bey hellem Tage, wie durch magische Kunst, nach der Residenz der Ottomannen versezt wird. Man sieht hier den Sultan von seinen Sultaninnen, von allen Großen des Reichs, und allen Beamten des Serails begleitet, wozu einige tausend Janitscharen kommen. Jedermann ist ganz nach dem türkischen Costume gekleidet, das auch fast in allen Theilen beobachtet wird. Die Bassen, Agen, Vezire, u. s. w. strotzen in den reichsten Kleidern, die von Juwelen schimmern. Da alles an einem solchen Tage vorzüglich glänzen will, und deswegen die größten Kosten nicht gescheut werden, so kann man vielleicht sagen, daß die Nachahmung hier die Pracht des Urbilds übertrift.

Der Zug geht durch die vornehmſten Straßen, und obgleich die königliche Familie ſich mit dazu geſellt, ſo ſtellt der König dennoch nie den Sultan vor, ſondern erſcheint gewöhnlich unter der Maſke eines Baſſa. Dieſer glänzende Aufzug geſchieht mehrentheils gegen das Ende des Carnevals; bisweilen wird er auch während demſelben mehr als einmal wiederholt.

Der neapolitaniſche Adel iſt überaus zahlreich, und zum Theil auch ſehr reich. Die Titel eines Grafen oder Marcheſe ſind für die herrſchende Eitelkeit deſſelben nicht hinreichend; man will durchaus Fürſt oder Herzog ſeyn, daher dieſe beiden hohen Titel auch dem gröſten Theile der adlichen Familien eigen ſind. Durch dieſe Gemeinheit verlieren ſie viel von ihrem Werth, und man würde Unrecht thun, ſie mit den Fürſten und Herzögen andrer Länder in Eine Klaſſe zu ſetzen, da dieſe hochtönende Titel hier eigentlich nichts mehr bedeuten, als was an den Höfen von Berlin und Dresden ein jeder Edelmann iſt. Der Maaßſtab des Anſehns iſt hier, ſo wie überall, Reichthum und Aufwand. Es giebt in der That einige dieſer Fürſten, die mit der Pracht eines Königs leben, dahingegen andre in einem Stübchen zur Miethe wohnen, und ſich ſehr kümmerlich behelfen. Da die Lauſer hier

sehr gemein sind, und für geringen Lohn dienen, so hat ein solcher Principe auch ein Geschöpf dieser Gattung, das seinen ganzen Glanz ausmacht.

Man sieht hier so viele Kutschen wie in Paris, und die überdem weit mehr durch den Luxus blenden, da die mehresten mit vier auch sechs schönen neapolitanischen Pferden bespannt, und von einer Menge reichgekleideter Bedienten und Laufer begleitet sind. Der Unterhalt dieser Bedienten wird durch die wohlfeilen Lebensmittel sehr erleichtert; besonders da sie mit einem geringen Lohn zufrieden sind, den sie als ein Glück betrachten, weil sie kein größeres kennen, als in Neapel zu leben. Diese Leute tragen hier lange Degen; ein Gebrauch, der meiner Meynung nach in der Unsicherheit seinen Ursprung hat, die ehemals hier noch weit größer war wie jezt. Die Bedienten mußten daher ihre Herren schutzen und vertheidigen.

Da Bildergallerien und Bibliotheken nothwendig mit zum Luxus der Großen gehören, so fehlt es auch hier nicht daran. Unter andern hat der Fürst Tarsia einen sehr prächtigen Büchersaal, wo Vergoldungen allenthalben mit außerordentlicher Verschwendung angebracht sind. Daß er durch diese Pracht nicht die Musen besonders hat ehren wollen,

ſieht man an ſeinem Stalle, der auch reichlich bemalt und verziert iſt. Seit einigen Jahren hat auch die Königin eine deutſche Bibliothek zu ihrem eigenen Gebrauch angelegt, die der berühmte Maler Füger in Wien durch ſeinen Pinſel geſchmackvoll verſchönert hat.

Es iſt merkwürdig, daß man in Neapel weniger neue Kunſtwerke antrifft, wie in andern groſſen Städten von Italien. Die beſten von den ehemals vorhandenen hat man nach Spanien geſchickt. Auch ſelbſt an antiken Kunſtwerken hatte Neapel vor der Entdeckung von Herculanum, Pompeja und Paeſtum groſſen Mangel, der aber durch das Auffinden dieſer alten Städte reichlich erſezt wurde. Daß man aber einen ſo überaus ſchönen Fund nicht beſſer genutzt hat, erregt den Schmerz aller Gelehrten und Künſtler, und wird ein ewiger Gegenſtand des Bedauerns für unſere Nachkommen ſeyn.

Man iſt mit dieſen Schätzen, welche nicht allein Neapel, ſondern der ganzen aufgeklärten Welt gehörten, auf die unverantwortlichſte Weiſe umgegangen. Die hier herrſchende groſſe Unwiſſenheit, und die daraus entſtehende engbrüſtige Denkungsart, hat ſich bey dieſer Ge-

legenheit in dem helleſten Lichte gezeigt. Das poetiſche Bild von Geiſtern, welche Zauberſchätze bewachen, die ſie nicht brauchen können, wurde hier realiſirt. Man ſtellte Wachen aus, gewährte mit vieler Schwierigkeit den Anblick dieſer Seltenheiten, und verbot ſtrenge alle Unterſuchungen die auf der Stelle gemacht werden konnten. Ja noch jezt iſt es hier nicht erlaubt, nur die kleinſte Inſchrift abzuſchreiben, oder den geringſten Gegenſtand zu zeichnen. Der große Winkelmann führte hierüber ſchon die bitterſten Klagen. Da er dieſe berühmten Ruinen beſuchte, gab man auf alle ſeine Bewegungen acht, und betrug ſich dabey auf eine ſo neidiſche und niedrige Art, daß der ganze dieſem vortreflichen Mann ſo eigene Enthuſiasmus fürs Alterthum nicht dagegen aushalten konnte. Er entfernte ſich daher ohne Beobachtungen zu machen, die wir und die Nachwelt alſo unglücklicherweiſe verloren haben.

Man kann ſich nichts barbariſcher denken, als die dabey getroffnen Anſtalten. Die aus Herculanum herausgezogenen Kunſtwerke, Geräthe, u. ſ. w. wurden nach Portici gebracht, eine Stadt, die auf die Lava des Veſuvs gebaut iſt, welche und Herculanum begraben hat, daher eine auch genau über die andre liegt. An dieſem höchſt unſichern Ort, am

Fuße des feuerſpeyenden Berges, werden noch auf den heutigen Tag dieſe Schätze aufbewahrt, von denen man die höchſten Erwartungen hatte, die aber durch Dummheit, Nachläßigkeit und einen ſinnloſen Neid faſt ganz vereitelt wurden. Der koſtbarſte und unſchäzbarſte Theil der gefundenen Sachen waren die Manuſcripte, die man mit Erſtaunen wie unbrauchbaren Plunder hingeworfen und vernachläßigt ſieht. Es ſind eigentlich Rollen, welche die Geſtalt von runden ſchwarzen Hölzern haben, und anfangs unmöglich ſchienen entwickelt zu werden, weil ſie durch den Brand ſo vertrocknet waren, daß ſie bey der Berührung in kleine Blätterchen zerfielen. Ein ſinnreicher Mönch aber, Namens Raggio, ein Gemeſer, übernahm dieſe höchſt ſchwürige Arbeit, und bewirkte dieſe Entwickelung vermittelſt einer Maſchine. Das Werk ging indeß ſehr langſam von ſtatten, weil man ihm nur einen einzigen Menſchen zu Hülfe gab. Dieſe ſo übel angebrachte Sparſamkeit iſt Schuld, daß von mehr als achthundert Rollen nicht mehr als vier Rollen wirklich abgewickelt wurden, die zufälliger Weiſe eben nicht wichtig ſind. Hiebey iſt es geblieben; die Arbeit iſt jezt eingeſtellt, und die noch vorhandenen Manuſcripte werden mit Füßen getreten. Sie ſind alſo für die Welt völlig verloren. Man

ist dem anfangs entworfenen sonderbaren Plane noch bis jezt so getreu geblieben, daß noch keine Zeile von den entwickelten Rollen gedruckt worden ist, wodurch denn der gute und geschickte Mönch alle Lust zu dieser mühsamen Arbeit verloren hat.

Es ist zu verwundern, daß der hier befindliche englische Gesandte, Ritter Hamilton, der so viel beym Könige gilt und sein unzertrenlicher Gesellschafter ist, nicht seinen ganzen Credit angewandt hat, um diesem Unwesen zu steuern, und sowohl die gefundenen litterarischen als Kunst-Schätze ans Licht zu bringen, und für die Welt nuzbar zu machen. Er würde sich dadurch ein weit größeres Verdienst und einen gegründetern Nachruhm erworben haben, als durch seine Hypothesen über den Berg Vesuv, die troz aller Versuche und Beobachtungen doch nur Hypothesen sind und bleiben.

Man kann sich keine angenehmere Lustreise vorstellen, als von Neapel nach diesen begrabenen Städten. Der Weg dahin bis Portici, der eine deutsche Meile beträgt, ist eine ununterbrochene Reihe von großen Flecken und Landhäusern. Pompeja liegt zwey deutsche Meilen weiter. Der Unterschied zwischen dieser alten Stadt und Herculanum besteht darin, daß leztere unter der Erde und bedeckt ist, Pompeja hingegen unbedeckt unter

freyem Himmel zu ſehen iſt. Ihre weitere Entfernung vom Veſuv verurſachte, daß ſie nur mit Aſche und Sand verſchüttet wurde, allein das Loos von Herculanum war, unter der brennenden Lava begraben zu werden. Da dieſe nun wegen der Härte ſchwer wegzuräumen, und überdem Portici, wie ſchon oben geſagt, gerade über die alte Stadt gebaut iſt, ſo iſt man mit einem Theile der ſo glücklich aufgefundenen Seltenheiten zufrieden geweſen, und hat das wirklich ſchon aufgegrabene größtentheils wieder zugeſchüttet. Man muß mit Lichtern tief unter der Erde ſteigen, um das wenige zu beſehn, was der erſte Eifer, durch die Neuheit gereizt, zum Vorſchein gebracht hat, und man gleichſam zum Andenken dieſer ſo merkwürdigen Entdeckung noch offen behält. Dieſes iſt ein ſehr wohl erhaltenes Schauſpielhaus in allen ſeinen Theilen, wovon man aber die Statuen, Gemälde, u. ſ. w. weggenommen hat, die das königliche Muſeum zieren. Man kann ſich beym Anblick deſſelben nicht des Wunſches erwehren, daß dieſes ſchöne Theater mit Beybehaltung aller ſeiner Zierrathen ganz aufgedeckt worden wäre; eine Unternehmung, welche die geringe Liebe zu den Wiſſenſchaften und eine unrühmliche Oekonomie verhinderte. Freylich, wären hier die Knochen eines vornehmen Heiligen auf-

zusuchen gewesen, so hätte man keine Kosten gescheut.

Die Gleichgültigkeit, womit man diese so sonderbare Entdeckungen behandelt, wird man noch bis auf den heutigen Tag in Pompeja gewahr, zu dessen völliger Aufdeckung es eben nicht ungeheurer Kosten bedurft hätte. Die Asche lag hier, wo sie am stärksten gefallen war, nicht höher als achtzehn bis zwanzig Fuß, an andern Stellen weit weniger. Diese wegzuschaffen, brauchte man blos viele Hände anzustellen, die in ein paar Jahren damit fertig geworden wären. Allein so waren der Arbeiter im Jahr 1779 nicht über 30, und auch diese würde man nicht finden, wenn man nicht Ehrenhalber wenigstens dem Scheine nach mit der Arbeit fortfahren müßte. Wie lächerlich dieser Kaltsinn mit dem strengen Gebot kontrastirt, nichts aufzuzeichnen, oder etwas davon Andern zukommen zu lassen, kann ein jeder beurtheilen.

Dasjenige, was indessen in Pompeja schon aufgedeckt ist, stellt einen sehr außerordentlichen Anblick dar. Es erregt eine ganz eigene Sensation, wenn man mit der gehörigen Kenntniß des großen Volks, das ehmals diesen Erdraum bewohnte, in den Gassen dieser alten Stadt herumgeht, und Häuser, Bäder, Theater, Tempel u. s. w. vor sich sieht,

von denen man ſich unmöglich vorſtellen kann, daß deren Erbauer vor ſiebenzehn Jahrhunderten lebten. Die Aſſociation der Ideen verurſacht, daß man nur durch Ueberlegung dieſen ungeheuren Zeitraum mit den Gegenſtänden in Verbindung bringen kann, die man vor Augen hat, und wovon viele, z. B. Häuſer und Geräthe, blos ein Alter von wenig Jahren dem Anſcheine nach beweiſen. Man hat mit Verwunderung die Entdeckung gemacht, daß Pompeja ſchon mit Lava gepflaſtert war; ein Beweis, daß dieſe Auswürfe des Veſuvs weit älter ſind, wie man insgemein geglaubt hat.

Alles, was man nun ſowohl hier als in Päſtum ausgräbt, wird nach dem königlichen Palaſt in Portici gebracht, und daſelbſt in einer großen Anzahl Säle aufgeſtellt. Dieſe Sammlung von alten Gemälden, metallenen und marmornen Statuen, Büſten, Urnen, vertrockneten ſiebenzehnhundertjährigen Eßwaaren und Weinen, dergleichen Gefäßen und Geräthſchaften aller Arten und Gattungen iſt in der That unermeßlich, und wäre hinreichend, alle großen Antiken-Kabinette in Europa anzufüllen, wobey dieſes dennoch das vollſtändigſte bleiben könnte. Selbſt der Fußboden der Säle iſt mit antiken moſaiſchen Steinen ausgelegt. Es iſt ein wahres Labyrinth der Kunſt und des Al-

terthums, das man wegen der zahlloſen Menge von merkwürdigen Gegenſtänden nur ſehr flüchtig betrachten kann. Wäre die Sammlung in Neapel aufgeſtellt, ſo würde dadurch wenigſtens unter den dortigen Künſtlern das Studium der Künſte befördert werden, allein in Portici iſt es nicht viel beſſer, als ob alles noch unterm Schutte läge, wozu noch die gefährliche Lage des Orts kommt. Man iſt keinen Tag ſicher, daß dieſer ungeheure und unſchäzbare Vorrath nicht von der Oberfläche der Erde wieder verſchwinde.

Dieſe Idee, Antiken mit Antiken ungenüzt zu häufen, und ſie ſodann auf gut Glück dem erſten Auswurf des Berges Preiß zu geben, geht noch weiter. Man hat ſogar dem Farneſiſchen Hercules, der ſich in Rom befindet, hier ſeinen Plaz beſtimmt. Dieſe vortrefliche Bildſäule ſteht mit andern ſchönen Antiken in dem Hofe des Palaſtes Farneſe in Rom, welcher durch Erbſchaft dem Könige von Neapel zugefallen iſt. Man hat die nächſte Vacanz des päbſtlichen Stuhls zu dieſem Transport feſtgeſezt; eine Epoche, die wegen der alsdenn herrſchenden Anarchie keine Widerſezung erwarten läßt. Wie ſehr muß hiebey ein jeder Deutſcher bedauern, daß die für die Künſte ſo überaus wichtige Farneſiſche Erbſchaft ganz für Deutſchland verloren gegangen,

wie ſchon im neunten Abſchnitte berührt worden iſt. Es würde bey der Theilung derſelben dem kaiſerlichen Hofe nur einen Federſtrich gekoſtet haben, ſo könnte man jezt in Wien die herrlichſten Kunſtwerke bewundern und ſtudieren, die man nun für keine Summen erſtehen kann, und welche damals ſo leicht zu erhalten waren.

Vor der weſtlichen Seite der Stadt liegt die berühmte Höle von Pauſilippo, auf dem Wege, der von Neapel nach Puzzoli führt. Dieſes kühne Werk, den Berg zu durchbrechen, wurde auf Befehl des Agrippa von zwey Freygelaſſenen unternommen, welche die Baukunſt ſtudiert hatten. Die Höle hat eine Länge von ungefähr tauſend Schritten, und eine Breite von dreyzehn bis vierzehn Fuß. Sie verurſacht einen ſeltſamen Eindruck, und beweiſt auffallend, was Menſchenhände auszurichten vermögend ſind. Am Eingange derſelben iſt ein mit Lorbern bewachſener Ort, den man für Virgils Grab hält, welches aber noch manchen Zweifel unterworfen iſt. Dieſe Gegend hat auch noch andre ſehr merkwürdige Gegenſtände, als die Hundsgrotte, den See Agnano, und die Solfaterra, mit deren Beſchreibungen alle Reiſebücher angefüllt ſind, daher ich ſie hier füglich übergehn kann.

Auch vor dem Vesuv wird man hier keine Beschreibung erwarten, da alle diesen berühmten Berg betreffende Nachrichten ewige Wiederholungen sind. Ich habe dieses große Natur-Produkt in der Ferne und in der Nähe angestaunt, und bin bis zu dessen höllischem Schlunde gestiegen, der, wie bekannt, beständig Steine und Asche auswirft, und unaufhörlich raucht. Man macht auch Sammlungen von der Lava, die am Fuße des Vesuvs verkauft werden, und zwar von 650 verschiedenen Sorten in großen und kleinen Tafeln. Die Höhe des Berges über der See ist auf 1677 Fuß berechnet worden.

Die Leidenschaft des Königs, welche nicht für Künste und Wissenschaften gestimmt ist, hat das Militär zum Gegenstand, das aber demungeachtet sich hier in einem elenden Zustande befindet. Die Schweizerregimenter sind darunter die einzigen Soldaten; die übrigen Truppen verdienen keine Erwähnung. Sie sind von den arabischen und tatarischen Horden blos durch uniforme Kleidung, Waffen und Eintheilung in Compagnien und Regimenter unterschieden. So wird sie ein jeder Sachkundige Deutsche beurtheilen, der sich durch die Spiele auf dem Paradeplaz nicht irre machen läßt. Die Hälfte der Armee liegt in der

Hauptſtadt; wenn man hiezu nun die Marine des Staats nimmt, die ſich ganz hier befindet, und auf welche der König jezt große Aufmerkſamkeit richtet, ſo iſt man geneigt, ſich von dem Vertheidigungszuſtande der Stadt vortheilhafte Begriffe zu machen. Allein dieſe Marine iſt mit den Landtruppen von einem Schlage. Unwiſſend in allen Theilen der Schiffahrtskunde, ohne Kühnheit dem wilden Elemente zu trotzen, ohne Ehrgeiz, und ohne Erfahrung. Um wenigſtens einige dieſer Eigenſchaften und Kenntniſſe von den großen Seefahrenden Nationen abzulernen, wurden im amerikaniſchen Kriege ſechs junge Leute als Volontärs zur engliſchen, und ſechs zur franzöſiſchen Flotte geſchickt. Dieſe Auserwählten, die ich ſelbſt gekannt habe, waren ganz dazu gemacht, von der neapolitaniſchen Marine die richtigſten Begriffe zu geben, welche durch die Kriegserfahrung dieſer Jünglinge wohl nicht ſehr gebeſſert werden dürfte.

Indeſſen iſt der Wunſch unter den Seemächten zu paradiren dieſem Staat höchſt angemeſſen. Neapel iſt die einzige Reſidenzſtadt, die am mittelländiſchen Meere liegt. Dieſe Lage und ihre geringen Vertheidigungsmittel ſetzen ſie vieler Gefahr blos. Hiedurch wurde der engliſche Admiral

Byng *) kühn gemacht, 1718 die große Handlung des Popillius gegen den König Antiochus nachzuahmen, die wir in der alten Geschichte so sehr bewundern. Popillius, als römischer Gesandter, machte nämlich mit seinem Stabe im Sande einen Kreis um den mächtigen König von Syrien, mit dem er im freyen Felde an der Spitze seines Heers redte, und gebot ihm, ehe er aus demselben träte, sich zu erklären, ob er der Römer Freund oder Feind seyn wolle. Ein so kühnes Betragen that die verlangte Wirkung, und Antiochus wählte das erstere. Eben so machte es Byng, der damals eine zahlreiche englische Flotte im mittelländischen Meere commandirte. Die Admirals-Vollmachten haben bey dieser Nation gewöhnlich einen sehr großen Umfang; man überläßt ihnen alles zu thun, was sie ihrem Vaterlande vortheilhaft glauben. Byng verlangte die Neutralität des Königs von Neapolis bey dem damaligen Kriege. Die Antwort war gerade die nämliche, die Antiochus vor zweytausend Jahren gab. Man wollte es überlegen, und nach gehaltener geheimen Rathsversammlung ihm des Königs Entschluß wissen lassen; wobey man ihm

*) Dieses war der Vater des unglücklichen Admiral Byng, der 1756 in Portsmouth wegen dem Verlust von Minorca arquebusirt wurde.

aber anzeigte, daß hiezu mehrere Tage erfodert würden. Byng's Antwort aber war ſehr kurz und laconiſch. Er zog ſeine Uhr aus der Taſche, legte ſie auf den Tiſch im Admiralſchiff, und ſagte: er gäbe dem Könige nur vier Stunden Bedenkzeit, ſich zu erklären, nach Verlauf derſelben würde er ſeine Maaßregeln nehmen. Dieſes äußerſt unerwartete Betragen, das man ſich wohl gegen Neger-Könige, aber nicht gegen einen europäiſchen König erlaubt hatte, war mit einer Bewegung der engliſchen Kriegsſchiffe begleitet, die ſich der Stadt näherten. Der Hof war ganz außer ſich vor Beſtürzung, und ehe noch drey Stunden vergingen, bewilligte man alles, was verlangt wurde.

* * *

So weit meine Bemerkungen über Italien, die ich bey einem ſo ſehr ergiebigen Stoff leicht durch einige Bände hätte vermehren können; allein ich habe gefürchtet, das Echo Andrer zu werden, wofür ſich ein reiſender Schriftſteller nicht genug hüten kann. Er mache ſeine eignen Beobachtungen, ſo gut es ihm Zeit, Muſſe und Fähigkeiten erlauben, und übergebe ſie ſodann dem Publico. Manche Leſer werden vielleicht meine Urtheile zu ſtrenge fin-

den, und vermuthen, daß üble Laune oder widrige Zufälle Einfluß darauf gehabt hätten. Dieſes iſt aber nicht der Fall geweſen. Die Länge meines Aufenthalts in dieſem Lande, und zwar zu verſchiedenen Zeiten, beweiſt gegen die Wirkungen der böſen Laune, die nicht leicht von langer Dauer ſind. Weit entfernt, mich über unangenehme Schickſale zu beklagen, habe ich hier vielmehr ſehr angenehme Tage verlebt, und höchſt verehrungswürdige Italiener kennen lernen. Die Achtung, die ich ihnen ſchuldig bin, ihre Höflichkeiten und freundſchaftliche Dienſte, haben mich jedoch nicht bis zu dem Grad beſtechen können, meine wohlgeprüfte Geſinnungen zu verleugnen, oder zu verbergen, wenn es darauf ankommt, der Wahrheit zu huldigen. Man kann ſich nicht entbrechen, dieſes ſchöne Land ſtrenge zu beurtheilen, wenn man bedenkt, was es geweſen iſt, und was es ſeyn könnte. Trägheit des Geiſtes anſtatt der hohen alt-italieniſchen Thätigkeit; Weichlichkeit an die Stelle jener Tapferkeit, die ſoviel unſterbliche Thaten erzeugte; und eine zufriedene Sklaverey anſtatt der enthuſiaſtiſchen Freiheitsliebe, welche, eine Reihe von Jahrhunderten, die Charakteriſtik der Bewohner dieſes von Natur und Glück ſo ſehr begünſtigten

Erdſtrichs war. Wo man ſeinen Fuß hinſetzt, tritt man auf claſſiſchen Boden, der die Reiſenden beſtändig erinnert, daß ſie ſich im Vaterlande eines Virgils, Horaz, Cicero und der Scipionen befinden; daß Cäſar, vielleicht der gröſte aller Sterblichen, hier geboren wurde; daß hier, nach einem Zeitraume von tauſend in Barbarey durchlebten Jahren, die Künſte wieder aus der Aſche hervorſtiegen, und daß in den neuern Jahrbüchern Italiens die großen Namen eines Raphael, Buonarotti, Arioſt und Columbus glänzen.

Ende des ganzen Werks.

Berichtigungen des zweiten Bandes.

Seite 22. Zeile 6. nach vereinigt iſt das Wort bedeckt ausgelaſſen.

— 28. Zeile 14. ſtatt Feinheit lies Freiheit.

— 43. Zeile 3. ſtatt unternehmenden lies thätigen.

— 48. Zeile 8. ſtatt die lies die.

— 145. Zeile 6. ſtatt 1745 lies 1746.

— 204. Zeile 6. Aracoli lies Aracocli.

— 215. Zeile 13. macellave lies macellare.

— 219. Zeile 23. ſtatt Bramande lies Bramante.

— 226. Zeile 1. nach Pfund iſt das Wort Silber ausgelaſſen.

— 241. Zeile 6. ſtatt wechſelte lies wechſelt.

— 345. Zeile 1. ſtatt könnten lies könnte.

— 364. Zeile 24. ſtatt und lies welche.